THEODORE ROOSEVELT

AUS MEINEM LEBEN



Theodore Roosevelt

Aus meinem Leben







Theodore Roosevelt

Theodore Roosevelt

Aus meinem Leben



Leipzig: F. A. Brockhaus · 1914

Vorwort.

Es gibt in meiner Autobiographie natürlich Kapitel, die jetzt noch nicht geschrieben werden können.

Es scheint mir für die Nation wie für den einzelnen von größter Wichtigkeit zu sein, daß auf die durchaus notwendige Verbindung gewisser Gruppen von Eigenschaften, die getrennt ziemlich häufig und leider auch ziemlich nutzlos sind, Gewicht gelegt wird. Praktische Tüchtigkeit ist häufig, und hoher Idealismus ist nicht selten; notwendig ist die Vereinigung beider, und diese Vereinigung ist selten. Die Friedensliebe ist unter schwachen, kurzsichtigen, furchtsamen und trägen Leuten häufig, und andererseits findet sich der Mut bei vielen Männern von bösem Gemüt und schlechtem Charakter. Keine der beiden Eigenschaften ist für sich allein von Wert. Nur jene starken und mutigen Männer, die klug den Frieden lieben, aber denen die Rechtschaffenheit doch noch über den Frieden geht, können Recht und Gerechtigkeit unter den Völkern der Erde herbeiführen und die Sache der Menschlichkeit fördern. Angesichts der gewaltigen Vielgestaltigkeit der sozialen und industriellen Verhältnisse unserer Zeit müssen wir ausgiebig und ohne zu zögern die vereinten Kräfte und Fähigkeiten unser aller gebrauchen, und doch wird die Anwendung unserer vereinten Kräfte nimmer etwas nützen, wenn sich der Durchschnittsmensch nicht das Gefühl für seine Pflicht, für sein Streben, für seine Verantwortlichkeit bewahrt. Alle die Tugenden müssen entwickelt werden, die ihren Wirkungskreis im Staate finden; aber diese Tugenden sind wie der Staub in einer winddurchfegten Straße, wenn sie sich nicht auf die starken und zarten Tugenden eines Familienlebens stützen, das auf der Liebe des einen Mannes zu der einen Frau sowie darauf beruht, daß sie fröhlich und ohne Zagen die gemeinsame Pflicht gegen ihre Kinder auf sich nehmen. Das höchste Pflichtgefühl muß herrschen, und zu ihm muß sich die Freude am Leben gesellen; schämen muß man sich bei dem Gedanken, daß man sich um die harte Arbeit des Lebens herumdrücken sollte, und zugleich Entzücken empfinden über die vielseitige Schönheit des Lebens. Mit flammender Seele und stählernem Sinn müssen wir

handeln, wie unsere kühlste Überlegung es uns gebietet. Dem Missetäter gegenüber müssen wir die größte Milde walten lassen, die sich mit dem unbarmherzigen Kampf gegen Freveltaten verträgt. Wir müssen gegen andere gerecht und großmütig sein und doch begreifen, daß es schändlich und jämmerlich ist, wenn wir der Unterdrückung nicht mit mutigem Herzen und gerüsteter Hand entgegentreten. Freundlichkeit und Zärtlichkeit müssen sich vereinen mit unbeugsamem Mut und der steten Bereitwilligkeit, Anstrengung, Mühsal und Gefahr auf sich zu nehmen. „Alle für einen und einer für alle" ist ein guter Spruch, aber nur unter der Bedingung, daß jeder mit Macht und Kraft arbeitet, um sich so zu halten, daß er nicht andern zu einer Last wird.

Wir in den großen, modernen Demokratien müssen unaufhörlich danach streben, unsere Heimat zu einem Lande zu gestalten, in dem der Arme, der wacker arbeitet, behaglich und rechtschaffen leben kann, und in dem der Reiche, der unredlich handelt und träge seine Pflicht versäumt, keinen Raum findet; und doch müssen wir den Reichen wie den Armen mit einem Maßstab messen, der auf dem Verhalten und nicht auf der gesellschaftlichen Stellung beruht, und wir müssen mit gleicher Schärfe unser Mißfallen zu erkennen geben über den gemeinen, boshaften Neid, der einen Mann haßt und ausplündern möchte, weil er wohlhabend ist, wie über die rohe, selbstsüchtige Anmaßung, die auf den, den das Leben hart angefaßt hat, verächtlich herabsieht und ihn ausbeutet.

Theodore Roosevelt.

Sagamore Hill, den 1. Oktober 1913.

Inhalt.

Abbildungen.

Erstes Kapitel.

Knaben- und Jünglingsjahre.

Mein Großvater väterlicherseits war von fast rein holländischer Herkunft. In seiner Jugend hatte er noch ein wenig Holländisch gesprochen, und in der Holländischen Reformierten Kirche in New York wurde der Gottesdienst zum letzten Male in holländischer Sprache abgehalten, als er ein kleiner Junge war. Um das Jahr 1644 kam sein Vorfahr Klaes Martensen van Roosevelt nach Neu-Amsterdam als „Ansiedler“ — denn so nannte man stolz den Einwanderer, der im siebzehnten Jahrhundert im Zwischendeck eines Segelschiffes und nicht im neunzehnten in dem eines Dampfers herüber kam. Von jenem Zeitpunkt ab ist die nächsten sieben Generationen vom Vater auf den Sohn hindurch jeder von uns auf der Insel Manhattan zur Welt gekommen. Diese meine Vorfahren waren allesamt echte Holländer, bis auf einen namens Waldron, einen Stellmacher; dieser gehörte zu den „Pilgern“, die in Holland zurückblieben, als die übrigen herüber kamen, um Massachusetts zu gründen, und begleitete dann die holländischen Abenteurer nach Neu-Amsterdam. Die Mutter meines Vaters war eine Pennsylvanierin von irisch-schottischer Herkunft, eine Frau von seltener Güte und Charakterstärke, Eigenschaften, die ihr ganzes Verhältnis zu Mann und Söhnen bestimmten. Obwohl sie selbst keine Holländerin war, lehrte sie mich doch das einzige Holländisch, das ich je gekannt habe, ein Kinderlied, dessen erste Zeile „Trippe troppa tronjes“ lautete. Diesen Vers habe ich nie vergessen, und als ich in Ostafrika war, erwies er sich als Bindeglied zwischen mir und den Burenkolonisten, von denen ihn manch einer kannte. Es war interessant, diese Männer kennen zu lernen, deren Vorfahren vor zweieinhalb Jahrhunderten nach dem Kap gekommen waren, etwa um dieselbe Zeit, zu der die meinigen nach Amerika auswanderten, und zu finden, daß die Nachkommen beider Auswandrerströme ihren Kindern noch immer wenigstens einige der alten Kinderlieder vorsummten.

Vorfahren väterlicherseits.

Über meinen Urgroßvater Roosevelt und sein Familienleben vor über hundert Jahren weiß ich nicht viel mehr, als was sich aus einigen seiner Bücher folgern läßt, die sich auf mich vererbt haben: es sind dies die Juniusbriefe, eine Lebensgeschichte des John Paul Jones, und Oberrichter Marshalls Biographie Washingtons. Sie lassen wohl darauf schließen,

daß seine Bibliothek nicht so bedeutsam war wie die des Urgroßvaters meiner Frau aus derselben Zeit; diese umfaßte bestimmt Bände wie die Originalausgabe der „Edinburgher Revue", denn sie stehen noch jetzt in unsern Bücherschränken. Meine lebhafteste Kindheitserinnerung an meinen Großvater Roosevelt besteht nicht in etwas, das ich selbst gesehen habe, sondern in einer Geschichte, die man mir von ihm erzählt hat. In seiner Knabenzeit war der Sonntag für kleine calvinistische Kinder holländischer Herkunft ein ebenso trübseliger Tag wie für die, die von den Puritanern, den schottischen Covenanters oder den französischen Hugenotten abstammten — und das sage ich als ein Mann, der stolz darauf ist, daß seine Vorfahren Holländer, Puritaner, Covenanters und Hugenotten waren, und stolz darauf, daß das Blut des erzpuritanischen Gottesmannes Jonathan Edwards in den Adern seiner Kinder fließt. Nachdem also mein Großvater an einem Sommernachmittag, zum zweitenmal am Tage, eine ungewöhnlich lange holländisch-reformierte Predigt angehört hatte, lief er, damals noch ein ganz kleiner Junge, rasch nach Hause, bevor sich die Gemeinde zerstreut hatte, und rannte dabei mitten in eine Herde von Schweinen hinein, die sich zu jener Zeit frei in den Straßen New Yorks umhertrieben. Rasch bestieg er einen großen Eber, der nicht minder rasch mit ihm durchging und ihn in voller Karriere durch die entrüstete Gemeinde hindurchtrug.

Ein Festmahl der guten alten Zeit.

Übrigens beleuchtet eins der Rooseveltschen Schriftstücke, die sich in meinem Besitz befinden, die Veränderung, die sich seit der von Pessimisten als „gute alte Zeit der Republik" bezeichneten Epoche auf manchen Gebieten des öffentlichen Lebens vollzogen hat. Der alte Isaak Roosevelt war Mitglied eines Rechnungsausschusses, der bald nach dem Ende der Revolution die folgende Rechnung genehmigte:

Der Staat New York schuldet John Cape
für ein von Sr. Exzellenz dem Gouverneur und dem Staatsrat Ihrer Exzellenzen dem französischen Gesandten und dem General Washington nebst Gefolge gegebenes Diner:
Dezember 1783

Für 120 Diners	£ 48. 0.0
Für 135 Flaschen Madeira	„ 54. 0.0
„ 36 „ Portwein	„ 10.16.0
„ 60 „ englisches Bier	„ 9. 0.0
„ 30 Bowlen Punsch	„ 9. 0.0
„ 8 Diners für die Musiker	„ 1.12.0
„ 10 „ „ „ Diener	„ 2. 0.0
„ 60 zerbrochene Weingläser	„ 4.10.0
„ 8 „ geschliffene Karaffen	„ 3. 0.0
„ Kaffee für 8 Herren	„ 1.12.0
„ Musik usw.	„ 8. 0.0
„ Obst und Nüsse	„ 5. 0.0
	£ 156.10.0
per Kassa	„ 100.16.0
	£ 55.14.0

Wir, ein Ausschuß des Staatsrats, haben die Rechnung (in Höhe von einhundertsechsundfünfzig Pfund zehn Schilling) geprüft und bescheinigen ihre Richtigkeit.

17. Dezember 1783.

Isaak Roosevelt.
Jas. Duane.
Egbt. Benson.
Fred. Jay.

Den obigen Betrag habe ich voll erhalten.
New York, den 17. Dezember 1783.

John Cape.

Man stelle sich vor, daß der Gouverneur von New York heute eine solche Rechnung (im Betrage von 3130 M.) für ein dem französischen Botschafter und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten gegebenes Festmahl einreichte! Falstaffs Ansichten über das richtige Verhältnis zwischen Sekt und Brot erhalten ihre Bestätigung durch das Verhältnis zwischen der Anzahl der Punschbowlen und der Flaschen Wein und Bier einerseits und dem „Kaffee für 8 Herren" andererseits — offenbar die einzigen, die bis zu diesem Stadium des Banketts aushielten. Besonders köstlich ist die gleichgültig-selbstverständliche Art, mit der festgestellt wird, daß acht geschliffene Karaffen und sechzig Gläser zerbrochen wurden — zweifellos infolge des Genusses des obigen Quantums an Wein und Punsch.

Während der Revolution nahmen einige meiner Vorfahren, in den Nord- wie in den Südstaaten, mit Ehren, aber ohne sich besonders auszuzeichnen, an den Feldzügen teil, andere wirkten in ähnlicher Weise beim Kontinentalkongreß und in den gesetzgebenden Körperschaften verschiedener Einzelstaaten. Schon dazumal waren diejenigen von ihnen, die in den Nordstaaten lebten, zum größten Teil Kaufleute, und die in den Südstaaten Pflanzer.

Vorfahren mütterlicherseits.

Die Verwandten meiner Mutter waren vorwiegend schottischer, aber auch hugenottischer und englischer Herkunft. Sie war Georgierin, denn ihre Familie war vor der Revolution aus Südkarolina nach Georgien gekommen. Der erste Bulloch war ein junger Mensch von den Hebriden, der vor zweihundert Jahren herüber kam, gerade wie seitdem Hunderttausende von bedürftigen, unternehmungslustigen Schotten in alle Welt hinausgewandert sind. Der Urgroßvater meiner Mutter, Archibald Bulloch, war der erste revolutionäre „Präsident" von Georgien. Ihr Vater, also mein Großvater, brachte die Wintermonate in Savannah, die Sommermonate auf seiner Besitzung Roswell zu, die im Innern Georgiens, in der Nähe von Atlanta, gelegen war und auf der er schließlich dauernd sein Heim aufschlug. Die Reise legte die Familie mit ihrem Handgepäck immer im eignen Wagen zurück, während ein zweiter Wagen den Hausrat nachführte. Ich habe Roswell erst zu sehen bekommen, als ich Präsident war; aber meine Mutter hatte mir so viel davon erzählt, daß mir, als ich endlich hinkam, zumute war, als ob ich bereits jede Ecke

und jeden Winkel kennte, und als ob die Geister all der Männer und Frauen, die es bewohnt hatten, noch dort hausten.

Die Negersklaven.

Ich meine damit nicht nur meine Familie, sondern auch die Sklaven. Meine Mutter und ihre Schwester pflegten uns Kindern allerlei Geschichten von den Sklaven zu erzählen. Eine der spannendsten betraf einen sehr alten Schwarzen, der in der ersten Ansiedlungszeit einmal von einem schwarzen Bären halb skalpiert worden war und deshalb „Bären-Bob" hieß. Da war ferner „Mom' Grace", die eine Zeitlang Kinderfrau meiner Mutter gewesen war und die ich für tot gehalten hatte, bis ich nach Roswell kam und sie mich begrüßte: eine sehr ansehnliche Frau, die augenscheinlich noch viele Lebensjahre vor sich hatte. Die beiden Hauptpersonen einer oft erzählten Geschichte waren der Negeraufseher „Papa Luke" und seine Frau „Mom' Charlotte". Ich habe beide nie zu sehen bekommen, aber die Pflicht, für sie zu sorgen, ging nach dem Tode meiner Mutter auf mich über. Sie lehnten es nach dem Schluß des Bürgerkrieges rundweg ab, freigelassen zu werden oder ihren bisherigen Wohnsitz zu verlassen. Das einzige, was sie von uns verlangten, war einmal im Jahr Geld genug zur Anschaffung einer neuen „Kre'tur", nämlich eines Maultiers. Mit einem gewissen Mangel an Erfindungsgeist meldete man zu jedem Weihnachtsfest, das Maultier sei verendet oder doch wenigstens so altersschwach geworden, daß ein neues beschafft werden müsse — ein mit komischem Ernst vorgebrachter Schwindel, der weder täuschte noch täuschen sollte, sondern nur einen Anhalt für die Höhe des gewünschten Weihnachtsgeschenkes bot. Das Haus meines Großvaters lag auf dem Wege, den Sherman auf seinem Marsch an die See genommen hatte*, und die Männer in Blau hatten so ziemlich alles Tragbare daraus mitgeschleppt, unter andern auch die meisten Bücher aus der Bibliothek. Als ich Präsident war, gelangten die Tatsachen über meine Herkunft in die Öffentlichkeit, und ein Mann, der damals in Shermans Armee gedient hatte, sandte mir eins der Bücher mit dem Namen meines Großvaters darin zurück. Es war eine kleine Ausgabe der Gedichte von „Mr. Gray" — eine in Glasgow gedruckte Ausgabe aus dem 18. Jahrhundert.

Das Heim in New York.

Am 27. Oktober 1858 wurde ich in New York, Zwanzigste Straße Nr. 28, geboren; in diesem Hause wohnten wir während der ganzen Zeit, wo meine beiden Schwestern, mein Bruder und ich kleine Kinder waren. Es war in dem strengen New Yorker Stil eingerichtet, den George Wil-

* Vom 14. November bis zum 20. Dezember 1864 durchzog General Sherman Georgien von Atlanta bis nach Savannah und plünderte das Land; die Truppen der Nordstaaten trugen blaue, die der Südstaaten graue Uniformen.

liam Curtis in den „Potiphar Papers" beschrieben hat. Die schwarzen Roßhaarbezüge im Eßzimmer zerkratzten die nackten Beine der Kinder, wenn sie darauf saßen. Das Mittelzimmer war eine Bibliothek mit Tischen, Stühlen und Bücherschränken von düster ehrwürdigem Aussehen. Da es keine Fenster hatte, konnte es nur abends benutzt werden. Das nach vorn gelegene Wohnzimmer kam uns Kindern überaus prächtig vor, doch wurde es nur Sonntag abends oder bei seltenen Gelegenheiten, wenn wir Gesellschaft hatten, für den allgemeinen Gebrauch geöffnet. Daß sich die ganze Familie am Sonntagabend zusammenfand, versöhnte uns einigermaßen mit einem Tage, der uns Kindern an und für sich wenig Freude machte — hauptsächlich weil wir reine Sachen tragen und sauber und ordentlich bleiben mußten. Die Prunkstücke dieses Zimmers sind mir noch heute erinnerlich, namentlich ein mit zahlreichen Kristallprismen behangener Gaskronleuchter. Diese Prismen stachen mir als ganz besonders prachtvoll in die Augen. Als eines Tages eins herunterfiel, nahm ich es schleunigst an mich, versteckte es sorgsam und weidete mich tagelang voll verstohlener Wonne an meinem Schatz; allerdings wurde diese Wonne stark durch die Furcht beeinträchtigt, entdeckt und des Diebstahls überführt zu werden. Auch eine Schweizer Holzschnitzerei war vorhanden; sie stellte auf dem Abhang eines außerordentlich niedrigen Berges einen sehr großen Jäger und unmittelbar hinter dem Kamm eine Gemsenherde dar, die ihrerseits für den Jäger unverhältnismäßig klein und für den Berg viel zu groß ausgefallen war. Dieses Bild fesselte uns immer, aber bei der Herde befand sich eine kleine Gemsenkitze, um deretwillen wir Qualen ausstanden, weil wir immer fürchteten, der Jäger könnte kommen und sie totschießen. Auf einer Malachitplatte stand ferner ein russischer Muschik, der einen vergoldeten Schlitten zog. Jemand bemerkte einmal in meinem Beisein, daß Malachit ein kostbarer Marmor sei; das rief in mir die Vorstellung wach, er sei ebenso kostbar wie Diamanten. In meinen Augen war der Muschik von jetzt an ein unschätzbares Kunstwerk, und erst in reiferen Jahren kam es mir zum Bewußtsein, daß ich mich irrte.

Auf dem Lande.

Die Sommermonate verbrachten wir bald hier, bald da auf dem Lande. Wir Kinder liebten das Land natürlich über alles. Die Stadt mochten wir gar nicht leiden. Wir brannten immer darauf aufs Land zu gehen, sobald der Frühling kam, und waren tief betrübt, wenn die Familie im Spätherbst in die Stadt zurückkehrte. Auf dem Lande hatten wir natürlich allerlei Lieblingstiere: Katzen, Hunde, Kaninchen, einen Waschbären und einen rotbraunen Shetland-Pony namens General Grant. Als meine jüngere Schwester übrigens zum erstenmal von dem wirklichen General Grant hörte, war sie sehr verwundert über den Zufall, daß ihm jemand denselben Namen gegeben hätte, den unser Pony trug. Dreißig Jahre später besaßen meine eigenen Kinder ebenfalls ihren Pony Grant.

Auf dem Lande liefen wir Kinder meist barfuß umher, und die Monate vergingen in einem Kreislauf ununterbrochener, berückender Freuden: wir sahen beim Heuen und Kornernten zu, wir pflückten Äpfel, wir machten erfolgreich auf Frösche und erfolglos auf Murmeltiere Jagd, sammelten Hickorynüsse und Kastanien für den Verkauf an geduldige Eltern, bauten Wigwams im Walde und spielten manchmal auf allzu realistische Weise Indianer, indem wir uns (und gelegentlich auch unsere Kleider) ausgiebig mit dem Saft der Kermeskirsche färbten. Der Danksagungstag* war ein sehr geschätztes Fest, das sich jedoch in keiner Weise mit Weihnachten messen konnte. Weihnachten war eine Gelegenheit zu geradezu wahnsinniger Freude. Am heiligen Abend hängten wir unsere Strümpfe auf — oder vielmehr die größten Strümpfe, die wir von Erwachsenen borgen konnten — und vor Tagesanbruch drängten wir uns sämtlich herbei, um sie zu öffnen, wobei wir auf Vaters und Mutters Bett saßen. Die größeren Geschenke waren, für jedes Kind auf seinem eigenen Tisch, im Wohnzimmer aufgebaut, dessen Tür sich gleich nach dem ersten Frühstück auftat. Ich habe nie erfahren, daß sonst jemand solche Weihnachten gefeiert hätte, die mir einfach zauberhaft erschienen, und in der nächsten Generation bemühte ich mich, sie für meine eigenen Kinder genau ebenso auszugestalten.

Mein Vater.

Mein Vater, Theodore Roosevelt, war der beste Mensch, der mir jemals vorgekommen ist. In ihm verbanden sich Kraft und Mut mit Freundlichkeit, Zärtlichkeit und großer Selbstlosigkeit. Nie hat er bei uns Kindern Selbstsucht oder Grausamkeit, Trägheit, Feigheit oder Unaufrichtigkeit geduldet. Als wir älter wurden, machte er uns begreiflich, daß man von Knaben eine ebenso reine Lebensweise verlangen müsse wie von Mädchen, und daß das, was für eine Frau unrecht sei, für einen Mann nicht recht sein könne. Trotz großer Liebe und Geduld und verständnisvollster Rücksicht und Teilnahme bestand er doch auf strenger Zucht. Körperlich gestraft hat er mich nur ein einziges Mal, und doch war er der einzige Mensch, den ich jemals wirklich gefürchtet habe. Ich will nicht sagen, daß das eine falsche Furcht war, denn er war vollkommen gerecht, und wir Kinder vergötterten ihn. Des Abends pflegten wir in der Bibliothek zu warten, bis wir seinen Schlüssel im Schloß der Haustür rasseln hörten, um dann hinauszustürzen und ihn zu begrüßen. Wir fanden uns auch samt und sonders ein, wenn er sich anzog, blieben so lange wie er es erlaubte da und unterzogen alles, was aus seinen Taschen hervorkam und als anziehende Neuigkeit betrachtet werden konnte, einer eingehenden Besichtigung. Jedes Kind bewahrt in seinem Gedächtnis mancherlei Einzelheiten, die ihm höchst wichtig erscheinen. Die Schmucksachen, die er in einem

---

* Thanksgiving (day), ein staatlich festgesetzter Feiertag, der etwa unserm Bußtag entspricht.

kleinen Kasten auf seinem Toilettentisch aufzuheben pflegte, wurden von uns Kindern stets als „Schätze" bezeichnet. Dieses Wort, wie auch einige der Schmucksachen selbst, haben sich auf die folgende Generation vererbt: Auch meine eigenen Kinder sind, als sie noch klein waren, immer in mein Zimmer eingedrungen, während ich Toilette machte, und die Schmucksachen, die sich allmählich in dem „Nähkasten" anhäuften — den mir ein Matrose zum Geschenk gemacht hatte — erregten immer die ausgelassenste Freude. Bei feierlichen Gelegenheiten erhielt dann wohl jedes der Kinder ein Schmuckstück als „Eigentum". Übrigens genossen meine Kinder, solange sie ganz klein waren, eine Freude, die ich meiner Erinnerung nach nicht gekannt habe. Wenn ich vom Reiten kam, stieg dasjenige Kind, das den Stiefelknecht brachte, sofort in die Stiefel hinein und trappste als „Jakob mit den Siebenmeilenstiefeln" vergnügt und lustig im Zimmer auf und ab.

Ein Biß und seine Folgen.

Der oben erwähnte Straffall ereignete sich, als ich vier Jahre alt war. Ich hatte meine ältere Schwester in den Arm gebissen. Daß ich sie gebissen habe, daran kann ich mich nicht mehr erinnern, aber ich erinnere mich sehr wohl, daß ich auf den Hof hinunterlief und mir vollkommen bewußt war, ein Verbrechen begangen zu haben. Vom Hof aus ging ich in die Küche, bettelte der Köchin etwas Teig ab und kroch unter den Küchentisch. Ein paar Minuten später kam mein Vater vom Hof herein und fragte nach mir. Die gutmütige irische Köchin hegte eine ausgeprägte Verachtung für „Angeber", doch obschon sie nichts sagte, warf sie gewissermaßen als Ausgleich zwischen Angeben und Gewissen einen Blick unter den Tisch. Sofort stürzte mein Vater auf mich zu und beugte sich unter den Tisch. Ich erhob mit schwacher Hand den Teig gegen ihn, und da ich ihm gegenüber im Vorteil war, weil ich unter dem Tisch stehen konnte, gewann ich einen Vorsprung bis zur Treppe, wurde aber eingefangen, als ich halbwegs oben war. Die Strafe, die nun folgte, entsprach dem Vergehen, und ich hoffe — und glaube —, daß sie mir gut getan hat.

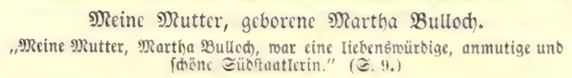
Des Vaters Charakter und Neigungen.

Nie ist mir jemand vorgekommen, der mehr Freude am Leben empfunden oder jede Pflicht gewissenhafter erfüllt hätte als mein Vater, und nie habe ich jemand kennen gelernt, der Lebensgenuß und Pflichterfüllung auch nur annähernd so wie er zu verbinden verstand. Geschäftlich betätigte er sich sehr stark, denn er starb im siebenundvierzigsten Lebensjahr, zu früh, um den Ruhestand genossen zu haben. Dabei interessierte er sich für jede soziale Reformbewegung und übte persönlich eine sehr ausgedehnte Wohltätigkeit aus. Er war ein großer, kräftiger Mann mit einem Löwenantlitz, mit einem Herzen voller Güte für alle, die der Hilfe und des Schutzes bedurften, und mit der Fähigkeit, über einen rohen oder tyrannischen Menschen in heißen Zorn zu geraten. Reiten und Jagen liebte er sehr und verstand sich auch vortrefflich aufs Fahren. Gewöhnlich fuhr

er einen Viererzug oder auch ein Dreigespann, bei dem ein Pferd an der Spitze ging. Ich glaube nicht, daß ein solches Gespann heute noch vorkommt. Den Einspänner, den er benutzte, nannten wir immer den „hohen Phaethon"; die Vorderräder ließen sich hochklappen; ich habe ihn noch. Mein Vater fuhr langschweifige Pferde in losem amerikanischen Geschirr, so daß das ganze Gespann nicht die geringste Ähnlichkeit mit irgend etwas hatte, das man heutzutage zu sehen bekommt. Er verstand sich ausgezeichnet darauf, jede freie halbe oder dreiviertel Stunde entweder zur Arbeit oder zum Vergnügen auszunutzen. Das Vierspännigfahren betrieb er besonders an Sommernachmittagen, wenn er mit der Bahn aus seinem Geschäft in New York zurückkam. Dann holten ihn wohl meine Mutter und vielleicht auch ein oder zwei Kinder vom Bahnhof ab. Ich sehe ihn noch in seinem leinenen Staubmantel aussteigen, auf den Wagen springen und in schlankem Trabe davonfahren, wobei der Mantel sich manchmal aufblähte wie ein Ballon. Wie man aus dieser Beschreibung entnehmen wird, betrachtete er den Viererzug durchaus nicht etwa als Prunkmittel. Er fuhr vierspännig, weil es ihm Freude machte. Seinen Jungen predigte er immer Vorsicht, aber in dieser Hinsicht beherzigte er selbst sein Predigen nicht übermäßig; als geschickter Rosselenker riskierte er gern etwas. Gewöhnlich ging alles gut, zuweilen auch nicht; aber er verstand sich noch besser aus einer Verlegenheit herauszuhelfen, als sich hineinzustürzen. Als wir einmal spät am Abend nach New York hineinfuhren, blieben die Vorderpferde mit einem Male stehen. Er brauchte die Peitsche, und im nächsten Augenblick sahen wir in der Dunkelheit, wie sie einen Sprung taten. Nun stellte sich heraus, daß die Straße gesperrt war, und zwar durch ein Brett, das man quer über den Damm auf zwei Fässer gelegt hatte, ohne jedoch eine Laterne anzubringen. Über dieses Brett waren die Vorderpferde hinweggesprungen, und es herrschte beträchtliche Aufregung, bis wir endlich das Brett von den Fässern herunter bekamen und weiterfahren konnten.

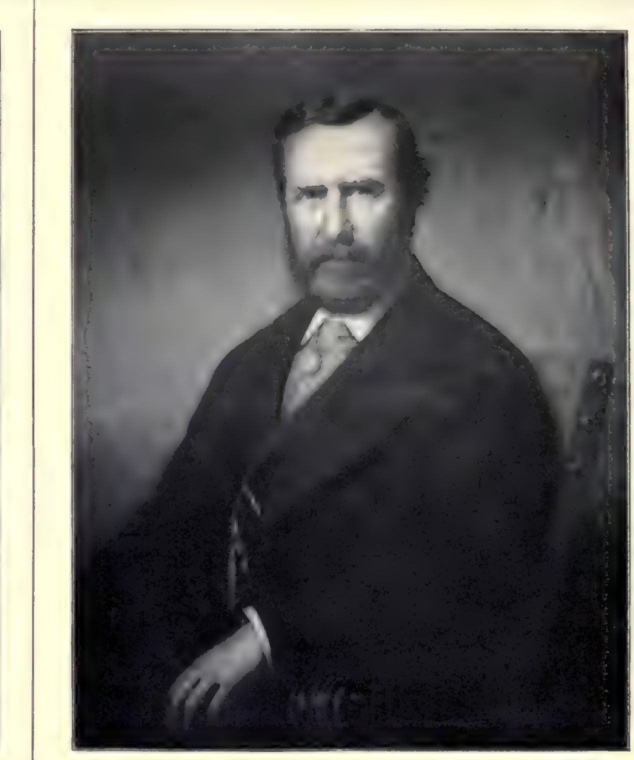
Im Dienste der Wohltätigkeit.

Wenn wir am Danksagungstag oder zu Weihnachten in der Stadt waren, fuhr mein Vater gern meine Mutter und ein paar Freunde zum Frühstück nach der Rennbahn hinaus. Aber er kam immer rechtzeitig zurück, um das Festmahl in der Herberge der Zeitungsjungen mitzumachen, und besuchte dann nicht selten auch noch Fräulein Satterys Abendschule für kleine Italiener. Wir Kinder wurden schon in sehr jungen Jahren mitgenommen und mußten dann helfen. Er war ein treuer Freund von Charles Loring Brace und interessierte sich ganz besonders für die Herbergen für Zeitungsjungen, für Abendschulen und dafür, daß die Kinder von der Straße herunter und zu Farmern nach dem Westen kämen. Während meiner Präsidentschaft war der Gouverneur von Alaska, Brady, einer dieser ehemaligen Zeitungsjungen, die durch Herrn Brace und meinen Vater von New York nach dem Westen verschickt worden waren.



Meine Mutter, geborene Martha Bulloch.

„Meine Mutter, Martha Bulloch, war eine liebenswürdige, anmutige und schöne Südstaatlerin.“ (S. 9.)



Mein Vater Theodore Roosevelt.

„Mein Vater, Theodore Roosevelt, war der beste Mensch, der mir jemals vorgekommen ist.“ (S. 6.)



„Ich habe Roswell erst zu sehen bekommen, als ich Präsident war.“ (S. 3.)

Für Kinderschutz- und Tierschutzvereine hatte er sehr viel übrig. Sonntags hatte er seine Missionsklasse. Auf dem Weg dorthin pflegte er uns Kinder in Dr. Adams Presbyterianischer Sonntagsschule auf dem Madisonplatz abzusetzen. Ich entsinne mich, daß meine Tante, die Schwester meiner Mutter, einmal sagte, wenn er mit uns Kindern dahinschreite, erinnere er sie immer an Großherz in Bunyans „Pilgers Wallfahrt“. Von seinem Beispiel angespornt, habe ich selbst die drei letzten Jahre, ehe ich das College bezog, und während der ganzen vier Jahre meiner Studienzeit in einer Missionsklasse unterrichtet. Ich glaube nicht, daß ich besonders erfolgreich war. Als ich jedoch neulich in New York aus einer Autodroschke ausstieg, redete der Chauffeur mich an und sagte mir, er sei einer von meinen ehemaligen Sonntagsschülern. Ich erinnerte mich seiner ganz gut und war sehr erfreut zu hören, daß er ein eifriger Anhänger meiner Partei sei.

Meine Mutter, Martha Bulloch, war eine liebenswürdige, anmutige und schöne Südstaatlerin, eine reizende Gesellschafterin und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Bis zu ihrem Tode ist sie im Herzen den Südstaaten treu geblieben. Ihre Mutter, meine Großmutter, eine sehr liebe alte Dame, wohnte bei uns und war sicherlich allzu nachsichtig gegen uns Kinder, da sie völlig außerstande war, ihr Herz gegen uns zu verhärten, selbst wenn die Gelegenheit es erforderte. Obwohl ich gegen Ende des Bürgerkrieges noch ein ganz kleiner Junge war, begann ich zwar nur teilweise, aber doch deutlich zu begreifen, daß unsere Familie in bezug auf diesen Konflikt nicht einig war, denn mein Vater war ein eifriger Republikaner und Anhänger Lincolns. Als ich mich nun eines Tages durch die mütterliche Zucht gekränkt fühlte, versuchte ich mich abends, als wir alle zur Mutter kamen, um in ihrem Beisein unser Gebet zu verrichten, zu rächen, indem ich laut und inbrünstig für den Sieg der Union betete. Sie war nicht nur eine ungemein liebevolle Mutter, sondern war auch mit einem starken Sinn für Humor gesegnet; die Sache belustigte sie zu sehr, als daß sie mich hätte bestrafen sollen. Aber sie riet mir, die Beleidigung nicht zu wiederholen, da sie es sonst dem Vater sagen werde, der die ernsten Strafen zu verhängen pflegte. Die Morgenandacht fand bei meinem Vater statt. Wir standen gewöhnlich unten an der Treppe, und wenn Vater herunterkam, riefen wir: „Dich möcht' ich haben und das Hüttchen dazu!“ Wir waren drei kleine Kinder, und wir pflegten während der Andacht bei Vater auf dem Sofa zu sitzen. Den Platz zwischen Vater und der Seitenlehne nannten wir das „Hüttchen“. Das Kind, das ihn einnahm, war in unsern Augen nicht nur durch den behaglichen Sitz, sondern gewissermaßen auch durch Rang und Titel besonders ausgezeichnet. Die beiden, die auf dem viel breiteren Raum an Vaters anderer Seite saßen, waren jedesmal „ausgesperrt“.

Tante Anna und ihre Erzählungen.

Tante Anna, die Schwester meiner Mutter, wohnte ebenfalls bei uns. Sie liebte uns Kinder wie meine Mutter, und wir hingen denn auch ebenso

an ihr. Solange wir klein waren, wurden wir von ihr unterrichtet. Sie und meine Mutter erzählten uns stundenlang von dem Leben auf den Plantagen in Georgien, von der Jagd auf Füchse, Hirsche und Wildkatzen, von den langschweifigen Wagenpferden Boone und Crockett, von den Reitpferden, deren eins in einer Aufwallung patriotischer Begeisterung während des Mexikanischen Krieges Buena Vista benannt worden war, und von dem merkwürdigen Treiben in den Negervierteln. Sie kannte alle „Bre'r-Rabbit"-Geschichten, und ich wurde mit ihnen aufgezogen. Einer meiner Onkel, Robert Roosevelt, war ganz entzückt von ihnen, schrieb sie nach ihrem Diktat nieder und veröffentlichte sie in „Harper's Magazine", wo sie jedoch keinerlei Erfolg hatten. Erst viele Jahre später erstand ein Genie, das diese Erzählungen in „Onkel Remus"* unsterblich machte.

Onkel Jimmy und Onkel Irvine.

Bald nach dem Bürgerkrieg kamen die beiden Brüder meiner Mutter, James Dunwoodie Bulloch und Irvine Bulloch, zu uns auf Besuch. Beide reisten unter angenommenen Namen, da sie zu den damals von der Amnestie ausgeschlossenen Konföderierten gehörten. „Onkel Jimmy" Bulloch war ein herziger alter Schiffskapitän außer Dienst, die tapferste, schlichteste und redlichste Seele, die je gelebt hat, ein echter Oberst Newcome — aber völlig unfähig, im landläufigen Sinne des Wortes vorwärtszukommen. Er war Admiral bei der Marine der Südstaaten und hatte das berühmte Kriegsschiff der Konföderierten, die „Alabama", gebaut. Mein Onkel Irvine Bulloch war Kadett auf der Alabama gewesen und hatte im Kampf mit der Kearsarge das letzte Geschütz abgefeuert. Nach dem Kriege ließen sich diese beiden Onkel in Liverpool nieder.

Onkel Jimmy war versöhnlich und gerecht gegen die Unionstruppen und konnte ganz unparteiisch und großmütig über alle Phasen des Bürgerkrieges reden. Wenn das Gespräch aber auf die englische Politik kam, wurde er umgehend ein Tory der ultrakonservativen Schule. Lincoln und Grant vermochte er zu bewundern, aber über Gladstone wollte er kein gutes Wort hören. Die einzigen Gelegenheiten, bei denen sein Vertrauen zu mir ins Wanken geriet, ergaben sich, als ich bescheiden einzuwenden suchte, daß einige der offenbar widersinnigen, über Gladstone verbreiteten Gerüchte doch unmöglich wahr sein könnten. Mein Onkel war einer der besten Menschen, die mir je begegnet sind, und wenn es mich zuweilen gewundert hat, wie brave Leute die ungerechtesten und unmöglichsten Dinge von mir glauben können, tröstete ich mich mit dem Gedanken an Onkel Jimmys ehrliche Überzeugung, daß Gladstone sowohl im öffentlichen wie im privaten Leben ein Mann von unerhörter und namenloser Verruchtheit sei.

Die erste Kindheit.

Ich war ein zarter, kränklicher Junge, litt sehr an Asthma und mußte oft kleine Reisen unternehmen, um einen Ort zu finden, wo ich atmen

* Joel Chandler Harris, ein Georgier. Sein „Onkel Remus" erschien 1880.

konnte. Eine meiner Kindheitserinnerungen besteht darin, daß mein Vater mich nachts im Zimmer auf und ab trug, als ich noch ein sehr kleines Kerlchen war, und daß ich keuchend im Bett saß, während meine Eltern sich bemühten, mir zu helfen. Zur Schule bin ich nur selten gegangen. Eine öffentliche Schule habe ich nie besucht, wie später meine Kinder, die in die „Covesche Schule" in Oyster Bay und in die „Fordsche Schule" in Washington gegangen sind. Ein paar Monate lang girg ich zu Professor McMullen in der Zwanzigsten Straße, dicht bei meinem Geburtshause, aber meistens hatte ich Hauslehrer. Wie schon gesagt, wurde ich in meiner ersten Kindheit von meiner Tante unterrichtet. Einmal hatten wir auch eine französische Erzieherin im Hause, eine beliebte und geschätzte „Mam'selle".

Erste Europareise.

Mit zehn Jahren machte ich meine erste Reise nach Europa. Mein Geburtstag wurde in Köln gefeiert, und ich erinnere mich, daß meine Mutter zum Geburtstagsdiner große Toilette machte, damit ich das Gefühl hätte, wir hätten „Gesellschaft". Ich glaube nicht, daß ich von dieser Reise irgendwelchen Nutzen gehabt habe. Sie war mir, wie auch meinen jüngern Geschwistern, geradezu verhaßt. Das einzige Vergnügen, das wir dabei genossen, bestand im Erforschen von Ruinen und Bergen, wenn wir unsern Eltern entkommen konnten, und im Spielen in den verschiedenen Hotels. Unser einziger Wunsch galt der Rückkehr nach Amerika, und wir betrachteten Europa mit dem blödesten Chauvinismus und stolzer Verachtung. Vier Jahre später machte ich indessen wieder eine Reise nach Europa und war nun alt genug, um mich gründlich über sie zu freuen und sie auszunutzen.

Der Naturforscher. — Das Naturgeschichtliche Roosevelt-Museum.

Schon als kleiner Junge fing ich an, für Naturgeschichte zu schwärmen. Ich entsinne mich noch ganz deutlich des Tages, an dem ich meine Laufbahn als Zoologe begann. Ich ging den Broadway hinauf, und als ich am Markt vorüberkam, wo man mich vor dem Frühstück zuweilen hinschickte, damit ich Erdbeeren holte, fiel mein Blick plötzlich auf einen toten Seehund, den man auf einer Holzplatte ausgestellt hatte. Dieser Seehund weckte in mir alle möglichen romantischen und abenteuerlichen Empfindungen. Ich erkundigte mich danach, wo er erschlagen worden sei, und erhielt zur Antwort: im Hafen. Ich hatte bereits angefangen, Werke von Mayne Reid und andere Knabenbücher zu lesen, und hatte die Empfindung, daß dieser Seehund mir all jene Abenteuer auf realistische Weise vor Augen führte. Solange das Tier da liegen blieb, streifte ich Tag für Tag in der Nähe des Marktes umher. Ich maß es und entsinne mich, daß ich, da ich kein Bandmaß besaß, mich weidlich abquälen mußte, um mit einem zusammenlegbaren Zollstock seinen Umfang festzustellen, ein recht schwieriges Unternehmen. Ich notierte mir sorgfältig diese vollkommen überflüssigen

Maße und fing sofort an, auf diesen Seehund hin auf meine Art eine Naturgeschichte zu schreiben. Diese und noch etliche spätere Naturgeschichten wurden mit gänzlich unüberlegter und unwissenschaftlicher phonetischer Schreibung in leere Hefte eingetragen. Ich empfand ein dunkles Verlangen, diesen Seehund zu besitzen und aufzubewahren, doch kam ich dabei nicht über diese erste Stufe hinaus. Indessen ist mir so, als ob ich den Kopf des Tieres doch erhalten hätte; jedenfalls begründete ich mit zwei Vettern zusammen sofort ein Institut, dem wir den anspruchsvollen Namen „Naturgeschichtliches Roosevelt-Museum" beilegten. Die Sammlungen wurden anfangs in meinem Zimmer aufgehoben, bis der Einspruch des Zimmermädchens die Billigung der Haushaltsbehörden fand und die Sammlung in einer Art Bücherschrank im Hinterzimmer des Oberstocks untergebracht wurde. Es war die übliche Anhäufung von Knabenkuriositäten, lauter nicht zusammengehörige Sachen, die nur vom Standpunkt des Jungen selbst einen Wert hatten. Meine Eltern förderten diese Neigung lebhaft, wie sie es stets bei allem taten, was mir Freude machen oder zu meiner Entwicklung beitragen konnte.

Das Abenteuer mit dem Seehund und die Romane Mayne Reids trugen vereint dazu bei, mich in meinem instinktiven Interesse für Naturgeschichte zu bestärken. Ich war noch zu jung, um mehr von Mayne Reid zu verstehen als die abenteuerlichen und naturgeschichtlichen Stellen: diese übten aber einen unwiderstehlichen Reiz auf mich aus. Indessen beschränkte sich meine Lektüre natürlich nicht ganz auf Naturgeschichte. Man gab sich kaum Mühe, mich zum Lesen zu zwingen, da meine Eltern verständig genug waren, mich nicht zu nötigen, etwas zu lesen, wozu ich keine Lust hatte — selbstverständlich abgesehen von Lehrbüchern. Sie gaben mir Gelegenheit, die Bücher, die ich ihrer Ansicht nach kennen lernen mußte, zu lesen; gefielen sie mir aber nicht, so gab man mir ein anderes gutes Buch, das ich leiden mochte. Einige Bücher waren ein für allemal verboten. Es wurde mir z. B. nie erlaubt, Schundromane zu lesen. Ich verschaffte mir heimlich einige und las sie auch, doch glaube ich nicht, daß der Genuß mich für das Schuldbewußtsein entschädigte. Es wurde mir auch untersagt, den einzigen Ouidaschen Roman zu lesen, den ich gern lesen wollte, nämlich „Unter zwei Flaggen". Ich las ihn trotzdem in der gierigen, wilden Erwartung, auf etwas Unpassendes zu stoßen. Tatsächlich machten aber die Stellen, die einem älteren Menschen vielleicht unpassend vorgekommen wären, nicht den geringsten Eindruck auf mich. Ich empfand nur ein etwas unklares Vergnügen an den allgemeinen Abenteuern.

Kinderreime und Kinderzeitschriften.

Meiner Ansicht nach sollte es Kinderbücher geben. Ich glaube, daß Kinder auch an Büchern für Erwachsene Gefallen finden, und andererseits glaube ich, daß ein Kinderbuch nicht gut ist, wenn nicht auch Erwachsene etwas davon haben. Es gibt z. B. ein Buch, das ich als Kind nicht besaß, weil es damals noch nicht geschrieben war; ich meine Laura E. Richards'

„Kinderreime". Meine eigenen Kinder liebten sie sehr, und ihre Mutter und ich ebenfalls: den entzückend-sorglosen „Mann aus Neumexiko-Land, der im Schnee die Großmutter nicht wiederfand", die Abenteuer von „Eule, Aal und Wärmflasche" und die seltsame Genealogie des Känguruhs, dessen Vater, ein Walfisch, „in der Nähe des Lands, mit 'ner Feder am Schwanz, sich tummelt im Grönländ'schen Meer", während seine Mutter, ein Haifisch, „still munkelt tief unten, wo's dunkelt, im Golf der Karibischen See".

Schon als kleiner Junge las ich regelmäßig „Unser junges Volk", eine Zeitschrift, die ich unbedingt für die beste der Welt hielt — eine Überzeugung, von der ich, nebenbei gesagt, auch heute noch nicht zurückgekommen bin, denn ich bezweifle sehr, ob je eine andere Zeitschrift für erwachsene oder junge Leute sie erreicht oder gar übertroffen hat. Sowohl meine Frau wie ich besitzen noch heute die von Kindheitstagen her aufbewahrten gebundenen Jahrgänge von „Unser junges Volk". Ich habe versucht, Mayne Reids Bücher, für die ich als Knabe so schwärmte, noch einmal zu lesen, aber leider habe ich gefunden, daß es mir nicht mehr möglich ist. Dagegen glaube ich wirklich, daß es mir heute noch ebensoviel Vergnügen macht wie in meiner Jugend, in „Unser junges Volk" herumzublättern. „In die Kälte hinausgestoßen", „Großvaters Kampf um ein Heim" und wohl ein Dutzend andere waren ausgezeichnete, gute und gesunde Erzählungen: erstens fesselten sie den Leser, und zweitens lehrten sie Mannhaftigkeit, Anstand und braves Verhalten. Auf die Gefahr hin, für weibisch gehalten zu werden, will ich hinzufügen, daß ich die Erzählungen für Mädchen auch sehr gern hatte: „Pussy Willow" und „Ein Sommer aus Leslie Goldthwaites Leben" — ebenso wie ich „Kleine Männer", „Kleine Frauen" und „Ein altmodisches Mädchen" leidenschaftlich liebte.

Abenteuer und Heldensagen.

Diese Freude an der sanfteren Seite des Lebens hielt mich nicht ab, in abenteuerlichen Büchern wie Ballantynes Erzählungen und Marryats „Midshipman Easy" zu schwelgen. Irgendeinen Sparren hat wohl jeder, und schon als Kind gab es für mich Bücher, die ich eigentlich hätte lieben müssen, und die ich doch nicht leiden mochte. Beispielsweise habe ich mir nie etwas aus dem ersten Teil von Robinson Crusoe gemacht (und obwohl es zweifellos der bessere Teil ist, tue ich es auch heute noch nicht), während der zweite Teil, der Robinsons Abenteuer mit den Wölfen in den Pyrenäen und im Fernen Osten enthielt, mich geradezu gebannt hielt. Vom ersten Teil gefielen mir noch am besten die Abenteuer vor Robinsons Ankunft auf der Insel, der Kampf mit dem maurischen Seeräuber und die Anspielung auf die seltsamen wilden Tiere, die nachts ihr unwahrscheinliches Bad im Ozean nahmen. Dank meiner Eigenschaft als angehender Zoologe hatte ich eine Abneigung gegen die „Schweizer Familie Robinson", und zwar wegen der völlig unmöglichen Sammlung von Tieren, die der ehrenwerten Familie begegneten, als sie vom Wrack aus ans Land spazierte. Selbst

bei Dichtungen war es immer das Abenteuerliche, was mich als Knaben am meisten anzog. Ich begann schon in frühen Jahren in gewissen Gedichtbüchern zu lesen, besonders in Longfellows Werken, dessen „Sage von König Olaf" mich aufs höchste fesselte. Das führte mich ein in die skandinavische Literatur, und ich habe mein Interesse und meine Freude an ihr noch heute nicht verloren.

Naturwissenschaftliche Bücher; ein pädagogischer Mißerfolg.

Unter meinen ersten Büchern befand sich ein hoffnungslos unwissenschaftliches Werk über Säugetiere von Mayne Reid, mit Illustrationen, die nicht künstlerischer aber ebenso packend waren wie diejenigen in den typischen Geographie-Schulbüchern. Als mein Vater sah, wie innig ich mich über diesen nicht sehr zuverlässigen Band freute, schenkte er mir ein kleines Werk von J. G. Wood, dem englischen Verfasser volkstümlicher Bücher über Naturgeschichte, und dann ein größeres von demselben Autor, die „Häuser ohne Handwerksleute". Beide Bücher gehörten zu meinen teuersten Besitztümern. Sie wurden eifrig studiert und gingen später auf meine Kinder über. Nebenbei bemerkt, knüpfte sich für mich an die „Häuser ohne Handwerksleute" auch noch die Erinnerung an einen pädagogischen Mißerfolg meinerseits. Einer modernen Theorie nach, daß man den Unterricht interessant gestalten und nicht zu einer lästigen Aufgabe werden lassen sollte, bemühte ich mich, meinem ältesten Jungen ein paar Buchstaben nach dem Titelblatt klarzumachen. Da der Buchstabe H mehrfach darauf vorkam, wählte ich ihn, um den Anfang zu machen; ich gab mir Mühe, das Interesse des kleinen Kerls wachzuerhalten, ihn nicht merken zu lassen, daß er lernen sollte, und ihm die Überzeugung beizubringen, daß es sich nur um einen Zeitvertreib handele. Ob die Theorie oder meine Art sie anzuwenden falsch war, weiß ich nicht; auf jeden Fall aber merzte ich jegliche Fähigkeit, zu lernen, wie ein H aussah, völlig aus seinem Gehirn aus, und noch lange, nachdem er das ganze übrige Alphabet auf die althergebrachte Manier erlernt hatte, war er gänzlich außerstande, den Buchstaben H, wo und wie es auch sein mochte, zu erkennen.

Der Segen der Brille.

Ohne selbst eine Ahnung davon zu haben, befand ich mich beim Studium der Natur in einem verzweifelten Nachteil. Ich war nämlich so kurzsichtig, daß ich nur die Dinge zu studieren vermochte, gegen die ich stieß oder über die ich stolperte. Als ich etwa dreizehn Jahre alt war, erhielt ich die Erlaubnis, Unterricht im Ausstopfen zu nehmen bei einem Herrn Bell, einem großen, glattrasierten, weißhaarigen alten Herrn, der sich so straff hielt wie ein Indianer und ein Gefährte Audubons* gewesen war. Er besaß einen

* Audubon war ein bedeutender Naturforscher und vorzüglicher Kenner der amerikanischen Vögel und Säugetiere. Seine Werke, die sich stets auf eigene Beobachtungen stützten, genießen noch heute ein hohes Ansehen.

muffigen kleinen Laden, etwa von der Art wie der des Herrn Venus in dem Roman „Unser gemeinsamer Freund“, und in diesem kleinen Laden hatte er der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet. Dieses „Berufsstudium“, wie moderne Erzieher es heutzutage wohl nennen würden, spornte und leitete mein Interesse am Sammeln von Tieren zum Ausstopfen und Konservieren. In jenem Sommer bekam ich meine erste Flinte, und ich zerbrach mir den Kopf darüber, wie es wohl zuginge, daß meine Gefährten schießbare Dinge zu sehen schienen, die ich überhaupt nicht sah. Eines Tages lasen sie mir eine ziemlich weit entfernte Reklame mit riesigen Buchstaben laut vor, und da wurde mir klar, daß irgend etwas nicht in Ordnung war, denn ich war nicht nur außerstande, die Reklame zu lesen, sondern ich konnte nicht einmal die Buchstaben sehen. Ich sprach hierüber mit meinem Vater und bekam bald darauf meine erste Brille, die mir buchstäblich eine völlig neue Welt eröffnete. Ich ahnte gar nicht, wie schön die Welt war, bis ich jene Brille bekam. Ich war ein linkischer und ungeschickter kleiner Junge gewesen, und wenn das wohl auch zum Teil an meiner ganzen Veranlagung liegen mochte, so war doch gewiß auch der Umstand daran schuld, daß ich nicht sehen konnte und mir dessen völlig unbewußt war. Infolge jener Erfahrung nehme ich lebhaften Anteil an den Arbeiten derer, die sich in Schulen und anderswo bemühen, die physischen Ursachen für unzulängliche Leistungen bei Kindern zu beseitigen, die oft ungerechterweise beschuldigt werden, eigensinnig, nicht strebsam oder dumm zu sein.

Eine zuverlässige Flinte.

In diesem selben Sommer bekam ich auch verschiedene Bücher über Säugetiere und Vögel — unter andern auch die von Spencer Baird veröffentlichten Werke — und studierte diese auf das eifrigste. Aus meinen praktischen Studien in freier Natur wurde nicht viel, da ich die Brille erst im Spätherbst, kurz vor unserer zweiten Reise nach Europa, erhielt. Wir wohnten in Dobbs Ferry am Hudson. Meine Flinte war ein französischer Hinterlader mit zwei Läufen und Stiftzündung. Es war ein ausgezeichnetes Gewehr für einen unbeholfenen und oft zerstreuten Knaben. Eine Feder zum Öffnen war nicht vorhanden, und wenn der Mechanismus rostig wurde, konnte man ihn mit einem Ziegelstein aufschlagen, ohne ihn ernstlich zu beschädigen. Wenn die Patronen festsaßen, konnte man sie auf dieselbe Art herausholen. Waren es aber scharfe Patronen, so lief die Sache nicht immer glimpflich ab, und ich tätowierte mich mehr als einmal mit halbverbrannten Pulverkörnern.

Zweite Europareise.

Im Winter 1872/73, also mit vierzehn Jahren, kam ich zum zweitenmal nach Europa, und diese Reise bedeutete für mich wirklich einen wichtigen Abschnitt meiner Erziehung. Wir gingen nach Ägypten, fuhren den Nil hinauf, bereisten das Heilige Land und einen Teil von Syrien und

besuchten Griechenland und Konstantinopel, und dann verlebten wir Kinder den Sommer bei einer deutschen Familie in Dresden. In Ägypten habe ich als angehender Naturforscher zum erstenmal wirkliche Sammlungen angelegt. Ich besaß damals eine ganz gute, wenn auch wissenschaftlich oberflächliche Kenntnis des amerikanischen Vogellebens. Von der ägyptischen Ornithologie wußte ich gar nichts, bekam aber in Kairo zufällig ein Buch von einem englischen Prediger in die Hand, dessen Namen ich vergessen habe. Er beschreibt eine Nilfahrt und berichtet in einem Anhang über seine Vogelsammlung. Ich wollte, ich könnte mich auf den Namen des Verfassers besinnen, denn ich verdanke seinem Werk sehr viel. Ohne seine Hilfe hätte ich nur auf gut Glück gesammelt, während ich so gewöhnlich feststellen konnte, um was für Vögel es sich handelte. Auch meine ersten lateinischen Kenntnisse erwarb ich mir, indem ich die wissenschaftlichen Namen der Vögel und Säugetiere auswendig lernte, die ich sammelte und mit Hilfe solcher Werke klassifizierte.

An den Ufern des Nil.

Die Vögel, die ich mir auf dieser Nilfahrt und in Palästina verschaffte, stellten nur eine gewöhnliche Knabensammlung dar. Einige Jahre später habe ich sie zusammen mit andern seitdem gesammelten Vogelarten dem Smithsonium in Washington geschenkt, und ein paar, wie ich glaube, auch dem amerikanischen Museum für Naturkunde in New York. Wie ich höre, finden sich die Bälge noch heute in beiden Instituten und in andern öffentlichen Sammlungen. Ich bezweifle, daß sie noch meine ursprünglichen Etiketten tragen. Meine Vettern und ich hatten als Direktoren des „Roosevelt-Museums“ mit roter Tinte voller Stolz eine Anzahl von Etiketten gemalt, bevor ich jene in unsern Augen recht abenteuerliche Reise nach Ägypten antrat. Dies Sammeln von Vögeln verlieh meiner Nilfahrt erst den rechten Reiz. Ich war alt genug und hatte genug gelesen, um an den Tempeln, der Wüstenlandschaft und der allgemeinen romantischen Stimmung meine Freude zu haben; aber ich würde dessen bald überdrüssig geworden sein, wenn ich nicht auch mit der ernsten Arbeit beschäftigt gewesen wäre, meine Tiere zu sammeln und zu präparieren. Allerdings hatte die Familie manchmal darunter zu leiden — besonders bei einer Gelegenheit, als ein Dienstmädchen in bester Absicht meinem Werkzeugkasten eine alte Zahnbürste entnahm, mit der ich die zur Konservierung nötige Arsenikseife auf die Häute auftrug, sie oberflächlich reinigte und mit meinen übrigen Toilettengegenständen für meinen Gebrauch bereitlegte. Ich glaube, alle heranwachsenden Knaben neigen zur Unsauberkeit; aber der kleine Ornithologe, wie überhaupt jeder Knabe, der an einem Gebiet der Naturkunde Geschmack findet, ist gewöhnlich unsauberer als alle andern. Bei mir kam noch hinzu, daß ich in Ägypten plötzlich zu wachsen begann. Da es am Obern Nil keine Schneider gab, bedurfte ich bei unserer Rückkehr nach Kairo einer neuen Ausstattung. Einer meiner Anzüge war aber



Der Eigentümer des „Naturgeschichtlichen Roosevelt-Museums“ (S. 11),
Theodore Roosevelt, im Alter von zehn Jahren.

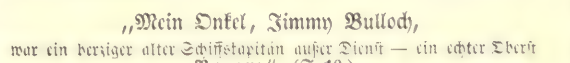
2

The common black ant is found in cracks in the rock and eats [illegible] pieces of bread, eggs [illegible] these. This ant is a rare one. Ants are difided into three sorts for every species. These kinds are officer soilder and work. There are about

3

one officer to ten soilders and one soilder to two workers. The office looks like this. The officer They are very strong. The [illegible] Path ant is common. The house is half under ground and half abone There are severel rooms in

„Diese und noch etliche spätere Naturgeschichten wurden mit gänzlich unüberlegter und unwissenschaftlicher phonetischer Schreibung in leere Hefte eingetragen.“ (S. 12.)



„Mein Onkel, Jimmy Bulloch,
war ein herziger alter Schiffskapitän außer Dienst — ein echter Oberst Newcome.“ (S. 10.)



„Mein Onkel, Irvine Bulloch,
war Kadett auf der Alabama gewesen und hatte im Kampf mit der Kearsarge das letzte Geschütz abgefeuert.“ (S. 10.)

noch zu gut zum Wegwerfen und wurde daher „zum Wechseln“ zurückbehalten. Er war als mein „Smike-Anzug“ bekannt, weil er meine Handgelenke und Knöchel ebenso bloß ließ wie die des armen Smike*.

Ein Sommer in Dresden.

In Dresden wurden wir jüngeren Kinder für den Sommer bei einem Herrn Minckwitz in Pension gegeben, einem Mitglied der Stadtverwaltung oder der Königlichen Regierung — ich weiß nicht mehr, welche es war. Man hoffte, daß wir uns auf diese Weise einige Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur aneignen würden. Die Familie war so freundlich wie nur möglich. Unvergeßlich wird mir vor allem stets die unermüdliche Geduld der beiden Töchter bleiben. Die Eltern und ein schüchterner, hagerer Vetter, ein Student, der mit im Hause wohnte, waren nicht minder freundlich. So oft ich auf das Land hinaus konnte, sammelte ich wieder emsig Tiere und belebte den Haushalt durch Igel und andere kleine Viecher und Reptilien, die beharrlich aus halb offenen Schubladen entkamen. Die beiden Söhne waren schneidige Leipziger Studenten, die beide schlagenden Verbindungen angehörten und infolgedessen mit Narben bedeckt waren. Einer von ihnen, ein berühmter Säbelfechter, hieß der „Rote Herzog“, und der andere hatte den Spitznamen „Nashorn“ erhalten, weil ihm bei einer Mensur die Nasenspitze abgehauen und wieder angenäht worden war. Ich lernte hier ohne es zu wollen ziemlich viel Deutsch und wurde vor allem ein begeisterter Bewunderer des Nibelungenliedes. Deutsche Prosa ist mir nie so geläufig geworden wie französische, aber die deutsche Dichtung liebte ich ebenso wie die englische. Vor allem aber gewann ich einen Eindruck von dem deutschen Volk, der sich nie verloren hat. Seit jener Zeit und noch heute wäre es mir unmöglich, die Deutschen wirklich als Ausländer zu empfinden. Das Wohlwollen, die Gemütlichkeit (eine Eigenschaft, die sich im Englischen nicht genau wiedergeben läßt), die Fähigkeit zu schwerer Arbeit, das Pflichtgefühl, die Freude am Studium der Literatur und Wissenschaft, der Stolz auf das neue Deutschland, das mehr als freundliche und freundschaftliche Interesse an uns drei fremden Kindern — alle diese Äußerungen des deutschen Charakters und des deutschen Familienlebens machten einen unbewußten Eindruck auf mich, den ich mir damals nicht im geringsten klarmachte, der aber nach vierzig Jahren noch sehr lebendig ist.

Eifriges Studium.

Als ich im Alter von fünfzehn Jahren nach Amerika heimkehrte, begann ich eifrig zu studieren, um mich für Harvard vorzubereiten. Ich arbeitete unter Aufsicht des Herrn Arthur Cutler, der später die bekannte Cutlersche Schule in New York gründete. Zur Schule konnte ich nicht

* Smike: eine Figur aus Dickens' „Nicholas Nickleby“.

gehen, weil ich in manchen Fächern soviel weniger und in andern soviel mehr wußte als meine Altersgenossen. In Naturwissenschaft, Geschichte und Geographie, sowie unerwarteterweise auch hier und da im Deutschen und Französischen war ich gut beschlagen, aber sehr schwach in Latein, Griechisch und Mathematik.

In Oyster Bay.

Mein Großvater hatte seinen Sommersitz vor einer Reihe von Jahren nach Oyster Bay verlegt, und mein Vater machte jetzt auch Oyster Bay zum Sommeraufenthalt für seine Familie. Neben meinen Vorbereitungsstudien beschäftigte ich mich noch immer mit naturwissenschaftlichen Dingen. Ich arbeitete mit mehr Fleiß als Verstand oder Erfolg und trug sehr wenig zur Bereicherung des menschlichen Wissens bei; aber selbst heute findet man noch gelegentlich eine obskure ornithologische Veröffentlichung, in der erwähnt ist, daß z. B. einmal eine Fischkrähe und ein andermal ein Ipswich-Sperling durch Herrn Theodore Roosevelt jun. in Oyster Bay an der Küste des Long-Island-Sundes eingeliefert worden sei.

Harvard-College. — Mein erster schriftstellerischer Versuch.

Im Herbst 1876 trat ich in Harvard ein und erlangte 1880 den akademischen Grad. Ich habe mich in Harvard sehr wohl gefühlt und bin überzeugt, daß es mir gut getan hat, aber doch nur in ganz allgemeiner Weise, denn meine tatsächlichen Studien haben mir im spätern Leben recht wenig genützt. Mehrere meiner Söhne haben bereits aus ihrer Freundschaft mit Lehrern an der Schule oder am College Nutzen gezogen. Mir ist meine Freundschaft mit Herrn Cutler sicherlich von Vorteil gewesen, und in Harvard verdankte ich dem Dozenten der englischen Sprache, Herrn A. S. Hill, sehr viel. Wohl durch eigene Schuld bekam ich nichts von Präsident Eliot und sehr wenig von den Professoren zu sehen. Die Ausarbeitung von Aufsätzen und Reden hätte mir einen weit größeren Nutzen bringen müssen, als es wirklich der Fall gewesen ist. Mein Mißerfolg mag zum Teil seinen Grund darin gehabt haben, daß die gestellten Themen mich nicht interessierten. Schon bevor ich Harvard verließ, schrieb ich an einem Buch über den Seekrieg von 1812, das ich später herausgegeben habe. Jene ersten Kapitel waren so trocken, daß ein Wörterbuch im Vergleich dazu als leichte Lektüre erschienen wäre. Dennoch bewiesen sie ernstes Streben und wirkliches Interesse meinerseits und nicht nur das nachlässige Bemühen, es nur eben gut genug zu machen, um eine gewisse Zensur zu erreichen; wenn ein erfahrener älterer Mann mir Verbesserungen vorgeschlagen hätte, so würde das Eindruck auf mich gemacht haben, und ich hätte ihm Achtung und Aufmerksamkeit entgegengebracht. Doch ich war noch nicht entwickelt genug, als daß ich mich hätte zwingen sollen, einigen der mir zugewiesenen Themen, z. B. dem „Charakter der Gracchen", ein verständiges Interesse abzugewinnen. Ein sehr kluger und fleißiger junger

Mensch hätte es ohne Zweifel getan, aber ich selbst war gerade diesem Thema erst eine Reihe von Jahren später gewachsen. Die Fregatten- und Schaluppengefechte zwischen den britischen und amerikanischen Seelöwen von 1812 lagen mir viel besser. An den Gracchen arbeitete ich verdrossen, weil ich es mußte, und mein gewissenhafter und wirklich bedauernswerter Professor schleppte mich mit Gewalt durch das Thema hindurch, während ich mich blöde und völlig denkfaul auf das heftigste sträubte.

Debattierübungen auf den höheren Schulen.

Ich dachte damals nicht daran, ins öffentliche Leben einzutreten, und habe mich daher niemals im Reden und Debattieren geübt. Das war in einer Hinsicht ein Nachteil für mich, in anderer aber auch wieder nicht. Persönlich halte ich rein gar nichts von Debatten, bei denen jeder Partei willkürlich eine gegebene Behauptung zugewiesen wird, die sie dann ohne Rücksicht auf ihre eigene Überzeugung verfechten muß. Ich weiß, daß so etwas bei unsern Verhältnissen für Juristen notwendig ist, ich lehne es aber entschieden ab, sobald es sich um Diskussionen über politische, soziale oder industrielle Dinge handelt. Was uns nottut, ist, daß aus unsern Universitäten junge Leute hervorgehen mit der heiligen Überzeugung für die Sache des Rechts, nicht junge Leute, die für das Recht wie für das Unrecht einen guten Grund anzuführen imstande sind, je nachdem ihr Interesse es erheischt. Die jetzige Methode, Debatten über Themata wie „Unsere Kolonialpolitik", oder „Die Notwendigkeit einer Flotte", oder „Die richtige Haltung der Gerichte in bezug auf konstitutionelle Fragen" auszutragen, ermutigt unter denen, die daran teilnehmen, gerade die falsche Haltung. Man gibt sich gar keine Mühe, Aufrichtigkeit und Überzeugungstreue zu wecken. Im Gegenteil, man ruft schließlich bei den streitenden Parteien die Vorstellung wach, daß ihre Überzeugungen mit ihren Argumenten nichts zu tun haben. Ich bedaure, mich auf der Universität nicht im Reden geübt zu haben; aber es freut mich ungemein, daß ich mich nicht an jener Art von Debatten beteiligt habe, bei denen es nicht darauf ankommt, den Redner zum logischen Denken zu erziehen, sondern darauf, daß man ihn dazu bringt, recht geläufig für die Partei zu reden, der er zugewiesen worden ist, ohne Rücksicht darauf, was für eine Überzeugung er hat oder haben sollte.

Collegeerziehung und Lebenslauf.

Ich war auf dem College ein ziemlich guter Schüler und stand, wenn ich mich recht erinnere, gerade noch im ersten Zehntel meiner Klasse; aber ich vermag nicht mehr zu sagen, ob darunter ein Zehntel aller, die zugleich in das College eintraten, oder ein Zehntel derer, die die Abgangsprüfung bestanden, gemeint ist. Man gab mir den Phi-Beta-

Kappa-Schlüssel*. Am meisten interessierte ich mich für Naturwissenschaften. Als ich in das College eintrat, befaßte ich mich am liebsten mit naturgeschichtlichen Studien im Freien, und es war mein Ehrgeiz, ein Gelehrter von der Art eines Audubon, Wilson, Baird oder Coues zu werden — ein Mann, wie heute Hart Merriam, Frank Chapman oder Hornaday. Mein Vater hatte mir von klein auf eingeprägt, daß ich arbeiten und mir allein in der Welt vorwärts helfen müsse, und ich hatte immer gedacht, dies bedeute, daß ich in das Geschäft eintreten müßte. Doch in meinem ersten Collegejahr (er starb, als ich mich im zweiten Jahre in Harvard aufhielt) sagte er mir, wenn ich es gern wollte, könnte ich auch Gelehrter werden. Er setzte mir auseinander, ich müsse die feste Überzeugung haben, daß ich mich wirklich wissenschaftlich zu betätigen wünsche, denn wenn ich mich dazu entschlösse, müsse ich es als ernsten Beruf ansehen. Er fügte hinzu, er habe Geld genug erworben, um mich instand zu setzen, einen solchen Beruf zu ergreifen, und wertvolle, wenn auch nichts einbringende Arbeit zu leisten, *falls ich die Absicht hätte, darin mein möglichstes zu tun*; nur dürfe ich nicht im Traum daran denken, mich nur dilettantenhaft damit zu befassen. Dann gab er mir noch einen Rat, der sich mir tief eingeprägt hat: daß ich nämlich, wenn ich kein Geld verdienen wolle, die Sache dadurch ausgleichen müsse, daß ich auch keins ausgäbe. Wie er sich ausdrückte, müßte ich den Bruch konstant erhalten: wenn ich nicht imstande wäre, den Zähler zu erhöhen, müßte ich den Nenner verringern. Mit andern Worten: falls ich eine Gelehrtenlaufbahn wähle, müsse ich jeden Gedanken an den Lebensgenuß, der mit der kaufmännischen Tätigkeit verbunden sein könne, aufgeben und mein Vergnügen anderweitig suchen.

Betrieb der Natur„wissenschaft“.

Nach diesem Gespräch hatte ich durchaus die Absicht, die Naturwissenschaft zu meinem Lebensberuf zu machen. Ich tat es indessen nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man damals in Harvard, und wohl auch auf unsern andern Hochschulen, keine Ahnung davon hatte, daß der Zoologe, der in Feld und Wald arbeitende Forscher und Beobachter der Natur überhaupt eine Entwicklungsmöglichkeit besaß. Man betrachtete die Biologie lediglich als Mikroskop- und Laboratoriumswissenschaft, eine Wissenschaft, deren Anhänger ihre Zeit mit dem Studium der winzigsten Meerlebewesen, oder mit dem Sezieren und Mikroskopieren des Zellengewebes der höheren Organismen zu verbringen hätten. Diese Ansicht beruhte zweifellos zum Teil auf der Tatsache, daß man damals auf den

* Ein kleiner goldener Schlüssel ist das Sinnbild der Zugehörigkeit zur Phi-Beta Kappa-Vereinigung oder „Brüderschaft“; er wird dem neu eintretenden Mitglied überreicht und von diesem in Ehren gehalten. Die φβκ-Brüderschaft selbst ist die vornehmste und zugleich älteste „Studentenvereinigung“ dieser Art in den Vereinigten Staaten, denn sie wurde im Dezember 1776 gegründet; augenblicklich zählt sie in 77 „Kapiteln“ etwa 17000 Mitglieder.

meisten unserer Universitäten — und zwar nicht immer in vernünftiger Weise — alles nachahmte, was auf den großen deutschen Universitäten geschah. Die gesunde Auflehnung gegen die Oberflächlichkeit beim Studium war übertrieben worden; Gründlichkeit in bezug auf die kleinsten Einzelheiten hatte man zum Fetisch erhoben. Man konnte ganz und gar nicht begreifen, welche überaus mannigfaltige Arbeit von Naturforschern geleistet werden könnte, mit Einschluß dessen, was Naturforscher im Freien leisteten — die Art von Arbeit, die Hart Merriam und seine Gehilfen in der „Biologischen Rundschau" in bezug auf nordamerikanische Säugetiere zu so hoher Vollkommenheit gebracht haben. In dem durchaus löblichen Bestreben, recht gründlich zu sein und leichtfertige Methoden zu meiden, neigte man dazu, jede Art von Arbeit, die nicht mit peinlichster Sorgfalt im Laboratorium geleistet wurde, als oberflächlich und unwissenschaftlich anzusehen. Mein Geschmack hatte sich nach einer ganz andern Richtung hin entwickelt, und ich mochte ebensowenig mit dem Seziermesser und dem Mikroskop arbeiten wie Mathematiker werden. Infolgedessen ließ ich den Gedanken, Naturwissenschaftler zu werden, vollständig fallen. Daraus erhellt ohne Zweifel, daß ich der Naturwissenschaft nicht so ergeben war, wie ich mir eingebildet hatte; denn wenn ich es gewesen wäre, hätte ich mir ohne Rücksicht auf Entmutigungen eine eigene Laufbahn zurechtgebaut.

Volkswirtschaftliche Lehren.

Was die Volkswirtschaft betrifft, so hatte man mich auf der Universität natürlich die damals als unumstößlich geltenden Sätze der Laissez-faire-Doktrin gelehrt. Einer davon war der Freihandel. Die meisten jungen Amerikaner meines Alters nahmen dank ihrer Umgebung und ihren Studien gewisse Grundsätze in sich auf, die vom nationalen Gesichtspunkt aus sehr wertvoll waren, daneben aber auch andere, die das gerade Gegenteil waren. Daran waren die Nationalökonomen eigentlich nicht in erster Linie schuld: alle Schriftsteller, die damals für uns schrieben, standen auf diesem Standpunkt. Nehmen wir z. B. „Unser junges Volk", die bereits erwähnte Zeitschrift, aus der ich mehr gelernt habe, als aus irgendeinem Schulbuch. Alles in dieser Zeitschrift predigte die individuellen Tugenden und die Notwendigkeit des Charakters als Hauptfaktor für den Erfolg eines jeden Mannes — eine Lehre, an die ich heute fester glaube als je, denn alle Gesetze, die Menschenwitz zu ersinnen vermag, werden einen Menschen nie zum guten Bürger machen, wenn er nicht selbst das Zeug dazu in sich trägt, wenn er nicht Selbstvertrauen, Tatkraft, Mut, die Kraft, auf seinem Recht zu bestehen, und das Mitgefühl besitzt, das ihn veranlaßt, die Rechte anderer zu achten. Diese ganze individuelle Moral lehrten mich die Bücher, die ich zu Hause las, und die Bücher, die ich in Harvard studierte. Aber über die Notwendigkeit gemeinsamen Handelns wurde so gut wie nichts gelehrt, und nichts über die Tatsache, daß es neben der individuellen Verantwortlichkeit — nicht als Ersatz für dieselbe — auch eine gemeinsame

Verantwortlichkeit gibt. Werke wie Herbert Crolys „Die Verheißung des amerikanischen Lebens" und Walter E. Weyls „Neue Demokratie" wären damals allgemein als unsinnig oder als reine Ketzerei angesehen worden.

Was nicht gelehrt wurde.

Was man mich lehrte, war in einer Hinsicht echt demokratisch. Ich trat ins Mannesalter ein, ganz durchdrungen von dem Gefühl, daß ein Mann um dessentwillen, was er selbst aus sich gemacht hat, zu achten sei. Daneben hatte man mich aber bewußt oder unbewußt gelehrt, daß sowohl in sozialer wie in industrieller Beziehung so ziemlich die ganze Pflicht des Mannes darin bestehe, sich möglichst zur Geltung zu bringen; daß er im Verkehr mit andern redlich und gegen alle Unglücklichen in der althergebrachten Art wohltätig sein müsse, aber daß es nicht seine Aufgabe sei, sich mit andern zusammenzutun, um zu versuchen, die anormale und übermäßige Entwicklung des Individualismus bei einigen wenigen in Schranken zu halten und dadurch die Lage der Mehrheit zu erleichtern. Ich will damit nun keineswegs behaupten, daß diese Erziehung durch und durch schlecht gewesen sei. Im Gegenteil, das Betonen individueller Verantwortlichkeit war und ist immer die Hauptsache und wird es immer sein. Das, was ich aus meinen Schulbüchern und von meiner Umgebung gelernt habe, ist ein gesundes Gegenmittel gegen die Gefühlsduselei, die das Individuum wegen all seiner Fehler gutmütig entschuldigt und die Spannkraft moralischen Zielbewußtseins dadurch schließlich bedenklich schwächt. Auch erhält es jene männliche Energie lebendig, deren Mangel bei dem Durchschnittsmenschen keine noch so vollkommene Gesetzgebung und kein gemeinsames Handeln jemals aufwiegen kann. Werden solche Lehren aber nicht durch andere ergänzt, so bedeuten sie das Einverständnis mit der rücksichtslosen Herrschaft des gesetzlosen Geschäftsindividualismus, der für wahre Zivilisation ebenso verhängnisvoll werden würde, wie der gesetzlose militärische Individualismus des Mittelalters.

Ich verließ das College und trat hinaus in die große Welt; der Erziehung, die ich empfangen hatte, besonders der häuslichen, verdankte ich mehr als ich auszudrücken vermag, und doch hatte ich noch sehr viel zu lernen, wenn ich wirklich fähig werden sollte, meinen Anteil an der Arbeit zu verrichten, die der Generation von Amerikanern, der ich angehörte, bevorstand.

Zweites Kapitel.

Die Vollkraft des Lebens.

Wenn ein Mann sein Leben überschaut, denkt er über sich selbst als Kind in der Tat objektiver als über Vater und Mutter. Er hat das Gefühl, als ob jenes Kind nicht sein eigenes, gegenwärtiges Ich, sondern ein Vorfahr wäre: genau so gut ein Vorfahr wie beide Eltern. Das Sprichwort „Das Kind ist der Vater des Mannes" kann ebensogut in einem Sinne aufgefaßt werden, der fast das Gegenteil von dem ist, der ihm gewöhnlich beigelegt wird. Das Kind ist insofern der Vater des Mannes, als seine Individualität eine ganz andere ist als die des Erwachsenen, zu dem es sich entwickelt. Vielleicht ist dies einer der Gründe dafür, daß ein Mann mit solcher Objektivität über seine Kindheit und erste Jugend reden kann.

Da ich ein kränklicher, von Natur durchaus nicht zu körperlichen Heldentaten veranlagter Junge gewesen war und meist zu Hause gelebt hatte, war ich anfangs völlig außerstande, mich zu behaupten, wenn ich mit andern, rauher erzogenen Jungen in Berührung kam. Ich war nervös und furchtsam. Dabei hatte ich aber so viel von bewundernswerten Männern, wie den Soldaten von Valley Forge, Morgans Büchsenmännern und den Helden meiner Lieblingsgeschichten gelesen, so viel von den Taten meiner südstaatlichen Vorfahren und Verwandten gehört und blickte mit solcher Bewunderung zu meinem Vater auf, daß ich auch hohe Bewunderung empfand für Männer, die furchtlos waren und sich in der Welt zu behaupten vermochten, und mich darnach sehnte, ihnen zu gleichen. Fast bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr blieb dieser Wunsch nur ein leerer Traum. Dann aber begegnete mir etwas, das mir wirklich gut tat. Da ich wieder Asthma hatte, wurde ich allein nach dem Moosehead See geschickt. In der Postkutsche traf ich ein paar Knaben meines Alters, die sehr viel selbständiger und mehr zu Unfug geneigt waren als ich. Es waren gewiß gutmütige Jungen, aber sie waren eben Jungen! Sie fanden, daß ich von vornherein zum Opfer bestimmt und prädestiniert sei, und begannen emsig, mir das Leben zur Qual zu machen. Das Schlimmste an der Sache war, daß es mir, als ich mich endlich zur Wehr setzte, bald klar wurde, daß jeder von ihnen nicht nur allein mit mir fertig werden, sondern mich noch dazu, ohne mir weh zu tun, im Schach halten und verhindern konnte, meinen Gegnern Schaden zuzufügen.

Dieses Erlebnis lehrte mich, was die weisesten Ratschläge mich wohl nicht zu lehren vermocht hätten. Ich wurde mir darüber klar, daß ich versuchen müßte zu lernen, damit ich nicht wieder in eine so hilflose Lage geriete, und in dem unangenehmen Bewußtsein, daß ich nicht genug angeborene Tapferkeit besaß, um mich andern gegenüber zu behaupten, beschloß ich, diesen Mangel womöglich durch Übung zu ersetzen.

Erfolge und Mißerfolge im Boxen.

So fing ich denn mit herzlicher Zustimmung meines Vaters an, das Boxen zu lernen. Ich war ein schrecklich schwerfälliger und ungeschickter Schüler und plackte mich zwei oder drei Jahre ab, ehe ich irgendwelche nennenswerte Fortschritte machte. Mein erster Lehrer war ein ehemaliger Preisboxer namens John Long. Ich sehe seine Räume noch vor mir, mit bunten Bildern, die die Kämpfe zwischen Tom Hyer und Yankee Sullivan, Heenan und Sayers, sowie andere große Ereignisse aus den Annalen der Boxerarena darstellten. Einmal veranstaltete er eine Reihe von Wettkämpfen für die verschiedenen Gewichte, um unter seinen Schülern das Interesse zu beleben, wobei die Preise, wenigstens in meiner Klasse, aus Zinnkrügen zu etwa fünfzig Cents bestanden. Weder er noch ich war der Ansicht, daß ich etwas könne, trotzdem wurde ich für den Leichtgewicht-Wettkampf angesetzt, wo ich mich zufällig nacheinander einigen langaufgeschossenen Jünglingen gegenüberfand, die noch weit weniger konnten als ich. Zu ihrer und meiner, sowie auch zu John Longs größter Überraschung siegte ich, und der Zinnkrug gehörte von da an zu meinen teuersten Besitztümern. Jahrelang hob ich ihn auf, redete über ihn und prahlte, fürchte ich, mit ihm herum. Wenn ich nur wüßte, wo er geblieben ist! In spätern Jahren las ich einmal von einem kleinen Mann, der in einem Handicaprennen fünfter Klasse eine wertlose Zinnmedaille gewonnen hatte und sich sein Leben lang an ihr freute. Sobald ich das las, fühlte ich, daß jener kleine Mann und ich Brüder waren.

Soweit ich mich erinnere, ist dies der einzige meiner überaus seltenen Triumphe auf dem Gebiete des Sports, der des Erzählens verlohnt. In Harvard habe ich ziemlich viel geboxt und gerungen, habe es aber selbst in meiner eigenen Gewichtsklasse nie zu hervorragenden Leistungen gebracht. Einmal gelangte ich bei den großen Wettkämpfen im „Gymnasium"* bis in die letzte oder vorletzte Runde, aber sonst bestand meine Rolle hauptsächlich darin, als Versuchskaninchen für einen Freund oder Klassengefährten zu dienen, der wirklich Aussicht hatte, sich bei den Wettkämpfen hervorzutun.

Reiten und Hindernisrennen.

Das Reiten liebte ich sehr, gewöhnte mich aber ebenfalls nur langsam und schwer daran, wie ans Boxen. Es dauerte lange, bis ich ein einiger-

---

* Als „Gymnasium" bezeichnet man in Amerika die geräumige Halle, die der Pflege des Sports dient (Boxen, Ringen, Turnen usw.), und in der die kleineren Wettspiele abgehalten werden; die großen finden regelmäßig im Freien statt.



Phot. Clinedinst.

„Jeder Mann kann sich wenn er will, soweit schulen, um anständig querfeldein zu reiten."
(S. 25.)



Theodore Roosevelt und einige seiner Freunde im Repräsentantenhaus.

William O'Neill. Theodore Roosevelt.

Spinney, Berichterstatter der New York Times.

Isaac Hunt. Walter Howe.

maßen anständiger Reitersmann wurde, und viel weiter habe ich es nie gebracht. Ich meine damit, daß ich bei der Hetzjagd nie im ersten Felde ritt, und mich nie auch nur entfernt mit den Mustang-Bändigern des Wilden Westens habe messen können. Jeder Mann kann, wenn er will, seine Nerven bis zu dem erforderlichen Grad schulen und sich allmählich den erforderlichen Sitz und die Hand aneignen, die ihn befähigen, anständig querfeldein zu reiten oder auf einer Ranch Durchschnittsarbeit zu leisten. Über meine Erlebnisse auf der Ranch im Westen werde ich später berichten. Nach meinem Abgang vom College bin ich zuweilen auf Long Island hinter den Meadowbrooker Hunden geritten. Fast das einzige interessante Abenteuer, das ich dabei erlebte, war ein Sturz, bei dem ich mir einen Arm brach. Meine Börse gestattete mir nicht, kostspielige Pferde zu halten. In jenem Falle ritt ich ein Tier, das ursprünglich als Kutschpferd gedient, und das der bisherige Besitzer nur deshalb verkauft hatte, weil es sich mit Gewalt dann und wann gemächlich im Geschirr niederlegen mußte. Unterm Sattel tat es das nie, und wenn er es auf die Weide ließ, pflegte es, als ob das so sein müßte, über die Umfriedigung zu setzen und irgendwohin zu laufen, wohin es nicht gehörte. Dieser Gewohnheit verdankte es die Umwandlung in ein Jagdpferd. Es war ein geborener Springer, wenn auch durchaus nicht schnell. Bei der Jagd, von der ich spreche, ging alles ganz gut, bis meinem Ex-Kutschpferd bei dem raschen Tempo die Luft ausging und es über einen Zaun hinweg einen Purzelbaum schoß. Als ich nach dem Sturz wieder aufsaß, merkte ich, daß ich meinen linken Arm nicht gebrauchen konnte. Ich hielt die Sache nur für eine Verrenkung. Das Kutschpferd war ein ruhiges Tier, und ich ritt es auf Trense. Wir galoppierten also schwerfällig am Ende des Feldes hinterher, und erst nach dem dritten oder vierten Hindernis wurde ich mir darüber klar, daß mein Arm gebrochen war. Im selben Augenblick ging es tief hinunter, und bei dem Ruck schrammten die Knochen aneinander, so daß meine Hand aus der Lage geriet. Es schmerzte gar nicht, und da ich auf dem Tier so bequem saß wie auf einem Schaukelpferd, kam ich glücklich noch zum Halali an.

Wenn ich nicht irre, war August Belmont Master der Jagd, bei der sich der eben geschilderte Unfall zutrug. Bei einer andern Gelegenheit, bei der mir ein gelindes Abenteuer widerfuhr, war er bestimmt Master. Bei einer der Jagden, die ich mitmachte, stürzte ein Reiter, wurde an einem Steigbügel geschleift und fand seinen Tod. Infolgedessen kaufte ich mir ein Paar Sicherheitsbügel, die ich bei der nächsten Jagd in Gebrauch nahm. Kaum waren wir fünf Minuten geritten, so stellte es sich schon heraus, daß die Bügel so außerordentlich „sicher" waren, daß sie überhaupt nicht an ihrer Stelle bleiben wollten. Erst verlor ich den einen bei einem Sprung, dann den andern bei dem nächsten — und jedesmal bekam ich einen Sturz dazu. Da ich durchaus nicht gesonnen war, mir den Spaß entgehen zu lassen, ritt ich die Jagd ohne Bügel zu Ende. So schnell wie bei der Gelegenheit war mein Pferd noch nie gegangen. Ein vorzüglicher

Reiter kann zweifellos ohne Steigbügel ebenso gut reiten wie mit solchen. Aber ich war kein vorzüglicher Reiter. Wenn sich irgend etwas Unerwartetes ereignete, neigte ich dazu, das fromme Kutschpferd fest zwischen die gespornten Absätze zu nehmen, und die Folge davon war, daß es auslegte, um sein möglichstes im Galoppieren zu leisten. Da es bald merkte, daß ich es der Trense wegen nicht gut parieren konnte, lief es gewöhnlich mit erhöhter Geschwindigkeit, sobald es bergab ging. Kam dann unten ein Hindernis und verhielt es auch nur im geringsten, so schoß ich jäh vorwärts, und dann kamen wir auf eine Art hinüber, die mich lebhaft an Leechs Zeichnung im „Punch" erinnerte; sie stellt dar, wie Herr Tom Noddy und seine Mähre ein Hindernis in folgender Reihenfolge nehmen: Nummer eins, Herr Tom Noddy; Nummer zwei, seine Mähre. Übrigens traf ich trotzdem beim Halali ein.

Wandern und Bergsteigen.

Ich liebte das Wandern und Bergsteigen. Als junger Bursche pflegte ich im Herbst wie im Winter die Wälder im Norden, in Maine, aufzusuchen. Dort schloß ich Freundschaft fürs Leben mit zwei Männern, Will Dow und Bill Sewall: ich machte Kanoefahrten mit ihnen, durchwanderte mit ihnen die Wälder und besuchte auf Schneeschuhen die Winterlager der Holzfäller. Später begleiteten sie mich nach dem Westen. Will Dow ist tot. Bill Sewall war während meiner Amtszeit Steuereinnehmer an der Grenze von Aroostook. Bergbesteigungen habe ich nur auf der Jagd vorgenommen, abgesehen von ein paar herkömmlichen Ausflügen aufs Matterhorn und auf die Jungfrau bei Gelegenheit einer Schweizer Reise.

Auf dem Scheibenstand.

Mit der Flinte habe ich nie viel ausgerichtet, hatte aber ziemlich viel Übung im Büchsenschießen. Ich besaß in Sagamore Hill einen Scheibenstand und nahm oft Freunde mit hinaus, um da zu schießen. Als ich nach dem Südafrikanischen Krieg mehrfach Besuch von freigegebenen Burengefangenen empfing, haben wir ein paarmal miteinander Wettschießen veranstaltet. Der beste Pistolen- und Büchsenschütze, der je auf meinem Scheibenstand geschossen hat, war Stewart Edward White.

Baron Speck von Sternburg.

Zu den guten Schützen gehörte auch ein treuer Freund, Baron Speck von Sternburg, später während meiner Präsidentschaft deutscher Botschafter in Washington. Er war ein vorzüglicher Schütze, Reiter und Fußgänger, ein treuer und ungemein tüchtiger Diener des Deutschen Reichs, der, kaum den Knabenjahren entwachsen, den Deutsch-Französischen Krieg mit Auszeichnung mitgemacht hatte. Er war der Held der Geschichte vom „Schweinhund" in Archibald Forbes' „Erinnerungen". Er war es, der zuerst die Aufstellung eines Regiments berittener Schützen aus den Ranchleuten und Cowboys der Prärien mit mir besprach. Als Botschafter siechte der arme, tapfere, gutherzige Mann an einem schleichenden, schmerzhaften Leiden dem Grabe

entgegen, so daß er nicht mehr mit uns dem Sport huldigen konnte, aber die Qualen seiner tödlichen Krankheit haben ihn nie auch nur im geringsten von seiner Arbeit abgehalten.

Schießleistungen.

Meine Erfahrungen als Schütze waren fast die gleichen wie meine Erfahrungen als Reiter. Es gibt Menschen, deren Hand und Auge so rasch und sicher sind, daß sie im Schießen einen Grad der Vollkommenheit erreichen, den ein gewöhnlicher Schütze nicht einmal durch unermüdliche Übung erringen kann. Dann gibt es wieder Leute, die überhaupt nicht lernen können, einigermaßen sicher zu schießen. Dazwischen steht die große Masse der Menschen von gewöhnlicher Begabung, die mit Hilfe beharrlicher Übung durch reinen Fleiß und Verstand zu ganz guten Schützen werden. Wer diesen erforderlichen Fleiß und Verstand beweist, kann sich unschwer zu der zweiten Klasse anständiger Schützen emporarbeiten, und zu dieser Klasse gehöre ich. Ein solcher Grad von Sicherheit im Scheibenschießen schließt aber keineswegs die Fähigkeit ein, Wild — oder gar gefährliches Wild — im Freien zu treffen. Um ein guter Jäger, und ganz besonders ein guter Jäger auf gefährliches Wild zu sein, muß man alle möglichen moralischen und körperlichen Eigenschaften besitzen, ebenso wie allerlei andere Eigenschaften neben der Geschicklichkeit im Schießen erst den guten Soldaten machen. Bei gefährlichem Wild kommt es nach Erreichung des gehörigen Grades von Sicherheit im Gebrauch der Büchse besonders auf kühles Urteil und jene Selbstbeherrschung an, die sich möglichst nicht erschüttern läßt. Jeder Anfänger bekommt leicht das „Jagdfieber", und deshalb sollte kein Anfänger auf gefährliches Wild jagen.

Jagdfieber.

Das Jagdfieber ist ein Zustand intensiver Nervenerregung, der mit Ängstlichkeit nicht das geringste zu tun zu haben braucht. Er kann einen Mann ebensogut befallen, wenn er zum erstenmal vor einer großen Zuhörerschaft reden muß, wie er ihn befällt, wenn er zum erstenmal einen Bock sieht oder in die Schlacht geht. Was ein solcher Mensch braucht, ist nicht Mut, sondern Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit. Diese kann er nur durch Übung erringen. Durch lange Gewöhnung und wiederholte Übung in der Selbstbeherrschung muß er seine Nerven fest in seine Gewalt bekommen. Das ist in hohem Maße Gewohnheitssache, insofern man die Willenskraft häufig aufbietet und ständig übt. Hat der Mann das rechte Zeug in sich, so wird sein Wille mit jeder Übung stärker und stärker — und hat er das rechte Zeug nicht in sich, so sollte er sich lieber nicht mit der Jagd auf gefährliches Wild abgeben, überhaupt nicht mit irgendeiner Art von Sport oder Arbeit, die körperliche Gefahren mit sich bringt.

Wovon der Erfolg auf der Jagd abhängt.

Ist er imstande, mit Umsicht und Überlegung zu handeln und seine Nerven so zu meistern, daß er *ebenso sicher auf Wild wie nach*

der Scheibe schießt, so kann er anfangen, gefährliches Wild zu jagen, und wird dann bald merken, daß dies durchaus nicht solch unerhörten Mut erfordert, wie Laien zu denken pflegen. Wer auf einige Meter Entfernung eine Selterwasserflasche trifft, trifft auf dieselbe Entfernung auch einen Löwen, Bären oder Elefanten ins Gehirn, und wenn er ihn nicht ins Gehirn trifft in dem Augenblick, wo er zum Angriff übergeht, bringt er ihn wenigstens zum Stehen. Er braucht nichts weiter zu tun, als ebenso genau zu zielen wie nach einer Selterwasserflasche, und dazu gehört mindestens ebensoviel Ruhe wie körperliche Gewandtheit. Hat er diese Stufe erreicht, so darf der Jäger sich immer noch nicht einbilden, daß er jetzt berechtigt sei, sich verzweifelten Situationen auszusetzen. Es gibt verschiedene Grade der Vollkommenheit, und was für einen Jäger, der einen gewissen Grad von Tüchtigkeit erreicht hat, ein berechtigtes und angemessenes Wagnis ist, kann für einen andern, der es noch nicht so weit gebracht hat, törichter Leichtsinn sein. Ein Mann, der den oben angegebenen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, ist durchaus befugt, sich einem gestellten Löwen auf offenem Felde bis auf etwa hundert Meter zu nähern. Hat der Löwe nicht angegriffen, so muß der Jäger ihn auf diese Entfernung zur Strecke bringen und ihn am Angreifen verhindern; greift der Löwe bereits an, so muß er ihn auf diese Entfernung zum Stehen bringen können. Aber selbst wenn ein Mann den Grad von Mut erworben hat, der ihn berechtigt, sich auf so etwas einzulassen, so ist er deshalb doch noch lange nicht befugt zu glauben, daß er z. B. einem angeschossenen Löwen ins Dickicht nachkriechen kann. Ich habe nicht sonderlich beherzte Leute dieses Kunststück erfolgreich ausführen sehen, aber mindestens ebenso oft ist es ihnen mißlungen, und dann waren die Folgen unangenehm. Der Mann, der dem angeschossenen Löwen gewohnheitsmäßig ins Dickicht folgt, muß ein außerordentlich geübter Jäger sein, sonst kann er mit Sicherheit darauf rechnen, schließlich doch übel zugerichtet zu werden.

Die ersten zwei drei Böcke, die ich je zu sehen bekam, verursachten mir böses Jagdfieber, doch nachdem ich an gewöhnlichem Wild meine Erfahrungen gesammelt hatte, habe ich gefährlichem Wild gegenüber nie Jagdfieber bekommen. Bei mir war diese Überwindung des Jagdfiebers das Ergebnis bewußter Anstrengung und des wohlüberlegten Entschlusses, seiner Herr zu werden. Glücklicher veranlagte Menschen brauchen diese bewußte Anstrengung niemals zu machen — was vielleicht beweist, daß der Durchschnittsmensch aus meinen Erfahrungen mehr Nutzen ziehen kann als aus denen des Ausnahmemenschen.

Gefährliches Wild.

Ich habe in meinem Leben nur auf fünf Arten von Tieren geschossen, die man wirklich als gefährliches Wild bezeichnen kann: nämlich in Afrika auf Löwen, Elefanten, Rhinozerosse und Büffel und vor einem Vierteljahrhundert in den Rocky Mountains auf den Grislybären. Ziehe ich nicht nur meine eigenen Erfahrungen, sondern auch diejenigen vieler Jagdveteranen

in Betracht, so muß ich diese vier afrikanischen Tiere, und zwar ganz besonders den Löwen, Elefanten und Büffel, für weit gefährlicher halten als den Grisly. Der Zufall hat es aber gefügt, daß ich das einzige Mal, wo ich wirklich in Lebensgefahr schwebte, von einem Grisly bedroht wurde, und daß in Afrika das Tier, das mir beim Angriff am dichtesten auf den Leib rückte, ehe es erlegt wurde, ein Rhinozeros war* — all dies beweist, daß man auf seine eigenen Erfahrungen hin nicht allzusehr verallgemeinern darf. Im ganzen halte ich den Löwen für das allergefährlichste dieser fünf Tiere: d. h. ich glaube, daß bei regelrechter Jagd ein größerer Prozentsatz getöteter oder schwer verletzter Jäger auf eine gegebene Anzahl von Löwen kommt, als auf eine gegebene Anzahl irgendeines der andern Tiere. Dennoch habe ich persönlich mit Löwen keine Schwierigkeiten gehabt. Zweimal habe ich zum Sprung ansetzende Löwen zur Strecke gebracht, und einmal einen starkmähnigen Löwen, der mitten im Sprunge war. Aber in jedem Falle hatte ich reichlichen Spielraum, da das Tier noch so weit entfernt war, daß ich selbst dann, wenn meine Kugel nicht tödlich getroffen hätte, noch Zeit zu mehreren Schüssen gehabt hätte. Der afrikanische Büffel ist zweifellos ein gefährliches Tier, aber es traf sich, daß die wenigen, die ich geschossen habe, nicht zum Angriff übergingen. Ein Elefantenbulle hat mich einmal angegriffen, ehe ich auf ihn geschossen hatte. Mein Sohn Kermit und ich brachten ihn auf vierzig Meter zum Stehen. Ein anderer, ebenfalls noch unbeschossener Elefantenbulle, der mich angriff, hätte mich beinahe erwischt, da ich soeben den Bullen, auf den ich es abgesehen hatte, erlegt und dabei beide Patronen aus meiner schweren Doppelbüchse abgeschossen hatte — es war dies der erste wilde Elefant, der mir je vorgekommen war. Der zweite Bulle kam darauf wie ein Dampfpflug durch eine leichte Schneewehe von links durch das dichte Buschholz heran, so daß bei seinem Ansturm alles splitterte und brach, und war schon so nahe, daß er mich mit seinem Rüssel hätte treffen können. Ich schlüpfte an ihm vorüber hinter einen Baum. Man hat mich gefragt, wie mir da zumute gewesen sei, und ich habe immer geantwortet: „Wahrscheinlich so, wie den meisten Männern von gleicher Erfahrung in solcher Lage zumute ist.“ In solch einem Augenblick ist der Jäger so beschäftigt, daß er keine Zeit hat, in Schrecken zu geraten. Er will nur seine Patronen hineinhaben und noch einmal schießen.

Rhinozerosse sind wilde, ungestüme Bestien, bei weitem die dümmsten von allen gefährlichen Tieren, die ich kenne. Gewöhnlich benehmen sie sich einfach plump und dumm, aber gelegentlich greifen sie sehr tückisch an, sowohl wenn sie verwundet, als auch wenn sie in keiner Weise herausgefordert worden sind. Das erste, das ich jemals geschossen habe, verwundete ich auf etwa zwanzig Meter Entfernung tödlich; es ging sofort zum energischen Angriff über, worauf mein Gefährte und ich beide losdrückten und es eigentlich

* Das Abenteuer mit dem Grisly erzählt Roosevelt ausführlich in den „Jagden in amerikanischer Wildnis“, das mit dem Rhinozeros in den „Afrikanischen Wanderungen“. Beide Bücher sind in deutscher Ausgabe im Verlage von Paul Parey, Berlin, erschienen.

mehr aus Glück als aus Geschicklichkeit zu Fall brachten, als es nur noch genau dreizehn Schritt von der Stelle, wo wir standen, entfernt war. Ein anderes Rhinozeros mag die Absicht gehabt haben mich anzugreifen, oder auch nicht: ich bin mir darüber nie klar gewesen. Es hörte uns und kam schnaubend und mit aufgeworfenem Kopf durch ziemlich dichtes Buschwerk auf uns zu. Ich bin mir keineswegs sicher, daß es feindliche Absichten hegte, und meinen jetzigen Erfahrungen nach möchte ich glauben, daß es im letzten Moment gestutzt hätte und entweder zurückgewichen oder an mir vorübergerannt wäre, wenn ich nicht geschossen hätte. Aber ich bin kein Rhinozerosgedankenleser, und es benahm sich derartig, daß ich durchaus berechtigt war, es als verdächtige Persönlichkeit zu betrachten. Ich brachte es mit ein paar Kugeln zum Stehen, verfolgte es dann und gab ihm den Fang. Die Häute all dieser von mir erlegten Tiere befinden sich im Nationalmuseum zu Washington.

In Lebensgefahr.

Aber wie gesagt, in wirklicher Lebensgefahr habe ich mich nur einmal befunden, und zwar nicht bei einer Begegnung mit einem dieser gefährlichen afrikanischen Tiere, sondern mit einem Grisly. Es war vor etwa vierundzwanzig Jahren. Ich hatte den Bären gerade bei Sonnenuntergang angeschossen, und zwar in einem Gehölz hoher, dünner Kiefern; ich folgte ihm und schoß ihn noch einmal an, als er jenseits des Dickichts haltmachte. Da stürmte er durch das Buschwerk auf mich zu, und zwar mit solcher Geschwindigkeit und in so unregelmäßiger Gangart, daß ich, so sehr ich mich auch bemühte, außerstande war, seine Hirnschale aufs Korn zu nehmen, obwohl ich ihn mit den beiden letzten Kugeln aus dem Magazin meiner Winchester sehr gut traf. Es war noch zur Zeit des schwarzen Pulvers, und der Rauch blieb in der Luft hängen. Das erste, was ich nach meinem letzten Schuß sah, war die linke Tatze des Bären, die in so unmittelbarer Nähe nach mir schlug, daß ich rasch beiseite sprang. Er war indessen schon so gut wie verendet, und als er sich nach einem neuen Sprung gerade umzudrehen versuchte, um auf mich loszukommen, brach er wie ein geschossener Hase zusammen.

Das widerspenstige Bärenfell.

Übrigens ist es mir damals recht sauer geworden, sein Fell nach Hause zu schaffen. Ich war allein und ging zu Fuß, mit einer sehr fügsamen kleinen Gebirgsstute als Packtier. Das Pferdchen hatte keine Furcht vor Bären oder irgend etwas sonst, so daß es durchaus keine Schwierigkeiten machte, es zu bepacken. Aber ein Unerfahrener kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, welch eine Arbeit es war, das Bärenfell von dem Kadaver herunter zu bekommen und es dann — naß, schlüpfrig und schwer wie es war — so zu verstauen, daß es gleichmäßig verteilt auf dem Pony lag. Ich war damals schon einigermaßen bewandert im Packen mit

dem „Rautenknoten", dessen sich die Packer in den Rocky Mountains zu jener Zeit zu bedienen pflegten; aber die Sachen, die ich zu verstauen gewöhnt war, waren nicht naß und schlüpfrig. Mit unsagbarer Mühe gelang es mir, das Fell auf den Pony zu bringen und die Stricke herumzuschlingen, so daß es ganz fest zu liegen schien. Dann brachen wir auf, und kaum hatten wir ein paar hundert Schritte zurückgelegt, so merkte ich bereits, wie das Fell zwischen zwei Stricken herauszuquellen begann. Ich brachte den einen Strick anderswo an, und dann quoll es an einer andern Stelle hervor. Ich änderte die Lage des Strickes abermals, aber wieder quoll das Fell langsam hervor wie ein Lavastrom. Mit einem Male senkte es sich dann ganz nach einer Seite, und mein Pferdchen blieb wie angewurzelt stehen und wartete darauf, daß ich meinerseits in Tätigkeit trat und das Bärenfell wieder an seinen richtigen Platz auf dem McClellan-Sattel brachte, den ich aushilfsweise als Packsattel benutzte. Das Erlegen des Bären tags zuvor war gar nichts gegen das Kunststück, das Bärenfell während der nächsten drei Tage ordentlich auf dem Pony reiten zu lassen.

Die Whiskyflasche als Störenfried.

Daß ich damals allein im Gebirge war, lag daran, daß ich bei dieser Gelegenheit zum ersten- und letztenmal in meinem Leben Unannehmlichkeiten mit meinem Führer gehabt hatte. Er war ein lahmer alter Mann aus dem Gebirge, der mit tiefer Verachtung auf „Hasenfüße" herabsah, einer Verachtung, die in meinem Fall noch durch den Umstand gesteigert wurde, daß ich eine Brille trug — was damals und in jener Gegend gewöhnlich als Beweis für einen moralischen Mangel im Charakter des Trägers galt. Er hatte bisher noch nie den Führer gespielt oder „einen Hasenfuß gewälzt", wie er es nannte, und obschon er ein guter Jäger war und mir viel Wild zeigte, führten wir doch kein gemütliches Leben miteinander. Da er sehr rheumatisch war, lag er gern lange zu Bett, so daß ich gewöhnlich das Frühstück besorgen und überhaupt die meiste Arbeit im Lager verrichten mußte. Schließlich weigerte er sich eines Tages, mit mir auszugehen, indem er behauptete, er habe Schmerzen. Als ich am Nachmittag zurückkehrte, merkte ich bald, was für Schmerzen das waren. Wir reisten mit sehr leichtem Gepäck, denn ich hatte eigentlich nichts weiter mit, als meinen Büffelschlafsack, meine Waschschüssel und ein Paar Socken. Für besondere Fälle hatte ich auch eine Reiseflasche mit Whisky mitgenommen, was ich nun schon seit zwanzig Jahren ganz aufgegeben habe, da ich die Erfahrung machte, daß diese besondern Fälle nie eintraten und daß Tee einem frierenden oder übermüdeten Menschen besser bekommt als Whisky. Als ich ins Lager zurückkehrte, saß der Alte straff aufgerichtet auf einem Baumstumpf, hielt die Büchse quer über die Knie gelegt und schielte als Antwort auf meinen Gruß nur verächtlich nach mir hin. Ich lehnte meine Büchse an einen Baum, ging nach der Stelle hin, wo sich mein Bett befand, und entdeckte beim Herumkramen in meinen Sachen zufällig, daß

die Whiskyflasche leer war. Sofort wandte ich mich zu ihm und beschuldigte ihn, sie ausgetrunken zu haben, worauf er mir nur mit der Frage antwortete, was ich in der Sache zu tun gedächte.

Anscheinend war nicht viel zu tun, daher erwiderte ich, wir wollten uns trennen — wir waren nur noch vier bis fünf Tagereisen von einer Ansiedlung entfernt — und ich würde eins der Pferde nehmen und allein weiterwandern. Darauf spannte er seine Büchse und versetzte, allein könne ich gehen, und seinetwegen zum Teufel, aber ein Pferd würde ich nicht bekommen. Ich erwiderte nur: „Nun, dann nicht! Wenn ich keins bekommen kann, so kann ich keins bekommen", und begann umherzugehen, um Mehl und Pökelfleisch zusammenzusuchen.

Durch meine Ruhe und wohl auch dadurch, daß ich mir sein Benehmen und seine Redensarten die ganzen Tage unserer gemeinschaftlichen Wanderung über hatte gefallen lassen, ließ er sich täuschen und beobachtete mich daher nicht so aufmerksam, wie er es hätte tun sollen. Er hielt die gespannte Büchse immer noch auf den Knien, mit der Mündung nach links. Meine Büchse lehnte in der Nähe des Kochgeschirrs an einem Baum rechts von ihm. Es gelang mir, in ihre Nähe zu kommen; ich riß sie empor, zielte auf ihn und rief: „Hände hoch!" Natürlich hob er die Hände hoch und sagte dann: „Nanu, ich machte ja doch nur Spaß!" worauf ich erwiderte: „Nun, ich spaße nicht. Strecken Sie die Beine aus und lassen Sie die Büchse fallen." Er protestierte, indem er einwendete, sie würde losgehen, und ich versetzte, er solle sie nur losgehen lassen. Er streckte jedoch die Beine so vorsichtig aus, daß sie ohne jede Erschütterung zu Boden glitt. Nun ließ ich ihn zurücktreten und hob seine Büchse auf. Inzwischen war er ganz nüchtern geworden und schien wirklich gar nicht böse zu sein, sondern sah mich nur spöttisch an. Er sagte, wenn ich ihm seine Büchse wiedergäbe, wolle er die Sache auf sich beruhen lassen, und dann könnten wir weiter zusammenbleiben. Aber ich hielt es nicht für geraten, ihm zu trauen und sagte, unser Jagdausflug sei ja doch fast zu Ende, und ich wolle nach Hause.

Etwa zwei Kilometer vom Lager entfernt stand neben der Wegspur, deutlich sichtbar, eine verdorrte Tanne, und ich sagte ihm, bei dieser Tanne würde ich seine Büchse zurücklassen, wenn ich ihn dann noch im Lager sähe; er dürfe mir aber nicht nachkommen, denn wenn er das tue, so würde ich annehmen, daß es in feindlicher Absicht geschehe, und würde schießen. Er antwortete, er denke gar nicht daran mir nachzulaufen, und da er infolge des Rheumatismus sehr steif war, glaubte ich auch nicht, daß er es tun würde.

Ich nahm also die kleine Stute und nichts weiter als ein wenig Mehl, Speck und Tee mit und machte mich auf den Weg. An der verdorrten Tanne machte ich halt, und da ich ihn im Lager sehen konnte, ließ ich seine Büchse da. Dann wanderte ich weiter, bis es dunkel wurde, und an diesem Abend bediente ich mich zum einzigen Mal in meinem Leben eines Kniffs der Fallensteller aus den alten Indianerzeiten. Ich

glaubte nicht, daß ich verfolgt würde, konnte es aber nicht mit Bestimmtheit wissen. Deshalb ließ ich das Feuer nach dem Abendessen brennen, fing mein grasendes Pferdchen ein, packte auf und zog weiter, bis ich buchstäblich nicht mehr die Hand vor den Augen sehen konnte. Dann pflöckte ich den Pony an, schlief, wo ich war, ohne Feuer, bis der Tag zu grauen begann, und wanderte noch ein paar Stunden weiter, ehe ich haltmachte, um zu frühstücken und dem Pferd Zeit zum Futtern zu gönnen. Kein Mann, der die Prärie kennt, braucht sich erst sagen zu lassen, daß man nie in der Nähe eines Feuers bleiben darf, wenn Gefahr vorliegt, daß einem ein Feind nachschleicht, und daß man sich vor allem nicht der Möglichkeit aussetzen darf, bei Tagesanbruch aus dem Hinterhalt überfallen zu werden. An diesem zweiten Tag verlor ich den Weg und gab bei Anbruch der Nacht die Hoffnung auf, ihn wiederzufinden; ich schlug mein Lager auf, wo ich mich gerade befand, und wollte mir zum Abendessen ein Waldhuhn schießen gehen. Während ich vergeblich nach einem Waldhuhn suchte, traf ich auf den Bären und brachte ihn, wie oben beschrieben, zur Strecke.

Als ich die Ansiedlung erreichte und in den Kaufladen ging, erkannte mich der Besitzer und sagte: „Sie sind doch der ‚Hasenfuß‘, den der alte Hank wälzte, nicht wahr?“, und ich bejahte es. Viele Jahre später, nachdem ich zum Vizepräsidenten gewählt worden war, ging ich einmal in Nordwest-Colorado mit dem berühmten Jäger und Bergführer Johnny Goff auf die Kuguarjagd. Es war mitten im Winter. Ich war ziemlich stolz auf das, was ich geleistet hatte, und bildete mir ein, ich müßte unter den wenigen Ansiedlern der Gegend als erfolgreicher Berglöwenjäger bekannt sein. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten, als ich fand, daß sie mich nicht einmal als Vizepräsidenten, geschweige denn als Jäger erwähnten, sondern mich schlankweg als „Johnny Goffs Touristen“ bezeichneten.

Allerlei Sport.

Während der Jahre, in denen ich am angestrengtesten durch ernste Arbeit in Anspruch genommen war, konnte ich natürlich nicht auf die Jagd gehen und betrieb sogar das Reiten auf sehr ehrbare Weise. Aber wer eine sitzende Lebensweise führt, muß sich irgendwelche Bewegung machen, wenn er sich in ebenso guter körperlicher Verfassung erhalten will wie seine Mitbrüder, die mit Händen arbeiten. Wenn ich auf einer Viehfarm arbeitete, brauchte ich keine andere Bewegung als meine Arbeit, wenn ich aber im Bureau arbeitete, lag die Sache anders. Mehrere Sommer hindurch spielte ich mit einigen meiner Nachbarn Polo. Ich bin der Überzeugung, daß wir das Polospiel für Männer in mittleren Jahren gerade n der richtigen Art gespielt haben, mit den Pferden, die wir auch sonst benutzten. Selbstverständlich war es ein Polo, das hauptsächlich uns selbst interessierte, denn die einzigen Zuschauer waren unsere getreuen Familien. Ich hatte damals außer einem Wagenpferd nur zwei Reitpferde im Stall. Meine Frau und ich ritten und fuhren sie, außerdem wurden sie für häus-

liche Besorgungen und für die Kinder und an zwei Nachmittagen jeder Woche von mir als Polopferde benutzt. Polo ist ein schönes Spiel, viel geeigneter für rüstige Männer als Golf, Tennis oder etwas von der Art. Es ist ebenso amüsant wie Fußball, und dazu kommen dann noch die Pferde. Wenn die Menschen es nur auf einfache Weise spielen wollten, würden sie es fast ebenso leicht erschwingen können wie Golf. In Oyster Bay jedoch bestand unser hauptsächliches und größtes Vergnügen im Rudern und Segeln; ich mache mir nichts aus letzterem, liebe aber das Rudern. Es mag ja altfränkisch klingen, aber ich bin fest der Meinung, daß die Besitzer von Motorbooten sich viel entgehen lassen. Wenn sie nur bei Kanoes und Ruderbooten bleiben und selbst das Ruder führen wollten, würden sie weit mehr Nutzen davon haben, als wenn sie das Petroleum für sich arbeiten lassen. Aber nur selten trieb ich den Sport nur um des Sports willen; in erster Linie tat ich es, weil ich es gern tat. Der Sport sollte der Arbeit nie im Wege stehen, und ein nur dem Sport geweihtes Leben ist das trübseligste Dasein, das ich mir denken kann. Aber die Lebensfreude ist etwas sehr Schönes, und wenn die Arbeit auch die Hauptsache darin ist, findet das Vergnügen doch auch seinen Platz.

Ringen, Boxen, Jiu-Jitsu.

Wenn ich in Städten leben mußte, fand ich sehr lange, daß Boxen und Ringen mir dazu verhalfen, mir in kondensierter und anziehender Gestalt sehr viel Bewegung zu machen. Leider mußte ich beides aufgeben, als ich älter wurde. Zuerst kam das Ringen an die Reihe. Als ich Gouverneur wurde, war zufällig gerade der Mittelgewichts-Preisringer von Amerika in Albany, und ich ließ ihn mir drei- oder viermal in der Woche nachmittags kommen. Beiläufig gesagt, führte dies zu einem Zwist mit dem Schatzmeister, denn er weigerte sich, eine von mir eingereichte Rechnung für eine Ringermatte anzuweisen, indem er bemerkte, ein Billard könne ich bekommen, denn Billardspielen sei ein anerkanntes Zerstreuungsmittel für Gouverneure, eine Ringermatte sei jedoch etwas Ungewöhnliches und Unerhörtes und könne nicht gestattet werden. Dieser Preisringer war mir natürlich so überlegen, daß er nicht nur sich selbst, sondern auch mich in acht nehmen und dafür sorgen konnte, daß ich nicht zu Schaden kam — denn beim Ringen geht es viel gewalttätiger zu als beim Boxen. Doch nach einigen Monaten mußte er fort und empfahl mir als Ersatz einen gutmütigen, stämmigen berufsmäßigen Ruderer. Dieser Ruderer verstand aber sehr wenig vom Ringen. Er konnte sich nicht einmal selbst hüten, geschweige denn mich. Als unser zweiter Nachmittag zu Ende ging, war ihm eine seiner langen Rippen eingedrückt; mir waren zwei der kurzen Rippen beschädigt, außerdem hatte ich mir fast das linke Schulterblatt ausgerenkt, so daß es knackte. Er war fast ebenso zufrieden wie ich, als ich ihm sagte, wir wollten „den Krieg für einen Mißgriff erklären" und das Ringen aufgeben. Darauf fing ich wieder an zu boxen. Als Präsident

pflegte ich mit einigen der Adjutanten zu boxen und mit General Wood das Stockfechten zu betreiben. Ein paar Jahre später mußte ich auch das Boxen aufgeben, da ein junger Artillerieoffizier mir bei einem Gange in der Abwehr ins Auge hineinfuhr; der Schlag zerriß die kleinen Blutgefäße. Glücklicherweise war es das linke Auge, aber ich sehe seitdem sehr undeutlich darauf, und wenn es das rechte gewesen wäre, hätte ich nie wieder schießen können. Infolgedessen hielt ich es für richtiger einzugestehen, daß ich alt geworden war und das Boxen lassen mußte. Ich habe mich dann noch einige Jahre im Jiu-Jitsu betätigt.

Preisboxer und Einbrecher.

Als ich Kongreßmitglied war und sehr angestrengt arbeitete, so daß ich wenig zum Ausgehen kam, bestand die ganze körperliche Bewegung, die ich mir machen konnte, im Boxen und Ringen. Ich hörte von einem jungen Menschen, der ein Preisfechter zweiten Ranges war, der Sohn eines meiner ehemaligen Boxlehrer. Diesen ließ ich wochenlang jeden Morgen in meine Wohnung kommen, damit er eine halbe Stunde lang mit mir boxte. Dann blieb er mit einem Male fort, und einige Tage später erhielt ich von ihm einen jämmerlichen Brief aus dem Gefängnis. Es stellte sich heraus, daß er von Beruf eigentlich Einbrecher war und sich nur zur Unterhaltung in seinen lichteren Augenblicken oder wenn das Geschäft flau ging, mit Boxen befaßte.

Boxerklubs.

Da ich das Boxen liebte, lernte ich natürlich ziemlich viele Preiskämpfer kennen und gewann die meisten von ihnen wirklich gern. Ich habe in das allgemeine Geschrei gegen die Preiskämpfer niemals einstimmen können. Das einzige, was ich gegen das Preisboxen einzuwenden habe, ist die Unredlichkeit, die seine berufs- und geschäftsmäßige Entwicklung begleitet hat. Davon abgesehen, ist das Boxen in meinen Augen, sowohl für Berufsboxer wie für Dilettanten, ein vortrefflicher Sport, den ich durchaus nicht für roh halte. Natürlich können Wettkämpfe so betrieben werden, daß sie verrohend wirken; aber das ist beim Fußball und bei den meisten andern rauheren und kräftigen Sportarten ebensogut der Fall. Ganz gewiß wirkt das Preisboxen nicht halb so verrohend und demoralisierend wie viele Formen des Riesengeschäftsbetriebs und der gesetzlich erlaubten Tätigkeit, die in Verbindung mit ihm entfaltet wird. Starke, rüstige Männer mit viel animalischer Lebenskraft müssen irgend etwas haben, woran sie ihren animalischen Lebensgeist auslassen können. Als ich Polizeikommissar war, merkte ich bald (und darin wird Jakob Riis* mir bei-

* Jakob A. Riis, ein geborener Däne und guter Freund Roosevelts, hat in seinem Buche „The Making of an American" sehr hübsch erzählt, wie er Amerikaner wurde. Er ist der Verfasser vieler Werke, die das Elend der amerikanischen Großstadtbevölkerung schildern und bessern helfen wollen (z. B. „How the other half lives"); auch eine Roosevelt-Biographie hat er geschrieben („Theodore Roosevelt the Citizen").

pflichten), daß die Einrichtung eines Boxerklubs in einer verrufenen Gegend immer dazu beitrug, den Messerstechereien und Schießereien unter den jungen Leuten eine Ende zu machen, die sich sonst zu Mörderbanden zusammengetan haben würden. Viele dieser jungen Leute waren von Natur gar keine Verbrecher, aber sie mußten ihre überschüssige Kraft an irgend etwas auslassen. Ebenso habe ich das Boxen immer für einen ausgezeichneten Sport für die „Vereine christlicher Jünglinge" gehalten; ich mag keine jungen Christen sehen, deren Schultern wie Champagnerflaschen abfallen. Natürlich sollte das Boxen auch bei der Armee und Marine begünstigt werden. Ich wurde auf zwei Marinepfarrer, Pater Chidwick und Pater Rainey, erst dadurch aufmerksam, daß jeder von ihnen ein halbes Dutzend Boxhandschuhe angeschafft und seine Mannschaft zum Boxen ermuntert hatte.

Berufsboxer und Stierkämpfe.

Als Polizeikommissar unterstützte ich von ganzem Herzen das Bestreben, in New York Boxerklubs auf einer gesunden Basis zu begründen. Später kam ich leider zu der Überzeugung, daß der „Ring" der Berufsboxer rettungslos verderbt und demoralisiert ist, und befürwortete und unterzeichnete als Gouverneur das Gesetz, wodurch allem berufsmäßigen Boxen für Geld ein Ende gemacht wurde. Das kam daher, daß einige der Preisboxer selbst unredlich waren, während die Menge von Schmarotzern, die diese Boxerkämpfe zustande brachten, ihnen beiwohnten und von ihnen profitierten, die ganze Sache so geschäftsmäßig und roh betrieben, daß es unerträglich war. Ich werde aber immer dabei bleiben, daß Boxerkämpfe an und für sich einen guten und gesunden Sport bilden. Es ist müßig, sie mit den Stiergefechten zu vergleichen; schon das Quälen und Töten der armen Pferde reicht hin, um diesem Sport einen Makel anzuheften, so kühn und gewandt die Stierkämpfer selbst auch sein mögen. Jeder Sport, bei dem zum Vergnügen der Zuschauer Tiere gequält und umgebracht werden, ist verächtlich. Bei jedem Boxerkampf mit oder ohne Handschuhe sollte dafür gesorgt werden, daß er sofort abgebrochen werden kann, falls einer der Gegner dem andern ganz und gar nicht gewachsen ist oder zu arg zugerichtet wird. Aber die Leute, die sich auf diese Wettkämpfe einlassen, sind hart wie Eisen, und es verlohnt sich nicht, sentimental zu werden, wenn sie Faustschläge bekommen, die ihnen tatsächlich ganz einerlei sind. Natürlich müßten die Männer, die zusehen, selbst imstande sein, mit oder ohne Handschuhe einen Faustkampf aufzunehmen. Ich habe nichts übrig für die Art von Sportlust, die nur zusieht, wenn andere Leute etwas leisten.

Preisboxer und Staatsbürger.

Einige der besten Staatsbürger, die ich kenne, sind oder waren früher Preisboxer, wie z. B. Mike Donovan aus New York. Er und seine Familie stellen einen amerikanischen Bürgertyp dar, auf den wir mit Recht stolz sein dürfen. Mike ist ein eifriger Temperenzler, und bei jeder

Bewegung, die die moralische Hebung des Bürgerstandes bezweckt, kann man sich fest auf ihn verlassen. Ich wurde erst näher mit ihm bekannt, als ich Polizeikommissar war. Eines Abends nahmen er und ich — beide im Frack — an einer katholischen Temperenzlerversammlung teil. Diese gipfelte in einem heftigen Wortstreit zwischen mir und einem Tammany-Senator*, der zwar ein sehr guter Kerl war, dessen Begriffe über Temperenz aber ganz verschieden waren von den meinen und — wie sich bald zeigte — von denen der Mehrzahl der Anwesenden. Mike betrachtete sich offenbar als meinen Helfer: er saß neben mir auf der Tribüne, und ich glaube, unser Wortstreit freute und interessierte ihn ebenso, als ob es ein Faustkampf gewesen wäre. Später, als ich Gouverneur und Präsident war, lernte ich ihn sehr genau kennen, und manches Mal besuchte er mich und boxte mit mir.

Battling Nelson war auch ein treuer Freund von mir, und er und ich sind über die meisten Fragen des politischen und industriellen Lebens einer Ansicht, obwohl er mir einmal sein Bedauern darüber aussprach, daß ich als Präsident für meine Dienste nicht annähernd so viel Geld erhielt, als er sich in derselben Anzahl von Jahren als Preisboxer erwarb. Ein anderer ebenso guter Freund von mir war Bob Fitzsimmons. Er hat sich seine alte Geschicklichkeit im Schmieden bewahrt, und zu den Sachen, die ich hochhalte und immer benutze, gehört ein Ständer für Federhalter, den Bob aus einem Hufeisen angefertigt hat, mit der Aufschrift: „Angefertigt und dem Präsidenten Theodore Roosevelt gewidmet von seinem Freund und Bewunderer Robert Fitzsimmons.“ Seit langer Zeit bin ich auch mit John L. Sullivan befreundet, dem es in seinen Mannesjahren kein Preisboxer gleichtat. Er ist jetzt Farmer in Massachusetts. John pflegte mich gelegentlich im Weißen Hause zu besuchen, und sein Erscheinen erregte immer Aufsehen unter den wartenden Senatoren und Kongreßmitgliedern. Als ich nach Afrika ging, schenkte er mir als glückbringenden Talisman eine in Gold gefaßte Hasenpfote. Ich habe sie während meines ganzen Aufenthalts in Afrika bei mir getragen, und Glück habe ich wirklich gehabt.

Der fahnenflüchtige Jüngling mit „angebornen, niedrigen Eigenschaften“.

Einmal kam einer meiner Boxerfreunde mit einem Anliegen zu mir ins Weiße Haus. Er erklärte, daß er mich allein zu sprechen wünsche, setzte sich mir gegenüber und legte eine sehr teure Zigarre auf meinen

* Tamanend oder Tamany war ein Delawarenhäuptling, der zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte und wegen seiner Weisheit und seiner Freundschaft mit den Weißen berühmt war. Er wurde später gewissermaßen der Nationalheilige von New York; ihm zu Ehren nannte sich eine bedeutende wohltätige Gesellschaft seit 1789 Tammany-Gesellschaft. Im Hause dieser Gesellschaft, der Tammany Hall, hat sich dann später auch ein politischer Klub niedergelassen, der Tammany Club; er hat einen bedeutenden Einfluß erlangt und leitet — in nicht immer einwandfreier, oft sogar geradezu verwerflicher Weise — die Geschicke der demokratischen Partei in New York.

Schreibtisch, indem er sagte: „Nehmen Sie doch eine Zigarre!“ Ich dankte ihm und erwiderte, daß ich nicht rauche, worauf er versetzte: „Stecken Sie sie ein!“ Dann fügte er hinzu: „Nehmen Sie noch eine; stecken Sie beide ein!“, was ich denn auch tat. Nachdem er so die notwendigen Formalitäten der Höflichkeit erledigt hatte, ging dieser alte und geschätzte Freund dazu über, mir auseinanderzusetzen, daß ein Neffe von ihm bei der Marine eingetreten sei, sich aber ohne Urlaub entfernt habe, wofür ihm schmachvolle Entlassung wegen Fahnenflucht drohe. Die Möglichkeit, daß so etwas in seiner Familie vorkommen könne, hatte diesen braven Staatsbürger und patriotischen Amerikaner bis ins Innerste getroffen, und er erklärte mir, das dürfe nicht sein, eine solche Schande dürfe man seiner Familie nicht antun, obwohl er sich freuen würde, wenn man den Missetäter recht „hart anfaßte“, um ihm eine notwendige Lehre zu geben. Er setzte hinzu, es würde ihm am liebsten sein, wenn ich ihn selbst vornähme, denn er wisse, daß ich dafür sorgen würde, „daß er alles bekomme, was er verdient habe.“ Dann wurde sein Ausdruck weich, und er sagte: „Den Jungen kann ich ganz einfach nicht verstehen. Er war der Lieblingssohn meiner Schwester, und ich habe mich selbst immer ganz besonders für ihn interessiert. Ich habe mir die größte Mühe gegeben, ihn zu einem anständigen Menschen zu erziehen, aber es war einfach nichts mit ihm anzufangen. Er hatte angeborene niedrige Neigungen. Er warf sich auf die Musik!“ In welcher Gestalt sich diese niedrigen musikalischen Neigungen äußerten, habe ich nicht erkundet, aber ich konnte den Wunsch meines Freundes erfüllen.

Das Tenniskabinett.

Solange ich im Weißen Hause wohnte, habe ich mich immer bemüht, ein paar Nachmittagsstunden zu erübrigen, um mir Bewegung zu machen: zuweilen wurde Tennis gespielt, meistens aber geritten oder querfeldein gewandert, vielleicht am Rock Creek hinab, der damals so wild war wie ein Fluß in den Weißen Bergen, oder längs der virginischen Seite des Potomac. Meine Gefährten beim Tennis oder bei diesen Spaziergängen und Ritten erhielten mit der Zeit den Beinamen „das Tenniskabinett“, und bald erweiterten wir den Begriff und nahmen viele meiner alten Freunde aus dem Westen darin auf, wie z. B. Ben Daniels, Seth Bullock, Luther Kelly u. a., die mit mir zusammen weit ernstere Abenteuer erlebt hatten als Spaziergänge und Vergnügungsritte. Die meisten der Männer, die mich bei diesen Ausflügen am häufigsten begleiteten — Männer wie Generalmajor Leonard Wood, der spätere Staatssekretär Robert Bacon, der Minister des Innern James Garfield und der Chef der Forstverwaltung Gifford Pinchot — waren mir körperlich überlegen, doch konnte ich immerhin so gut reiten und wandern, daß wir alle an den Ausflügen unsere Freude hatten. Oft, besonders im Winter und zu Beginn des Frühlings, verabredeten wir einen Spaziergang von Punkt zu Punkt, bei dem man kein Hindernis umgehen durfte — beispielsweise mußte der Rock Creek

oder auch der Potomac durchschwommen werden, wenn er den vorgeschriebenen Weg kreuzte. Natürlich mußten wir es in solchen Fällen so einrichten, daß wir nicht vor Dunkelwerden nach Washington zurückkamen, damit unser Aussehen nicht etwa Ärgernis erregte. So sind wir mehrmals im Vorfrühling durch den Rock Creek geschwommen, wenn er noch dicht mit Treibeis bedeckt war. Wenn wir den Potomac durchschwammen, legten wir gewöhnlich die Kleider ab. Ich entsinne mich noch einer Gelegenheit, bei welcher der französische Botschafter, Herr Jusserand, auch ein Mitglied des Tenniskabinetts, mit dabei war. Gerade als wir uns anschickten, ins Wasser zu steigen und abzuschwimmen, sagte jemand: „Herr Botschafter, Herr Botschafter, Sie haben ja Ihre Handschuhe nicht ausgezogen!", worauf er schlagfertig erwiderte: „Ich denke, ich behalte sie lieber an. Wir könnten Damen begegnen!"

Der Rock Creek war für diese Touren besonders beliebt, weil es sich auf den steilen Ufern so gut klettern ließ; fast ebensoviel gab es zu klettern, wenn wir vom virginischen Ende der Kettenbrücke aus den Potomac hinab nach Washington gingen. Gelegentlich forderte ich einen ausländischen Hochwildjäger auf, diese Ausflüge mitzumachen, z. B. Selous, St. George Littledale, Kapitän Radclyffe oder Paul Niedick; und einmal lud ich eine ganze Klasse der Kriegsakademie dazu ein und wählte einen Weg, auf dem man gehörig auf den Felsen umherklettern und den Fluß an den tiefsten Stellen kreuzen mußte. Meine militärischen Freunde hatten ihre helle Freude daran, da sie alle miteinander forsche Kerle waren.

Am 1. März 1909, drei Tage vor Ablauf meiner Präsidentschaft, frühstückte eine Anzahl von Mitgliedern des Tenniskabinetts bei mir im Weißen Hause. „Tenniskabinett" war ein dehnbarer Begriff, und natürlich waren viele, die eigentlich hätten dabei sein müssen, aus einem oder dem andern Grunde nicht in Washington. Statt dessen hatten sich aber ziemlich viele auswärtige Personen eingefunden, die sozusagen Ehrenmitglieder waren: z. B. Seth Bullock, Luther Kelly, in den Tagen, da er der Armee im Kriege mit den Sioux-Indianern Kundschafterdienste leistete, besser bekannt als „Yellowstone-Kelly", und Abernathy, der Wolfsjäger. Gegen Ende des Frühstücks streckte Seth Bullock plötzlich den Arm aus, schob eine ungeheure Blumendekoration, die als Mittelstück der Tafel diente, beiseite und enthüllte einen Bronze-Kuguar von Proctor, den sie als Abschiedsgeschenk für mich bestimmt hatten. Dann wurden die Frühstücksgesellschaft und der Kuguar auf dem Rasen vor dem Hause photographiert.

Der körperliche Zustand der Offiziere.

Einige der jüngeren Offiziere, die auf diesen Ausflügen meine ständigen Begleiter waren, machten mich auf den völlig untauglichen körperlichen Zustand aufmerksam, in den mehrere ältere Offiziere verfallen waren, und auf die schlimmen Folgen, die das zweifellos haben würde, falls die Armee einmal ins Feld rücken müßte. Daraufhin beschäftigte ich mich selbst mit der Angelegenheit und war wirklich geradezu entsetzt über das

Ergebnis. Viele der älteren Offiziere waren körperlich so wenig leistungsfähig, daß ihr Zustand zum Lachen gereizt hätte, wenn der Gedanke, daß sie dem militärischen Arm der Regierung angehörten, nicht eine so ernste Sache gewesen wäre. Ein Kavallerie-Oberst vermochte sich, als ich seine Garnison besuchte, nicht einmal eine halbe Meile weit im scharfen Trab auf dem Pferde zu halten; ein Generalmajor hatte sogar Angst, sein Pferd überhaupt in Trab zu setzen, als er mit uns ritt; und mehrere sonst ganz tüchtige Leute waren so unfähig, einen Marsch zu machen, als ob sie Stubenhocker gewesen wären. Ich besprach die Sache mit den Generalmajoren Wood und Bell, die selbst in trefflicher Verfassung waren, so daß ihre Körper jeglichen Ansprüchen genügten. Es war gegen Ende meiner Amtszeit, und wir hielten es für richtiger, nur einen Anfang zu machen — die Erfahrung lehrt den unheilbarsten Weltverbesserer, wie schwer es ist, eine völlig unmilitärische Nation zu irgendeiner durchgreifenden militärischen Reform zu bewegen. Infolgedessen ordnete ich nur an, daß jeder Offizier nachzuweisen habe, daß er imstande sei, in drei Tagen achtzig Kilometer zu marschieren oder hundertsechzig zu reiten. Dies ist natürlich eine Probe, die manche gesunde Frau in mittleren Jahren bestehen würde. Aber ein großer Teil der Presse war der Ansicht, daß dies nur wieder eine tyrannische Grille von mir sei, und eine beträchtliche Anzahl älterer Offiziere, die ihre Erfahrungen mehr am Schreibtisch als auf dem Exerzierplatz gesammelt hatten, steckten sich hinter ihre Freunde im Kongreß, um die Aufhebung der Verordnung zu erlangen. Deshalb unternahm ich eines Tages selbst in Begleitung des Generalarztes Rixey und zweier andern Offiziere einen Ritt von mehr als hundertsechzig Kilometern. Die virginischen Landstraßen waren von tiefen Furchen durchzogen und hart gefroren, und am Nachmittag und Abend stürmte und schneite und hagelte es; als auf diese Weise durch die Tat bewiesen worden war, wie leicht es sogar unter ungünstigen Umständen war, die Aufgabe an einem Tage zu erfüllen, für welche den aktiven Offizieren drei Tage zugestanden wurden, war jeder offene Widerspruch zum Schweigen gebracht. Aber einige Bureauvorsteher arbeiteten unter der Hand auch fernerhin so weit gegen den Befehl, wie sie es wagten, und diese Leute zu fassen, war oft recht schwer.

Eine Bureaukratenleistung.

Kapitän Leonard vom Marinekorps, der bei Tientsin einen Arm eingebüßt hatte, legte die achtzig Kilometer mit zweien seiner Leutnants an einem Tage zurück; denn es waren rüstige junge Leute, die über den Gedanken lachten, daß solch ein Spaziergang zu ermüdend sein sollte. Aber man denke! Die Beamten des Marineministeriums erteilten ihnen einen Verweis und gaben ihnen auf, den Marsch noch einmal zu machen und drei Tage darauf zu verwenden; sie erklärten, die Erledigung der Aufgabe an einem Tage entspräche nicht den Vorschriften! Dies klingt unglaublich, aber Leonard versichert mir, daß es wahr ist. Damals hat er mir die



Phot. Clinedinst.

Das Tenniskabinett.



„Einmal lud ich eine ganze Klasse der Kriegsakademie zu solch einem Ausflug ein und wählte einen Weg, auf dem man gehörig auf den Felsen umherklettern und den Fluß an den tiefsten Stellen kreuzen mußte. Meine militärischen Freunde hatten ihre helle Freude daran, da sie alle miteinander forsche Kerle waren.“ (S. 39.)

Sache nicht gemeldet, weil er fürchtete, sich bei seinen ständigen Vorgesetzten „unbeliebt" zu machen. Hätte ich von dem Befehl erfahren, so hätte ich mit dem Bureaukraten, von dem er ausging, kurzen Prozeß gemacht.

In keinem Lande mit einer Armee, die diese Bezeichnung verdient, hat ein körperlich untauglicher Mann die Möglichkeit, im Dienst zu bleiben. Unsere Landsleute sollten begreifen, daß jeder Offizier beim Landheer und bei der Marine ohne weiteres entlassen werden müßte, wenn er nicht imstande ist, weit schwierigeren Anforderungen zu genügen als denen, die ich, um einen Anfang zu machen, gestellt habe. Wenn irgendein anderes Verfahren eingeschlagen wird, so heißt das geradezu einen Preis für Trägheit und Unfähigkeit aussetzen und der Nation den ernstesten Schaden zufügen.

Ich habe all diese Erfahrungen erwähnt und könnte noch unzählige mehr anführen, weil daraus meine Philosophie entsprang — wie jene vielleicht zum Teil durch meine Philosophie veranlaßt worden sind —, daß körperliche Kraft dazu dient, seelische Kraft zu erzeugen, ohne die die körperliche Kraft nichts wert ist. (Vgl. Anhang 1, S. 443 ff.)

Das kraftvolle Leben.

Ich habe einmal eine Rede gehalten, der ich den Titel „Das kraftvolle Leben" beilegte. Später veröffentlichte ich unter diesem Titel einen Band Essays. Zwei Übersetzungen desselben haben mir immer besondere Freude gemacht; die eine stammte von einem japanischen Soldaten, der gut Englisch konnte, jenen Aufsatz während des ganzen mandschurischen Feldzuges bei sich getragen hatte und ihn dann für seine Landsleute übersetzte; die andere rührte von einer italienischen Dame her, deren Bruder als italienischer Offizier in einem fremden Lande gefallen war und diesen Aufsatz, der ihm sehr gefiel, ebenfalls bei sich getragen hatte. Diese Dame übersetzte den Titel mit „Vigor di Vita". Meiner Ansicht nach war das weit treffender als der Originaltitel, und ich habe immer gewünscht, ich hätte selbst den Ausdruck „Die Vollkraft des Lebens" gebraucht, um zu zeigen, was ich zu predigen versuchte.

Der Erfolg des Genies.

Es gibt zwei Arten von Erfolg, oder vielmehr zwei Arten von Fähigkeiten, die sich in den erfolgreichen Leistungen offenbaren. Die erste ist der Erfolg in großen oder kleinen Dingen, der dem Manne zufällt, der die angeborene Fähigkeit besitzt zu tun, was kein anderer zu tun vermag und wozu kein gewöhnlicher Mensch imstande ist, mag er sich auch noch so sehr schulen und all seine Beharrlichkeit und Willenskraft aufbieten. Dieser Erfolg kann natürlich, wie jeder andere, ein sehr großartiger oder auch ein ganz geringfügiger sein. Die besondere Eigenschaft, die dieser Mensch besitzt, kann derart sein, daß sie ihn instand setzt, in neunundreifünftel Sekunden einen Kilometer weit zu laufen oder mit verbundenen Augen gleichzeitig zehn Partien Schach zu spielen oder ohne Anstrengung zugleich fünf

Reihen Zahlen zu addieren oder die „Ode an eine griechische Urne“ zu dichten oder die Gettysburger Rede zu halten oder das Feldherrntalent Friedrichs des Großen bei Leuthen oder Nelsons bei Trafalgar zu beweisen. Kein noch so hoher Grad von körperlicher oder geistiger Schulung würde einen braven Durchschnittsmenschen befähigen, eine dieser Großtaten zu verrichten. Natürlich setzt die richtige Durchführung einer jeden viel vorhergehendes Studium oder Üben voraus, aber in keiner derselben wird ein anderer als ein ausnahmsweise begabter Mensch es zu einem Erfolge bringen, ein Mensch, in dem noch etwas Besonderes steckt, das dem gewöhnlichen Menschen abgeht.

Der Erfolg des Durchschnittsmenschen.

Dies ist die auffallendste Art von Erfolg; er kann nur von dem errungen werden, der jene besondere Eigenschaft besitzt, die ihn sowohl nach ihrer Art als auch nach ihrer Stärke von seinen Mitmenschen unterscheidet. Weit häufiger ist in jeglicher Lebenslage und bei jedem Streben die zweite Art des Erfolges; sie wird dem zuteil, der sich von seinen Mitmenschen nicht durch die Veranlagung selbst, die er besitzt, unterscheidet, sondern durch das Maß von Entwicklung, das er dieser Veranlagung hat angedeihen lassen. Diese Art von Erfolg ist einer großen Anzahl von Menschen erreichbar, wenn sie sich nur ernstlich vornehmen, ihn zu erringen; sie winkt jedem körperlich und geistig normalen Menschen, der keine besonderen geistigen oder körperlichen Vorzüge besitzt, aber durch fleißige Arbeit seine mittelmäßigen Fähigkeiten soweit wie möglich auszunutzen versteht. Es ist die einzige Art von Erfolg, die den meisten von uns offensteht. Und doch gehören einige der größten Erfolge in der Geschichte zu dieser zweiten Klasse — wenn ich diese Klasse als die zweite bezeichne, so setze ich sie damit nicht im geringsten herab, ich stelle vielmehr nur fest, daß sie der Art nach von der ersten Klasse verschieden ist. Der Durchschnittsmensch wird wahrscheinlich mehr davon haben, wenn er diese zweite Art des Erfolges anstatt der ersten studiert. Forscht er der ersten nach, so kann er bewundern lernen, sich gehoben fühlen und in hehre Begeisterung geraten: studiert er die zweite, so kann er, wenn er will, den Weg finden, wie er selbst einen ähnlichen Erfolg erringt.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß alle Erfolge, die ich je errungen habe, von der zweiten Art gewesen sind. Nie ist mir etwas zugefallen ohne harte Arbeit, ohne Aufbietung meiner ganzen Urteilskraft, ohne weit vorausschauendes, sorgfältiges Planen und Schaffen. Da ich ein ziemlich kränklicher und ungeschickter Junge gewesen war, war ich auch als junger Mann anfangs noch ängstlich und hatte kein rechtes Vertrauen auf meine eigene Kraft. Ich mußte mich mühsam und fleißig schulen, nicht nur in bezug auf meinen Körper, sondern auch auf Seele und Geist.

Wie man das Fürchten verlernt.

Als Knabe las ich einmal eine Stelle in einem Marryatschen Buch, die einen tiefen Eindruck auf mich machte. An jener Stelle setzt der

Kapitän eines kleinen britischen Kriegsschiffes dem Helden der Geschichte auseinander, wie man sich die Eigenschaft der Furchtlosigkeit aneignen kann. Er sagt, anfangs habe fast jeder Angst, wenn es in die Schlacht gehe; aber man brauche sich nur so in der Gewalt zu haben, daß man handeln könne, als ob man keine Angst habe. Setze man das lange genug fort, so werde aus dem Schein endlich Wirklichkeit, und man werde wahrhaft furchtlos, einfach dadurch, daß man Furchtlosigkeit heuchle, wenn man sie nicht besitzt. (Ich gebe die Stelle mit eigenen, nicht mit Marryats Worten wieder.) Das war die Methode, nach der ich verfuhr. Es gab alle möglichen Dinge, vor denen ich anfangs Furcht empfand: vom Grislybären bis zu bösartigen Pferden und Revolverhelden. Aber indem ich tat, als ob ich keine Angst empfände, hörte ich schließlich wirklich auf, mich zu fürchten. Diese Erfahrung können die meisten Menschen machen, wenn sie wollen. Erst werden sie lernen, sich brav zu halten in schwierigen Verhältnissen, die sie vorhersehen und denen zu begegnen sie sich im voraus schulen. Nach einiger Zeit wird diese Gewohnheit ihnen in Fleisch und Blut übergehen, und sie werden sich auch in plötzlich und unerwartet eintretenden Notfällen, auf die sie nicht vorbereitet waren, tapfer halten.

Es ist natürlich viel angenehmer, von Natur furchtlos zu sein, und ich beneide und bewundere die Männer, die es sind. Aber es ist ein wohltuender Gedanke, daß auch derjenige, der diesen Vorzug nicht besitzt, sich neben dem, der ihn besitzt, sehen lassen und ebensogut seine Pflicht tun kann, wenn er nur will. Natürlich darf dieser Wunsch nicht nur ein leerer Traum bleiben. Mag er träumen, er sei ein furchtloser Mann. Je öfter er das träumt, um so besser wird es für ihn sein, vorausgesetzt, daß er sein Äußerstes tut, um diesen Traum in die Wirklichkeit umzusetzen. Er kann seine Rolle im Leben ehrenvoll und wacker spielen, wenn er sich Furchtlosigkeit als Ideal vorhält, sich dazu erzieht, die Gefahr nur als etwas anzusehen, das bestanden und überwunden werden muß, und sein Leben so ansieht, wie man es ansehen sollte: nicht als etwas, das man wegwerfen soll, sondern als ein Pfand, das unverzüglich gewagt werden muß, sobald das Wagnis durch die höheren Interessen des großen Spieles gerechtfertigt ist, an dem wir alle beteiligt sind.

Drittes Kapitel.

Praktische Politik.

Nach meinem Abgang von Harvard widmete ich mich dem Rechtsstudium. Wenn mir das Glück beschieden gewesen wäre, zu den Schülern des Professors Thayer von der Harvardschen Rechtsfakultät zu gehören, wäre es mir vielleicht klar geworden, wieviel ein Jurist für das Recht und gegen „Gesetzlichkeit" tun kann. Doch wahrscheinlich hauptsächlich durch meine eigene Schuld schienen mir manche Lehren der juristischen Bücher und des Hörsaals der Gerechtigkeit zu widersprechen. Die Caveat emptor-Seite des Gesetzes kam mir ebenso abstoßend vor wie die Caveat emptor-Seite des Geschäfts: sie trug nicht zur sozialen Redlichkeit bei. Setzt man das Motto „Mag der Käufer sich hüten" in der Rechtswissenschaft wie im Geschäftlichen in die wirkliche Praxis um, so setzt es sich weiterhin leicht dazu um, daß der Verkäufer sich auf Kosten des Käufers bereichert und nicht durch einen ehrlichen Handel, der allen beiden zum Vorteil gereicht. Ich hatte nicht den Eindruck, daß die Gesetze erlassen wurden, um, wie es doch sein sollte, gaunerhaften Kniffen und allerlei Handelsgeschäften, die nicht ehrlich und nicht für beide Teile vorteilhaft waren, vorzubeugen. Ich war jung, und das Urteil, das ich mir damals in dieser Hinsicht bildete, enthielt wohl manches, wovon ich heute zurückgekommen bin. Aber damals wie heute vertraten die Rechtsbeiräte der großen Korporationen, zu denen die gewöhnlichen Juristen damals wie heute emporsahen, gewisse Grundsätze, die sich nur schwer mit dem doch wohl jedem rechtlich gesinnten jungen Menschen innewohnenden Idealismus in Einklang bringen ließen.

Geldverdienen als Haupt- und Nebenzweck.

Wäre ich genötigt gewesen, mir jeden Cent zu verdienen, so hätte ich es mir angelegen sein lassen, mich nach der Decke zu strecken, und ich hätte mich dem Beruf als Rechtsanwalt oder irgendeiner andern anständigen Beschäftigung zugewandt — denn ich war und bin noch jetzt der Überzeugung, daß jeder Mann in erster Linie verpflichtet ist, sich selbst zu erhalten und für die zu sorgen, die von ihm abhängig sind. Und ich meinte damals und meine noch heute, daß das höchste Recht und die erste Pflicht eines Mannes darin besteht, glücklich verheiratet zu sein, und daß für Mann oder Frau keine Art von Erfolg oder Verdienst einen Ersatz dafür, ein

Entweder — Oder, zuläßt. Doch der Zufall wollte, daß mein Vater mir Geld genug hinterlassen hatte, um mich der Notwendigkeit zu entheben, nur daran zu denken, Brot für mich und meine Familie zu erwerben. Ich besaß genug für das tägliche Brot. Wenn ich auch Butter und Marmelade dazu haben wollte, mußte ich eben Butter und Marmelade beschaffen, aber ich mußte auch, was bei andern Dingen nicht nötig war, die Kosten in Rechnung ziehen. Mit andern Worten: ich sagte mir, daß ich zwar Geld verdienen müsse, daß aber das Geldverdienen nicht der Haupt-, sondern nur der Nebenzweck meines Lebens zu sein brauche, und kam zu dem Schluß, daß es allerdings meine Aufgabe sei, mehr Geld zu verdienen, wenn ich es auf rechtmäßige und anständige Weise konnte, daß es aber gleichfalls meine Aufgabe sei, andere Arbeit für wichtiger zu halten als bloßen Gelderwerb.

Die Politik sollte nicht Lebensberuf sein.

Fast unmittelbar nach meinem Abgang von Harvard im Jahre 1880 begann ich, mich für Politik zu interessieren. Ich war weder damals, noch bin ich heute der Ansicht, daß ein Mann jemals versuchen sollte, die Politik zu seinem einzigen Beruf zu machen. Es ist ein furchtbares Unglück für einen Mann, wenn er sich darüber klar wird, daß sein ganzer Lebensunterhalt und sein ganzes Glück davon abhängt, daß er im Amt bleibt. Dieses Gefühl hindert ihn, seinem Volk während seiner Amtszeit wirkliche Dienste zu leisten, und versetzt ihn in die zwingende Notlage, seine Überzeugung zu verschachern, um im Amt zu bleiben. Ein Mann sollte immer irgendeine andere Beschäftigung haben — ich hatte deren mehrere —, zu der er greifen kann, wenn er einmal sein Amt verliert oder wenn er es zu irgendeiner Zeit für notwendig hält, einen Weg einzuschlagen, der ihn vielleicht sein Amt kosten kann, und er nicht geneigt ist, auf Kosten seines Gewissens darin zu verbleiben.

Eintritt in die Partei.

Ums Jahr 1880 konnte sich ein junger Mensch von meiner Erziehung und meinen Ansichten nur der republikanischen Partei anschließen, was ich denn auch tat. Das war damals gar nicht so einfach. Es war lange vor der Zeit der Wahlreform und der Kontrolle der Parteiversammlungen, lange vor jener Zeit, in der uns klar wurde, daß die Regierung amtlich von dem Tun und Treiben der Parteiorganisation Kenntnis nehmen mußte. Die Partei wurde noch als Privatkörperschaft behandelt, und in jedem Bezirk gründete die Parteileitung eine Art gesellig-politischen Klub. Man mußte regelrecht vorgeschlagen und gewählt werden, um in solch einen Klub eintreten zu können — genau wie bei jedem andern Klub. Wie ein Freund von mir sich bildlich ausdrückte, „mußte ich mir mit dem Brecheisen den Eintritt in die Partei erzwingen".

Politik ist „ordinär".

Unter diesen Umständen war es wirklich mit Schwierigkeiten verbunden, sich der Lokalorganisation anzuschließen, und nach meinem Eintritt erlebte

ich manche lustige und erregte Stunde. Vor mehr als dreiunddreißig Jahren wurde ich so Mitglied des republikanischen Vereins im 21. Bezirk der Stadt New York. Die Leute, die ich am besten kannte, waren die Männer in den vornehmen Klubs und die Männer von feinem Geschmack und behaglichem Wohlleben. Als ich anfing, mich nach den näheren Verhältnissen des dortigen republikanischen Vereins und nach den Mitteln und Wegen zum Eintritt in denselben zu erkundigen, lachten diese Männer — wie auch die Großkaufleute und Juristen — mich aus und sagten mir, Politik sei „ordinär“, die Partei werde nicht von „gentlemen“ geleitet, und ich würde finden, daß Schankwirte, Pferdebahnschaffner und ähnliche Leute darin eine Rolle spielten, und nicht etwa Männer, mit denen ich sonst in Berührung komme. Überdies versicherten sie mir, daß die Leute, mit denen ich da zusammentreffen würde, ungebildet, roh und nicht leicht zu behandeln sein würden. Ich erwiderte, wenn das der Fall sei, so bedeute es nichts weiter, als daß meine Bekannten nicht zur regierenden Klasse gehörten, wohl aber jene andern Leute — und daß ich die Absicht hätte, der regierenden Klasse anzugehören; falls sie sich als zu großmäulig erweisen sollten, würde ich es vielleicht aufgeben müssen, doch wolle ich das ganz bestimmt nicht tun, ohne einen Versuch gemacht und festgestellt zu haben, ob ich wirklich zu schwach sei, mich unter solchen rohen Gesellen zu behaupten.

Die Parteiversammlungen; Jake Heß.

Die Versammlungen des republikanischen Vereins, dem ich beitrat, fanden in der Morton-Halle statt, einem großen, scheunenähnlichen Saal über einer Schenke. Die Einrichtung war von der üblichen Art: unsaubere Bänke, Spucknäpfe, an einem Ende eine Tribüne mit Tisch und Stuhl und einer handfesten Kanne für Eiswasser, an den Wänden Bilder von General Grant und Levi P. Morton, dessen Großmut wir den Raum verdankten. Hier versammelten wir uns regelmäßig ein- bis zweimal im Monat, im übrigen wurde der Saal, wenigstens an bestimmten Abenden, als Klubzimmer benutzt. Ich fand mich oft genug ein, um die Leute an mich zu gewöhnen und mich an sie, so daß wir bald anfingen, dieselbe Sprache zu sprechen, und jeder allmählich über diejenige Eigenschaft in dem andern hinwegkommen konnte, die Bret Harte „den moralischen Fehler, ein Fremder zu sein“ nennt. Es kommt nicht oft vor, daß jemand sich selbst eine günstige Gelegenheit schaffen kann; aber er kann sich darauf vorbereiten, sie zu ergreifen, wenn sie kommt. So erging es mir bei meinen Erlebnissen in der Morton-Halle. Ich stand bald mit einer ganzen Anzahl der gewöhnlichen blinden Anhänger der Partei und sogar mit mehreren ihrer unbedeutenderen Führer auf freundschaftlichem Fuß. Der wirkliche Parteiführer war Jake Heß, der mich mit ziemlich herablassender Freundlichkeit behandelte. Auch hervorragende Rechtsanwälte und Geschäftsleute gehörten dem Verein an, doch nahmen sie an den eigentlichen Versammlungen nur geringen Anteil. Was sie taten, taten sie anderswo. Die ganze

Parteileitung wurde Jake Heß und seinen Anführern von Zehnen und Hunderten überlassen.

Joe Murray. — Wahlbeeinflussungen.

Mit einem dieser Unterführer, Joe Murray, schloß ich sehr bald Freundschaft, und zwar eine Freundschaft, die heute noch ebenso warm ist wie vor dreiunddreißig Jahren. In Irland geboren, war er im Alter von drei oder vier Jahren mit seinen Eltern nach New York gekommen und, wie er sagte, „als barfüßiger Bengel in der Ersten Avenue aufgewachsen". Mit siebzehn Jahren war er in die Potomac-Armee eingetreten und hatte den Feldzug mitgemacht, der dem Bürgerkrieg ein Ende bereitete. Dann kehrte er nach der Ersten Avenue zurück und hatte als furchtloser, kräftiger, energischer und dabei sorgloser und rücksichtsloser junger Mensch sehr bald einen Anhang gewonnen. In dem Bezirk und zu jener Zeit war die Politik eine ungemütliche Sache, und Tammany Hall übte eine unumschränkte Herrschaft aus. Der Bezirk war überwältigend demokratisch, und Joe und seine Freunde waren Demokraten, die am Wahltage die übliche Hilfsarbeit für den betreffenden demokratischen Parteiführer verrichteten, der sie dafür zu begünstigen und zu belohnen hatte. Dieser selbe Parteiführer wurde nun, wie viele andere größere Führer, wohlhabend und aufgeblasen und vergaß die Werkzeuge, denen er seinen Wohlstand verdankte. Nach einer Wahl legte er eine kalte Gleichgültigkeit gegen die harte Arbeit der Hilfsmannschaft an den Tag und vergaß vollkommen die Versprechungen, die er vor der Wahl gemacht hatte. Er rechnete darauf, daß die Unzufriedenheit sich, wie gewöhnlich, in Drohungen und leeren Redensarten erschöpfen werde. Aber Joe Murray war kein Mann, der leicht vergaß. Er setzte seinen Leuten auseinander, was er vorhabe, und daß strengste Verschwiegenheit erforderlich sei. Infolgedessen verschoben sie ihre Rache bis auf den nächsten Wahltag. Dann beschlossen sie, um mit Joes Ausdrücken zu reden, „so weit wie möglich weg vom Parteiführer zu stimmen", und das ließ sich am besten machen, indem man republikanisch stimmte. Damals hatte jede Partei in der Nähe des Bezirkswahlraums eine Bude, in der der Parteivertreter die Parteistimmzettel verteilte. In Joes Bezirk pflegte nun dem republikanischen Parteiführer gewöhnlich schon ganz früh am Tage der Hut eingetrieben, die Bude umgeworfen und der Zettelvorrat auf der Straße umhergestreut zu werden; die demokratische Majorität wurde dann in elastischer Weise genau so hoch abgeschätzt wie das Hauptquartier es verlangte. Aber diesmal verlief die Sache ganz anders. Joe Murrays Leute sorgten mit geradezu altrömischem Pflichtgefühl tatkräftig dafür, daß dem Republikaner sein Recht wurde. Überdies übten sie energische Wiedervergeltung an ihren Widersachern, und da sie durchaus das zähe Kampfelement darstellten, kam die Gerechtigkeit mit Hurra zu ihrem vollen Recht. Wer zum zweitenmal einen Stimmzettel abzugeben versuchte, wurde kopfüber hinausgeworfen. Jeder, der sich überreden oder auch, wie ich fürchte, einschüchtern ließ, bekam

inen republikanischen Stimmzettel in die Hand gedrückt, und das Ende vom Liede war, daß der Bezirk, in dem bisher nur zwei bis drei Prozent republikanisch gewählt hatten, sich beinahe gleichmäßig auf beide Parteien verteilte.

Murray bei den Republikanern.

In Joes Augen war das nur ein Akt der Wiedervergeltung, insofern es nicht gar einen bloßen Spaß bedeutete. Aber die Führer der republikanischen Partei wußten das nicht, und als sie das erste lähmende Staunen überwunden hatten, suchten sie den Grund dieses Wahlausfalls zu ermitteln. Irgend jemand sagte ihnen, es sei alles das Werk eines jungen Mannes namens Joe Murray. Daraufhin ließen sie ihn zu sich rufen. Der Saal, wo sie ihn empfingen, wird wohl viel Ähnlichkeit mit der Morton-Halle gehabt haben, und die Männer, die ihn empfingen, waren sicherlich nicht viel anders als diejenigen, die in der Morton-Halle das große Wort führten. Aber in Joes Augen verkörperten sie die höhere Zivilisation, die günstige Gelegenheit, die dankbare Anerkennung erfolgreicher Dienste — kurzum alles, was ein ehrgeiziger junger Mensch sich wünscht. Ein Herr, der für die Welt, in der er lebte, ein großer Mann war, empfing ihn und klopfte ihm auf die Schulter. Man stellte ihn den Anwesenden als einen jungen Menschen vor, dessen Leistungen zu den besten Erwartungen für die Zukunft berechtigten, und überdies erhielt er eine Anstellung bei der Post — wie ich schon sagte, geschah dies alles lange vor den Tagen der Reform des Beamtenwesens.

Für eine gewisse Art von Menschen würde das vielleicht nichts ausgemacht haben, aber für Joe Murray war es von allerhöchster Bedeutung. Er war von Natur ein so redlicher, furchtloser und treu ergebener Mensch, wie mir jemals einer vorgekommen ist: ein Mann, dem man jede Stellung anvertrauen konnte, die Mut, Unbestechlichkeit und Zuverlässigkeit erforderte. Er tat seine Pflicht im Staatsdienst und wurde ein treuer Anhänger der Partei, der er seiner Überzeugung nach sein Lebensglück verdankte. Als ich ihn kennen lernte, bewegte er sich schon in aufsteigender Linie, was man unter anderm daraus ersah, daß er einen erstklassigen Trabrenner besaß — „Alice Lane“ —, mit dem er mich mehr als einmal spazieren gefahren hat. Während jenes ersten Winters gewann ich Joe und seine Busenfreunde gern. Aber ich hatte nicht den Eindruck, daß sie dies Gefühl sonderlich erwiderten, und bei dem ersten Streit, den ich in unserer Partei erlebte (er entstand über einen von mir unterstützten Antrag, für eine Methode der Straßenreinigung einzutreten, die von Parteirücksichten unabhängig sei), hielten Joe und seine Freunde samt und sonders stramm zur „Maschine“*, während meine Partei, die für die Reform war, nur ein paar Dutzend von drei- bis vierhundert Stimmen erhielt. Ich hatte nichts anderes erwartet und nahm es in guter Laune hin, ohne indessen meinen Standpunkt zu ändern.

---

* D. h. zu den anerkannten Führern der Partei, die in Wahrheit die Politik machten und in jeder Frage den Ton angaben.



Joseph Murray.

„Er war von Natur ein so redlicher, furchtloser und treu ergebener Mensch, wie mir jemals einer vorgekommen ist: ein Mann, dem man jede Stellung anvertrauen konnte, die Mut, Unbestechlichkeit und Zuverlässigkeit erforderte.“ (S. 48.)



„Der wirkliche Parteiführer war
Jake Heß,
der mich mit ziemlich herablassender Freundlichkeit behandelte.“
(S. 46.)



„Die Demokraten im Innern des Staates waren der Tammany-Macht noch nicht verfallen und im Begriff, in der Person
David B. Hills
einen großen politischen Meister zur Entwicklung zu bringen.“ (S. 56.)

Die erste Kandidatur.

Als im nächsten Herbst die Wahlen vor der Tür standen, bekam Joe Lust, einen Schlag gegen Jake Heß zu führen, und nach längerer Überlegung war er überzeugt, daß es sich am besten bei der Vorwahl zum Repräsentantenhause, dem Unterhause des Parlaments, machen lassen werde. Er wählte mich als denjenigen Kandidaten, mit dem er am meisten Aussicht auf Erfolg haben würde, und trug wirklich den Sieg davon. Nicht ich, sondern Joe führte den Wahlkampf durch, und ihm verdanke ich meinen Eintritt in die Politik. Ich besaß damals weder genügenden Ruf noch die Fähigkeit, die Kandidatur selbst zu erringen, und würde tatsächlich gar nicht auf den Gedanken verfallen sein, es auf eigene Hand zu versuchen.

Der verunglückte Bittgang.

Jake Heß faßte die Sache sehr gemütlich auf. Obwohl ich ein Gegner der „Maschine" war, hatten wir doch immer in freundschaftlichen Beziehungen zueinander gestanden, und als er geschlagen war, lenkte er ein und half Joe, mich bei der Hauptwahl durchzubringen. Anfangs hatten sie die Absicht, mich zu Agitationszwecken durch alle Schenken der Sechsten Avenue zu führen. Dieser Bittgang erreichte jedoch schon nach dem ersten Lokal sein Ende. Man stellte mich mit gehöriger Feierlichkeit dem Schankwirt vor — einer sehr gewichtigen Persönlichkeit, denn dies war vor der Zeit, wo die Schankwirte fast zum Pfandobjekt der Brauer wurden — und er begann, mich einem Kreuzverhör zu unterwerfen. Dabei schlug er einen Ton an, als ob er es mit jemand zu tun hätte, der ihn um eine Gunst anginge. Er sagte, er setze selbstverständlich voraus, daß ich der Getränkefrage gegenüber billig verfahren würde, worauf ich erwiderte, ich hätte die Absicht, in allen Fragen billig zu verfahren. Dann sagte er, daß er die Schankkonzession für zu teuer halte, worauf ich erwiderte, meiner Ansicht nach sei sie noch nicht hoch genug, und ich würde versuchen, eine Erhöhung durchzusetzen. Die Unterhaltung drohte jetzt einen stürmischen Charakter anzunehmen, und die Herren Murray und Heß führten mich unter einem hastig ersonnenen Vorwand auf die Straße, wo Joe mir auseinandersetzte, daß es sich für mich nicht der Mühe verlohne, mich noch länger in der Sechsten Avenue aufzuhalten; ich solle nur lieber sofort in die Fünfte Avenue zurückkehren und mich mit meinen dortigen Freunden befassen, er wolle indessen in der Sechsten meine Interessen wahrnehmen. Ich wurde mit Glanz gewählt.

Freundschaftliches Verhältnis zu den Parteifreunden.

Joe hatte sich schon früher einmal in ähnlicher Weise ins Mittel gelegt und die Kandidatur eines Abgeordneten durchgesetzt; aber sehr bald nach der Wahl hatte ihn das Gefühl beschlichen, daß dieser Repräsentant „von dem Fleisch gegessen haben mußte, das Cäsar stolz machte", da er für die gewöhnlichen Sterblichen, deren Sammelplatz die Morton-Halle war, gänzlich unzugänglich wurde. Infolgedessen behielt er mich eine Zeitlang

vorsichtig im Auge, um zu sehen, ob ich etwa dazu neigte, in dieser Hinsicht in die Fußtapfen meines Vorgängers zu treten. Als er merkte, daß es nicht der Fall war, nahmen er und all meine andern Freunde und Anhänger die freundlichste Haltung gegen mich an, die man sich nur denken kann. Sie verlangten nichts von mir. Sie nahmen als selbstverständlich an, daß ich es durchaus ehrlich meinte und mich bemühte, im Repräsentantenhaus mein möglichstes zu leisten. Sie wollten nichts weiter, als daß mein Streben von Erfolg gekrönt wäre, und unterstützten mich mit herzlicher Begeisterung. Ich bin ein wenig in Verlegenheit, wie ich die für mich so wohltätige Art in meinen Beziehungen zu Joe Murray und meinen andern damaligen Freunden richtig zum Ausdruck bringen soll. Als ich mich damals auf die Politik warf, war ich mir nicht bewußt, daß es in der festen Absicht geschah, andern Menschen zu nützen; vielmehr wollte ich nur ein Vorrecht erringen, auf das ich ebensogut Anspruch hatte wie andere Menschen. Ebenso erging es mir im Verkehr mit diesen Männern. Hätte in der innersten Tiefe meiner Seele irgendwo der Gedanke gelauert, daß ich in irgendeiner Weise Gönner oder Wohltäter wäre oder etwas Edles täte, indem ich mich an der Politik beteiligte, oder daß ich nur die geringste nicht durch eigene Verdienste erworbene Hochachtung erwartete, so würde diese Empfindung meiner Ansicht nach sicherlich erkannt und übelgenommen worden sein. Tatsächlich kam ich nicht im geringsten in die Versuchung, ein derartiges Gefühl oder derartige Gefühle zu hegen. Ich erwartete ebensowenig Rücksicht in politischen Dingen wie ich beim Boxen erwartet haben würde. Ich wollte nichts weiter, als ehrlich gegen andere verfahren, und wünschte nur beweisen zu können, daß ich imstande sei, andern gegenüber auf meinem Recht zu bestehen. Meine neuen Freunde begegneten mir erst mit zurückhaltender Höflichkeit und dann wie freundschaftliche Verbündete. Später wurde mir erst Kameradschaft und dann Führerschaft zugestanden.

Politische Pflicht und Kollegialität.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, wie fest ich glaube, daß jeder Mann eine tiefe und lebendige Empfindung für seine politischen Pflichten haben und es für seine Schuldigkeit halten sollte, große Fragen nach Kräften zu fördern und für die Besserung von Zuständen zu kämpfen, die ungerecht gegen seine Mitmenschen sind — gegen die Männer und Frauen, die weniger vom Glück begünstigt sind als er. Aber neben dieser Empfindung sollte noch ein Gefühl ehrlicher Kollegialität für alle an derselben Aufgabe arbeitenden Männer und Frauen vorhanden sein — Kollegialität in der Arbeit, zur Abwechslung auch einmal mit Scherz vermischt; denn wenn dieses kollegiale Gefühl nicht vorhanden ist, dies Gefühl gemeinsamen Strebens auf gleichem Boden zu gleichem Zweck, so wird es schwer fallen, die Beziehungen natürlich und gesund zu gestalten. Begönnert zu werden, ist ebenso verletzend, wie beschimpft zu werden. Keiner von uns will dauernd fühlen, daß jemand sich gewissenhaft bemüht, ihm Wohltaten zu erweisen; wir

wollen vielmehr mit diesem Jemand zusammen für unser beiderseitiges Wohl wirken — jeder Mensch wird sehr rasch herausfinden, daß andere Leute ihm geradeso gut helfen können wie er ihnen.

Die Notwendigkeit der elementaren Tugenden.

Weder Joe Murray noch ich, noch irgendeiner unserer damaligen Genossen hatte ein Gefühl für die sozialen und industriellen Mängel, die wir jetzt alle erkennen. Dagegen waren wir uns vollkommen klar über die Notwendigkeit, gewisse elementare Tugenden in der Praxis anzuwenden: Ehrlichkeit und Tüchtigkeit in der Politik, Tüchtigkeit im Verein mit Redlichkeit im öffentlichen und im Privatleben, rücksichtsvolles Benehmen und Offenheit im geschäftlichen Verkehr zwischen den Menschen untereinander und ganz besonders zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer. Joe Murray und ich waren in allen wesentlichen Fragen einer Ansicht. Nur ein einziges Mal waren wir verschiedener Meinung; es handelte sich um die Reform des Beamtenwesens, wo er ehrlich glaubte, daß ich doktrinäre Neigungen an den Tag legte und es mit den Pharisäern hielt. Wir traten wieder in enge Beziehungen, sobald ich unter Mayor Strong Polizeikommissar geworden war, denn damals wurde Joe zum Kommissar für die indirekten Steuern ernannt und war meines Erachtens der beste Beamte dieser Art, den die Stadt New York jemals gehabt hat. Jetzt ist er Farmer, seine Jungen haben die Columbia-Universität besucht, und er und ich nahmen den politischen, sozialen und industriellen Fragen gegenüber, die uns 1913 beschäftigen, genau denselben Standpunkt ein, ebenso wie wir es 1881 in bezug auf die damals vorliegenden Fragen getan haben.

Amerikanismus des Geistes.

Joe Murray verdanke ich sehr viel, und darunter einige Dinge, deren er sich nicht einmal voll bewußt war. Nach meiner Ansicht ist ein Mann nicht imstande, in unserer amerikanischen Demokratie Gutes zu leisten, wenn er nicht ehrliches Kameradschaftsgefühl, Verständnis und Sympathie für seine amerikanischen Mitbrüder empfindet, ohne Rücksicht auf ihren Glauben oder Geburtsort, auf den Landesteil, in dem sie leben, und die Arbeit, die sie verrichten, vorausgesetzt, daß sie nur den einzigen Amerikanismus besitzen, auf den es wirklich ankommt: den Amerikanismus des Geistes. Es hat mir bei meinem Streben, ein guter Staatsbürger und guter Amerikaner zu werden, nicht wenig geholfen, daß der politische Genosse, mit dem ich während meiner Anfangsjahre auf intimstem und freundschaftlichstem Fuße stand, von Geburt ein Irländer war, dem Glauben nach Katholik, und eben wie Joe Murray aufgewachsen; ebenso wie es mir später von großem Vorteil gewesen ist, für gewisse hochnotwendige öffentliche Bedürfnisse mit Arthur von Briesen zusammen zu arbeiten, der den Geist der „Achtundvierziger" verkörperte; ebenso wie mein ganzes Leben durch meine langjährige Verbindung mit Jakob Riis beeinflußt worden ist, den ich den

besten Amerikaner aus meiner Bekanntschaft nennen möchte, obwohl er bereits über die Knabenjahre hinaus war, als er von Dänemark herüberkam.

Wann man reden soll.

Ich wurde im Herbst 1881 ins Repräsentantenhaus gewählt und entdeckte bei meinem Eintritt, daß ich das jüngste Mitglied dieser Körperschaft war. In den beiden folgenden Jahren wurde ich wiedergewählt. Wie allen jungen Männern und unerfahrenen Mitgliedern wurde es mir ziemlich schwer, reden zu lernen. Von großem Nutzen war mir dabei der Rat eines alten Schlaubergers vom Lande, der ganz unbewußt den Herzog von Wellington paraphrasierte, wie dieser vermutlich irgend jemand anders. Sein Rat lautete: „Reden Sie nicht, ehe Sie sicher sind, daß Sie etwas zu sagen haben, und genau wissen, was es ist; dann sagen Sie es und setzen Sie sich wieder."

Anfänge im Repräsentantenhaus.

Meine ersten Tage im Repräsentantenhause hatten viel Ähnlichkeit mit den ersten Tagen eines Knaben in einer fremden Schule. Meine Kollegen und ich äugten uns mit gegenseitigem Mißtrauen an. Jeder von uns wählte seinen Sitz, jeder begann damit, in den ersten formellen Dingen dem Beispiel irgendeines langgedienten Abgeordneten zu folgen, und dann fingen wir nach acht bis vierzehn Tagen an, je nach unsern verschiedenen Neigungen uns zu Gruppen zusammenzutun. Das Haus war demokratisch. Ich war ein Republikaner aus dem „Seidenstrumpfbezirk", dem wohlhabendsten Bezirk von New York, und wurde als eins der Minoritätsmitglieder dem Städtekomitee zugewiesen. Das war ein sehr begehrter Posten. Ich gab mir keine Mühe hineinzukommen und wurde, soweit ich mich erinnere, nur deshalb dazu gewählt, weil man das Gefühl hatte, daß es sich so gehörte.

Schon nach sehr kurzer Zeit sah ich, daß bei der Zusammensetzung des Hauses alle Parteikämpfe für mich ganz ohne Interesse waren. Bei den meisten Fragen, die mit der Politik des Staates zu tun hatten, war eigentlich gar keine Scheidung nach Parteien vorhanden, da sowohl Republikaner wie Demokraten dafür oder dagegen waren. Ich schloß meine Freundschaften nicht mit Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Partei, sondern weil ich ebenso wie meine Freunde herausfand, daß wir in bezug auf politische und prinzipielle Fragen derselben Meinung waren. Der einzige Unterschied bestand darin, daß es unter den Republikanern mehr Männer von dieser Art gab als unter den Demokraten, und daß es mir anfangs leichter wurde, mit den Leuten, die wie ich empfanden, also mit den Republikanern, Bekanntschaft anzuknüpfen. Die meisten von ihnen waren aus den Landbezirken.

Billy O'Neill.

Mein intimster Freund während dieser drei Jahre war Billy O'Neill aus den Adirondacks. Er hatte einen kleinen Kaufladen an der Landstraße

inne, war, wenn auch etwas älter als ich, doch noch ein junger Mann und hatte seine Stellung, wie ich, ohne Rücksicht auf die „Maschine“ errungen. Es war ihm eingefallen, daß er gern Mitglied des Repräsentantenhauses sein möchte; infolgedessen hatte er sich auf seinen Einspänner gesetzt, überall in der Grafschaft Franklin Besuche gemacht, den lokalen Ring über den Haufen gerannt und das Haus als sein eigener Herr betreten. Es liegt sicher etwas in der amerikanischen Tradition, das trotz all unserer Fehler und Mängel zum echten Demokratentum neigt. In den meisten andern Ländern würde es zwei Männern von so verschiedenem Vorleben, Herkommen und Milieu wie Billy O'Neill und ich sehr viel schwerer geworden sein, sich zusammenzufinden. Ich kam aus der größten Stadt Amerikas und aus dem wohlhabendsten Bezirk dieser Stadt, und er aus den Hinterwäldern, wo er an einem Kreuzweg einen Laden besaß. In allen unwesentlichen Dingen trennte uns dem Anschein nach eine Welt, aber in allen wichtigen hielten wir eng zusammen. Wir betrachteten alle Fragen im wesentlichen vom selben Gesichtspunkte aus und standen in diesen drei Jahren bei jedem Kampf im Hause Schulter an Schulter. Er verabscheute das Demagogentum ebenso wie die Korruption. Er hatte viel über politische Probleme nachgedacht und bewunderte Alexander Hamilton ebensosehr wie ich, da er fest an eine machtvolle nationale Regierung glaubte. Dabei stimmten wir beide jedoch insofern nicht mit Alexander Hamilton überein, als wir in allem, was die Volksrechte betraf, eifrige Anhänger Abraham Lincolns waren. Jeder, der es zu etwas gebracht hat, muß, wenn er ehrlich sein will, zugeben, daß das Glück bei seinem Erfolge eine sehr große Rolle gespielt hat. Mir war das Glück günstig, während es Billy O'Neill nicht die Hand gereicht hat. Er hat sein ganzes Leben lang schwer arbeiten müssen, um seiner rauhen Umwelt und einem ungnädigen Geschick sein tägliches Brot abzuringen. Wäre ihm das Glück nur ein wenig günstiger gewesen, so hätte er meiner Ansicht nach noch eine bedeutende politische Laufbahn vor sich gehabt, und dem Lande hätte er, in welcher Stellung es auch sein mochte, große Dienste geleistet.

Andere Freunde.

Es gab noch andere Republikaner, wie Isaac Hunt, Jonas van Duzer, Walter Howe und Henry Sprague, die zu meinen intimsten Freunden und Verbündeten zählten; ferner einen riesenhaften einäugigen Veteranen des Bürgerkrieges, den wackern General Curtis aus der Grafschaft St. Lorenz, und noch einen prächtigen Menschen, den ich später zum Richter machte, Kruse aus der Grafschaft Cattaraugus. Kruse war von Geburt ein Deutscher, soviel ich weiß, damals der einzige Deutsche aus dieser Grafschaft, und abgesehen davon, war er Schutzzöllner. Zu meinen demokratischen Freunden gehörten Hamden Robb, Thomas Newbold und Tom Welch aus Niagara, der dem Lande einen großen Dienst erwies, indem er den Staat dazu brachte, den Park am Niagarafall zu schaffen — und zwar nach einer ent-

mutigenden Unterredung mit dem Gouverneur, dem wir den Antrag vorlegten, und der unsere Gründe für die Anlegung eines Parks erst mit finsterer Geduld anhörte und uns dann zur Antwort gab: „Aber meine Herren! Warum sollen wir das Geld des Volks ausgeben, wenn doch ohne Park ebensoviel Wasser die Fälle hinablaufen wird, wie mit Park?“

Mike Costello.

Noch zwei Mitglieder aus New York und Brooklyn sind zu erwähnen: Mike Costello und Peter Kelly. Mike Costello war als Tammany-Kandidat gewählt worden. Er war ebenso furchtlos wie ehrlich, war aus Irland herübergekommen und hatte geglaubt, daß die Tammany-Reden vom 4. Juli die wirkliche Haltung dieser Organisation den Volksrechten gegenüber wiedergäben. Ein bis zwei Monate in Albany* genügten, um ihm ein tiefes Mißtrauen gegen angewandte Tammany-Methoden einzuflößen. Er und ich arbeiteten ohne Rücksicht auf unsere lokalen Parteiorganisationen Hand in Hand. Die Parteileiter kündigten ihm ohne Umschweife an, daß sie ihn bei der nächsten Wahl hinauswerfen würden, was sie denn auch taten. Aber er besaß eine so derbe Zähigkeit, daß er widrigen Umständen gewachsen war und den Kopf über Wasser behielt. Es gibt keinen besseren Bürger, und unsere Freundschaft hat niemals gewankt.

Peter Kelly.

Peter Kellys Schicksal war ein Trauerspiel. Er war ein frischer, gebildeter junger Mann und ein feuriger Anhänger von Henry George. Anfangs vermochten er und ich uns nicht zu verstehen und miteinander auszukommen, denn unsere Ansichten über Regierung widersprachen sich vollkommen. Nachdem wir aber einige Monate des Kampfes mit Männern hinter uns hatten, deren Theorien nicht das Geringste mit ihrer Praxis zu tun hatten, fanden Kelly und ich, daß es wirklich nicht darauf ankam, wie wir über Fragen dachten, die dem Hause nicht vorlagen; stimmten wir doch über die Dinge, über die das Haus tatsächlich entscheiden sollte — bei den wichtigsten derselben handelte es sich zugleich um Fragen der elementaren Moral — von Herzen überein. Wir begannen gemeinsam zu stimmen und gemeinsam zu arbeiten und merkten am Ende der Session, daß wir in allen praktischen Dingen, die behandelt werden mußten, auch gemeinsam dachten. Jeder von uns fing sogar schon an, seine Theorien zu ändern, so daß wir uns auch in dieser Hinsicht immer näher kamen. Er war feurig und edelmütig: ein junger Rechtsanwalt mit Frau und Kindern, den der Ehrgeiz in die politische Laufbahn hineingelockt hatte, und den die lokalen Größen unterstützt hatten, weil sie glaubten, bei allem, was sie wünschten, auf ihn zählen zu können. Leider war das, was sie wünschten,

---

* Albany ist der Sitz des Gouverneurs und des Parlaments des Staates New York. Das prächtige Kapitol, in das annähernd 100 Millionen Mark hineingebaut worden sind, ist vor drei Jahren fast vollständig abgebrannt.

sehr oft faul und verderbt. Kelly trotzte ihnen, verfocht die Sache des Volks mit Eifer und Überzeugung und appellierte an das Volk, als die politischen Führer sich weigerten, ihn wieder aufzustellen. Als wir beide von neuem kandidierten, kam ich in meinem Bezirk, wo die Umstände mich begünstigten, sehr leicht durch, während Kelly, der genau dasselbe geleistet hatte wie ich, nur daß es bei ihm noch mehr anzuerkennen war, weil er mit größeren Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hatte, in seinem Bezirk geschlagen wurde. Für mich wäre eine Niederlage nichts weiter gewesen als ein Kummer; für ihn bedeutete sie ein schweres materielles Mißgeschick. Er hatte kein Geld. Wie jeder durchaus ehrliche Mann hatte er die Erfahrung gemacht, daß es kostspielig ist, sich auf Politik zu werfen, und daß sein Gehalt als Mitglied des Repräsentantenhauses seine Unkosten nicht deckte. Er hatte seine Praxis eingebüßt und sich den Groll der Machthaber zugezogen, so daß es für den Augenblick unmöglich war, seine Praxis wieder aufzunehmen; überdies griffen ihn die Enttäuschung und der Verdruß der Wahlkampagne derartig an, daß er gleich nachher erkrankte. Kurz vor Weihnachten erhielten einige von uns die Mitteilung, Kelly befände sich in solcher Geldverlegenheit, daß er und die Seinigen vor Neujahr auf die Straße gesetzt werden würden. Dies wurde durch Zutun einiger seiner Freunde, die mit ihm im Repräsentantenhause gesessen hatten, abgewendet, und er erholte sich denn auch wieder ein wenig und nahm seine Praxis wieder auf. Aber er war ein gebrochener Mann. Während der Legislaturperiode, die er mitmachte, war einer seiner demokratischen Parteigenossen Sprecher*: Alfred C. Chapin, der Führer und vornehmste Vertreter der Reformdemokraten, den Kelly eifrig unterstützte. Einige Jahre später wurde Chapin, ein sehr fähiger Mann, auf ein reform-demokratisches Programm hin zum Mayor von Brooklyn gewählt. Bald nach seiner Wahl wurde ich gebeten, in einem Brooklyner Klub vor einer Versammlung zu reden, zu welcher verschiedene hervorragende Bürger und auch der Mayor gehörten. Ich redete über bürgerliches Anstandsgefühl, und gegen Ende meiner Ansprache entwarf ich ein kurzes Bild von Kellys Lebenslauf, erzählte, wie eifrig er die Rechte des Brooklyner Volks vertreten, und wie das Volk ihn im Stiche gelassen habe, und wie er gerade dafür gestraft worden sei, daß er ein braver Bürger sei, der so handele, wie ein braver Bürger handeln müsse. Zum Schluß sagte ich, daß jetzt die demokratische Reformpartei ans Ruder gelangt, daß Herr Chapin zum Mayor gewählt sei, und daß ich ernstlich hoffte, Kelly werde nun endlich Anerkennung finden für den Kampf, den er so tapfer und um so bitteren Preis für sich selbst durchgekämpft habe. Meine Worte machten einigen Eindruck, und Mayor Chapin erklärte sofort, er werde für Kelly sorgen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich ging an jenem Abend recht zufrieden nach Hause. Am nächsten Morgen erhielt ich einige Zeilen von Chapin,

* D. h. Präsident des Repräsentantenhauses.

worin er mir schrieb: „Es war neun Uhr, als Sie gestern abend Ihre Ausführungen über Kelly beendeten und ich erklärte, daß ich für ihn sorgen wolle. Um zehn ist Kelly gestorben.“ Er hatte schon im Sterben gelegen, während ich redete, und hat nie erfahren, daß ihm eine späte Anerkennung für all das, was er getan, und eine verspätete Rechtfertigung für alle gebrachten Opfer bevorstand. Dieser Mann hatte sehr zu seinem eigenen schweren Schaden und vollkommen uneigennützig für die Rechte des Volkes gekämpft; und keine Anerkennung für das, was er getan hatte, war ihm von seiten des Volkes zuteil geworden, dessen Sache er so mannhaft verfochten hatte.

Die Lage der Parteien.

Wo keine statistischen und mathematischen Messungen möglich sind, läßt es sich schwer entscheiden, in welchem Grade sich die Verhältnisse von einer Periode bis zur andern ändern. Ganz besonders schwer ist das festzustellen, wenn Dinge wie z. B. Korruption in Frage kommen. Persönlich neige ich zu der Überzeugung, daß es damit in unserm öffentlichen Leben im ganzen ein wenig besser und nicht schlechter steht als heute vor dreiunddreißig Jahren, als ich im Repräsentantenhause saß. Ich glaube, die Zustände sind sowohl in der Politik des Bundes, als auch in der der Einzelstaaten und der Stadtverwaltungen ein wenig besser geworden. Es gibt ohne Zweifel Gebiete, auf denen es schlimmer geworden ist, und sehr vieles ist reformbedürftig. Aber es kommt mir vor, als ob sich die Sache im ganzen doch etwas gebessert hätte. Als ich in die Politik eintrat, wurde die Stadt New York vom Tammany-Bund beherrscht, der seinerseits von Zeit zu Zeit wieder von irgendeiner andern — kurzlebigen — Demokratenorganisation in der Stadt bekämpft wurde. Die Demokraten im Innern des Staates waren der Tammany-Macht noch nicht verfallen und waren im Begriff, in der Person David B. Hills einen großen politischen Herrn und Meister zur Entwicklung zu bringen. Die republikanische Partei hatte sich in „Unentwegte“ und „Halbblüter“ gespaltet. Infolgedessen hatte keine der beiden Parteien einen allgemein anerkannten Führer* oder eine allgemein anerkannte Organisation, vielmehr stand jede unter dem Einfluß uneiniger, einander bekämpfender Führer und Organisationen. Die Korruption stand nicht mehr auf derselben Höhe wie zu Tweeds Zeiten, wo außenstehende Personen die Mitglieder des Repräsentantenhauses wie Marionetten regierten. Auch war das Boßsystem noch nicht so zentralisiert wie es später geschah; denn viele Mitglieder des Hauses gehorchten noch den Befehlen lokaler Führer und Organisationen. Aber die schmutzige Arbeit wurde gewöhnlich durch die Mitglieder selbst verrichtet.

---

* Der amerikanische Ausdruck für den Führer der politischen Partei ist „Boß“; der „Boß“ ist der Leiter der „Maschine“, und wo ein allgemein anerkannter, oft autokratisch regierender Parteiführer vorhanden ist, herrscht das „Boßsystem“.

Bestechung und Erpressung.

Ich habe natürlich nie etwas wie einen gesetzlichen Beweis für Korruption in Händen gehabt, und die Zahlen, die ich anführen werde, sind nur Näherungswerte. Aber dreijährige Erfahrung überzeugte mich davon, daß es erstens im Repräsentantenhause sehr viele bestechliche Männer gab (etwa ein Drittel der Gesamtzahl), daß zweitens die redlichen Leute zahlreicher waren als die bestechlichen, und daß man immer auf den Sieg der gerechten Sache rechnen konnte, wenn man dazu kam, ihnen Recht und Unrecht klar und unzweideutig in so lebendiger Weise vor Augen zu führen, daß ihre und ihrer Wähler Aufmerksamkeit erregt wurde. Das Schlimme war, daß die Sache nicht immer so klar lag. Las man gewisse Bücher, so mußte man zu dem Schluß kommen, daß die Korruption der gesetzgebenden Kreise nur in Form von Bestechung seitens der Korporationen auftrete, und daß die Grenze zwischen dem redlichen Mann, der immer gegen die Korporationen stimmte, und dem unredlichen, der immer bestochen wurde, um für sie zu stimmen, sehr scharf gezogen sei. Meine Erfahrung bewies das gerade Gegenteil. Auf jeden Antrag, der auf unredliche Weise eingebracht (nicht durchgebracht) wurde, um die Korporationen zu begünstigen, kamen mindestens zehn, die eingebracht (nicht durchgebracht und überhaupt nicht ernst gemeint) wurden, um sie zu schröpfen. Die Mehrzahl der korrupten Mitglieder pflegte für die Schröpfanträge zu stimmen, wenn sie nicht bezahlt wurden, und wieder zugunsten der Korporationen, wenn sie bezahlt wurden. Die erpresserischen Anträge, die gewöhnlich als „Strike-Bills" bezeichnet wurden, ließen sich im großen und ganzen wieder in zwei Klassen einteilen: Anträge, die anständigerweise hätten durchgehen müssen, und solche, die anständigerweise nicht durchkommen durften. Einige der Anträge, die gegen die Korporationen gerichtet waren, waren völlig phantastisch und ungeeignet; sie wurden wohl zum Teil von redlichen und törichten Eiferern eingebracht, aber die meisten stammten doch von Männern, die nicht entfernt die Absicht hatten, ihre Anträge durchzubringen, sondern dafür bezahlt werden wollten, daß sie nicht durchgebracht wurden. Die einträglichste Art von Antrag für den erfahrenen Erpresser war jedoch die, die gegen einen wirklichen Mißbrauch bei einer Korporation gerichtet war, den diese entweder aus Torheit oder aus Schlechtigkeit nicht abstellen wollte. Auch die im Interesse der Korporationen beantragten Maßnahmen waren teils gut, teils schlecht. Die bestechlichen Gesetzgeber — die man als „Schwarze Kavallerie" zu bezeichnen pflegte — verlangten Bezahlung dafür, daß sie so stimmten, wie die Korporation es wünschte, ohne Rücksicht darauf, ob die beantragten Maßnahmen gut oder schlecht waren. Waren sie gut, so besaß die Korporation zuweilen Tugend oder Charakterstärke genug, um eine Bezahlung für das Durchbringen zu verweigern, manchmal aber auch nicht.

Schon die oberflächliche Betrachtung der beschriebenen Zustände zeigt, wie schwer es zuzeiten war, die Frage klar und unverfälscht zu erhalten, denn ständig sah man redliche und unredliche Leute, Seite an Seite bald

für, bald gegen eine Korporationsvorlage stimmen, die einen aus ehrlichen, die andern aus minder ehrlichen Beweggründen. Natürlich lag die Schuld zum Teil in der Haltung Außenstehender. Es wurde mir sehr bald klar, daß man fast ebenso großen Schaden anrichtete, wenn man die Korporationen unterschiedslos verteidigte wie wenn man sie unterschiedslos angriff. Es ließ sich schwer entscheiden, wer als schädlicheres Werkzeug der Korruption und Demoralisation anzusehen war: derjenige, der stolz darauf war, die Korporation unablässig zu bekämpfen, oder derjenige, der unter dem Vorwand, ein braver Konservativer zu sein, ein für allemal für sie eintrat.

Die schwarze Kavallerie.

Bei einer Debatte über eine Bill, die einen erbitterten Kampf zwischen zwei New Yorker Straßenbahngesellschaften hervorrief, sah ich, wie die Agenten in den Sitzungssaal selbst hereinkamen und bestechliche Mitglieder in den Vorsaal hinauszogen; sie machten kaum den Versuch, zu verheimlichen, was sie taten. Ein andermal, als die Hochbahngesellschaften der Stadt New York gegen den Protest des Mayors und der städtischen Behörden eine Vorlage durchpeitschten, die ihre Steuern um mehr als die Hälfte herabsetzte, hielten einige der dafür stimmenden Mitglieder des Hauses die Maßnahme wahrscheinlich für richtig; aber jedes bestechliche Mitglied stimmte mit ihnen, und wer da etwa glaubte, daß diese Leute uneigennützig stimmten, der mußte wirklich sehr dumm sein. Eine der mehrfach wiederkehrenden, zugkräftigen „Strike-Bills" war ein Antrag auf Herabsetzung des Fahrpreises der Hochbahn von zehn auf fünf Cents. In einer Session ging in den Herzen der für diesen Antrag verantwortlichen Männer eine solche Wandlung vor, daß sie tatsächlich dagegen stimmten, als die — von eifrigen und wirklich ganz ehrlichen Radikalen geförderte — Bill zur Abstimmung gelangte! Viele von uns, die über das Prinzip dieser Vorlage noch im Zweifel gewesen waren, stimmten nur deshalb dafür, weil wir überzeugt waren, daß man es sich ein Stück Geld kosten lassen würde, um sie zu Fall zu bringen, und weil wir nicht den Anschein erwecken wollten, als ob wir mit den Bestochenen gingen. Dann geriet die Volksseele zugunsten des Antrages in Wallung, und er wurde in der nächsten Session abermals eingebracht; klugerweise beschlossen die Gesellschaften, ihn nur rein sachlich zu bekämpfen, worauf die gesamte „Schwarze Kavallerie" im Verein mit allen früheren Anhängern der Maßregel dagegen stimmte. Einige von uns, die im vorigen Jahr aus Wut über die Hintertreibungsmethoden für die Bill gestimmt hatten, taten es jetzt trotz vieler Bedenken wieder, was ich heute für unrichtig halte, und der damalige Gouverneur, Grover Cleveland, legte gegen das Gesetz sein Veto ein. Ich glaube, dieses Veto war berechtigt, und diejenigen, die so dachten wie ich, unterstützten das Veto; denn obwohl es durchaus in der Ordnung war, daß das Fahrgeld auf fünf Cents ermäßigt würde, was auch bald darauf geschah, war die Methode, die dabei angewandt werden sollte, doch unklug und hätte einen schlimmen Präzedenzfall geschaffen.

Besänftigende Wirkung eines Stuhlbeins.

Ein Vorfall entgegengesetzter Art ereignete sich mit einer großen Eisenbahngesellschaft, die ihre Bahnhofsanlagen in einer unserer großen Städte zu erweitern wünschte*. Die Vertreter der Eisenbahn brachten mir die Vorlage und ersuchten mich, sie einzusehen; sie fügten hinzu, sie seien sich wohl bewußt, daß gerade diese Art von Vorlagen zu Erpressungen reize, doch hegten sie den Wunsch, sie lediglich aus sachlichen Gründen durchzubringen, und bäten um recht sorgfältige Prüfung. Ich prüfte sie also sorgfältig, stellte fest, daß die städtischen Behörden und die Grundbesitzer, die enteignet werden sollten, dafür waren, und gelangte zu der Überzeugung, daß die Erweiterung sowohl vom Standpunkt der Stadt wie der Eisenbahn ein dringendes Bedürfnis war. Infolgedessen erklärte ich mich bereit, die Vorlage zu vertreten, falls man mir garantiere, daß kein Geld ausgegeben und nichts Unredliches unternommen werden würde, um sie durchzubringen. Damit war man einverstanden. Ich führte damals den Vorsitz in dem Komitee, an das die Vorlage überwiesen wurde. Sehr bald erwies es sich — was ich schon fast mit Sicherheit angenommen hatte —, daß eine geheime Verabredung auf unredlicher Basis unter der Mehrzahl des Komitees bestand. Unter dem einen oder dem andern Vorwand verzögerten die unredlichen Komiteemitglieder die Verhandlung über den Antrag und weigerten sich, überhaupt darüber an das Haus zu berichten, sei es in günstigem, sei es in ungünstigem Sinne. Ein paar dieser Mitglieder waren ziemlich rohe Patrone, und als ich beschloß, die Sache zu erzwingen, war ich nicht ganz sicher, ob wir nicht aneinander geraten würden. Im Zimmer stand ein wackliger Stuhl; ich brach eins seiner Beine ab und legte es neben mich auf den Fußboden, wo es nicht zu sehen war, ich es aber doch im Fall der Not rasch ergreifen konnte. Ich beantragte einen günstigen Bericht über die Vorlage, wurde aber ohne Debatte durch die „Verschwörer" überstimmt; dabei machten einige ein gleichgültig-dummes Gesicht wie Holzklötze, während andere mich frech und höhnisch angrinsten. Nun beantragte ich einen ungünstigen Bericht, und wieder wurde ich durch dieselbe Mehrheit und auf dieselbe Weise überstimmt. Darauf steckte ich die Vorlage in die Tasche und erklärte, ich würde allein darüber berichten. Darüber kam es fast zu einem Aufruhr, besonders als ich als Antwort auf die Drohung, man werde von meinem Verhalten dem Hause Mitteilung machen, entgegnete, in diesem Falle würde ich dem Hause auseinandersetzen, aus welchen Gründen ich argwöhnen müßte, daß diejenigen, die die Vorlage zurückzuhalten suchten, es täten, um Erpressungen ausüben zu können. Der Aufruhr kam nicht zum Ausbruch, zum Teil wohl, weil das rechtzeitige Hervorholen des Stuhlbeines eine beruhigende Wirkung ausübte, und zum Teil dank den weisen Ratschlägen einiger meiner Widersacher.

* Die Eisenbahnen sind in den Vereinigten Staaten sämtlich Privatunternehmen.

Der „kahle Adler von Weehawken“.

So setzte ich es durch, daß über die Vorlage Bericht erstattet und sie auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Aber nun kam die Sache vollständig ins Stocken. Es lag wohl hauptsächlich daran, daß alle Zeitungen, die sie überhaupt erwähnten, in so spöttischem Ton über sie sprachen, daß die auf Erpressung ausgehenden Leute wieder Mut faßten. Diese Blätter berichteten über die Einbringung der Bill und setzten hinzu, daß „alle hungrigen Gesetzgeber nach ihrem Anteil an der Pastete schrien“; sie nahmen als sicher an, daß die Verteilung einer „Pastete“ stattfinden werde. Das reichte hin, um redliche Männer abzuschrecken und die Schurken zu ermutigen: jene fürchteten, man werde sie für bestochen halten, wenn sie für die Vorlage stimmten, diesen dagegen bot sich dadurch ein Schild, hinter dem sie sich verkriechen konnten, bis man sie bezahlt hatte. Ich war völlig außerstande, die Bill im Hause vorwärts zu bringen, und schließlich sagte mir ein Vertreter der Eisenbahngesellschaft, er möchte mir die Vorlage gern aus den Händen nehmen; ich schiene nicht fähig zu sein, sie durchzubringen, und einem „älteren und erfahreneren Mitglied des Hauses“ werde es vielleicht besser gelingen. Ich war mir sehr wohl klar über den Sinn dieser Worte, hatte aber natürlich keine Beweise und war überdies nicht in der Lage, einen Erfolg versprechen zu können. Infolgedessen ging die Bill in die Hände eines „Veteranen“ über, der, wie ich glaube, persönlich ein redlicher Mann war, sich aber nicht um die Beweggründe kümmerte, die seine Kollegen beeinflußten. Dieser Herr hatte einen Spitznamen, den ich ungenau als „der kahle Adler von Weehawken“ wiedergeben will; er war ein tüchtiger Mann und wußte, was er zu tun hatte. Nach einigen Wochen beantragte der „kahle Adler“ die Abstimmung über die Vorlage: die „Schwarze Kavallerie“, deren Ansichten inzwischen einen vollständigen Umschwung erlitten hatten, stimmten mit allen anständigen Mitgliedern einmütig für die Bill, und damit hatte die Sache ein Ende. Das war also eine Angelegenheit, die im Interesse einer Gesellschaft und einer Stadtgemeinde lag, und die jene Korporation anfangs auf ehrliche Weise durchzusetzen versucht hatte. Daß ihr dies nicht gelang, lag hauptsächlich an der schlaffen Gleichgültigkeit der Wählerschaft gegen Unredlichkeiten, die im Kongreß begangen wurden, solange nur die Korporationen bluten mußten.

Ein Richter im Dienste des Großkapitals.

Abgesehen von diesem einen Fall, bin ich nur noch einmal mit dem Großkapital in Berührung gekommen, als ich einen Richter unter Anklage zu stellen suchte. Dieser Richter hatte sich als Werkzeug gewisser Leute gebrauchen lassen, die damals mit den Hochbahnen und andern großen Korporationen zu tun hatten. Wir bekamen seine Korrespondenz mit einem dieser Männer in die Hände, und diese verriet eine wahrhaft erschreckende Bereitwilligkeit, sein Richteramt in jeder Weise nach dem Willen eines der Finanzkönige jener Zeit zu benutzen. Er hatte tatsächlich im Zimmer eines

dieser Geldmänner Gerichtssitzungen abgehalten. Eine Stelle in einem dieser Briefe wird mir unvergeßlich bleiben: „Ich bin bereit, bis an die äußerste Grenze richterlicher Befugnis zu gehen, um Ihren ungeheuren Interessen zu Diensten zu sein.“ Das Merkwürdige daran war, daß ich mir durchaus nicht darüber klar war, ob der Richter selbst bestechlich sei. Vielleicht war er es, aber ich glaube eher, seine schwache Seite war — abgesehen davon, daß ihm jedes feinere moralische Empfinden fehlte — hauptsächlich die aufrichtige Ehrfurcht, die er vor dem Besitzer eines so kolossalen Vermögens besaß: eine Sache, die mir geradezu unfaßlich sein würde, wenn ich sie nicht so oft beobachtet hätte. Er glaubte ganz aufrichtig, daß Zweck und Ziel des Lebens im Geschäft bestehe, und daß Richter und Gesetzgeber ihr äußerstes tun müßten, um es zu fördern; je größer das Geschäft war, umsomehr wünschte er, es zu begünstigen! Das Großkapital, das zugleich mit der Politik im Bunde stand, wußte die Nützlichkeit eines solchen Richters durchaus zu schätzen, und man gab sich alle Mühe, ihn zu schützen. Wir kämpften einen harten Kampf — unter „wir“ verstehe ich dreißig bis vierzig Abgeordnete, Republikaner wie Demokraten —, hatten aber die „Schwarze Kavallerie“, die ängstlichen braven und die stumpfsinnigen konservativen Mitglieder sämtlich gegen uns; die Abstimmung im Hause ergab, daß man sehr gegen die Erhebung der Anklage war. Die Minderheit des Untersuchungskomitees, mit Chapin an der Spitze, hatte die Erhebung der Anklage empfohlen; Francis Lynde Stetson hatte diesen Antrag vor dem Komitee begründet.

Der „Ring“ und was dazu gehört.

Das war meine erste Erfahrung dieser Art. Verschiedene Leute, die ich gesellschaftlich gut kannte und die man mich immer hochachten gelehrt hatte, hervorragende Geschäftsmänner und Rechtsanwälte, handelten in einer Weise, die mich nicht nur verblüffte, sondern mir ganz unvereinbar erschien mit dem hohen Ansehen, das sie genossen. Ich war damals erst etwas länger als ein Jahr vom College fort. In der Regel vermieden sie es sorgfältig — wie sie es seitdem immer getan haben — mit mir offen über ein bestimmtes Beispiel dessen, was man heute in Politik und Geschäft als „Privilegium“ bezeichnet, zu sprechen: d. h. über ein Beispiel eines Abkommens zwischen Geschäft und Politik, das in der unredlichen Begünstigung gewisser Männer als Entgelt für das Gestatten oder Übersehen unredlichen Benehmens auf der andern Seite besteht. Ein Mitglied einer bedeutenden Anwaltsfirma jedoch, ein alter Freund meiner Familie, lud mich eines Tages zum Frühstück ein, und zwar offenbar nur, um zu erfahren, was ich denn eigentlich wünschte und zu tun gedächte. Er hatte, glaube ich, eine aufrichtige Zuneigung zu mir und sagte mir, ich hätte im Repräsentantenhause meine Schuldigkeit getan; es sei auch sehr schön, daß ich das „Reformspiel“ mitgemacht hätte, und ich hätte bewiesen, daß ich Fähigkeiten besäße, die in einem Anwalts- oder Geschäftsbureau von der rechten Art

von Nutzen sein würden. Ich dürfe meine Rolle aber nicht übertreiben; ich sei wirklich weit genug gegangen, und es sei jetzt für mich an der Zeit, die Politik aufzugeben und mich auf die Seite der richtigen Leute zu schlagen, derjenigen Leute, die schließlich doch immer über die andern herrschen und die Früchte ernten würden, die zu ernten sich lohne. Ich fragte ihn, ob das bedeute, daß ich in der Politik dem Ring nachgeben sollte. Darauf versetzte er etwas ungeduldig, ich sei völlig im Irrtum (worin er vollständig recht hatte), wenn ich glaubte, es bestehe nur ein politischer Ring von der Art, wie ihn die Zeitungen gern darstellten. Der „Ring", wenn man ihn so nennen dürfe — (d. h. der innere Kreis) — umschließe gewisse Großkapitalisten sowie die Politiker, Anwälte und Richter, die mit ihnen im Bunde und bis zu einem gewissen Grade von ihnen abhängig seien; ein strebsamer Mann müsse seine Erfolge erringen, indem er diese Mächte, sei es in politischer, juristischer oder geschäftlicher Hinsicht, unterstütze.

Der erfolgreiche Geschäftsmann der gute Staatsbürger.

Dieses Gespräch interessierte mich nicht nur, sondern machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich es nie vergessen habe, denn es bedeutete meinen ersten flüchtigen Einblick in jene Verbindung zwischen Geschäft und Politik, die ich in späterer Zeit so oft habe bekämpfen müssen. In dem Amerika jener Zeit und besonders unter den Leuten, die ich kannte, galt der erfolgreiche Geschäftsmann bei allen in erster Linie als „der" gute Staatsbürger. Die orthodoxen Bücher über Volkswirtschaft wurden nicht nur in Amerika, sondern auch in England zu seiner besonderen Verherrlichung geschrieben. Jeder handgreifliche Lohn fiel ihm zu, wie er in der Regel auch der Bewunderung seiner achtbaren Mitbürger sicher war, und die strengen Zeitungsmoralisten, die nicht müde wurden, über Politiker und politische Methoden herzuziehen, pflegten die „Geschäftsmethoden" als das Ideal hinzustellen, das wir ins politische Leben einzuführen bestrebt sein sollten. Herbert Croly hat in seinem Buch „Die Verheißung des amerikanischen Lebens" (The Promise of American Life) auseinandergesetzt, aus welchen Gründen unsere individualistische Demokratie — die lehrt, daß jeder Mensch sich ausschließlich auf sich selbst verlassen, in keiner Weise durch andere behindert werden und lediglich auf sein persönliches Wohlergehen bedacht sein soll — notwendigerweise den Typus des Geschäftsmannes hervorbringen mußte, der wie alle übrigen Staatsangehörigen ehrlich glaubte, daß dasjenige Individuum, das ein großes Vermögen anhäufte, der beste und echteste Amerikaner sei.

Reformideen.

Im Repräsentantenhaus beschäftigte ich mich hauptsächlich mit Problemen, die Redlichkeit und Anstand sowie die erfolgreiche Arbeit des Kongresses und der Verwaltung betrafen. Sie zeigten das verständige und durchaus notwendige Streben, eine tüchtige und redliche Regierung zu

erhalten. Aber damals verstand ich noch nicht viel von dieser Bewegung, die bereits eingesetzt hatte, meist unter recht mangelhafter Leitung, um bessere, gerechtere Verhältnisse für Industrie und gesellschaftliches Leben herbeizuführen. Und das war nicht ganz meine Schuld. Die braven Bürger, mit denen ich damals am meisten verkehrte, auch wenn sie selbst nur über beschränkte Mittel verfügten — wie mein Kollege Billy O'Neill und meine Hinterwäldlerfreunde Sewall und Dow — verstanden ebensowenig wie ich die wechselnden Bedürfnisse der veränderten Zeit. Ihr Horizont war ebenso eng wie der meinige und bei all seiner Beschränktheit im Grunde ebenso gesund.

Der Kampf gegen die Schlechtigkeit.

Über die Richtigkeit unserer Lebensauffassung möchte ich mich noch ein wenig verbreiten, so beschränkt unsere Ansichten auch damals sein mochten. Wir kannten kein Ansehen der Person. Wo wir Schlechtigkeit klar erkannten, traten wir ihr entgegen, bei Großen wie bei Kleinen. Tatsächlich machten wir die Erfahrung, daß es viel mehr Mut erforderte, offen gegen Arbeiter, die im Unrecht waren, aufzutreten, als gegen Kapitalisten, die im Unrecht waren. Die Sünden gegen Arbeiter werden gewöhnlich hinter verschlossenen Türen begangen, wie auch unredliche Dienste den Kapitalisten insgeheim geleistet werden. Sehr oft ist gerade der Mann, der Mut genug besitzt, um öffentlich gegen ungerechte Ansprüche der Arbeiter zu sprechen, auch der einzige, der imstande ist, ihnen wirksam beizustehen, wenn sie im Recht sind. Die einzige Art von Mut und Ehrlichkeit, die für die Institutionen eines Landes dauernd von Nutzen ist, ist diejenige, die mit unparteiischer Gerechtigkeit von Männern bewiesen wird, die auf Grund des persönlichen Verhaltens, nicht auf Grund der Klassenzugehörigkeit urteilen. Wir merkten bald, daß Männer, die öffentlich prahlten, der Arbeiter sei nie im Unrecht, schließlich gerade diejenigen waren, auf deren tatkräftiges Eintreten man sich sonst nicht verlassen konnte, wenn der Arbeiter im Recht war. Wir empfanden allmählich ein tiefes Mißtrauen gegen Reformatoren, die Schlechtigkeiten nur dann rügten, wenn sie an reichen Leuten zutage traten. Die menschliche Natur ändert sich nicht, und der Reformator dieses Schlages ist heute noch ebenso schädlich wie damals. Der großmäulige Verfechter der Volksrechte, der der Schlechtigkeit nur zu Leibe geht, wo sie mit Reichtum verbunden ist, und keine noch so handgreifliche Missetat öffentlich rügt, wenn sie angeblich zum Besten des Arbeiters begangen wird, besitzt entweder einen verschrobenen Verstand oder eine verdorbene Seele, und niemand sollte ihm trauen. Der empörte und verächtliche Widerwille, den Demagogen dieser Art in uns erweckt hatten, hielt damals hauptsächlich diejenigen von uns, die sich im Grunde ein gesundes Empfinden bewahrt hatten, davon ab, so weit zu gehen, wie wir es in den Fragen der staatlichen Beaufsichtigung der Korporationen und des staatlichen Eingreifens zugunsten der Arbeiter hätten tun sollen.

Gewissenhafte Komiteemitglieder.

Indessen habe ich eine wirklich außerordentlich nützliche Erfahrung gemacht. Der Zigarrenarbeiterbund brachte eine Bill ein, die in der Zigarrenfabrikation die Heimarbeit verbieten sollte. Ich wurde in ein Komitee von dreien gewählt, das den Auftrag erhielt, Erhebungen über die Zustände in den Mietskasernen anzustellen und über die Notwendigkeit eines solchen Gesetzes zu berichten. Einer meiner beiden Kollegen interessierte sich überhaupt nicht für die Frage und sagte mir im Vertrauen, er halte die Bill für ungerechtfertigt, werde aber dafür stimmen müssen, weil die Arbeitervereinigungen in seinem Bezirk sehr stark seien und er sich verpflichtet habe, die Bill zu unterstützen. Der andere, ein sportliebender Tammany-Mann, der die Politik später an den Nagel hing, um sich ganz der Rennbahn zu widmen, war ein guter Kerl; er erklärte mir ganz offen, er müsse gegen die Bill sein, weil gewisse allmächtige Interessen, mit denen er in Verbindung stehe, es erforderten. Er setzte aber hinzu, ich hätte ja freie Hand und würde seiner Ansicht nach wohl für die Vorlage sein, falls ich die Verhältnisse zu untersuchen gedächte. Tatsächlich hatte ich anfangs angenommen, ich würde gegen diese Vorlage sein, und ich glaube sogar, daß man mich in dieser Voraussetzung zum Komiteemitglied gemacht hatte, denn alle achtbaren Leute, die ich kannte, waren dagegen. Sie widersprach den volkswirtschaftlichen Grundsätzen des laissez faire, und alle Geschäftsleute, die mit mir darüber sprachen, schüttelten den Kopf und sagten, sie sei nur erdacht, um den Menschen daran zu hindern, mit dem Seinigen zu tun, was er wolle und wozu er ein Recht habe.

Die Zustände in den Mietskasernen.

Doch schon bei meinen ersten Besuchen in den in Betracht kommenden Mietskasernen wurde mir klar, daß ich, allen Theorien zum Trotz, als Mann mit gesundem Menschenverstand es nicht vor meinem Gewissen verantworten konnte, für ein Weiterbestehen der Zustände, die ich gesehen hatte, zu stimmen. Diese Zustände machten es den Familien der Heimarbeiter unmöglich, so zu leben, daß die Kinder eine für die weitgehenden Pflichten amerikanischen Bürgertums geeignete Erziehung und Pflege genießen konnten. Ich besuchte die Mietskasernen einmal mit meinen Kollegen vom Komitee zusammen, einmal in Begleitung der Vertreter des Arbeiterbundes und ein paarmal allein. In einigen dieser Häuser gab es Wohnungen mit zahlreichen Räumen, wo die Tabakarbeiten in Zimmern verrichtet wurden, die nicht zum Kochen, Schlafen und Wohnen benutzt zu werden brauchten. Der überwältigenden Mehrzahl nach waren es aber Ein-, Zwei- oder Dreizimmerwohnungen, und die Arbeit der Männer, Frauen und Kinder ging Tag und Nacht in den Eß-, Wohn- und Schlafzimmern vor sich, zuweilen sogar in einem einzigen Raum. Noch heute erinnere ich mich eines Zimmers, das von zwei Familien bewohnt wurde. Als ich mich erkundigte, wer der dritte anwesende Mann sei, sagte man

mir, es sei ein Kostgänger der einen Familie. In diesem Zimmer befanden sich mehrere Kinder, drei Männer und zwei Frauen. Der Tabak war überall aufgeschichtet: neben den schmutzigen Betten und in einer Ecke, in der auch Speisereste lagen. Die Männer, Frauen und Kinder arbeiteten in diesem Zimmer bei Tage und bis tief in die Nacht hinein und schliefen und aßen auch in demselben Raum. Es waren Böhmen, die der englischen Sprache nicht mächtig waren; nur eins der Kinder verstand genug, um den Dolmetscher zu machen.

Der Angriff auf die geheiligten Rechte des heimischen Herdes.

Statt die Vorlage zu bekämpfen, trat ich energisch für sie ein. Es war eine kläglich abgefaßte Maßregel, und der Gouverneur Grover Cleveland schwankte zuerst, ob er sie unterzeichnen sollte. Da ersuchten mich die Vertreter des Zigarrenarbeiterbundes, zum Gouverneur zu gehen und ihm zuzureden. Ich kam ihrem Wunsche nach und führte das Wort für die ausgemergelten, in ihrem Wuchs zurückgebliebenen Fremdlinge, die den Bund und die Arbeiter vertraten. Der Gouverneur unterzeichnete die Vorlage. Später wurde dieses Heimarbeitgesetz vom Appellationsgericht durch Entscheidung in Sachen Jacobs für ungesetzlich erklärt. Jacobs war einer der wenigen Heimarbeiter, die eine ganze Reihe von Zimmern besaßen, so daß in seinem Fall die Wohnverhältnisse wirklich ausnahmsweise günstig lagen. Was die Antragsteller veranlaßt haben mag, einen Ausnahmefall und nicht einen gewöhnlichen Durchschnittsarbeiter auszuwählen, vermag ich nicht zu sagen; doch war natürlich eine solche Handlungsweise denen, die die Aufhebung des Gesetzes ersehnten, höchst erwünscht. Das Appellationsgericht erklärte das Gesetz für verfassungswidrig, und in der Entscheidung wiesen die Richter das Gesetz zurück als einen Angriff auf die „geheiligten" Rechte des „heimischen Herdes". Dieser Fall erweckte in mir das erste dunkle und unvollkommene Verständnis für die Tatsache, daß die Gerichtshöfe nicht notwendig die besten Richter über das zu sein brauchen, was zur Verbesserung sozialer und industrieller Verhältnisse geschehen müßte. Die Richter, die diesen Spruch fällten, waren wohlmeinende Männer. Sie wußten nichts von den Zuständen in Mietskasernen, sie wußten nichts von den Bedürfnissen oder von der Arbeit und Lebensweise von Dreivierteln ihrer Mitbürger in großen Städten. Sie kannten das Gesetz, aber nicht das Leben. Daß sie die Worte „geheiligt" und „heimischer Herd" auf die empörenden Zustände in den Wohnungen der Tabakheimarbeiter anwandten, bewies, daß sie keine Ahnung von dem hatten, was sie entschieden. Man stelle sich die „geheiligten" Bande eines „Heims" vor, das aus einem Zimmer besteht, worin zwei Familien, eine noch mit einem Kostgänger, leben, essen und arbeiten! Dieser Urteilsspruch verhinderte die ganze Heimarbeitgesetzgebung in New York auf zwanzig Jahre hinaus vollständig und ist ihr noch jetzt im Wege. Es war einer der schlimmsten Rückschläge, die die Sache des industriellen und sozialen Fortschritts jemals erfahren hat.

Gerichtsentscheidungen als Hindernisse des Fortschritts.

Man hatte mich von klein auf gelehrt, die Gerichtshöfe vor allem in Ehren zu halten. Die Leute, mit denen ich am besten befreundet war, pflegten die Gerichte gerade wegen solcher Urteilssprüche, wie es dieser war, zu preisen und sie als Bollwerke gegen den Umsturz und als Schranken gegen aufrührerische Gesetzgebung zu bezeichnen. Das waren dieselben Leute, mit denen die Richter, die solche Entscheidungen fällten, in Klubs, bei Diners und im Privatleben zu verkehren pflegten. Begreiflicherweise neigten sie alle dazu, die Dinge vom gleichen Standpunkt aus zu betrachten. Es gehörte natürlich mehr als eine Erfahrung dieser Art dazu, um mich aus der Anschauung aufzurütteln, in der ich aufgewachsen war. Aber im Laufe des nächsten Vierteljahrhunderts brachten mich verschiedene Entscheidungen nicht nur des New Yorker Gerichts, sondern auch der Gerichtshöfe mancher anderen Staaten, ja sogar des Oberbundesgerichts schließlich zur vollen Erkenntnis der tatsächlichen Zustände. Ich sah allmählich ein, daß alles, was Abraham Lincoln über den Dred-Scott-Wahrspruch gesagt hat, mit ebensolcher Wahrheit und Berechtigung von den zahlreichen Entscheidungen unserer Zeit gesagt werden konnte, die als Hindernisse auf der Bahn sozialen Fortschritts aufgetürmt wurden und so viele Bemühungen, den Arbeitern und Arbeiterinnen, ja den einfachen Bürgern überhaupt, Gerechtigkeit und unparteiische Behandlung zu sichern, zunichte machten.

Manchmal trat die Verworfenheit und Untauglichkeit im öffentlichen Leben damals auf naivere Weise zutage, als es wohl heute der Fall sein würde. Ein paarmal war ich Mitglied von Komitees, die Erhebungen über grobe und weitverbreitete Mißbräuche in der Staatsverwaltung anzustellen hatten. Im ganzen spielte ich in meiner dritten Legislaturperiode die bedeutendste Rolle, und zwar als Vorsitzender eines Komitees, das verschiedene Seiten des New Yorker Beamtenlebens zu untersuchen hatte.

Der Mayor und die Stadträte.

Die wichtigste der von unserm Komitee empfohlenen Maßregeln war der Antrag, der den Stadträten das Bestätigungsrecht über die Ernennungen, die der Mayor vorgenommen hatte, entzog. Wir fanden, daß es möglich war, Bürger der Stadt für den Charakter und die Fähigkeiten des Stadtoberhauptes zu interessieren, so daß sie in verständiger Weise auf sein Verhalten und seine Befähigung achteten. Aber es stellte sich heraus, daß es nicht möglich war, sie auch für die Stadträte und andere untergeordnete Beamten zu interessieren. Die Stadträte waren in Wirklichkeit nichts weiter als die Kreaturen der Parteiführer der einzelnen Stadtbezirke und der großen, die ganze Stadt beherrschenden politischen Machthaber; wo sie die Beamtenernennungen überwachten, gab es für die Bürger keine Möglichkeit, ihren Willen durchzusetzen. Deshalb verfochten wir das meiner Ansicht nach allgemein gültige Prinzip, daß unsere Volksregierung einigen wenigen Beamten eine große Machtvollkommenheit geben muß, und

daß diese wenigen Beamten dem Volk gegenüber stets und ständig für die Ausübung dieser Machtvollkommenheit verantwortlich sein müssen. Dadurch, daß den Stadträten das Bestätigungsrecht entzogen wurde, erhielten die Bürger von New York noch keine gute Regierung. Wir wußten, daß sie, wenn sie die falsche Art von Mayor wählten, immer eine schlechte Regierung haben würden, ganz gleich, wie das Gesetz beschaffen sein mochte. Aber wir sicherten ihnen doch wenigstens die Möglichkeit, eine gute Regierung zu erhalten, wenn sie sie haben wollten, und das war unter dem alten System unmöglich. Diese Änderung wurde in derselben Art erkämpft, in der alle derartigen Änderungen erkämpft werden. Die unredlichen Parteiführer, die an der alten Ordnung der Dinge ein besonderes Interesse hatten, waren dagegen, und der Schlachtruf, dessen sie sich bedienten, und der die meisten der gedankenlosen Konservativen um sie scharte, war, daß wir das alte verfassungsmäßige System abändern, die Denkmäler der Weisheit der Gründer des Staates umstürzen, das in dem Unterschied zwischen der gesetzgebenden und der ausübenden Macht bestehende Bollwerk unserer Freiheiten zerstören wollten, und daß wir gewalttätige, rücksichtslose Heißsporne ohne Ehrfurcht vor der Vergangenheit seien.

Charakterschnüffelei.

Natürlich brachten mich die Erhebungen, Enthüllungen und Untersuchungen des Komitees, dessen Vorsitz ich führte, in bittern persönlichen Widerstreit mit sehr einflußreichen Geldleuten, sehr mächtigen Politikern und gewissen Zeitungen, die von diesen Kapitalisten und Politikern beherrscht wurden. Eine ganze Anzahl fähiger und skrupelloser Männer führte den Kampf: einige um ihre finanzielle Existenz, und andere, um sich der unbehaglichen Nähe des Staatsgefängnisses zu entziehen. Da verstand es sich von selbst, daß Schläge ausgeteilt und hingenommen werden mußten. Bei solchen politischen Kämpfen zogen sich alle, die sich auf ähnliche Dinge einließen wie ich, schnell die Feindschaft starker und schlauer Männer zu, die vor nichts zurückschreckten, um ihre Feindseligkeit zu befriedigen. Jedem, der sich mit dieser besondern Art kriegerischer und praktischer Reformbewegung befaßte, wurde sehr bald klargemacht, daß er besser tat, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, wenn sein eigener Charakter nicht unantastbar war. Einem der Untersuchungskomitees, in denen ich arbeitete, gehörte ein Landmann an, ein sehr fähiger Mensch, der bei seiner Ankunft in New York dasselbe Gefühl hatte, das gewisse Amerikaner zu haben pflegen, wenn sie nach Paris kommen: daß nämlich der moralische Zwang ihres Heimatorts nicht mehr vorhanden sei. Trotz aller Klugheit war er doch nicht imstande, einzusehen, daß die Polizei ihn wie uns alle unausgesetzt beobachtete. Er wurde von einem Schutzmann in Zivil auf frischer Tat ertappt, als er etwas tat, was nicht seines Amtes war, und von dem Augenblick an durfte er es nicht wagen, anders zu handeln, als diejenigen wollten, die um sein Geheimnis wußten. Seit jenem Tage hatten die

Beamten, die hinter dem Polizeidepartement standen, einen Mann im Komitee, auf den sie rechnen konnten. Nie habe ich einen solchen Ausdruck von Todesangst auf dem Gesicht eines starken Mannes gesehen, wie bei diesem Menschen, als er ein paarmal fürchtete, der Gang der Ereignisse im Komitee könnte ihn in eine Lage drängen, in der ihn seine Kollegen bloßstellen würden, selbst wenn die städtischen Beamten es nicht tun sollten. Indessen entging er der Gefahr, denn es gelang uns nicht, Beweise zu beschaffen, die uns berechtigt hätten, etwas zu verlangen, das dieser Mann nicht hätte befürworten dürfen.

Leichter eine harmlose Taube als eine kluge Schlange.

Mehr als einem von uns wurden Fallen gestellt, und wenn wir hineingegangen wären, hätte unsere Laufbahn ein Ende gehabt; wenigstens hätten wir sie nicht unter den Bedingungen weiter verfolgen können, unter denen es sich verlohnt, überhaupt im öffentlichen Leben tätig zu sein. Natürlich kann ein Mann ein öffentliches Amt bekleiden — und das tun sehr viele! — und eine öffentliche Rolle spielen, auch wenn es andere Männer gibt, die Geheimnisse über ihn wissen, die ihn unmöglich machen würden, wenn sie bekannt würden. Aber niemand kann eine öffentliche Rolle, die sich verlohnt, durchführen, niemand kann in ernsten Situationen mit rücksichtsloser Unabhängigkeit handeln, Streiche gegen große Mißbräuche führen oder es sich gestatten, sich mächtige und skrupellose Feinde zu schaffen, wenn sein eigener Charakter verwundbar ist. Und selbst ein makelloses Leben befähigt einen Menschen noch nicht dazu, gute Dienste zu leisten. Ich habe mich immer über die Bemerkung Artemus Wards gefreut, daß „es viel leichter sei, eine harmlose Taube zu sein als eine kluge Schlange". Es sitzen viele anständige und viele kluge Männer im Kongreß; aber Makellosigkeit und Kampfluſt gehen nicht immer Hand in Hand. Beide Eigenschaften sind notwendig für den Mann, der Krieg führen soll gegen die räuberischen Mächte. Sein Leben muß so makellos sein, daß er lachen kann, wenn seine öffentliche und private Vergangenheit durchstöbert wird, und doch wird ihm selbst die Makellosigkeit nichts nützen, wenn er etwa töricht oder furchtsam ist. Vorsichtig und furchtlos muß er seinen Weg gehen, und wenn er auch nie Streit anfangen sollte, wo es sich vermeiden läßt, muß er doch bereit sein, kräftig zuzuschlagen, wenn es nötig ist. Er sollte, nebenbei bemerkt, immer bedenken, daß die einzige Sünde, die nicht verziehen werden kann, das sanfte Zuschlagen ist. Schlage gar nicht, wenn es sich vermeiden läßt, aber schlage *niemals* sanft!

Schwankungen.

Wie die meisten politischen Neulinge machte auch ich vielerlei Schwankungen durch, ehe ich „mich selbst fand". Eine Zeitlang war ich derartig von der Tugend völliger Unabhängigkeit durchdrungen, daß ich anfing, bei jedem Fall nach eigenem Ermessen zu handeln, ohne den Grundsätzen oder Vorurteilen anderer die geringste Beachtung zu schenken. Die Folge davon

war, daß ich sofort und verdientermaßen jede Möglichkeit einbüßte, überhaupt etwas zu erreichen; daraus zog ich die unschätzbare Lehre, daß kein Mensch im praktischen Leben das Höchste leisten kann, wenn er nicht im Verein mit seinen Mitmenschen handeln kann, was ein gewisses Maß von Geben und Nehmen zwischen ihm und ihnen bedeutet. Ein andermal begann ich zu glauben, ich hätte eine Zukunft, und es geziemte mir daher, sehr umsichtig zu sein und jede Handlung sorgsam mit Rücksicht auf ihren etwaigen Einfluß auf jene Zukunft zu prüfen. Das machte mich schnell unbrauchbar für das öffentliche Leben und erfüllte mich mit Widerwillen gegen mich selbst. Darauf beschloß ich, zu versuchen, gar nicht an die Zukunft zu denken, sondern von der Annahme auszugehen, daß jedes Amt, das ich bekleidete, mein letztes sein würde, und mich tunlichst darauf zu beschränken, meine Arbeit während meiner Amtszeit so gut wie möglich zu verrichten. Ich fand denn auch, daß dies für mich persönlich der einzig richtige Weg war, wie ich mein Leben genießen und dem Vaterland gute Dienste leisten konnte, und ich bin auch später nie von diesem Vorsatz abgewichen.

Kampf um den Sprecherposten.

Auf das politische Vorwärtskommen hatten die Parteiführer natürlich sehr großen Einfluß. Die einander bekämpfenden Unentwegten und Halbblüter der republikanischen Partei unterstützten den Präsidenten Arthur, beziehungsweise den Senator Miller. Keine der beiden Parteien kümmerte sich um mich. Dennoch brachte ich es schon im ersten Jahre zu einer führenden Stellung im Hause, so daß ich im zweiten Jahr, als die Republikaner in der Minderheit waren, als Kandidat der Minorität für den Sprecherposten aufgestellt wurde, obwohl ich (mit vierundzwanzig Jahren) noch immer der jüngste Mann im Hause war. Im dritten Jahr hatten die Republikaner die Oberhand im Hause, und sofort mischten sich die Führer in den Kampf um den Sprecherposten. Ich kämpfte wacker um die Kandidatur, aber die Führer der Unentwegten und der Halbblüter machten gemeinschaftliche Sache, und ich wurde geschlagen. Für den Augenblick war ich sehr bekümmert, doch verschaffte mir die Tatsache, daß ich energisch und wirksam gekämpft und, obwohl besiegt, den Strauß auf eigene Hand bestanden hatte, ohne eine Maschine hinter mir zu haben, doch eine gewisse Stellung im Hause. Meine Niederlage trug erheblich dazu bei, mein Ansehen zu vermehren, und ermöglichte es mir, viel mehr durchzusetzen, als ich als Sprecher hätte durchsetzen können. Wie so oft, merkte ich bald, daß es auf die betitelte Stellung nicht ankommt: was ins Gewicht fiel, war das Zusammentreffen der Gelegenheit mit der Fähigkeit, etwas auszurichten. Das Vollbringen war die Hauptsache, auf die dem Titel nach hohe oder niedrige Stellung kam es nur insofern an, als sie die Gelegenheit zum Vollbringen erweiterte. Nach Schluß der Session wurden vier von uns, die wir politisch den gleichen Standpunkt einnahmen und als Unabhängige oder Anti-Maschinen-Republikaner bekannt waren, vom

Staatskonvent als bevollmächtigte Vertreter zur republikanischen Nationalversammlung von 1884 entsandt, wo ich mit aller Energie für die Kandidatur des Senators George F. Edmunds eintrat. Herr Edmunds unterlag, und Herr Blaine wurde aufgestellt. Blaine war offenbar der Erkorene der großen Masse der Partei; seine Ernennung kam auf ehrliche und offene Weise zustande, weil er eben die große Masse hinter sich hatte, und ich habe ihn in dem darauffolgenden Wahlkampf nach Kräften unterstützt.

Die Seidenstrumpfreformer.

Der Kampf um die Stellung des Sprechers klärte mich noch über mehr Dinge auf als über die Haltung der Parteiführer. Ich hatte schon einige recht ärgerliche Erfahrungen mit den sogenannten „Seidenstrumpf"-Reformern gemacht: den Herren, die sehr fein, sehr vornehm waren, die über die politische Korruption die Köpfe schüttelten und in Salons und Wohnzimmern davon sprachen, aber ganz unfähig waren, mit wirklichen Männern im wirklichen Leben fertig zu werden. Diese Salonreformer ersetzten ihre Unfähigkeit im Handeln durch Eifer im Kritisieren, und sie schwelgten im Kritisieren der Männer, die wirklich die Dinge taten, von denen sie sagten, daß sie getan werden müßten, ohne doch die Kraft zu haben, sie selbst zu tun. Sie verfochten oft Ideale, die nicht nur unmöglich, sondern oft durchaus nicht wünschenswert waren, und arbeiteten dadurch den Politikern, denen sie höchst feindselig gegenüberzustehen behaupteten, in die Hände. Dazu kam noch, daß sie keine höheren Gesichtspunkte an den Tag zu legen pflegten, als die gewöhnlich von ihnen gebrandmarkten Leute, sobald sie ihre eigenen Interessen oder die ihrer Klasse für gefährdet hielten.

Das Amt muß den Mann suchen.

Eins ihrer Losungsworte war, daß das Amt den Mann, nicht der Mann das Amt suchen müsse. Das ist bei gewissen Ämtern und zu gewissen Zeiten durchaus richtig, aber unter andern Umständen ist es vollkommen falsch. Für Washington wäre es unnötig und nicht wünschenswert gewesen, die Präsidentschaft anzustreben. Wenn aber Abraham Lincoln sich nicht um die Präsidentschaft bemüht hätte, wäre er nie nominiert worden. Das Bedenkliche in einem solchen Falle liegt nicht darin, daß man das Amt sucht, sondern darin, daß man es auf andere als ehrenhafte und rechte Weise sucht. Jenes Losungswort führt daher in der Regel nur dazu, eine Prämie auf die Heuchelei zu setzen und infolgedessen Kreaturen zu fördern, die durch Heuchelei vorwärtskommen möchten. Als ich Sprecher zu werden versuchte, hatte ich die gesamte Macht der Maschine gegen mich; ich hatte überhaupt nur einige Aussicht, wenn es mir gelang, die Leute in den verschiedenen Bezirken aufzurütteln. Zu diesem Zweck mußte ich die Bezirke besuchen, den Leuten, die ich zu sehen bekam, die Sache klar und deutlich auseinandersetzen und ihnen begreiflich machen, daß ich wirklich einen Kampf führte und ihn bis zu Ende durchfechten wollte. Doch manche Reformer

schüttelten den Kopf und beklagten meine lebhafte Tätigkeit im Wahlkampf. Natürlich kann den korrupten Politikern nichts erwünschter sein, als daß anständige Leute die Tätigkeit, d. h. die Tüchtigkeit des Mannes, der wirklich gern die Politik reformieren möchte, mit scheelen Augen ansehen.

Ein praktischer Mann mit hohen Idealen.

Wenn die Tüchtigkeit nur den schlechten überlassen und die Tugend nur auf untüchtige Menschen beschränkt wird, kann das Ergebnis kein gutes sein. Als ich in das politische Leben eintrat, gab es dort — wie es immer der Fall war und sein wird — viele schlechte Menschen, die überaus tüchtig waren, und viele brave, die gern Erhabenes in der Politik geleistet hätten, aber völlig unfähig dazu waren. Wollte ich etwas für mein Vaterland tun, so mußte ich Ehrlichkeit und Tüchtigkeit miteinander vereinen und ein durchaus praktischer Mann mit hohen Idealen werden, der sein möglichstes tat, um seine Ideale in die Wirklichkeit umzusetzen. Das war mein Ideal, und ich bemühte mich nach Kräften, es zu erreichen.

Die Sitzungen des Repräsentantenhauses.

Für einen jungen Mann war das Leben im New Yorker Repräsentantenhause immer interessant und oft unterhaltend. Irgendein Kampf war stets im Gange. Zuweilen stritt man über eine nackte Frage des Rechts oder Unrechts, manchmal über eine Frage wirklich schöpferischer Staatskunst. Außerdem gab es allerlei humoristische Zwischenfälle, bei denen der Humor in der Regel ein unfreiwilliger war. In einer Session spalteten sich die demokratischen Repräsentanten der Stadt New York in zwei Lager, und zwei Leute strebten nach der Führerrolle. Einer von ihnen war ein wirklich gutmütiger Mensch, der sich wenig Sorgen machte und später mehrere Jahre dem Kongreß angehört hat. Er war städtischer Beamter gewesen, und man titulierte ihn „Richter". Da er stets bereit war, für die Vorlagen anderer Leute zu stimmen, hielt er es für engherzig, wenn jemand eine seiner Vorlagen bekämpfte, ganz besonders wenn die Opposition erklärte, es geschehe nur, weil sein Antrag verfassungswidrig sei — denn seine Ansichten über die Verfassung waren so überaus liberal, daß ich mir daneben wie ein Mitglied der strengsten Sekte der unbeugsamen Verfassungsausleger vorkam. Einmal beantragte er die offenbar ungerechtfertigte Bewilligung von Geldern zur Unterstützung eines Schurken, den er „einen der redlichen Freisassen des Staats" nannte. Als ich ihm auseinandersetzte, daß der Antrag offenbar der Verfassung widerspreche, erwiderte er: „Mein Freund, mit solchen Kleinigkeiten hat die Verfassung nichts zu tun" und fügte dann freundlich lächelnd hinzu: „Übrigens würde *ich* niemals zugeben, daß die Verfassung sich zwischen zwei Freunde drängte." Ich las damals gerade die Korrekturen von Bryces „American Commonwealth" und erzählte ihm den Vorfall. Er nahm ihn in die erste Ausgabe seines Werkes auf; ob er auch in der neuen steht, vermag ich nicht zu sagen.

Ein lateinisches Zitat.

Bei einer andern Gelegenheit geriet derselbe Herr in einer Debatte mit mir aneinander und beschloß seine Rede mit der Erklärung, ich nähme der Vorlage gegenüber das ein, „was die Rechtsanwälte als Quasistellung zu bezeichnen pflegten". Sein Nebenbuhler war ein Mann von ganz anderm Schlage, ein Irländer, dem von Natur ein würdevolles Auftreten eigen war. Er hatte im Bürgerkrieg mit Auszeichnung gedient. Nach dem Krieg rüstete er eine Freischar aus zur Eroberung von Kanada. Diese Freischärler betranken sich jedoch, ehe sie in Albany eintrafen, derartig, daß sie dort ins Gefängnis gesperrt wurden, worauf ihr Anführer die Sache aufgab und sich der New Yorker Politik zuwandte. Er war ein einflußreicher Mann und hat später dieselbe Polizeikommissarstellung eingenommen, die ich einst bekleidete. Er hatte die Empfindung, daß sein Nebenbuhler auf meine Kosten zuviel Ruhm geerntet habe; daher kam er mit vieler Würde auf mich zu und sagte zu seinem dicht neben mir sitzenden Nebenbuhler: „Wissen Sie, Herr Cameron (das ist natürlich nicht der richtige Name), Herr Roosevelt versteht am kleinen Finger mehr von Justiz, als Sie am ganzen Leibe. Und noch eins, Michael Cameron, was denken Sie sich dabei, wenn Sie hier im Hause Lateinisch zitieren, wo Sie doch nicht das Alpha und das Omega der Sprache verstehen?"

Ein Zwiegespräch zur Geschäftsordnung.

Als die Verhandlungen des Hauses, wie oben erwähnt, ins Stocken geraten waren, befand sich unter den Mitgliedern auch ein Mann, den ich Brogan nennen will. Er sah aus wie ein gravitätischer bejahrter Frosch, und ich habe ihn bis auf dies eine Mal nie ein Wort sagen hören. Die Sache spielte sich ab, ehe das Haus sich konstituiert oder eine Geschäftsordnung festgesetzt hatte, und der Schriftführer hatte nichts weiter zu tun, als jeden Tag die Namen der Mitglieder zu verlesen. Eines Tages erhob sich Brogan plötzlich, und es entspann sich folgendes Zwiegespräch:

Brogan: „Herr Clö—r—r—k!"

Der Schriftführer: „Der Herr aus New York!"

Brogan: „Ich will zu einem Punkt der Geschäftsordnung sprechen."

Der Schriftführer: „Es gibt keine Geschäftsordnung."

Brogan: „Dann protestiere ich gegen sie."

Der Schriftführer: „Es gibt keine Geschäftsordnung, gegen die protestiert werden könnte."

Brogan (ratlos, aber sogleich wieder gefaßt): „Dann beantrage ich, daß sie ergänzt wird, bis eine da ist."

Das Stocken der Verhandlungen war langweilig, daher wurden unterhaltende Zwischenfälle wie der obige mit Freuden begrüßt.

Persönlicher Charakter und Unternehmungsgeist.

Während meiner drei Jahre im Repräsentantenhaus verfuhr ich nach einem sehr einfachen staatsphilosophischen Grundsatz: er lautete dahin, daß



Phot. Frederic Remington.

Der Mustangbändiger von Frederic Remington.

Geschenk des Regiments an Oberst Roosevelt in Montauk Point am 15. September 1898, als die „Rauhreiter“ nach Schluß des Spanisch-Amerikanischen Krieges aufgelöst wurden.



Phot. Moffett Studio, Chicago.

„Neunundzwanzig Jahre später waren die vier Gefährten dieser Nacht (der Wildkatzen und des „Alle Vier") sämtlich Abgeordnete für den Ersten Nationalkonvent der Fortschrittspartei in Chicago." (S. 77.)

J. A. Ferris, S. M. Ferris, W. J. Merrifield, G. W. Meyer, Theodore Roosevelt.

persönlicher Charakter und Unternehmungsgeist die Haupterfordernisse im politischen und sozialen Leben seien. Das war, soweit sie überhaupt in Betracht kam, nicht nur eine gute, sondern eine ganz unerläßliche Theorie; ihr einziger Mangel bestand darin, daß sie nicht genügenden Raum für die Notwendigkeit gemeinsamen Handelns ließ. Nie werde ich die Männer vergessen, mit denen ich in jenen Debatten und Kämpfen Hand in Hand gearbeitet habe, nicht nur meine Parlamentskollegen, sondern auch Zeitungsberichterstatter wie Spinney und Cunningham, sowie die Männer in den verschiedenen Bezirken, die uns beigestanden haben. Wir waren zu der Überzeugung gelangt, daß wir nicht Feuer mit Feuer bekämpfen durften, daß vielmehr der Weg zum Erfolge darin bestand, unsern Gegnern an Leistungsfähigkeit gleichzukommen und dennoch an moralischem Verhalten auf einem ganz andern Niveau zu stehen als sie.

Die goldene Mittelstraße in der Politik.

Es war nicht immer leicht, die goldene Mittelstraße innezuhalten, zumal wenn es sich traf, daß auf der einen Seite korrupte und skrupellose Hetzer, auf der andern korrupte und skrupellose Reaktionäre standen. Wir bemühten uns, zwischen ihnen die Wage zu halten. Wir versuchten, zur Sache der Rechtschaffenheit zu halten, selbst wenn die Männer, die dafür eintraten, nichts weniger als rechtschaffen waren; wir strebten danach, die Mißbräuche des Kapitals zu beseitigen, selbst wenn brave Kapitalisten sich dazu verleiten ließen, diese Mißbräuche zu verteidigen. Wir lehnten es ab, uns dazu hinreißen zu lassen, ungerechte Angriffe auf den Besitz gutzuheißen, obwohl wir wußten, daß die Verteidiger des Besitzes selbst schlechte und schmutzige Handlungen begingen. Wir erkannten noch nicht so klar, wie es hätte geschehen sollen, die Notwendigkeit, die großen Geschäftsunternehmungen zu beaufsichtigen, und das Unheil, das die Verbindung von Politik und Großgeschäft anrichtete. In dieser Hinsicht stand ich nicht hinter meinen Kollegen zurück; ich war ihnen sogar voraus, denn kein ernster Führer im politischen Leben begriff damals die dringende Notwendigkeit, sich mit diesen Fragen abzugeben. Zum Teil lag der Grund — nicht die Entschuldigung oder Rechtfertigung, sondern der teilweise Grund — dafür, daß ich erst so langsam die Wichtigkeit eines Eingreifens in diesen Dingen begriff, in dem schmutzigen und wenig anziehenden Charakter mancher der Männer, die soziale Reform predigten, in ihrer Unaufrichtigkeit und der Torheit vieler der von ihnen vorgeschlagenen Maßnahmen. Selbst damals empfand ich weder Bewunderung noch Sympathie für den Mann, der nichts weiter ist als ein Geldkönig; in meinen Augen gab der „Geldgeruch", wenn er anderer Eigenschaften bar war, an und für sich einem Menschen keinen Anspruch auf Achtung oder Bevorzugung. Wie gesagt, haben wir mehr als einmal mit den hervorragendsten und mächtigsten Finanziers und Finanzinteressen jener Zeit Kämpfe ausgefochten, bei denen wir weder Pardon gaben noch nahmen. Aber in den

meisten Fällen kämpften wir nur für Anstand und Redlichkeit; wir hatten uns dabei gewöhnlich gegen jene Art der Korruption zu wenden, die sich in Demagogentum äußerte, und weit seltener gegen die, die Vorrechte verteidigte oder befürwortete.

Demagoge und Höfling.

Aus eigennützigen Beweggründen den Demagogen zu spielen, ist in einer Demokratie eine Todsünde gegen das Volk, gerade wie es unter einer andern Regierungsform eine Todsünde gegen das Volk ist, aus solchen Beweggründen den Höfling zu spielen. Fühlt ein Mann, der lange in unserm amerikanischen öffentlichen Leben steht, ernsthaft den Beruf in sich, für große Fragen einzutreten, so muß er sich unbedingt als eins der zahlreichen Werkzeuge betrachten, deren man sich vielleicht der Reihe nach wird bedienen müssen, um diesen großen Fragen zum Siege zu verhelfen; hat aber das Werkzeug seine Schuldigkeit getan, so muß es beiseite geworfen werden. Ist der Mann klug, so wird er, wenn Zeit und Notwendigkeit es erheischen, freudig das Zunächstliegende tun, ohne zu fragen, was die Zukunft ihm vorbehält. Mag der Halbgott seine Rolle gut und mannhaft spielen und sich dann damit begnügen, beiseite zu treten, wenn der Gott erscheint. Auch sollte er sich nie fruchtlos darüber grämen, daß es einem andern beschieden ist, größere Dienste zu leisten und größern Lohn zu empfangen. Es mag ihm genügen, daß auch er gedient und durch treue Pflichterfüllung den Weg für den andern bereitet hat, der mehr zu leisten vermag als er.

Viertes Kapitel.

Im Cowboy-Land.*

Während ich schon vorher einen Ausflug in das damalige Territorium Dakota jenseits des Red River unternommen hatte, ging ich doch erst im Jahre 1883 an den Kleinen Missouri und erwarb dort zwei Viehfarmen, Chimney Butte und Elkhorn.

Alte Zeiten im Wilden Westen.

Damals war es noch der Wilde, der Ferne Westen, der Westen, den wir aus Owen Wisters Erzählungen und Frederic Remingtons Zeichnungen kennen, der Westen der Indianer und Büffeljäger, der Soldaten und Cowboys. Jetzt ist dieses Land des Westens dahin — „dahin samt der verlorenen Atlantis" —, hinübergegangen zur Insel der Geister und seltsamer, unheimlicher Erinnerungen. Es war ein Land von ungeheurer Ausdehnung, mit einsamen Strömen und endlosen Ebenen, auf denen das Wild den vorüberziehenden Reiter anäugte. Es war ein Land mit vereinzelten Viehfarmen, mit Herden langgehörnter Rinder und waghalsigen Reitern, die dem Leben wie dem Tode unverzagt ins Auge blickten. In jenem Lande führten wir mit Pferd und Büchse ein freies, verwegenes Leben. Wir arbeiteten unter der sengenden Mittsommersonne, wenn die weiten Ebenen vor Hitze schimmerten und zitterten, und wir lernten beim Viehtreiben im Spätherbst die eisige Kälte kennen, wenn wir zur Bewachung des Viehs die nächtliche Runde ritten. In der milden Frühlingszeit funkelten jeden Abend die Sterne auf uns hernieder, ehe wir einschliefen, und im Winter ritten wir durch blendende Schneestürme, wo uns der prickelnde Schneestaub das Gesicht mit flammender Röte bedeckte. Es gab auch eintönige Tage, wenn wir die den Weideplatz wechselnden Rinder oder die Herden Schlachtvieh Stunde um Stunde im langsamsten Tempo begleiteten, und

---

* Seine Erlebnisse im Wilden Westen hat Roosevelt schon vorher anschaulich geschildert in seinem Buch „Ranch life and the Hunting Trail", das in deutscher Ausgabe unter dem Titel „Als Cowboy unter Cowboys" im Verlage von E. S. Mittler und Sohn, Berlin, erschienen ist.

dann wieder Minuten und Stunden höchster Erregung, wenn wir durchgehende Herden zum Stehen brachten oder mit dem Vieh Flüsse voll trügerischen Triebsandes oder treibender Eisschollen durchschwammen. Wir lernten Mühe und Ungemach, Hunger und Durst kennen, und wir sahen Männer eines gewaltsamen Todes sterben, während sie unter dem Vieh und den Pferden arbeiteten oder schlimme Fehden miteinander ausfochten; aber wir fühlten den Pulsschlag kühnen Lebens in unsern Adern, und unser war der Preis der Arbeit und die Freude am Leben.

Es war recht und notwendig, daß dieses Leben verschwand, denn die Sicherheit unseres Landes beruht darauf, daß es zu einem Lande kleiner Ansiedler wird. Die großen, nicht umfriedigten Viehweiden in den Tagen der freien „Grasung" bedeuteten notwendigerweise nur ein Übergangsstadium in unserer Geschichte. Die großen wandernden Schafherden, bewacht von den bezahlten Hirten abwesender Besitzer, waren die ersten Feinde der Rindviehzüchter: indem sie alles Gras verzehrten und jede andere Vegetation vernichteten, brachten diese nomadisierenden Schafherden dem Lande nicht viel dauernden Nutzen. Aber die Heimstättengründer, die beständigen Ansiedler, die Männer, deren jeder seine eigene Farm anlegte, auf der er lebte und seine Familie aufzog, die waren vom nationalen Gesichtspunkt aus die erwünschtesten Ausnutzer und Bewohner des Bodens. Ihr Erscheinen bedeutete die Auflösung der großen Viehzüchtereien, und diese Änderung war ein nationaler Gewinn, wenn sie auch für einzelne von uns persönliche Verluste mit sich brachte.

Wildkatze und „Alle Vier".*

Etwa um drei Uhr morgens an einem kühlen Septembertage des Jahres 1883 traf ich mit einem Zuge der Nördlichen Pazifikbahn am Kleinen Missouri ein. Das einzige Gebäude außer dem Bahnhof war ein baufälliger alter Kasten, der den Namen „Pyramidenparkhotel" trug. Ich schleppte mein Reisegepäck hinüber und hämmerte gegen die Tür, bis der struppige Besitzer, im stillen fluchend, erschien. Er führte mich nach oben, wo mir eins der vierzehn Betten in dem Zimmer angewiesen wurde, das allein das ganze obere Stockwerk bildete. Am nächsten Tag wanderte ich nach der verlassenen Militärstation hinüber, und nachdem ich mich einige Stunden zwischen den verwitterten Blockhäusern umhergetrieben hatte, erklärte sich ein Viehzüchter, der zum Bahnhof gekommen war, bereit, mich mit nach seiner „Ranch" Chimney Butte zu nehmen, wo er mit seinem Bruder und ihrem Kompagnon lebte.

Die „Ranch" bestand aus einem Blockhaus mit Lehmdach, einem dicht dabei befindlichen Pferdegehege und einem an die Rückwand des Hauses geklebten Hühnerstall. Drinnen gab es nur ein Zimmer mit einem Tisch, drei bis vier Stühlen, einem Kochherd und drei Bettkästen. Die Besitzer

* „Alle Vier" („Old Sledge") ein amerikanisches Kartenspiel.

hießen Sylvane und Joe Ferris und William J. Merrifield. Später, als ich Präsident war, haben alle drei Ämter innegehabt. Merrifield war Marschall* von Montana und gab als Präsidentschaftswähler im Jahre 1904 die Stimme dieses Staates für mich ab. Sylvane Ferris war Vorsteher des Landamts** in Norddakota, und Joe Ferris Postmeister in Medora. Noch ein vierter Mann lebte auf der Ranch, George Meyer, der später ebenfalls für mich arbeitete. An jenem ersten Abend saßen wir alle um den Tisch und spielten „Alle Vier", und einmal wurde das Spiel durch ein furchtbares Geschrei von draußen unterbrochen, woraus wir entnahmen, daß eine Wildkatze in unsern Hühnerstall eingefallen war.

Nach einer Büffeljagd mit meinem ersten Freunde Joe Ferris trat ich mit Merrifield und Sylvane Ferris in Kompanie, und wir drei gründeten eine Ranch mit dem Malteserkreuz als Brandzeichen. Neunundzwanzig Jahre später waren diese meine vier Gefährten sämtlich Abgeordnete für den Ersten Nationalkonvent der Fortschrittspartei*** in Chicago. Für die nächsten paar Jahre, die auf jene von der Wildkatze unterbrochene „Alle-Vier"-Partie folgten, gehörten sie zu meinen ständigen Begleitern. Ich lebte und arbeitete mit ihnen auf der Ranch und zog mit ihnen und andern Männern ihrer Art hinaus, um das Vieh zum Brennen zusammenzutreiben. Als ich dann weiter flußabwärts meine zweite Ranch Elkhorn in Betrieb nahm, ließ ich mir aus Maine noch meine beiden Hinterwäldlerfreunde Sewall und Dow kommen. Meine Brandzeichen für diese zweite Ranch waren das Elchgeweih und das Dreieck.

Auf der Elkhorn-Ranch.

Ich kann mir nicht denken, daß es für einen kräftigen jungen Menschen jemals ein anziehenderes Leben gegeben haben kann, als das Ranchleben jener alten Zeit. Es war überdies ein frisches, gesundes Leben, das Selbstvertrauen, Kühnheit und den Wert schnellen Entschlusses lehrte, kurzum, alle Tugenden, die ein Leben auf dem Lande erzeugen sollte. Nach dem ersten Jahr baute ich mir auf der Elkhorn-Ranch ein langes, niedriges Ranchhaus aus behauenen Blöcken; es hatte eine Veranda und enthielt außer den andern Räumen eine Schlafstube für mich und ein Wohnzimmer mit großem Kamin. Ich ließ mir einen Schaukelstuhl kommen — denn Schaukelstühle habe ich sehr gern, — so viel Bücher, daß sie zwei bis drei

---

* Jeder Gerichtsbezirk in den Vereinigten Staaten hat einen Marschall, dessen Pflicht es ist, die Anordnungen der Bundesgerichte durchzuführen, Leute, die die Bundesgesetze übertreten, zu verhaften usw. Er hat also die Polizeigewalt und wird vom Präsidenten und vom Senat ernannt.

** Das Landamt regelt den Verkauf der Staatsländereien.

*** Kurz vor der Präsidentenwahl 1912 teilte sich die republikanische Partei in die Konservativen und die Progressisten; diese, von Roosevelt geführt, traten in dem folgenden Wahlkampf als dritte Partei auf und vermochten zwar ihren Kandidaten, Roosevelt, nicht durchzubringen, verhinderten aber die Wiederwahl Tafts, so daß ein Demokrat, Woodrow Wilson, in das Weiße Haus einzog.

Bretter füllten, und eine Gummibadewanne, damit ich ein Bad nehmen konnte. Von da an wüßte ich wirklich nicht, wie ich behaglicher hätte leben können. Wir besaßen Felle von Büffeln und Bären, die wir selbst erlegt hatten. Das Haus hielten wir immer rein — das Wort in ziemlich weitem Sinne gebraucht. Wenigstens zwei Zimmer waren immer warm, auch bei der bittersten Kälte, und wir hatten mehr als genug zu essen. Der Hauptbestandteil jeder Mahlzeit pflegte selbsterlegtes Wildbret zu sein: meistens Antilopen oder Hirsche, zuweilen Waldhühner oder Wildenten, und in den ersten Zeiten gelegentlich Büffel oder Elche. Außerdem hatten wir Mehl und Speck, Zucker, Salz und eingemachte Tomaten, und als später einige der Männer heirateten und ihre Frauen herausbrachten, gab es alle möglichen guten Sachen, wie z. B. aus wilden Pflaumen und Büffelbeeren zubereitete Gelees und Marmeladen und Kartoffeln aus dem unscheinbaren Gärtchen. Überdies hatten wir Milch, was dazumal bei den wenigsten Ranchleuten der Fall war. Ich habe mehr als eine Ranch mit zehntausend Stück Vieh gekannt, auf der es keine einzige Kuh gab, die gemolken werden konnte. Wir nahmen uns vor, unternehmender zu sein, infolgedessen fingen wir an, ein paar Kühe an ein Haustierleben zu gewöhnen. Unser erster Versuch fiel nicht sehr befriedigend aus, hauptsächlich wohl deshalb, weil wir nicht genug Zeit und Geduld auf die Sache verwendet hatten. Wir fanden, daß es zwar recht anregend als Zeitvertreib, aber nicht besonders ertragreich war, wenn wir erst drei Kilometer weit in vollem Galopp hinter einer Kuh herjagen, sie mit dem Lasso einfangen, umwerfen und dann zum Melken auf den Rücken legen mußten. Allmählich aber brachten wir einige zahme Kühe zusammen, und nachdem wir unter den Wildkatzen und Präriewölfen ein wenig aufgeräumt hatten, hielten wir auch mehr Hühner.

Am Kleinen Missouri.

Das Ranchhaus stand am Rande einer sanften Anhöhe mit dem Ausblick auf das breite, flache Flußbett des Kleinen Missouri, durch das fast zu jeder Jahreszeit nur ein schmaler Wasserfaden lief, während es in der Hochwasserzeit bis zum Rand von dem brausenden, schäumenden, lehmigen Gießbach angefüllt war. Zu beiden Seiten hatte ich wohl fünfzehn bis fünfundzwanzig Kilometer weit keinen einzigen Nachbar. Der Fluß krümmte sich in langen Windungen zwischen engen, von steilen Felsklippen eingefaßten Niederungen dahin, denn das „Schlechte Land", ein Wirrsal von Gipfeln, Plateaus und Kämmen, stieg jäh am Rande der flachen, mit Bäumen bestandenen oder mit Gras bedeckten alluvialen Wiesen empor. Vor der Veranda stand eine Reihe Pappeln mit graugrünen Blättern, die den ganzen Tag über bei jedem Windhauch bebten. Aus diesen Bäumen tönte das ferne, melancholische Girren der Trauertauben herüber, und auch kleine Eulen saßen darin und stießen bei Nacht ihren zitternden Schrei aus. An den langen Sommernachmittagen saßen wir manchmal stundenlang auf der Veranda, wenn es nichts zu tun gab, und beobachteten das Vieh auf den

Sandbänken und das scharf eingeschnittene, seltsam gestaltete Felsen-Amphitheater am jenseitigen Ufer, während die schwarzen Schatten der hoch oben kreisenden Geier über das blendende Weiß des ausgetrockneten Flußbetts huschten. Manchmal sah man von der Ranch aus auch Wild, und einmal, als wir Fleisch brauchten, erlegte ich von der Veranda aus einen drüben am Fluß stehenden Hirsch. Im Winter, zur Zeit der ehernen Kälte, wenn alles unter weißem Schnee begraben lag, ruhte der Strom starr und regungslos wie eine gebogene Stahlstange in seinem Bett, und dann wanderten nachts Wölfe und Luchse darauf hin und her, als ob er eine an unserm Blockhaus vorüberführende Landstraße gewesen wäre. Nach einer anstrengenden Jagd oder wenn wir von den Winterlagern heimkehrten, erreichten wir die Ranch im Spätherbst oder zu Anfang des Winters oft erst lange nach Sonnenuntergang, und dann war es nach der langen kalten Wanderung eine wahre Freude, wenn wir über die Schneewüste hinweg den ersten rötlichen Schein der vom Feuer erleuchteten Fenster erblickten.

„Bibern."

Das Haus auf der Elkhorn-Ranch war in der Hauptsache von Sewall und Dow gebaut worden, die, wie die meisten Männer aus den Wäldern von Maine, sehr gut mit der Axt umzugehen verstanden. Auch ich handhabte sie für einen Dilettanten ganz gut, doch vermochte ich nicht ein Drittel von dem, was sie vollbrachten, zu leisten. Eines Tages, als wir anfingen, die Pappeln zu fällen, um mit dem Bau zu beginnen, hörte ich, wie jemand sich bei Dow erkundigte, wie viele Stämme wir denn im ganzen gefällt hätten, worauf er, ohne zu ahnen, daß ich ihn hörte, erwiderte: „Na, Bill hat dreiundfünfzig gefällt, ich neunundvierzig, und der Chef hat siebzehn ‚runtergebibert'." Wer jemals den Stumpf eines von Bibern heruntergenagten Baumes gesehen hat, wird so recht die Kraft dieses Vergleichs verstehen.

In jenen Zeiten brachten die Männer einer Ranch etwa die Hälfte ihrer Zeit bei den verschiedenen Viehtreiben zu. Das war eine interessante und aufregende Arbeit, die abgesehen von dem bei den Frühjahrs- und Sommer-Viehtreiben üblichen Mangel an Schlaf nicht anstrengend war. Mit Holzfällen, Bergwerksarbeit und Schmieden verglichen, ist das Imsattelsitzen eine leichte Arbeitsart. Die Pferde waren natürlich nur mit Gras gefüttert und unbeschlagen; jeder Mann besaß seine eigene Koppel von neun bis zehn. Ein Pferd wurde für die Morgenarbeit, eins am Nachmittag benutzt, und dann wurden beide drei Tage lang nicht mehr verwendet. Für die Nachtritte hielt man sich ein besonderes Pferd.

Viehtreiben.

Die Viehtreiben im Frühjahr und Frühsommer wurden hauptsächlich zum Brennen der Kälber veranstaltet. Dabei gab es harte Arbeit und manche Gefahr, aber andererseits auch sehr viel Spaß. Der Platz, an

dem man sich treffen wollte, wurde wochenlang vorher vereinbart, und alle Ranchbesitzer der Gegend, über die sich das Viehtreiben erstreckte, sandten ihre Vertreter. In dem Westen, wie ich ihn kennen lernte, gab es keine Einfriedigungen: ihre Stelle vertraten der Cowboy und das Brenneisen. Das Vieh wanderte frei umher. Jedes Kalb wurde mit dem Brand der Kuh, der es folgte, gezeichnet. Im Winter wurde bisweilen das sogenannte „Kreisreiten" veranstaltet, d. h. man schlug Lager auf, und die Kreisreiter ritten auf der öden Schneewüste bestimmte Strecken ab, hin und her, von einem Lager zum andern, um zu verhindern, daß das Vieh sich verirrte und verlief. In der Regel aber tat man gar nichts, um das Vieh an einem Ort festzuhalten. Im Frühjahr fand in jedem Bezirk ein allgemeines Viehtreiben statt. Jede Firma nahm an ihrem eigenen Viehtreiben teil, und sämtliche Firmen einer bestimmten Gegend taten sich zusammen, um Vertreter zu den zwei oder drei Viehtreiben zu entsenden, die in der nächsten Nachbarschaft stattfanden, wohin ihr Vieh sich verirrt haben konnte. Das Viehtreiben am Kleinen Missouri z. B. begann gewöhnlich an einer etwa achtzig bis hundert Kilometer flußaufwärts gelegenen Stelle und erstreckte sich bis zu einem Punkt, der etwa ebenso weit unterhalb meiner Ranch nach den Kildeer Bergen zu lag. Außerdem entsandten wir in der Regel Vertreter zum Viehtreiben am Yellowstone, sowie zu dem am Oberlauf des Kleinen Missouri. Überdies pflegten wir noch einen Wagen mit Reitern auszuschicken, sobald wir hörten, daß sich Vieh z. B. nach dem südöstlich von uns gelegenen Indianer-Reservatgebiet verlaufen hatte.

Die Cowboys.

Am verabredeten Tage fanden wir uns alle am Sammelplatz ein, etwa im Tal eines halb ausgetrockneten Flusses oder im breiten Flußbett selbst, oder auch bei ein paar Teichen unter einem der ganzen Gegend als Landmarke dienenden Bergkegel. Die Küchenwagen, von je vier Pferden gezogen und von dem Koch als Fuhrmann gelenkt, enthielten das Bettzeug und Lebensmittel und kamen langsam und schwerfällig über den unebenen Boden gerasselt und gerüttelt. Um jeden Wagen scharten sich acht bis zehn Reiter, die Cowboys, deren Pferde — etwa hundert an der Zahl — von den beiden Aufsehern getrieben wurden, von denen der eine als „Taghirt", der andere als „Nachthirt" bezeichnet wurden. Die Männer waren magere, sehnige Burschen, die daran gewöhnt waren, auf halbwilden Pferden in jeder Gangart über jedes Gelände hinzujagen. Sie trugen Flanellhemden, ein lose geknotetes Tuch um den Hals, breitkrempige Hüte, Stiefel mit hohen Absätzen und klirrenden Sporen, und zuweilen Ledergamaschen, obwohl sie ihre Beinkleider oft einfach in die Schäfte der hohen Stiefel hineinsteckten. Da gab es viele grobe Späße und Neckereien, und wie es bei jeder Ansammlung naturwüchsiger Knaben und Männer der Fall zu sein pflegt, wurden diese Späße und Neckereien wirklich manchmal sehr roh. Da diese Männer gewöhnlich Revolver bei sich führten und unter ihnen



Jagdtrophäen im Elkhorn Ranch-Haus. (S. 77.)



Viehtreiben.

„Wir drängten jedes Tier ganz sacht bis an den äußern Rand der Herde hinaus und jagten es dann mit einem jähen Ruck im Galopp von dannen.“ (S. 83.)



Seth Bullock.

„Späterhin wurde Seth Bullock einer meiner besten und treuesten Freunde und ist es immer geblieben.“ (S. 97.)

Im Cowboy-Land.

„Für einen kräftigen jungen Menschen kann es kein anziehenderes Leben gegeben haben, als das Ranchleben jener alten Zeit.“ (S. 77.)

gelegentlich ein paar hervorragende Schützen waren, gab es dann und wann eine Schießerei. Wer feige war oder sich von der Arbeit drückte, dem ging es natürlich schlecht; ein Mann durfte sich nicht einschüchtern oder zum besten haben lassen; wenn er andererseits „Streit suchte", so fand er ihn sicher. Meiner Erfahrung nach war es aber gar nicht schwer, mit den Leuten fertig zu werden, wenn man nur nicht viel redete, ehe man bei ihnen bekannt und beliebt geworden war, und wenn man regelmäßig seine Arbeit verrichtete. In meinem eigenen Bezirk wurde ich rasch mit den meisten der Männer befreundet. Begab ich mich aber unter Fremde, so brauchte ich immer vierundzwanzig Stunden, um die Tatsache Lügen zu strafen, daß ich eine Brille trug, und blieb, solange es verständigerweise möglich war, taub gegen alle anzüglichen Bemerkungen über meine „vier Augen" — bis es sich herausstellte, daß mein Schweigen falsch gedeutet wurde, und daß es besser war, die Sache sofort klarzustellen.

Wurde ich z. B. ausgeschickt, um die Ranchleute am Kleinen Missouri bei einem benachbarten Viehtreiben — etwa am Yellowstone — zu vertreten, so verfuhr ich gewöhnlich diplomatisch, indem ich kein Wort sprach, das ich nicht zu sprechen brauchte. Ich hatte dann wohl einen zweitägigen, einsamen Ritt vor mir, bei dem ich acht bis zehn Pferde, von denen eins mein Bettzeug trug, vor mir hertrieb. Lose Pferde treiben sich am besten im Trab, und wenn man allein auf diese Weise über Land zieht, tut man gut, den Lagerplatz erst so spät zu erreichen, daß sie weiden und bis zum nächsten Morgen schlafen wollen, wo sie gerade sind. Deshalb brauchte ich nie mehr als zwei Tage zu diesem Ritt, wie weit die Entfernung von meinem Ausgangspunkt am Kleinen Missouri auch sein mochte, und schlief in der Nacht nur so wenig wie möglich.

Beim Küchenwagen.

Sobald ich den Sammelplatz erreichte, suchte ich den Wagen, dem ich zugeteilt worden war, ausfindig zu machen, ritt hin, brachte meine Pferde bei den andern unter und meldete mich bei dem Wagenchef, oder in seiner Abwesenheit bei dem Koch, der immer eine bevorzugte Persönlichkeit war, und von dem man erwartete und duldete, daß er andere Leute herumkommandierte. Gewöhnlich knurrte und fluchte er ingrimmig darüber, daß ich gerade seinem Wagen zugeteilt worden war, aber das war bei ihm nur eine stehende Redensart; wenn ich mich dann niedersetzte und nichts sagte, fragte er mich wahrscheinlich bald, ob ich etwas zu essen haben wollte, worauf ich zu erwidern hatte, ich sei nicht hungrig und wolle warten bis zur Essenszeit. Das Bettzeug der Reiter lag gewöhnlich auf dem Gras herum, und ich legte meine Rolle etwas außerhalb des Kreises, wo ich niemand im Wege war, und meine sechs bis acht Brenneisen daneben. Bald kamen dann die Männer lachend und schwatzend angeritten und nickten mir auch wohl zu. Vielleicht richtete einer von ihnen, gewöhnlich der Wagenchef, eine Frage an mich und erkundigte sich nach dem Brand, den

ich verträte; aber sonst redete mich niemand an, noch erwartete jemand, daß ich aus freien Stücken eine Unterhaltung begänne. Das Abendessen pflegte aus Speck, Brot aus dem holländischen Ofen und zuweilen auch Rindfleisch zu bestehen. Einmal errang ich gleich zu Anfang die Gunst meiner Gefährten, indem ich mit zwei Antilopen antrat, die ich geschossen hatte. Nach dem Essen rollte ich mich dann sobald wie möglich in meine Decken ein, und die übrigen folgten meinem Beispiel je nach Belieben.

Etwa um drei Uhr morgens fuhren auf einen gellenden Ruf des Kochs hin alle aus dem Schlaf empor. Das Anziehen war eine einfache Sache. Dann rollte und schnürte jeder sein Bettzeug zusammen — tat er es nicht, so ließ der Koch die Sachen liegen, und er mußte sich die Zeit über ohne Bett behelfen — und ging zum Feuer, wo er sich eine Zinntasse, einen Zinnteller und Messer und Gabel nahm, beim Kaffee und den vorhandenen Eßvorräten zulangte und stehend oder sitzend sein Frühstück verzehrte. Inzwischen graute wohl der Morgen, und das Trappeln unbeschlagener Hufe verriet, daß der Nachthirt die Pferde herbeitrieb. Darauf spannten zwei der Leute vom Wagen ab, rechtwinklig zueinander, Seile aus, und in diesen Pferch wurden die Pferde hineingetrieben. Jeder konnte sich eins seiner eigenen Pferde einfangen oder es dem geschicktesten Lassowerfer der Gesellschaft bezeichnen, der es dann für ihn einfing — denn wenn der Mann selbst nicht gut mit dem Lasso umzugehen verstand und ein verkehrtes Pferd einfing oder den Lasso ungeschickt über ein Pferd warf, bestand die Gefahr, daß die ganze Pferdeschar wie toll auf und davon stob. Dann sattelte und zäumte jeder sein Pferd. Hierauf bockten in der Regel einige Pferde, zumal in den ersten Tagen jedes Viehtreibens. Das Bocken erregte bei denen, die ruhige Pferde hatten, jedesmal großes Vergnügen; diese Glücklichen scharten sich dann um das Pferd, erteilten ironische Ratschläge und ermahnten mit Vorliebe den Reiter, „nicht ans Leder zu gehen“ — d. h. nicht den Sattelknopf zu erfassen, um sich im Sattel zu halten.

Der lange Kreis.

Sobald die Leute aufgesessen waren, brachen sie alle miteinander auf zu dem langen oder Morgenkreis. Gewöhnlich erhielt der Aufseher eines bestimmten Küchenwagens von dem Leiter des Viehtreibens den Befehl über eine Gruppe von Reitern: er hielt sie vielleicht zusammen, bis das Lager fünfzehn bis fünfundzwanzig Kilometer weit hinter ihnen lag, und ließ sie dann paarweise an bestimmten Punkten zurück. Jedes Paar ritt dann zu dem Wagen zurück und trieb dabei alle Rinder, auf die es stieß, vor sich her. Dieser Morgenritt konnte sechs bis acht Stunden dauern, und manchmal kehrten einzelne Leute noch später zurück. Einzeln oder zu zweien und dreien tauchten sie von allen Seiten auf, und die Hufe der Stiere und Bullen, Kühe und Kälber, die sie zusammengebracht hatten, wirbelten dichte Staubwolken empor. Zwei oder drei der Leute wurden zurückgelassen, um auf die Herde achtzugeben, während die übrigen die Pferde wechselten, in aller

Eile zu Mittag aßen und dann die Nachmittagsarbeit in Angriff nahmen. Diese bestand darin, daß ein Mann nach dem andern, in der Regel mit einem Begleiter, in die Herde hineingeschickt wurde, um die Kühe, die sein Brandzeichen trugen und von ungebrannten Kälbern begleitet waren, abzusondern, sowie auch etwaige Jährlinge oder Rinder ohne Brand von der Herde zu trennen. Wir drängten jedes Tier ganz sacht bis an den äußern Rand der Herde hinaus und jagten es dann mit einem jähen Ruck im Galopp von dannen. Es war immer einzig und allein darauf bedacht, zu seiner Herde zurückzukehren. Erst nach manchem halsbrecherischen Galopp und vielem Drehen und Wenden wurde dieser Versuch vereitelt und das Tier zu den übrigen abgesonderten Tieren gebracht, die von einigen Leuten bewacht wurden. Rinder sind sehr ungern allein, und es war nicht leicht, die ersten paar, die hinausgetrieben worden waren, festzuhalten; aber bald wurden sie selbst eine kleine Herde, und da waren sie zufrieden. War diese Arbeit beendet, so wurden die Kälber gebrannt, und jedes Mißgeschick der „Kalbsbändiger" — der Männer, die jedes von dem berittenen Lassowerfer eingefangene Kalb packten, zu Boden warfen und festhielten — erregte schallendes Gelächter. Endlich wurden die Tiere, die man aus einem oder dem andern Grunde mitnehmen wollte, zu einer Herde zusammengetrieben und einigen Nachthirten überlassen, worauf wir übrigen ins Lager zurückschlenderten, um Abendbrot zu essen und schlafen zu gehen.

Bei der Nachtherde.

Wenn es soweit war, hatte man mich gewöhnlich als gleichwertigen Genossen anerkannt; jedes Gefühl der Fremdheit pflegte geschwunden zu sein, und meine Mit-Cowboys betrachteten sogar meine Brille mit freundschaftlicher Nachsicht. Nun wurden von dem Führer des Wagens, oder im Notfall auch von dem Leiter des Viehtreibens Nachtwachen bestellt, die von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens abwechselnd je zwei Stunden Wache halten mußten. Die erste und letzte Wache waren die besten, weil die Nachtruhe dann nicht unterbrochen zu werden brauchte wie bei den andern beiden. Ging alles gut, so pflegte sich das Vieh bald niederzulegen, und dann ereignete sich nichts weiter, bis der Morgen anbrach und die Tagesarbeit sich wiederholte; der Küchenwagen fuhr jeden Tag etwa zwölf bis sechzehn Kilometer weiter bis zu einem vorher bestimmten Lagerplatz.

Jeder pflöckte sein „Nachtpferd" dicht bei dem Wagen an und wählte dazu das ruhigste Tier aus seiner Koppel, denn es ist nichts weniger als angenehm, bei Nacht ein bösartiges Pferd zu satteln und zu besteigen. War man todmüde, so machte es kein Vergnügen, sich zu erheben, wenn man an die Reihe kam. Dennoch waren die zwei Stunden um das Vieh herum in gewöhnlichen Nächten ein Genuß. Die Einsamkeit unter dem weiten Himmelsgewölbe, die Stille, in der das Atmen der Tiere laut vernehmbar war, und die achtsame Bereitschaft, jedem aus der gestaltlosen Nacht entstehenden unerwarteten Vorfall rasch zu begegnen — alles kam zusammen, um

ein Gefühl gespannter Aufmerksamkeit zu erzeugen. Dann lernte man bald die Tiere von ausgeprägtem Charakter, diejenigen, die alle andern zum Unfug verleiteten, kennen und ebenso die Eigenschaften, die alle gemeinsam besaßen, und die Triebe, die z. B. eine Herde veranlaßten, gegen Mitternacht aufzustehen und sich wieder hinzulegen, nachdem jedes einzelne Tier sich umgedreht hat. Doch gegen Ende der Wache hatte jeder Wächter sein Vieh bis zur Eintönigkeit studiert und begrüßte die Ablösung mit herzlicher Freude. Für einen Neuling gab es natürlich viel zu lernen, und zuweilen waren es gerade die einfachsten Dinge, bei denen er sich blamierte.

In der ersten Zeit meiner neuen Tätigkeit gelang es mir einmal nicht, die Richtung zu finden, die ich einschlagen mußte, um die Nachtherde zu erreichen. Es war pechschwarze Nacht. Ich brachte es fertig, gleich von Anfang an nach der verkehrten Seite zu reiten und fand Herde und Küchenwagen erst bei Sonnenaufgang wieder. Der gekränkte Cowboy, der die doppelte Zeit hatte Wache halten müssen, weil ich ihn nicht abgelöst hatte, empfing mich mit beißendem Hohn.

Es sind mir übrigens noch andere Mißgeschicke zugestoßen, die entschuldbarer waren. Die Nachtwachen ritten gewöhnlich in entgegengesetzter Richtung um die Herde herum und sangen und riefen den Tieren zu, wenn sie unruhig schienen, damit sie sich beruhigten. Gelegentlich, obwohl selten, ereignete sich etwas, das die Herde veranlaßte, in wilder Flucht davonzujagen, und dann war es Aufgabe der Nachtwachen, solange wie möglich bei den Tieren zu bleiben und zu versuchen, die Herde wieder in die Gewalt zu bekommen.

Eine durchgehende Herde.

Eines Nachts brach ein heftiges Gewitter los, und wir alle, die wir bei den Wagen waren, mußten rasch hinaus, um den Nachtwachen beizustehen. Nach einer Weile erfolgte ein furchtbarer Donnerschlag, der Blitz fuhr dicht neben der Herde herab, und im Nu stob die ganze Herde mit aufgerichteten Köpfen, Hörnern und Schwänzen auf und davon. Ein paar Minuten lang konnte ich nichts weiter erkennen als dunkle Tiergestalten, die rechts und links von mir dahinjagten, und es wäre ein Unglück gewesen, wenn mein Pferd gestolpert wäre, denn die nachfolgenden Tiere hätten mich niedergetrampelt. Dann spaltete sich die Herde, indem ein Teil seitwärts abbog, während der andere anscheinend weiter geradeaus raste, und ich ritt in gestrecktem Galopp neben ihnen her. Ich versuchte, an die Spitze zu gelangen, zu den Leittieren, um sie zum Umkehren zu bringen, als ich plötzlich vorn ein gewaltiges Platschen vernahm. Ich sah, wenn auch undeutlich, daß die Tiere unmittelbar vor und neben mir plötzlich verschwanden, und im nächsten Augenblick sausten mein Pferd und ich eine abschüssige Böschung hinab in den Kleinen Missouri. Ich bog mich weit im Sattel zurück, und obwohl das Pferd beinahe unterging, richtete es sich doch wieder auf und arbeitete sich durch Wasser und Triebsand mit

mir zum jenseitigen Ufer hinüber. Hier entdeckte ich, daß sich bei diesem Teil der Herde noch ein anderer Cowboy befand, doch gerieten wir sofort wieder auseinander. Ich ritt im Galopp durch eine mit Pappeln bestandene Talsohle und brachte die Tiere, bei denen ich war, glücklich zum Stehen; doch im nächsten Augenblick gingen sie mir wieder durch, und das wiederholte sich zweimal. Endlich gegen Morgen machten die wenigen, die noch übriggeblieben waren, halt.

Es hatte schon seit einiger Zeit heftig geregnet. Ich stieg ab und lehnte mich gegen einen Baum; aber es währte nicht lange, so rannte das verwünschte Rindvieh wieder davon, und ich mußte hinterher reiten. Bald darauf begann der Tag zu dämmern, und nun konnte ich feststellen, wo ich mich befand, und das Vieh zurücktreiben, wobei ich unterwegs noch andere kleine Trupps aufnahm. Nach einer Weile traf ich einen Cowboy, der zu Fuß ging und seinen Sattel auf dem Kopf trug. Es war derselbe, dem ich in der Nacht begegnet war. Sein Pferd war in vollem Lauf gegen einen Baum gerannt und auf der Stelle verendet, während der Reiter unverletzt geblieben war. Ich konnte ihm nicht helfen, da ich alle Hände voll zu tun hatte, um mein Vieh zusammenzuhalten. Als ich endlich mit meinen Tieren bei dem Wagen anlangte, waren die meisten andern Männer bereits eingetroffen und schickten sich gerade an, den „Langen Kreis"-Ritt anzutreten. Einer der Leute sattelte mir ein anderes Pferd, während ich hastig ein wenig frühstückte, und dann ging es sofort ans Tagewerk.

Vierzig Stunden im Sattel.

Da nur etwa die Hälfte des Viehs eingebracht worden war, wurde es ein besonders anstrengender Morgenritt, und es währte zehn Stunden, bis wir wieder bei dem Wagen ankamen. Darauf wechselten wir nochmals die Pferde und arbeiteten bis nach Sonnenuntergang unter der Herde; wir waren gerade fertig, als es zu dunkel wurde, um noch etwas tun zu können. Als es so weit war, hatte ich beinahe vierzig Stunden im Sattel gesessen, hatte fünfmal die Pferde gewechselt, meine Kleider waren mir auf dem Leibe getrocknet, und ich schlief ein, sobald ich mein Bett berührte. Glücklicherweise hatten einige Männer, die erst spät am Morgen zurückgekommen waren, bei Tage geschlafen, so daß wir übrigen nicht auf Nachtwache brauchten und bis vier Uhr morgens schlafen konnten. Auf einem Viehtreiben bekommt kein Mensch Schlaf genug.

Länger als diesmal habe ich nie hintereinander zu Pferde zu sitzen brauchen. Aber, wie gesagt, wechselte ich fünfmal die Pferde, und es erleichtert einem Reiter seine Arbeit ungemein, wenn er ein frisches Pferd hat. Mit Sylvane Ferris bin ich einmal sechzehn Stunden lang auf einem Pferd geritten und habe hundertzehn bis hundertdreißig Kilometer zurückgelegt. Das Viehtreiben hatte sich bis zu dem sogenannten Ochsenbogen des Kleinen Missouri hingezogen, und wir mußten hinausreiten, uns eine Zeitlang mit dem Vieh beschäftigen und wieder nach Hause zurückkehren.

Ein Mondscheinritt.

Ein andermal war ich mit Merrifield vierundzwanzig Stunden lang unterwegs, ohne mein Pferd zu wechseln. Bei der Gelegenheit ritten wir nicht sonderlich schnell. Wir befanden uns mit dem Wagen auf der Heimkehr von einem Jagdausflug ins Big-Horn-Gebirge. Das Gespann war erschöpft, und wir waren es müde, im Schneckengang neben dem Wagen her zu reiten. Als wir in eine Gegend kamen, die der Kutscher genau kannte, glaubten wir ihn allein lassen zu können und legten in einer Nacht im Trabe eine Strecke zurück, zu der der Wagen die drei folgenden Tage brauchte. Es war eine schöne, mondhelle Nacht, und der Ritt war ein wahres Vergnügen. Den ganzen Tag über waren wir heiß und müde Schritt geritten. Um die Abendbrotzeit hatten wir zwei oder drei Stunden gerastet, worauf die zähen kleinen Reitpferde wieder so frisch wie je zu sein schienen. Es war im September. Als wir aus dem Umkreis des Feuerscheins herauskamen, wehte uns die Luft kühl ins Gesicht. Im Trab oder Galopp ritten wir Kilometer um Kilometer über die hochgelegene Prärie, erst im hellen Mondschein, dann bei Sternenlicht. Wir kamen an Antilopenrudeln und Herden langgehörnter Texasrinder vorüber, und endlich, als die ersten roten Sonnenstrahlen über den Bergen vor uns emporflammten, ritten wir in das Tal des Kleinen Missouri hinab, wo unser Ranchhaus stand.

Gute und schlechte Pferde.

Nach Ranchbegriffen bin ich nie ein guter Lassowerfer geworden und nie mehr als ein Durchschnittsreiter gewesen. Natürlich muß ein Mann auf einer Ranch viele schlechte Pferde reiten, wobei ihm allerlei Unfälle zustoßen müssen, und davon habe ich mein Teil erlebt, indem ich mir einmal eine Rippe und bei einer andern Gelegenheit den Schulterbeinfortsatz brach. Hundertsechzig Kilometer in der Runde war kein Arzt zu haben, und ich mußte mir beide Male, da ich gerade beim Viehtreiben war, die nächsten paar Wochen durchhelfen, wie es eben ging, bis die Verletzung von selbst heilte. Wenn ich Gelegenheit dazu hatte, ritt ich meine Pferde selbst zu, und zwar ganz allmählich und vorsichtig, indem ich viel Zeit darauf verwendete und mir anfangs die ruhigsten Tiere dazu aussuchte. Mit diesen Pferden habe ich nie Schwierigkeiten gehabt. Aber oft hatte man weder Zeit noch Gelegenheit, sich so eingehend mit seinen Reitpferden abzugeben. Man bekam vielleicht eine Koppel Pferde, von denen jedes höchstens ein- oder zweimal gesattelt und gezäumt worden war, bei denen aber sonst von einem Zugerittensein keine Rede war. Dann wählte sich jeder von uns der Reihe nach immer ein Pferd für seine Koppel, wobei man mir als dem Ranchbesitzer bei jeder Runde die erste Wahl ließ. Bei dem ersten Viehtreiben, das ich je mitmachte, suchten Sylvane Ferris, Merrifield, Meyer und ich auf diese Weise die Pferde für unsere Koppeln aus. Drei oder vier der Tiere, die ich bekam, ließen sich nicht leicht reiten. Wenn

sich an einem kühlen Morgen die grinsenden Cowboys versammelten, um zuzusehen, „ob die widerspenstige Stute den »Chef« herunterbocken würde oder nicht“, so war mir die Mühe, die ich mir gab, sie zu reiten und zugleich eine Miene aufzusetzen, als ob es mir Vergnügen machte, zweifellos zuträglich, aber vergnüglich war die Sache durchaus nicht. Als ich mir die Rippe brach, hatte mich der Gaul auf einen Stein abgesetzt; als ich mir die Schulter verletzte, ritt ich ein großes, launisches Tier namens Ben Butler, das sich mit mir rückwärts überschlug. Als wir wieder auf die Beine kamen, war es noch immer nicht zu bewegen, weiterzugehen. Daher warfen ihm, während ich darauf sitzenblieb, Sylvane Ferris und George Meyer ihre Lassos um den Hals und zerrten es ein paar hundert Meter von der Stelle, wobei sich das gewürgte aber eigensinnige Geschöpf heftig sträubte, indem es alle vier Beine fest gegen den Boden stemmte und Furchen durch das Erdreich pflügte. Als sie die Stricke losließen, legte es sich hin und wollte nicht wieder aufstehen. Das Viehtreiben hatte begonnen, deshalb gab Sylvane mir sein Pferd — Baldy —, das wohl manchmal bockte, aber sich niemals rückwärts überschlug, und bestieg nun seinerseits Ben Butler, der sich inzwischen erhoben hatte. Zu meinem Verdruß ging Ben ruhig neben uns her, während Sylvane bemerkte: „Aber mit dem Gaul ist ja gar nichts los, es ist ja ein ganz sanftes Tier!“ Da blieb Ben ein wenig zurück, und ich hörte Sylvane sagen: „Es ist schon recht! Nur vorwärts! Hier, du! Vorwärts! -- Heda, he, ihr andern, helft mir mal! Er liegt auf mir drauf!“ Richtig, da lag er, und sobald wir Sylvane unter dem Tier hervorgezerrt hatten, begann der Befreite mit Stiefeln und Sporen auf dem niederträchtigen Ben einen Kriegstanz aufzuführen. An jenem Tage war nichts mit dem Pferde zu machen. Später bekamen wir Ben so weit, daß man ihn reiten konnte, aber ein gutes Sattelpferd ist er nie geworden.

Lassomatadore und tüchtige Arbeiter.

Wie bei jeder Art von Arbeit erringt sich auch beim Viehtreiben der Durchschnittsmensch, der sich um keine Aufgabe herumdrückt, weil sie unangenehm und beschwerlich ist, bald seine Stellung. Es gab vorzügliche Reiter und Lassowerfer, die gerade wegen ihres unbändigen Stolzes auf ihre Geschicklichkeit keine wirklich tüchtigen Arbeiter waren. Beim Kreisreiten geriet alle Augenblicke eine Kuh oder ein Kalb in irgendein dichtes Heidelbeergestrüpp und wollte nicht wieder herauskommen, oder man kam zu später Stunde an einem unwegsamen Landstrich vorüber, wo sich wahrscheinlich kein Vieh aufhielt, sich aber doch aufhalten konnte; oder ein Stier wurde kampflustig, oder ein Kalb wurde müde und wollte sich niederlegen. Erledigt ein Mann in einem solchen Fall beharrlich und standfest die unangenehme Aufgabe, und gelingt es ihm nach zwei anstrengenden und verdrießlichen Stunden, die Kuh endlich herauszubringen, sie draußen zu behalten und zu dem Wagen zu treiben, oder findet er auf dem vierten oder

fünften Fleck schlechten Bodens, den er absucht, ein paar übersehene Tiere, oder nimmt er ein Kalb auf seinen Sattel und bringt es mit — so wird der Führer ihn bald als einen brauchbaren Menschen behandeln, der beim Viehtreiben eine wertvolle Hilfe ist, obwohl er im Sattel oder mit dem Lasso keine Kunststücke vollbringt.

Als ich im August vorigen Jahres George Meyer auf dem Konvent der Progressisten nach langen Jahren zum erstenmal wiedersah, erinnerte er mich an einen Vorfall, der sich bei einem dieser Viehtreiben ereignet hatte, als er und ich zufällig beim Eintreiben von Kühen und Kälbern zusammentrafen. Gerade als nur noch der Fluß zwischen uns und dem Lager lag, waren zwei Kälber nicht zum Weitergehen zu bewegen. Er nahm eines davon auf die Arme, brachte es nach einigen gefahrvollen Manövern fertig, mit ihm in den Sattel zu gelangen, obwohl das Pferd Einspruch dagegen erhob, und ritt in den Fluß. Mein Kalb war für ein solches Verfahren zu groß, deshalb warf ich ihm in meiner Verzweiflung den Lasso über und wollte es hinüberzerren. Doch kaum fühlte es den Lasso, als das Kalb auch schon zu springen und zu blöken begann; infolge einer Ungeschicklichkeit meinerseits schwang es sich mit einemmal rückwärts, so daß der Lasso unter den Schwanz meines Pferdes geriet. Sofort klemmte der Gaul den Schwanz ein und fing an „zu tanzen", wie es damals bei den Cowboys hieß. Das Ufer fiel diesseits des Flusses vier Fuß tief ab, und oben bockte das Pferd; wir stürzten in das Wasser, daß es nur so aufspritzte. Mit einem heftigen Ruck folgte uns das Kalb, beschrieb einen Halbkreis in der Luft und landete neben uns. Glücklicherweise war der Strick dabei unter dem Schwanz meines Pferdes herausgeglitten, aber das Tier war doch noch sehr erschrocken und wild. Im Fluß konnte es nicht gut bocken, denn wir mußten an mehreren Stellen schwimmen, und die Untiefen waren entweder sandig oder morastig; aber im Nu waren wir drüben, und das Kalb folgte uns auf der Spur, wie Pharaos Heer im Roten Meer.

Der Kampf mit dem Feuer.

In mehreren Fällen hatten wir mit dem Feuer zu kämpfen. In den Geographiebüchern aus meiner Kindheit wurden Präriebrände immer nur als in langem Gras stattfindend dargestellt, und alle lebenden Wesen liefen vor ihnen davon. Auf den nördlichen Viehweiden war das Gras nie hoch genug, um Mensch oder Tier Gefahr zu bringen. Die Brände ließen sich mit den Waldbränden des Nordens gar nicht vergleichen. Aber sie vernichteten viel gutes Weidefutter, und wir mußten sie bekämpfen, wo es nur irgend ging. Dabei verfuhren wir gewöhnlich so: wir töteten einen Stier, spalteten ihn der Länge nach und ließen jede Hälfte von zwei Reitern schleppen, wobei der Lasso des einen von seinem Sattelknopf bis zum Vorderbein, das des andern bis zum Hinterbein des Stieres lief. Darauf setzte einer der Reiter über oder durch die Feuerlinie, und dann ritten beide davon

und schleppten den Stier mit der blutigen Seite nach unten auf der Feuerlinie entlang, während andere Leute zu Fuß mit Bettsäcken oder nassen Pferdedecken hinterher gingen, um etwa noch glimmende Flämmchen zu ersticken. Das war eine aufregende Arbeit, denn das Feuer sowie das plötzliche Rucken des Ochsenkadavers auf dem unebenen Boden machte die lebhaften kleinen Pferde so wild, daß man sich gut aufs Reiten verstehen mußte, um sie zu zwingen, ihre Arbeit zu tun. Nach einiger Zeit wirkte es auch geradezu erschöpfend, denn Durst und Anstrengung waren groß, wenn wir uns mit trockenen Lippen und schwarz von Kopf bis zu Fuß mit unserer Aufgabe abmühten.

Die Viehzüchter.

Damals war der Viehzüchterverein von Montana eine mächtige Korporation. Ich war darin der Vertreter vom Kleinen Missouri, und die Versammlungen, denen ich beiwohnte, wurden in Miles City abgehalten, das damals eine echte Rindviehstadt war. Viehzüchter aller Art, einschließlich der größten Persönlichkeiten auf diesem Gebiet, fanden sich dazu ein, u. a. der alte Conrad Kohrs, der beste Typus eines Pioniers in der ganzen Rocky-Mountain-Gegend, Granville Stewart, der später von Cleveland zum Gesandten (wenn ich nicht irre, in Argentinien) ernannt wurde, und „Hackmesser“ Simpson aus Texas, der sein Vieh mit dem Hackmesserbrand in unser Land heraufgeführt hatte. Mit diesem wurde ich gut befreundet. Ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er mir das erstemal vor Augen kam und mich angrinste, als ich nicht allzu behaglich am Außenrande der Viehherde, die wir bearbeiteten, auf einem erst halb zugerittenen Pferde saß. Sein Sohn, Sloan Simpson, studierte in Harward, war einer der tüchtigsten Männer in meinem Regiment und war später während meiner Amtszeit Postmeister in Dallas.

Bei den Versammlungen der Viehzüchter in Miles City waren außer den großen Viehzüchtern auch immer Hunderte von Cowboys anwesend und galoppierten zu jeder Tages- und Nachtzeit durch die breiten, staubigen Straßen hin und her. Es war während der drei Tage, die die Sitzungen währten, ein malerischer Anblick. Jedesmal fand wenigstens ein großes Tanzfest im Hotel statt. Frackanzüge waren dabei selten, aber es ging durchaus anständig zu, und bei der Quadrille kannten die meisten Männer die Touren weit besser als ich. Da die Stadt überfüllt zu sein pflegte, waren Schlafgelegenheiten irgendwelcher Art schwer zu haben, und im Hotel lagen immer zwei Männer in einem Bett. Einmal hatte ich einen Zimmergenossen, den ich nie zu sehen bekam, weil er immer viel später zu Bett ging als ich und ich immer viel früher aufstand als er. Am letzten Tage stand er aber gleichzeitig mit mir auf, und nun sah ich, daß es ein Mann war, den ich kannte, und der Carter hieß, mit seinem Spitznamen „Mäßigkeits-Carter“. Er war ein stämmiger, hübscher Mensch, und es tat mir wirklich leid, als ich später hörte, daß er bei einer Schießerei ums Leben gekommen war.

Indianer.

Als ich nach dem Westen kam, hatten die letzten großen Indianerkriege eben ein Ende genommen, aber dann und wann kam es doch noch zu neuen Ausbrüchen, und zuweilen tauchten Banden junger Krieger auf, die für einsame und abgelegene Niederlassungen eine Gefahr bedeuteten. Viele der weißen Männer waren selbst roh und gesetzlos und neigten dazu, Ausschreitungen gegen die Indianer zu begehen. Unglücklicherweise pflegte jede Rasse sämtliche Glieder der andern für alle Missetaten verantwortlich zu machen, die von einigen wenigen begangen wurden, so daß die Vergehen des rothäutigen oder weißen Verbrechers oft zur Wiedervergeltung an ganz unschuldigen Leuten führten; diese Handlungsweise erregte dann wieder Erbitterung, die sich in noch unbesonnenerer Vergeltung Luft machte. Während meines ersten Jahres am Kleinen Missouri entführten ein paar junge Siouxindianer die Pferde eines Büffeljägers. Einer der Büffeljäger versuchte sich zu rächen, indem er die Pferde einer jagenden Cheyennenhorde stahl, und als er verfolgt wurde, suchte er Zuflucht in einem Cowboylager, was ein Feuergefecht auf weite Entfernung zwischen den Cowboys und den Cheyennes zur Folge hatte. Einer dieser Indianer wurde verwundet, aber dieser Verwundete schien mehr Verstand zu besitzen, als die übrigen Teilnehmer an dieser Kette von Übeltaten, und machte einen Unterschied unter den Weißen, denn er kam zu uns ins Lager und ließ sich seine Wunde verbinden.

Eine Straßenranch an der Deadwood-Fährte.

Ein Jahr darauf kam ich nach einer einsamen kleinen Ranch an der Straße nach Deadwood. Diese Ranch wurde von einer sehr fähigen und tüchtigen Frau geleitet, die sehr gesunde Ansichten über Recht und Unrecht besaß und durchaus imstande war, sich durchzusetzen. Ihr Mann war ein nichtsnutziger Patron, der sich schließlich an Whisky betrank, den er sich von einer Gesellschaft von „Bullenprüglern" aus Missouri verschafft hatte — d. h. von Fuhrleuten, die mit Ochsen bespannte Frachtwagen fuhren. Unter dem Einfluß des Whiskys fing er Streit mit seiner Frau an und versuchte, sie zu prügeln. Sie schlug ihn jedoch mit dem Feuerhaken zu Boden, und die von Bewunderung erfüllten „Bullenprügler" schleppten ihn mit fort und ließen die Frau im unbeschränkten Besitz der Ranch. Als ich sie besuchte, beschäftigte sie einen Mann namens Krähen-Joe als Arbeiter, einen langen, hagern Kerl mit unsteten Augen, der sich später, wie mein Aufseher sich ausdrückte, „mit einem Bündel Pferden dünn machte". Die Besitzerin der Ranch verfertigte Hirschlederhemden von großer Dauerhaftigkeit. Dasjenige, das sie für mich anfertigte und das ich jahrelang getragen habe, ist in einem der letzten Winter noch von meinem Sohn benutzt worden. Ich war ausgeritten, um ein paar verloren gegangene Pferde zu suchen, und sprach in der Ranch vor, um sie

zu bitten, mir ein solches Lederhemd zu machen. Es waren gerade drei Siouxindianer bei ihr, manierliche Leute von großer Selbstachtung, und sie erzählte mir, sie hätten gerastet und auf das Mittagessen gewartet, und währenddessen sei ein weißer Mann gekommen und habe versucht, ihre Pferde zu stehlen. Die Indianer waren jedoch auf ihrer Hut, liefen hinaus, faßten den Mann, ließen ihn aber laufen, nachdem sie die Pferde wiedererlangt und ihm die Flinte abgenommen hatten. „Ich sehe nicht ein, warum sie ihn haben laufen lassen!" rief meine Wirtin aus. „Ich bin ebenso gegen den Pferdediebstahl an Indianern wie an weißen Leuten, darum sagte ich ihnen, sie könnten ruhig gehen und ihn aufhängen — ich würde nicht ‚piep' sagen. Na, jedenfalls will ich ihnen für ihr Essen kein Geld abnehmen", schloß meine Wirtin. Sie war in bezug auf Moral vorgeschrittener als ihre Zeit und ihre Gegend, die einen scharfen Unterschied machten zwischen dem Pferdediebstahl, der an amerikanischen Bürgern, und dem Pferdediebstahl, der an der Regierung oder an Indianern begangen wurde.

Viehdiebe und Hängekommission.

Für dieses Verhalten gegen die Indianer lieferte ein ehrenwerter Jap Hunt, der längst eines gewaltsamen Todes gestorben ist, einmal in meiner Gegenwart mit einigen Bemerkungen einen guten Beweis. Er hatte eine Pferdezüchterei angelegt und auf ganz ehrliche Weise eine Anzahl lahmer Pferde mit verschiedenen Brandzeichen gekauft, um sie wieder auf die Beine zu bringen und weiterzuverkaufen. Gerade zu der Zeit hatte das Pferdestehlen und Rinderabschlachten in unserm Territorium und in Montana überhand genommen, deshalb war unter Leitung einiger großer Viehzüchter ein Sicherheitsausschuß gebildet worden, um Maßregeln gegen die Pferde- und Rinderdiebe zu ergreifen. Dieser Sicherheitsausschuß oder die „Hängekommission", wie man ihn in der Gegend auch nannte, verrichtete seine Aufgabe sehr gründlich, aber wie es bei Körperschaften dieser Art immer der Fall zu sein scheint, wurde er schließlich rücksichtslos in seinen Handlungen, befriedigte seinen persönlichen Haß und hängte Leute bei der geringsten Veranlassung. Die Kommission kam in Jap Hunts Ranch geritten und hätte ihn beinahe aufgehängt, weil er so viele Pferde mit verschiedenen Brandzeichen besaß. Schließlich ließ sie ihn aber los. Über diesen Vorfall war Jap sehr erregt und sagte immer wieder zu mir: „Was für ein Einfall, zu sagen, ich sei ein Pferdedieb! Ich habe nie im Leben ein Pferd gestohlen — wenigstens keinem Weißen. Indianer oder Regierung rechne ich natürlich nicht mit." Jap war unter Leuten aufgewachsen, die noch auf dem Niveau der Stammesmoral standen; ihre Verpflichtungen gegeneinander erkannten sie zwar an, aber die Regierung und gar die Indianer betrachteten sie als Fremdkörper, auf welche die Gesetze der Moral keine Anwendung fanden.

Eine Begegnung in der Felsengegend.

Andererseits pflegten Horden wilder, junger Indianer einsame Ansiedler ebenso schlecht zu behandeln und wohl gar zu ermorden. Solche Banden bestanden in der Regel aus jungen Burschen, die darauf brannten, sich auszuzeichnen. Einer von ihnen verschaffte sich einen Paß von dem Indianeragenten, der ihn ermächtigte, eine Reise außerhalb des Reservatgebiets zu unternehmen; dieser Paß wurde triumphierend hervorgeholt, sobald ein ebenso starker Trupp von Weißen sie anhielt und fragte, ob sie die Erlaubnis zum Reisen hätten. Ich habe auch einmal ein kleines Abenteuer mit einer solchen Bande erlebt. Ich ritt am Rande der nordwärts von meiner unteren Ranch befindlichen Felsengegend entlang und befand mich gerade mitten auf einem Plateau, als am andern Ende desselben fünf Indianer auftauchten. Sobald sie mich erblickten, rissen sie ihre Revolver heraus und sprengten mit gellendem Geschrei, die Pferde peitschend, auf mich zu. Ich ritt mein Lieblingspferd, Manitou, der ein kluger alter Bursche war und nicht leicht nervös wurde. Ich sprang sofort herunter und stand mit meiner Büchse im Anschlag.

Es war immerhin möglich, daß die Indianer mich nur erschrecken wollten, ohne wirklich böse Absichten zu haben. Aber ihr Benehmen gefiel mir nicht, und ich mußte annehmen, daß sie mir wenigstens mein Pferd und meine Büchse wegnehmen, mich aber vielleicht auch umbringen würden, wenn ich sie heranließ. Deshalb wartete ich, bis sie auf hundert Meter heran waren, und nahm dann den ersten von ihnen aufs Korn. Indianer — und weiße Männer gleichfalls — reiten nicht gern auf jemand los, der kaltblütig bleibt und sich zum Schießen anschickt, und im Handumdrehen hing jeder Indianer seitwärts an seinem Pferde, und alle fünf hatten kehrt gemacht und galoppierten zurück; sie hatten die Richtung so schnell geändert wie Krickenten ihren Flug.

Darauf gab einer von ihnen das Friedenszeichen, und zwar erst mit seiner wollenen Decke, und dann, indem er auf mich zukam, mit der Hand. Ich brachte ihn in angemessener Entfernung zum Stehen und fragte ihn, was er wolle. Er rief: „Ich guter Indianer, ich guter Indianer!" und versuchte, mir einen schmutzigen Papierfetzen zu zeigen, auf dem seine Reiseerlaubnis geschrieben stand. Ich erwiderte klar und bestimmt, es freue mich, daß er ein guter Indianer sei, aber er dürfe nicht näher kommen. Nun bat er um Zucker und Tabak. Ich sagte ihm, ich hätte keinen. Inzwischen begann sich ein anderer Indianer trotz meiner Warnung langsam heranzupirschen, worauf ich wieder mit meiner Büchse zielte, und nun glitten beide Indianer an ihren Pferden in den Seithang und sprengten davon, indem sie Flüche ausstießen, die ihrer Kenntnis der englischen Sprache wenigstens nach einer Seite hin alle Ehre machten. Ich ging nun über das Plateau hinweg auf die offene Prärie hinaus. In jener Zeit war ein Indianer zwar kein so guter Schütze wie ein Weißer, verstand sich aber weit besser darauf, in Deckung zu gehen und sie auszunutzen.

Das Schlimmste, was ein Weißer tun konnte, war, sich auf unübersichtliches Gelände zu begeben, während er sich draußen in der Prärie leicht ein halbes Dutzend Angreifer vom Leibe halten konnte, wenn er nur seine Kaltblütigkeit bewahrte. Die Indianer begleiteten mich ein paar Meilen weit. Dann erreichte ich die offene Prärie, bestieg Manitou und setzte meinen Ritt nach Norden fort, ohne weiter belästigt zu werden.

Jagd.

In den alten Zeiten war man im Ranchgebiet in bezug auf frisches Fleisch ganz auf Wild angewiesen. Niemand mochte ein Rind schlachten, und wenn auch dann und wann beim Viehtreiben ein Jährling getötet wurde, wurde das doch von den meisten unter uns nicht gern gesehen, denn wenn das Schlachten erst um sich griff, war anzunehmen, daß die Vieh- und Pferdediebe es als Vorwand für eine allgemeine Metzelei gebrauchen würden. Das Beschaffen von Fleisch war eine Aufgabe, die in der Regel mir zufiel. Ich trug beim Reiten fast immer eine Büchse bei mir: entweder in einem Futteral unter dem Schenkel, oder quer über dem Sattel. Oft schoß ich eine Antilope oder ein Stück Hochwild, wenn ich meiner gewöhnlichen Arbeit nachging, ein Winterlager besuchte oder verirrtem Vieh nachspürte. Manchmal unternahm ich regelrechte Jagdausflüge. Im Herbst zogen wir gelegentlich mit einem Wagen zu einer achttägigen Jagd aus und brachten dann wohl acht bis zehn Stück Wild und vielleicht auch einen Elch oder ein Gebirgsschaf mit nach Hause. Ich bin nie mehr als ein leidlich guter Jäger gewesen und erlebte bisweilen recht ärgerliche Zwischenfälle, indem ich entweder das Wild, das ich hätte sehen müssen, nicht sah oder beim Pirschen eine Ungeschicklichkeit beging oder nicht tödlich traf, wenn ich schoß. Wenn ich jetzt auf die Zeit zurückblicke, möchte ich sagen, daß meine einzige gute Jägereigenschaft — wenn ich überhaupt eine besaß — in der Beharrlichkeit bestand. Denn bei der Jagd wie bei vielen andern Dingen „führt Beharrlichkeit zum Ziel". Wenn wir nicht ausnahmsweise sehr hungrig waren, habe ich nie weibliches Wild erlegt.

Gelegentlich unternahm ich mit meinem Ranchaufseher Merrifield oder in späteren Jahren mit Tazewell Woody, John Willis oder John Goff ausgedehnte Jagdausflüge in die Rocky Mountains. Dann schossen wir Bären, sowohl schwarze wie Grislybären, Kuguare, Wölfe, Elche, Wapitihirsche und weiße Ziegen*. Auf einem dieser Ausflüge schoß ich einen Bisonbullen, und auch am Kleinen Missouri habe ich etwa achtzig Kilometer von meiner Ranch entfernt einmal einen Büffel erlegt, als ich mit Joe Ferris auf die Jagd gegangen war. Das war eine ziemlich anstrengende Sache. Jeder von uns trug hinter sich auf dem Sattel nur seinen Mantel, in den etwas Mehl und Speck eingewickelt war. Wir erlebten allerlei

* Hauptsächlich von diesen Jagden erzählt Roosevelt in seinen „Jägerfreuden" (Berlin, Paul Parey).

Mißgeschick. Als wir schließlich eines Abends bei einem morastigen kleinen Prärietümpel lagerten, wo kein Stück Holz zu haben war, mußten wir unsere Pferde an die Sattelknöpfe binden und legten uns dann mit den Köpfen auf den Sätteln zum Schlafen nieder. Mitten in der Nacht machte irgend etwas die Pferde scheu, und sie rasten davon, die Sättel hinter sich her schleifend. Als wir aufsprangen, blickte Joe mich mißtrauisch an, als ob ich der Jona dieser Unternehmung gewesen wäre*, und sagte: „Ach du lieber Gott! Ich habe nie etwas getan, wodurch ich dies verdient hätte! Haben Sie je etwas getan, wofür Sie solche Strafe verdienen?"

Höllenbold Bill Jones.

Abgesehen von meinen eigenen Obliegenheiten mußte ich manchmal auch das Amt eines Sheriffanwalts für den nördlichen Teil unserer Grafschaft versehen. Der Sheriff und ich standen im öffentlichen wie im privaten Leben in mancherlei widerspruchsvollen Beziehungen zueinander. Oft arbeitete er gegen Tagelohn für mich, während ich gleichzeitig unter ihm als Anwalt tätig war. Sein Name, oder wenigstens der, den er angab, war Bill Jones, und da dieser Name in der Gegend schon mehrfach vertreten war — es gab z. B. Dreisieben Bill Jones, Texas Bill Jones und andere mehr —, war der Sheriff unter dem Namen Höllenbold Bill Jones bekannt. Er war ein richtiger Grenzer, ein sehr entschlossener Mensch, der jeder Situation gewachsen war. Leider begann er in seinem Alter unmäßig zu trinken. Als John Burroughs und ich im Jahre 1905 den Yellowstone-Park besuchten, diente der arme Bill Jones, der sehr heruntergekommen war, in Gardiner außerhalb des Parks als Fuhrmann. Ich hatte mich darauf gefreut, ihn zu sehen, und ihm war es ebenso gegangen. Er erzählte seinen Freunden immerfort von unsern freundschaftlichen Beziehungen und von dem, was wir gemeinsam unternehmen wollten, und fing dann an zu trinken; das Ende vom Liede war, daß er bei meiner Ankunft in Gardiner schon so betrunken war, daß man ihn hinaustragen und im Beifußgebüsch liegen lassen mußte. Als ich wieder aus dem Park herauskam, schickte ich vorher hin und ließ bitten, sie möchten dafür sorgen, daß er nüchtern bliebe. Das geschah denn auch, aber es war ein wehmütiges Wiedersehen. Der alte Mann war ganz gebrochen, und bald nachher verirrte er sich in einem Schneesturm und war bereits tot, als man ihn auffand.

Bill Jones war ein Revolverschütze und verstand seine Fäuste zu gebrauchen. Einmal fand in der Stadt eine Wahl statt, und die Partei der Unordnung und Gesetzlosigkeit hatte gedroht, Arbeiter von den benachbarten Eisenbahnstationen herbeizuschaffen, um unsere Partei zu unterdrücken. Ich erreichte die elende kleine Viehstadt Medora — die Hauptstadt unserer

* Vgl. Buch Jona, Kap. 1.

Grafschaft — erst, als die Wahl bereits begonnen hatte, und fragte einen meiner Freunde, ob Unruhen stattgefunden hätten. Bill Jones stand dabei. „Unruhen? Teufel auch!“ erwiderte mein Freund. „Bill Jones stand ganz einfach da, die eine Hand am Revolver und mit der andern auf das neue Gefängnis weisend, sobald jemand, der nicht berechtigt war zu wählen, in die Nähe des Wahllokals kam. Nur einer hat es versucht, seine Stimme abzugeben, ohne Wähler zu sein, und den hat Bill Jones zu Boden geschlagen. Herr des Himmels!“ setzte mein Freund nachdenklich hinzu, „wie der Kerl hinschlug!“ „Na,“ warf Bill Jones ein, „wenn er nicht hingeschlagen wäre, so hätte ich ihn mir von hinten angesehen, um zu entdecken, was ihn aufrecht hielt!“

Der Verrückte.

Während meiner Ranchjahre pflegte ich den Winter größtenteils im Osten zu verleben, und wenn ich im Frühjahr zurückkehrte, war ich immer gespannt zu hören, was sich seit meiner Abreise ereignet hatte. Einmal wurde ich von Bill Jones und Sylvane Ferris abgeholt, die im Laufe des Gesprächs mehrfach von dem „Verrückten“ redeten. Das führte zu einer Frage meinerseits, worauf Sylvane zu erzählen begann: „Na, wissen Sie, er fuhr auf der Eisenbahn und erschoß den Zeitungsjungen. Erst wollten sie ihm deshalb nichts tun, weil sie dachten, er habe es eben auf den Jungen abgesehen gehabt. Aber dann sagte einer: ‚Der ist ja ganz und gar verrückt, und er wäre imstande, einen von uns niederzuschießen!‘ und da warfen sie ihn aus dem Zuge hinaus. Es war hier in Medora, und sie fragten, ob jemand für ihn sorgen wolle, und Bill Jones erklärte sich dazu bereit, weil er Sheriff war und das Gefängnis zwei Zimmer hatte: in einem wohnte er selbst, und in das andere wollte er den Verrückten sperren.“ Hier fiel ihm Bill Jones ins Wort: „Ja, und das war schön dumm von mir! Nie wieder würde ich mir einen Verrückten aufladen, wenn auch der ganze Bezirk darum bäte. Na,“ sagte er (mit der Miene eines Menschen, der eine verblüffende Entdeckung verkündigt), „der Verrückte war nicht richtig im Kopf! Er wollte nicht essen, bis ich und Snyder ihn auf die Hobelspäne legten und ihm das Essen beibrachten!“ Snyder war ein riesiger, etwas leichtsinniger, gutmütiger pennsylvanischer Holländer und Bill Jones' Hauptstütze. Bill fuhr fort: „Sie wissen ja, Snyder ist gutherzig. Na, er bildete sich ein, der Verrückte sehe kränklich aus, und wollte ihn durchaus an die Luft bringen. Da kamen die Jungen und neckten ihn, wieviel Vorsprung er ihm wohl auf der Prärie geben könne, um ihn wieder einzufangen.“ Die Länge dieses Vorsprungs hatte offenbar zu der Höhe der Wette im Verhältnis gestanden, zu der dieses Necken geführt hatte. Ich fragte Bill, was er getan haben würde, wenn Snyder den Verrückten nicht wieder eingefangen hätte. Dies war ihm augenscheinlich ein neuer Gedanke, und er entgegnete, Snyder habe ihn immer eingefangen. „Ja, aber angenommen, er hätte es nicht getan?“

„Na,“ sagte Bill Jones, „wenn Snyder den Verrückten nicht gekriegt hätte, hätte ich ihn höllisch durchgeprügelt!“

Unter diesen Umständen lief Snyder so gut er konnte und fing seinen Patienten denn auch immer wieder ein. Man darf daraus nicht schließen, daß der Irrsinnige schlecht behandelt worden wäre. Er wurde sehr gut behandelt und gewann sowohl Bill Jones wie Snyder so lieb, daß er heftigen Einspruch erhob, als man ihn nach fruchtloser Durchführung dieser Grenzerkur für Verrückte nach der Landeshauptstadt schickte. Es waren eben alle Lebensverhältnisse jener Zeit und Gegend so eingerichtet, daß jeder — ob Sheriff oder Viehzüchter — volle Gelegenheit hatte, seine Individualität zum Ausdruck zu bringen. Der Witzbold des Städtchens hatte einmal versucht, sich auf Kosten des Verrückten zu belustigen, und Bill Jones beschrieb mir das Ergebnis. „Sie kennen doch Bixby, nicht wahr? Nun (mit tiefer Mißbilligung), Bixby hält sich doch wirklich für witzig. Des Nachts kam er und weckte den Verrückten, und dann mußte ich aufstehen und ihn beruhigen. Aber dem habe ich's heimgezahlt! Ich band einen Strick an den Türgriff, und als er wiederkam, ließ ich den Verrückten auf ihn los. Er hat Bixby fast die Nase abgebissen. Ja, ja, ich hab's Bixby beigebracht!“

Bill Jones hatte sich nicht nur als Sheriff, sondern auch in andern Verhältnissen nicht an das Herkommen gekehrt. Er erzählte mir gelegentlich, daß er einmal Polizist in Bismarck gewesen wäre; aber er habe abgehen müssen, weil „er den Mayor eines Tages mit dem Revolver über den Kopf gehauen“ habe. „Dem Mayor, dem war's egal,“ setzte er hinzu. „Aber der Polizeikommissar meinte, es sei vielleicht besser, ich ginge.“ Seiner Ansicht nach war dieser Polizeikommissar offenbar ein Bürokrat, der keiner großzügigen Lebensanschauung fähig war.

Seth Bullock.

Meine Bekanntschaft mit Seth Bullock stammt aus der Zeit, in der ich mit Bill Jones zusammen war. Seth war damals Sheriff im Black-Hills-Bezirk, und ein Mann, nach dem er fahndete — es war ein Pferdedieb — wurde schließlich von mir eingefangen, während ich Sheriffanwalt im Norden der Grafschaft war. Der Betreffende führte einen Spitznamen — sagen wir: „der tolle Steve“. Ein paar Jahre darauf erhielt ich von seinem Onkel, einem durchaus rechtschaffenen Mann in einem Staat des Westens, einen Brief, in dem er sich nach ihm erkundigte, und später trafen dieser Onkel und ich uns in Washington, als ich Präsident und er Senator war. Kurz nach „Steves“ Verhaftung mußte ich in Geschäften nach Deadwood; Sylvane Ferris und ich waren zu Pferde, während Bill Jones den Wagen lenkte. In einer kleinen Stadt, ich glaube es war Spearfish, begegneten wir Seth Bullock, nachdem wir die letzten hundertunddreißig bis hundertundvierzig Kilometer der Eibisch-Prärie durchquert hatten. Wir hatten



Cowboys.

„Die Männer waren magere, sehnige Burschen, die daran gewöhnt waren, auf halbwilden Pferden in jeder Gangart über jedes Gelände hinzujagen." (S. 80.)



„Abgesehen von meinen eigenen Obliegenheiten mußte ich manchmal auch das Amt eines Sheriff-anwalts für den nördlichen Teil unserer Grafschaft versehen." (S. 94.)



Phot. Underwood & Underwood.

Auf der Heimkehr von der großen Wildschweinjagd bei Newcastle in Colorado 1905.

einen ziemlich anstrengenden Ritt hinter uns und waren vierzehn Tage unterwegs gewesen, daher mögen wir wohl etwas struppig ausgesehen haben. Seth empfing uns anfangs mit recht zurückhaltender Höflichkeit, wurde aber freundlicher, als er hörte, wer wir wären, und bemerkte: „Ja, wissen Sie, Ihrem Aussehen nach hielt ich Sie für eine Art Spieler- und Zechprellerbande und dachte, ich würde wohl ein Auge auf Sie haben müssen.“ Dann erkundigte er sich nach der Verhaftung von „Steve“, indem er einen Ton annahm, den ein Jäger anzuschlagen pflegt, wenn ein anderer eine Wachtel geschossen hat, auf die beide hätten Anspruch erheben können — „Mein Vogel, nicht wahr?“ Späterhin wurde Seth Bullock einer meiner besten und treusten Freunde und ist es immer geblieben. Während meiner Präsidentschaft war er Marschall für Süddakota. Als ich am Schluß meiner Amtszeit nach Afrika reiste, telegraphierte ich bei meiner Rückkehr nach Europa an Seth, er möchte mit Frau Bullock herüberkommen und in London mit mir zusammentreffen, was er auch tat. Ich hatte allmählich die Empfindung, ich müßte durchaus einmal wieder mit Landsleuten zusammen sein, die den Dialekt meiner Heimat sprächen.

Zuerst handeln.

Als ich das Amt als Sheriffanwalt ausübte, kam es mir mehrfach so recht zum Bewußtsein, wie sehr der Beamte dem gewöhnlichen Übeltäter gegenüber im Vorteil ist, wenn er nur genau weiß, was er will. Es gibt Ausnahmeverbrecher, Männer, auf deren Kopf ein Preis gesetzt ist, und die außergewöhnlich kühn sind; mit der größten Gleichgültigkeit nehmen sie jemand das Leben, und ihr Kampf gegen die Gesellschaft wird so offen geführt wie der eines Wilden auf dem Kriegspfad. Diesen Männern gegenüber ist der Beamte nur insoweit überlegen, als er sie an Mut und Energie übertrifft. Ein Mann dieser Art war „Billy das Kind“, der verrufenste Mörder und Strolch Neu-Mexikos, der schließlich von einem meiner Freunde namens Pat Garrett erschlagen wurde; diesen habe ich später als Präsident zum Steuereinnehmer in El Paso ernannt. Aber der gewöhnliche Übeltäter besinnt sich, selbst wenn er zum Mord aufgelegt ist, einen Augenblick, ob er einen Beamten bei der Ausübung seines Amts ums Leben bringen will. Ich habe mehr als einen Mann, der wahrscheinlich besser als ich mit Büchse und Revolver umzugehen vermochte, gefangen genommen, aber in jedem Fall wußte ich ganz genau, was ich wollte, und wie David Harum „handelte ich zuerst“, wohingegen der Bruchteil einer Sekunde, während welcher der andere zögerte, ihn in eine Lage brachte, wo es für ihn keinen Zweck mehr hatte, Widerstand zu leisten.

Meine Freunde draußen im Westen.

Ich verdanke dem Westen mehr als ich auszudrücken vermag: natürlich verstehe ich darunter die Männer und Frauen, die ich im Westen

kennen gelernt habe. Es gab in meiner Nachbarschaft auch ein paar schlechte Menschen — wie es bei jeder Gruppe von Menschen der Fall sein wird, sogar auf einem theologischen Seminar —, aber nie werde ich die Zuneigung und Achtung voll zum Ausdruck bringen können, die ich für die große Mehrheit meiner Freunde hege, für die angestrengt arbeitenden Männer und Frauen, die in meiner Gegend etwa zweihundertundfünfzig Kilometer längs des Kleinen Missouri wohnten. Ich war in ihren Häusern stets ebenso willkommen wie sie in dem meinen. Jeder arbeitete, jeder war bereit dem andern zu helfen, und doch erbat keiner jemals eine Gunst. Dasselbe galt für die Leute, die ich bis zu achtzig Kilometer ost- und westwärts von meiner Ranch mit der Zeit kennen lernte, und mit denen ich beim Viehtreiben zusammentraf. Sie sahen mich bald als Freund und Arbeitsgenossen an, der mit ihnen auf gleichem Fuß stand, und ich glaube, daß die meisten von ihnen mir dieses Gefühl noch heute bewahrt haben. Keine Gäste waren im Weißen Hause je willkommener als diese meine alten Freunde aus den Ranchhäusern und Cowboylagern — die Männer, mit denen ich auf den langen Kreis geritten war, und mit denen ich hinten am Klappbrett des Küchenwagens gegessen hatte —, wenn sie sich während meiner Präsidentschaft in Washington sehen ließen. Ich erinnere mich eines von ihnen, der eines Tages kurz vor dem zweiten Frühstück erschien, ein riesenhafter, kräftiger Mann, der zur Zeit, als ich mit ihm bekannt wurde, entschieden ein Raufbold gewesen war. Zufällig befand sich an jenem Tage unter den Frühstücksgästen auch der britische Botschafter, Herr Bryce. Als wir uns ins Eßzimmer begeben wollten, wandte ich mich an meinen Cowboyfreund und sagte ernst und feierlich zu ihm: „Bedenken Sie eins, Jim! Wenn Sie dem Botschafter nach den Füßen schießen, um ihn zum Tanzen zu bringen*, würde das wahrscheinlich zu internationalen Komplikationen führen", worauf Jim mit ungeheucheltem Entsetzen erwiderte: „Aber Herr Oberst! Ich denke ja gar nicht daran, ich denke ja gar nicht daran!"

Die Männer und Frauen, die ich im Rinderlande kennen lernte, haben mich nicht nur ganz unbewußt gefördert, indem sie mir bei dem gemeinsamen Leben und Arbeiten einen Einblick in den Geist und die Seele des Durchschnittsamerikaners vom rechten Schlage gewährten, sondern sie haben mir auch auf andere Weise geholfen. Ich gewann die Überzeugung, daß sie Männer von der Art waren, wie ich sie gern um mich haben würde, wenn ich je in den Krieg ziehen müßte. Als der Spanische Krieg ausbrach, habe ich diesen Gedanken verwirklicht.

---

* Wenn sich unter den Cowboys jemand einfand, den sie nicht für besonders mutig und männlich hielten, so machten sie sich oft ein Vergnügen daraus, ihm mit dem Revolver nach den Füßen zu schießen, so daß er in dem Bestreben, nicht von den Kugeln getroffen zu werden, unwillkürlich zu tanzen begann. Einen solchen Mann bezeichnete man dann als „tender-foot", einen „Menschen mit empfindlichen Füßen"; er galt als feige, als „Hasenfuß".

Glücklicherweise haben Wister und Remington* diese Männer mit Feder und Stift unsterblich gemacht; sie werden leben, solange es eine amerikanische Literatur gibt. Man hat mich zuweilen gefragt, ob Wisters „Virginier" nicht übertrieben sei; nun, einer der Männer, die ich in diesem Kapitel erwähnt habe, ist in allen wesentlichen Stücken der leibhaftige „Virginier" nicht nur in seiner Kraft, sondern auch in seinem Reiz. Die Hälfte der Männer, mit denen ich arbeitete und spielte, und die Hälfte der Männer, mit denen ich später mein Soldatenleben teilte, hätten geradezu aus Wisters Büchern oder Remingtons Zeichnungen hervorgehen können.

Es gab damals draußen im Westen natürlich auch schlechte Menschen, und diese waren unter den Lebensverhältnissen wahrscheinlich gefährlicher, als sie anderswo gewesen wären. Ich habe aber so gut wie nie Schwierigkeiten gehabt. Schankwirtschaften besuchte ich nie, und in den kleinen Gasthöfen vermied ich die Bar, wenn sie nicht, wie es manchmal vorkam, im Erdgeschoß außer dem Speisesaal der einzige Raum war. Ich bemühte mich stets, Streitigkeiten aus dem Wege zu gehen, solange meine Selbstachtung dies zuließ, und habe sehr selten Unannehmlichkeiten gehabt.

Weshalb sie Bill verhafteten.

Natürlich kamen dann und wann lustige Zwischenfälle vor, und zwar gewöhnlich, wenn ich nach verloren gegangenen Pferden suchte, denn dabei war ich in der Regel allein und mußte gelegentlich hundertundfünfzig bis zweihundertundfünfzig Kilometer weit aus meiner eigenen Gegend davonreiten. In einem solchen Fall erreichte ich lange nach Dunkelwerden eine kleine Viehstadt, brachte mein Pferd in einem leerstehenden Nebengebäude unter und erhielt auf meine Frage nach einem Bett im Gasthof den Bescheid, daß ich das einzige noch übrige bekommen könne, da nur ein Mann darin liege. Das Zimmer, das man mir anwies, enthielt zwei Doppelbetten: in einem lagen zwei fest schlafende Männer, in dem andern nur einer, der ebenfalls schlief. Es stellte sich heraus, daß dieser Mann ein Freund von mir war, einer der bereits erwähnten Bill Jones. Ich entkleidete mich also nach der Sitte jener Zeit und Gegend, d. h. ich legte Beinkleider, Stiefel, Gamaschen und Revolver neben das Bett und legte mich nieder. Einige Stunden später wurde ich dadurch geweckt, daß man die Tür öffnete und mir mit einer Blendlaterne ins Gesicht leuchtete, deren Schein auf der Mündung eines Revolvers glitzerte. Ein anderer Mann sagte zu dem Träger der Laterne: „Der ist es nicht!" Im nächsten Augenblick richteten sich zwei Revolverläufe auf meinen Bettgenossen, und eine Stimme sagte: „Na, Bill, machen Sie keine Dummheiten, sondern

---

* Remington hat die Illustrationen zu Roosevelts „Ranch Life and the Hunting-Trail" geliefert; sie sind in die deutsche Ausgabe („Als Cowboy unter Cowboys") leider nicht mit aufgenommen.

kommen Sie ruhig mit.“ „Ich denke nicht daran, Dummheiten zu machen“, sagte Bill. „Das ist recht,“ lautete die Antwort, „wir sind ja auch gute Freunde und wollen Ihnen nichts tun. Wir wollen nur, daß Sie mitkommen. Sie wissen schon, warum.“ Bill zog seine Beinkleider und Stiefel an und ging mit ihnen hinaus. Bis dahin war von dem andern Bett kein Laut vernehmbar gewesen. Jetzt wurde ein Zündholz angestrichen und ein Licht angesteckt, und einer jener Männer blickte sich im Zimmer um. Hier beging ich einen Verstoß gegen die Etikette, indem ich eine Frage stellte. „Ich möchte wohl wissen, warum sie Bill geholt haben“, sagte ich. Es erfolgte keine Antwort, und ich wiederholte: „Ich möchte wohl wissen, warum sie Bill geholt haben.“ „Na,“ versetzte der andere trocken, „ich denke mir, daß sie ihn haben wollten!“ und mit diesen Worten blies er das Licht aus, und die Unterhaltung war zu Ende. Später erfuhr ich, daß Bill in einem Anfall von Übermut einen Zug der Nördlichen Pazifikbahn zum Stehen gebracht hatte, indem er dem Zugführer nach den Füßen schoß und ihn zum Tanzen brachte. Das war von Bills Seite nichts weiter als ein Scherz, aber die Bahnbeamten hatten keinen so stark entwickelten Sinn für Humor, und auf ihre Klage hin wurde der Bundesmarschall beauftragt, Bill zu verhaften, „weil er durch Aufhalten des Zuges den Postbetrieb gestört habe“.

Im Handgemenge.

Der einzige Vorfall, bei dem ich jemals ernste Ungelegenheiten gehabt habe, ereignete sich in einem kleinen Gasthof, der noch weit primitiver war als der eben erwähnte. Auch bei dieser Gelegenheit war ich unterwegs, um nach verloren gegangenen Pferden zu suchen. Das Erdgeschoß des Hotels enthielt nichts weiter als ein Eßzimmer, eine Bar und eine angebaute Küche. Es war spät abends, als ich den Ort erreichte. Als ich näher kam, hörte ich in der Bar ein paar Schüsse fallen und hatte keine große Lust hineinzugehen. Aber eine andere Unterkunft war nicht vorhanden, und es war eine kalte Nacht. Drinnen fand ich mehrere Männer, die, wie der Wirt, jene lächelnde Miene zur Schau trugen, die man aufzusetzen pflegt, wenn man so tut, als ob man etwas gern hätte, was man nicht gern hat. Ein schäbiger Kerl mit breitem Hut und einem gespannten Revolver in jeder Hand ging laut fluchend im Zimmer auf und ab. Er hatte offenbar nach der Uhr geschossen, deren Zifferblatt mehrere Löcher aufwies.

Er war kein „schlimmer Kerl“ von der wirklich gefährlichen Sorte, dem echten Mördertypus, aber immerhin ein sehr unangenehmer Geselle, ein angehender Mörder, ein Raufbold, der für den Augenblick durchaus Oberwasser hatte. Sobald er mich erblickte, begrüßte er mich als „Vieräugigen“, wodurch er auf meine Brille anspielte, und schrie: „Der Vieräugige wird eine Lage geben!“ Ich stimmte mit ins Gelächter ein und setzte mich hinter den Ofen, wo ich der weiteren Beachtung zu entgehen hoffte. Er kam mir jedoch nach, und obwohl ich die Sache scherzhaft auf-

fassen wollte, wurde er immer frecher und beugte sich über mich, in jeder Hand einen Revolver und die gotteslästerlichsten Reden führend. Es war töricht von ihm, so dicht an mich heranzutreten, überdies hatte er die Hacken geschlossen, so daß er unsicher stand. Daher entgegnete ich auf seine wiederholte Aufforderung, Getränke zu bestellen, schließlich: „Na, wenn es denn nicht anders geht", und erhob mich, indem ich an ihm vorüber sah.

Während des Aufstehens versetzte ich ihm blitzschnell mit der Rechten einen Schlag gegen die eine Seite des Unterkiefers, und beim Aufrichten traf ich ihn noch einmal mit der Linken und dann abermals mit der Rechten. Er feuerte beide Revolver ab, aber ich weiß nicht, ob das nur eine unwillkürliche Bewegung seiner Hände war oder ob er wirklich auf mich schießen wollte. Als er zu Boden stürzte, schlug er mit dem Kopf gegen die Ecke des Schanktisches. Das war kein Fall, bei dem man es „drauf ankommen lassen" konnte, und wenn er sich gerührt hätte, hätte ich mich mit den Knien auf seine Rippen niedergelassen; aber er hatte die Besinnung verloren. Ich nahm ihm die Revolver weg, und die andern Männer, die nun laut auf ihn schalten, schleppten ihn hinaus und trugen ihn in einen Schuppen. So schnell wie möglich verzehrte ich mein Abendbrot, wobei ich in einer Ecke des Raumes fern von den Fenstern saß, und ging dann nach oben, wo es dunkel war, so daß man nicht von draußen auf mich schießen konnte. Indessen geschah nichts. Als mein Gegner zur Besinnung kam, ging er nach dem Bahnhof und fuhr mit einem Güterzug davon.

Leuten „ein Vater sein".

Wie gesagt, waren die meisten Leute in meinem Regiment Männer wie die, die ich im Westen kennen gelernt hatte. Es gehörten ihm sogar einige meiner Ranchfreunde an, z. B. der Waldläufer Fred Herrig, in dessen Begleitung ich meinen größten Bergschafbock geschossen habe. Nach der Auflösung des Regiments hatten einige dieser Leute auf ihrer ferneren Laufbahn die mannigfaltigsten Erlebnisse. Unser Verhältnis zueinander war das denkbar freundschaftlichste, und wie sie sagten, hatten sie das Gefühl, „als ob ich ihnen ein Vater wäre". Diese Empfindung äußerte sich zuweilen in einer Gestalt, die weniger reizvoll war als jene wohlklingende Redensart, denn sie wurde hauptsächlich von den wenigen gebraucht, die sich wie unartige Kinder aufführten. Die große Mehrheit der Leute nahmen ihre Berufsgeschäfte nach der Auflösung des Regiments da wieder auf, wo sie sie einige Monate zuvor hatten liegen lassen, und diese Männer waren nur darauf bedacht, mir oder einander beizustehen, wie die Sachlage es gerade erheischte. Kein Mensch hat mehr Ursache gehabt, auf sein Regiment stolz zu sein, als ich, sowohl im Krieg wie im Frieden. Aber es gab darin eine Minderheit, die für ein Leben friedlicher Regelmäßigkeit ungeeignet war, obwohl gerade diese Leute sich oft genug als vorzügliche Soldaten bewährt hatten.

Von dieser Art von Leuten erhielt ich Briefe mit der stehenden Einleitung, bei der mir immer schon schwer ums Herz wurde: „Lieber Herr Oberst! Ich schreibe an Sie, weil ich in Not bin.“ Diese Not konnte fast jede nur denkbare Form annehmen. Einer dieser Briefschreiber fuhr z. B. fort: „Ich habe das Pferd nicht gestohlen, aber sie behaupten es.“ Ein anderer klagte mir, seine Schwiegermutter habe ihn wegen Bigamie ins Gefängnis gebracht. Ein anderer Fall war noch merkwürdiger. Ich will den Betreffenden Gritto nennen. Sein Brief fing folgendermaßen an: „Lieber Herr Oberst! Ich schreibe an Sie, weil ich in Not bin. Ich habe eine Dame ins Auge geschossen. Aber, Herr Oberst, ich habe gar nicht nach der Dame geschossen, ich habe auf meine Frau geschossen“, was er unter Männern, die den Lauf der Welt kennen, anscheinend für eine ausreichende Entschuldigung hielt. Ich antwortete, mit Leuten, die auf Damen schössen, wolle ich nichts mehr zu tun haben, und hörte jahrelang nichts wieder von der Sache.

Kameraden.

Als ich dann Präsident war, schrieb mir ein Mitglied meines Regiments, Major Llewellyn, der während meiner Amtszeit in Neu-Mexiko Bundesbezirksanwalt war, einen Brief, der, wie alle seine Briefe, reich war an interessanten Nachrichten über die Kriegsgefährten. Darin kam unter anderm folgende Stelle vor: „Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, hat Kamerad Ritchie in Colorado einen Mann erschossen. Wie ich höre, spielte der Kamerad eine Partie Poker, und der Mann mischte sich ins Spiel hinein und brauchte gemeine Ausdrücke, so daß Kamerad Ritchie schießen mußte. Kamerad Webb hat in Beaver (Arizona) zwei Männer erschossen. Kamerad Webb ist im Forstdienst angestellt, und die Schießerei hing mit seinem Beruf zusammen. Neulich war ich draußen im Zuchthaus und besuchte Kamerad Gritto, der, wie Sie sich vielleicht erinnern, auf seine Schwägerin geschossen hat und deshalb eingesperrt wurde (auf diese Weise erfuhr ich zum erstenmal, wer jene Dame war, auf die Gritto geschossen hatte). Inzwischen ist Kamerad Boyen mit seiner (Grittos) Frau nach Neu-Mexiko durchgegangen, und die Leute in der Grafschaft sind der Meinung, daß man ihn herauslassen sollte.“ Augenscheinlich war der Sportgeist der Bevölkerung der Grafschaft Grant geweckt worden, und sie hatten das Gefühl, daß Gritto, da Kamerad Boyen einen tüchtigen Vorsprung hatte, freigelassen werden müsse, damit man sehe, was daraus werden würde.

Die Leute meines Regiments unterstützten mich immer mit wahrer Begeisterung, wenn ich mich um ein Amt bemühte. Einmal begleitete mich Buck Taylor aus Texas bei einer solchen Gelegenheit und hielt eine Rede für mich. Die Menge fand von Anfang an Gefallen an dieser Rede, und ich ebenfalls, bis zu dem Schluß, der folgendermaßen lautete: „Mitbürger, stimmt für meinen Oberst! Er wird euch führen, wie er uns

geführt hat, wie Schafe zur Schlachtbank!" Das war kaum ein Kompliment für mein militärisches Geschick, aber es gefiel der Menge und hat mir, soweit ich es zu beurteilen vermochte, durchaus nicht geschadet.

Bei einer andern Tour — ich kandidierte um das Amt des Vizepräsidenten — geriet ein Mitglied meines Regiments in einen Wortwechsel mit einem Redakteur der Volkspartei, der eine ungünstige Ansicht über meinen Charakter zum besten gegeben hatte, und schoß im Laufe des Streites auf diesen Redakteur — glücklicherweise war die Verletzung nicht tödlich. Wir mußten ihn zurücklassen, damit er sich vor Gericht verantwortete, und da er kein Geld bei sich hatte, gab ich ihm 150 Dollars, damit er sich einen Verteidiger nehmen konnte; ich hatte mir das Geld von dem Senator Wolcott aus Colorado geborgt, der mich ebenfalls auf dieser Reise begleitete. Nach der Wahl erhielt ich von meinem Freund einen Brief folgenden Inhalts: „Lieber Herr Oberst! Ich werde die mir von Ihnen vorgestreckten 150 Dollars nun doch nicht brauchen, da wir unsern Bezirksanwaltskandidaten durchgebracht haben. Deshalb habe ich das Geld dazu verwendet, einen Pferdehandel zu erledigen, in den ich unglücklicherweise verwickelt wurde." Einige Wochen später erhielt ich indessen einen tieftraurigen Brief mit der Nachricht, daß der Bezirksanwalt — den er offenbar für einen kaltherzigen Formenmenschen hielt — ihn ins Gefängnis gesteckt habe. Darauf hörte ich nichts weiter von der Sache, bis ich zwei oder drei Jahre später eine Stadt in einem andern Staat besuchte, wo ich sowohl meinen Briefschreiber wie den Redakteur unter den Führern des Begrüßungsausschusses wiedersah. Beide hatten einen engen Freundschaftsbund geschlossen und waren eifrige Anhänger meiner Partei.

Ein 38-cm-Lauf an einem 45-cm-Modell.

Bei einem der Regimentsfeste begrüßte mich ein Mann, der ein vortrefflicher Soldat gewesen war, indem er mir sagte, wie sehr es ihn freue, daß der Richter ihn noch rechtzeitig losgelassen habe, damit er dieses Fest mitmachen könne. Ich fragte ihn, was denn geschehen sei, worauf er ganz verwundert erwiderte: „Aber Herr Oberst! Wissen Sie denn nicht, daß ich Unannehmlichkeiten mit einem Herrn hatte — und — und — ich habe ihn totgeschossen. Aber Sie sehen, daß der Richter die Sache ganz in der Ordnung fand, denn sonst hätte er mich nicht freigelassen." Ich überging diesen letzteren Punkt, indem ich fragte: „Wie kam denn das? Wie haben Sie das angefangen?" Er faßte die Frage irrtümlich in dem Sinne auf, als ob ich ein rein technisches Interesse an den Tag legte, und erwiderte: „Mit einem 38-cm-Lauf an einem 45-cm-Modell, Herr Oberst." Ich mußte über die Antwort lachen, und sie wurde in meiner Familie und auch bei einigen meiner Freunde, einschließlich Seth Bullock, sprichwörtlich. Als man in Milwaukee auf mich geschossen hatte, erkundigte sich Seth Bullock

telegraphisch nach meinem Ergehen, und ich erwiderte, es habe nichts zu sagen, denn die Waffe sei nur ein 38-cm-Lauf an einem 45-cm-Modell gewesen. Dieses Telegramm gelangte irgendwie in die Öffentlichkeit und erregte viel Kopfzerbrechen. Übrigens konnten weder meine Regimentskameraden noch meine alten Freunde im Westen recht verstehen, weshalb die Tatsache, daß ich nach dem Attentat noch eine Rede hielt, solches Interesse erregte. Sie erwarteten nichts anderes und hielten es unter den vorliegenden Umständen bei einem Mann für selbstverständlich, für eine Sache, deren Nichterfüllung mir eher zur Schande gereicht hätte, als daß ihre Erfüllung mir Ehre machte. Sie würden z. B. nicht erwartet haben, daß ein Mann wegen einer derartigen Verwundung das Schlachtfeld verlassen hätte, und sahen nicht ein, weshalb er sich einer minder wichtigen und gefahrvollen Pflicht hätte entziehen sollen.

Nichts schuldig bleiben.

Einer der besten Soldaten in meinem Regiment war ein riesenhafter Mann, den ich nachher zum Marschall in einem Rocky-Mountain-Staat ernannt habe. Er hatte seine frische und ausgelassene Jugendzeit an der Grenze verlebt, die damals ihre Wikingerzeit durchmachte, und dabei natürlich an Abenteuern teilgenommen, die jedem, „der es gewöhnt ist, anständig an Infektionskrankheiten zu sterben", sehr verwunderlich erschienen. Ich sagte ihm, daß man zweifellos versuchen werde, seine Bestätigung durch den Senat zu hintertreiben, und daß ich deshalb über alle Tatsachen aus seinem Leben unterrichtet sein müsse. Ob er Pharao* gespielt habe? Das wohl, aber nur, als alle andern es auch spielten, und er habe niemals falsch gespielt. Ob er jemand umgebracht habe? Ja, aber es sei in Dodge City geschehen, als er Marschall oder stellvertretender Marschall war, zu einer Zeit, als das jetzt so friedliche Dodge City die schlimmste Stadt auf dem Festlande von Amerika war und von Mordbuben und Straßenräubern wimmelte; dabei legte er Telegramme von sehr gut beleumundeten Richtern vor, die ihm die Notwendigkeit der ergriffenen Maßnahmen bezeugten. Schließlich sagte ich: „Nun sagen Sie mir aber, Ben, wie kam es, daß Sie Ihr halbes Ohr eingebüßt haben?", worauf er etwas verlegen erwiderte: „Herr Oberst, das hat man mir abgebissen." „Wie kam das, Ben?" „Ja, wissen Sie, man hatte mich hingeschickt, damit ich einen Herrn verhaftete, und dabei gerieten wir aneinander, und er biß mir das Ohr ab." „Was haben Sie mit dem Herrn getan, Ben?" „Wir sind uns nichts schuldig geblieben, Herr Oberst." Ich fragte nicht weiter nach den Verletzungen, die er dem „Herrn" etwa beigebracht haben mochte. Mit einiger Mühe gelang es mir, seine Bestätigung durch den Senat zu erreichen, und er war einer der besten Beamten in diesem ganzen Dienstzweig — gerade wie er einer der besten Soldaten in meinem Regiment

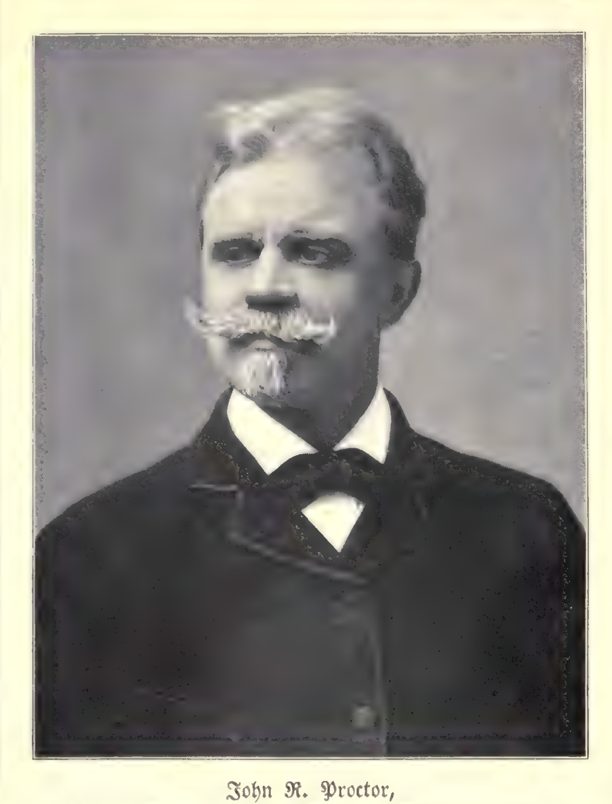
* Ein Glücksspiel mit Karten.



Theodore Roosevelt
als Mitglied der Zivildienstkommission. (S. 107.)



Hugh Thompson,
Ex-Gouverneur von Südkarolina, ehemaliger Soldat der Konföderationsarmee und Mitglied der Zivildienstkommission. (S. 107.)



John R. Proctor,
Demokrat aus Kentucky, ehemaliger Soldat der Konföderationsarmee und Mitglied der Zivildienstkommission. (S. 107).

gewesen war. Ich wollte nur, daß mir jemals ein besserer Staatsbürger vorkäme, oder ein Mann, auf den ich mich in jeder Hinsicht fester verlassen könnte.

Wie ich meine Zuhörer fesselte.

Als ich im Jahre 1900 als Kandidat für die Vizepräsidentschaft aufgestellt wurde, schickte mich das Nationalkomitee nach den Staaten der Hochebenen und der Rocky-Mountains. Diese Staaten hatten sich vor vier Jahren mit überwiegender Mehrheit für Herrn Bryan und die Silberwährung erklärt, und man dachte, ich würde dank meiner Bekanntschaft und Vertrautheit mit dem Volk etwas dafür tun können, daß sie den Republikanern zurückgewonnen wurden. Es war eine interessante Reise, und die übliche Eintönigkeit einer derartigen Wahlkampagne wurde dadurch lebhafter gestaltet, daß sich die Zuhörerschaft gelegentlich feindlich verhielt. Einige der Versammlungen endeten mit einem Aufruhr. Eine wurde durch den Pöbel gesprengt; alles geriet in eine Prügelei, so daß man nicht mehr reden konnte. Bald darauf kamen wir in eine Stadt, wo man uns gleich sagte, daß es Unannehmlichkeiten geben könne. Hier gehörte dem Wahlkomitee ein alter und geschätzter Freund von mir an: ein „Zwei-Revolver“-Mann von großem Ruf, der durchaus nicht streitsüchtig war, aber immer sein Wort hielt. Wir marschierten nach dem Opernhause*, das mit zum Teil recht übel aussehenden Leuten vollgepfercht war. Mein Freund, der „Zwei-Revolver“-Mann, saß dicht hinter mir, die Arme gekreuzt, einen Revolver an jeder Hüfte, und das Gesicht den Zuhörern zugewandt; er heftete sofort seinen stechenden Blick auf den Teil des Saales, von dem her auch nur ein Flüstern laut wurde. Die Zuhörer lauschten wie gebannt. Nach meiner Rede sagte ich, die Situation falsch deutend, voller Stolz auf meine rednerische Begabung zu dem Vorsitzenden des Komitees: „Die Zuhörer hatte ich gut in der Hand. Es ist doch keine einzige Unterbrechung vorgekommen!“, worauf der Vorsitzende erwiderte: „Unterbrechung? Das glaube ich wohl! Seth hatte unter den Zuhörern bekannt machen lassen, daß er jeden Höllensohn, der auch nur den Mund auftäte, niederschießen würde!“

Grenzerphilosophie.

Es gab ein Stück Grenzerphilosophie, das ich in fortgeschritteneren Gemeinschaften gern nachgeahmt sehen möchte. Gewisse Verbrechen von empörend niedriger und roher Art wurden nie verziehen. Aber bei gewöhnlichen Vergehen wurde einem Mann, der seine Strafe verbüßt hatte und ein neues anständiges Leben anfangen wollte, nichts in den Weg gelegt;

---

* Jede kleine amerikanische Stadt hat ihr „Opernhaus“, in dem natürlich nie eine Oper gespielt wird. Es ist einfach ein Saal mit einer Bühne, auf der allerlei schauspielerische und gymnastische Leistungen vorgeführt werden. Das „Orchester“ besteht oft aus einer einzigen Person.

selbstverständlich war das auch den Frauen gegenüber der Fall. Wer diese Frage studiert hat, weiß nur zu gut, daß die Welt die Bereitwilligkeit, mit der sie ein Verbrechen, wofür ein Mensch nicht bestraft werden kann, entschuldigt, dadurch ausgleicht, daß sie dem oft weniger schuldigen, der tatsächlich bestraft wird und dadurch gesühnt hat, oft unerbittliche Unbarmherzigkeit entgegenbringt. An der Grenze war das anders: gab ein Mann sich dort redliche Mühe, sich gut zu führen, so war jeder geneigt, ihm volle Gelegenheit dazu zu geben und ihm in jeder Weise gerecht zu werden. Mehrere der Männer, die ich kennen lernte und besonders gern hatte, gehörten zu dieser Klasse. In meinem Regiment war solch ein Mann; er hatte wegen Raubes im Militärverhältnis eine Strafe abgebüßt und sein Vergehen durch jahrelange treue Pflichterfüllung gesühnt. Ich setzte ihn in ein hohes Amt, und niemand hat während meiner Amtszeit dem Staate bessere Dienste geleistet, noch gab es irgend jemand, den ich als Soldaten, als Beamten, als Bürger und Freund mehr geschätzt und geachtet hätte — und noch heute schätze und achte — als ihn.

Die helfende Hand.

Nun werden gewisse brave Leute aus all diesem entnehmen, daß ich Leute, die Verbrechen begehen, begünstige. Das tue ich durchaus nicht. Ich habe keine Spur von Verständnis für die Sentimentalität oder Gefühlsduselei, die von törichtem Mitleid für den Übeltäter überfließt und sich nicht im geringsten um das Opfer des Übeltäters kümmert. Es freut mich, wenn ich sehe, daß Verbrecher bestraft werden. Die Bestrafung ist vom Gesichtspunkt der Gesellschaft aus eine unbedingte Notwendigkeit, und die Wohlfahrt der Gesellschaft steht mir höher als die Besserung des Verbrechers. Aber ich möchte, daß sich dem Mann (oder der Frau), der seine Tat gebüßt hat und sich bessern möchte, eine helfende Hand böte. Jeder von uns, der sein eigenes Herz kennt, weiß, daß auch er stolpern kann, und sollte gern bereit sein, dem Bruder oder der Schwester, die gestrauchelt sind, zu helfen. Wenn der Verbrecher seine Strafe verbüßt hat und die redliche Absicht an den Tag legt, ein anständiges, rechtschaffenes Leben zu führen, so sollte man ihm die Möglichkeit dazu bieten; man sollte ihm helfen und ihn nicht hindern. Und wenn er seinen guten Vorsatz durchführt, sollte man ihm die Achtung zollen, die so oft Selbstachtung erzeugen hilft — diesen kostbarsten Besitz.

Fünftes Kapitel.

Angewandter Idealismus.

Im Frühjahr 1889 wurde ich von Präsident Harrison zum Mitglied der Zivildienstkommission ernannt. Ich hatte mich seit fast fünf Jahren nicht sonderlich im öffentlichen Leben betätigt, obwohl ich gewisse Arbeiten für die Partei verrichtet, Wahlreden gehalten und im Jahre 1886 erfolglos gegen den Demokraten Abraham S. Hewitt und den Unabhängigen Henry George für das Amt des Mayors von New York kandidiert hatte.

Ich gehörte der Zivildienstkommission sechs Jahre lang an: vier Jahre unter Präsident Harrison und dann noch zwei Jahre unter Präsident Cleveland. Beide Präsidenten haben mich stets mit der allergrößten Rücksicht behandelt. Zu meinen Kollegen gehörten unter andern auch der ehemalige Gouverneur von Südkarolina Hugh Thompson und zu einer andern Zeit John R. Proctor aus Kentucky. Beide waren Demokraten und hatten in der Konföderationsarmee gedient. Ich wurde mit beiden Männern eng befreundet, und wir haben bei jedem Kampf, den unsere Kommission zu bestehen hatte, Schulter an Schulter gestanden.

Während meiner sechsjährigen Dienstzeit in der Kommission wurde das Verdienstsystem* auf Kosten des Beutesystems derartig erweitert, daß die Anzahl von Ämtern, die es ursprünglich umfaßte, sich um ein Vielfaches erhöhte. Diese Vermehrung vollzog sich gewöhnlich durch Einführung von Prüfungen, die zur Bewerbung um Ämter berechtigten; manchmal aber auch, wie bei den Marinewerften, durch ein Registrierungssystem. Das war schon an und für sich ein gutes Werk. Aber noch wohltätiger

* Die meisten Beamtenstellen wurden früher nach dem Beutesystem besetzt; wenn eine andere Partei zur Herrschaft kam oder ein neuer Präsident gewählt worden war, erhielten die Leute, die den Sieg hatten erringen helfen, zur Belohnung ein einträgliches Amt, obwohl sie vielleicht völlig unfähig waren, es auszuüben; dem Sieger gehörte eben die Beute. Die Zivildienstkommission hatte nun vor allem die Aufgabe, festzustellen, welche Ämter eine besondere Vorbereitung erforderten; die Anwärter mußten Prüfungen ablegen, die ebenfalls von der Kommission vorgeschrieben wurden. Dadurch wurden dem Beutesystem immer mehr Stellen entzogen und dem Verdienstsystem zugeführt; die Ämter wurden nach „Verdienst“ vergeben.

war es, daß das Gesetz wirksam und unverfälscht durchgeführt wurde, wo es sich anwenden ließ. Wie es bei der Einführung eines solchen Systems unvermeidlich ist, war es bei seiner ersten Anwendung nur zum Teil erfolgreich. Es fand z. B. wohl auf die gewöhnlichen Angestellten der großen Zoll- und Postämter, nicht aber auf die Vorsteher dieser Ämter Anwendung. Viele der letzteren waren schlüpfrige Politiker, die moralisch auf keiner hohen Stufe standen; sie waren selbst nach dem Beutesystem angestellt worden und brannten nun darauf, das Verdienstsystem auf direktem oder indirektem Wege zu Fall zu bringen und ihre eigenen politischen Schulden durch Unterbringung ihrer Helfer und Trabanten in den ihnen unterstellten Ämtern zu bezahlen. Zuweilen gingen diese Männer mit unverhohlener und ungeschminkter Brutalität vor. In der Regel aber suchten sie das Gesetz mit List zu umgehen*. Die Zivildienstreformer dagegen waren meist in der praktischen Politik nicht recht bewandert und waren oft beinahe hilflos, wenn sie es mit erfahrenen, berufsmäßigen Politikern zu tun hatten. Infolgedessen merkte ich bald nach meiner Berufung, daß es viele Dienstzweige gab, bei denen die Durchführung des Gesetzes nur leerer Schein war. Das war verhängnisvoll, denn es ermutigte die Politiker dazu, überall Angriffe gegen das Gesetz zu richten, während sich der braven Leute das Gefühl bemächtigte, als ob es nicht der Mühe wert sei, das Gesetz zu verteidigen. Das erste, was meine Kollegen und ich zu erreichen suchten, war die strenge Durchführung der Gesetze, und das gelang uns nach einigen erbitterten Kämpfen. Aber im Verlauf dieser Kämpfe waren wir natürlich genötigt, einflußreiche Politiker anzugreifen, von denen einige Kongreßmitglieder und andere Helfer und Gönner von Kongreßmitgliedern waren. Infolgedessen sahen wir uns bald in eine Kette von Streitigkeiten mit hervorragenden Senatoren und Kongreßmitgliedern verwickelt. Es gab eine Anzahl Senatoren und Kongreßmitglieder — Männer wie H. C. Lodge aus Massachusetts (erst Kongreßmitglied und dann Senator); Senator Cushman K. Davis aus Minnesota; Senator Orville H. Platt aus Connecticut; Senator Cockrell aus Missouri; den späteren Präsidenten McKinley aus Ohio (damals im Kongreß) und Dargan aus Südkarolina (ebenfalls Kongreßmitglied) — denen das Beutesystem verhaßt war, die bei jeder neuen Wendung energisch und wirksam für die Reform eintraten, und ohne deren Hilfe die ganze Reform sicherlich gescheitert wäre. Es waren aber auch sehr viele andere Senatoren und Kongreßmitglieder vorhanden, denen wieder die Reform und alles, was damit zusammenhing, und jeder, der für sie eintrat, verhaßt war; manchmal war dieser Haß — um einen juristischen Ausdruck zu brauchen — pro causa, und manchmal

* Gemeint ist das Zivildienstgesetz vom Jahre 1883, das eine Anzahl von Stellen bezeichnete, die geprüften Anwärtern vorbehalten bleiben sollten, und das außerdem die Zivildienstkommission ins Leben rief, die aus drei Mitgliedern bestand und den Präsidenten bei der Reformierung des Beamtenwesens unterstützen sollte.

peremtorisch: d. h. zuweilen kam die Kommission ihren tüchtigsten und nebenbei vielleicht auch verworfensten und skrupellosesten Helfershelfern in die Quere, und ein andermal, wo das nicht der Fall war, hegte der Betreffende trotzdem eine angeborene Abneigung gegen alles, was darauf abzielte, die Regierung moralisch zu heben. Diese Männer bekämpften uns unausgesetzt, und meistens wurden sie von einer gewissen Anzahl von Beamten, von Kabinettsmitgliedern abwärts, mehr oder minder offen unterstützt. Die betreffenden Senatoren und Kongreßmitglieder legten uns die verschiedentlichsten Hindernisse in den Weg. Zuweilen setzten sie z. B. Ausschüsse ein, die unsere Tätigkeit untersuchen sollten, wie ich mich denn überhaupt während meiner öffentlichen Laufbahn sowohl im Amt wie außer Amt daran gewöhnt habe, das Erscheinen vor Untersuchungskomitees als einen Teil der gewöhnlichen Ordnung der Dinge zu betrachten. Zuweilen versuchten sie auch, die für die Kommission ausgeworfenen Gelder zu beschneiden.

Gelegentlich übten wir auch einen Zwang auf diese Feinde der Kommission aus, indem wir zu dem einfachen Mittel griffen, in ihren Bezirken keine Prüfungen abzuhalten. Das führte immer zu verzweifelten Klagen seitens ihrer Wähler, worauf wir erklärten, unsere Geldmittel seien leider beschnitten worden, so daß wir nicht in jedem Bezirk Prüfungen veranstalten könnten, und natürlich könnten wir nicht gerade die Wahlbezirke derjenigen Kongreßmitglieder übergehen, die an die Reform und folglich auch an die Prüfungen glaubten. Dann wendeten die Wähler ihre Aufmerksamkeit sofort ihrem Vertreter im Kongreß zu, und das hatte zur Folge, daß wir schließlich doch immer Geld genug erhielten, um unsere Arbeit verrichten zu können. Im ganzen standen die hervorragendsten politischen Führer auf unserer Seite. Wer an der Spitze eines großen Ressorts steht, wird, wenn er ein tüchtiger Mensch ist, immer wünschen, daß dieses Ressort gut verwaltet wird, und schon eine kurze praktische Erfahrung beweist ihm, daß es nicht gut verwaltet werden kann, wenn er seine Beförderungen nach dem Willen beutegieriger Politiker vornehmen muß. Der Widerstand äußerte sich, wie bei fast jeder Reform, die ich unternommen habe, meist unter der Maske bissiger Verleumdung. Unsere Widersacher fußten hauptsächlich auf der geradezu falschen Darstellung dessen, was wir zu vollbringen trachteten, sowie auch unserer Methoden, Handlungen und Persönlichkeiten. Ich habe mehr als einen hitzigen Strauß mit den Urhebern und Gevattern dieser falschen Darstellungen ausgefochten, und sie haben mich damals lebhaft interessiert. Jetzt aber würde es langweilig sein, wenn ich diesen Wust aufgedeckter Lügen einzeln durchgehen oder die niedrige Gesinnung und Bosheit einiger hochgestellten Beamten bloßstellen wollte. Ein Lieblingsmittel im Kampf gegen uns bestand darin, daß man die Reform als „chinesisch“ bezeichnete, weil die Chinesen ein unzulängliches Regierungssystem teilweise auf der Theorie schriftlicher Prüfungen aufgebaut hatten. Das war eine sehr einfache Schlußfolgerung: „In China hatte

es schriftliche Prüfungen gegeben; die Einführung schriftlicher Prüfungen wurde für die Vereinigten Staaten vorgeschlagen; deshalb war das vorgeschlagene System chinesisch." Man hätte diese Schlußfolgerung auch in anderer Weise anwenden können. So haben die Chinesen z. B. seit Jahrhunderten das Schießpulver benutzt; Schießpulver wird für Springfieldsche Büchsen gebraucht; folglich sind Springfieldsche Büchsen chinesisch. Die eine Schlußfolgerung ist genau so logisch wie die andere. Es war unmöglich, auf jede Lüge über das System zu antworten, aber es war möglich, gewisse Unwahrheiten zu widerlegen, zumal wenn sie aus dem Munde eines Senators oder Kongreßmitgliedes kamen. In der Regel bestanden diese Unwahrheiten in der Behauptung, wir hätten den Kandidaten alberne Fragen gestellt. Gelegentlich wurde auch behauptet, daß wir Leute Bezirken zuwiesen, in denen sie nicht ihren Wohnsitz hatten, was ganz einfach bedeutete, daß diese Leute den tonangebenden Politikern der betreffenden Bezirke nicht bekannt waren.

Ein Gegner, mit dem wir einen ziemlich hitzigen Strauß ausfochten, war ein republikanisches Kongreßmitglied aus Ohio, Herr Grosvenor, einer der Führer im Hause. Herr Grosvenor machte seinen Angriff im Kongreß und zählte unsere Sünden in einer mehr effektvollen als wahrheitsgetreuen Weise auf. Damals war wieder ein Komitee dabei, unsere Tätigkeit zu untersuchen, und als ich das nächste Mal vor diesem Komitee erschien, bat ich, daß Herr Grosvenor mir in der Sitzung gegenübergestellt werden möchte. Herr Grosvenor ließ diese Herausforderung mehrere Wochen lang unbeachtet, bis bekannt wurde, daß ich im Begriff sei, nach meiner Ranch in Dakota abzureisen; da hielt er die Sache für ungefährlich und schrieb mir einen Brief, in dem er den dringenden Wunsch aussprach, vor dem Komitee mit mir zusammenzutreffen. Ich gab mein Billett sofort wieder zurück, blieb da und traf ihn vor dem Komitee. Herr Grosvenor erwies sich als Mann von beneidenswerter Gedächtnisschwäche, so daß man ihn schon in Verwirrung bringen konnte, wenn man nur seine Behauptungen paarweise gegenüberstellte. Er hatte sich z. B. zu der unvorsichtigen Bemerkung verleiten lassen, daß er „die Aufhebung des Zivildienstgesetzes nicht wünsche, und auch nie eine dahingehende Äußerung getan habe". Ich legte darauf folgenden Auszug aus einer seiner Reden vor: „Ich will nicht nur für die Streichung dieser Vorlage stimmen, sondern für die Abschaffung des ganzen Gesetzes." Hierauf erwiderte er nur, daß diese beiden Äußerungen einander nicht widersprächen. Dann hatte er behauptet, daß „Rufus P. Putnam, der betrügerischerweise nach Ohio, Bezirk Washington, überwiesen worden sei, niemals in Ohio im Bezirk Washington, noch in seinem Wahlkreise, noch überhaupt seines Wissens im Staate Ohio gelebt habe". Wir legten nun einen Brief vor, den er dank einer gütigen Vorsehung selbst über Herrn Rufus P. Putnam geschrieben hatte, und in dem unter anderm stand: „Herr Rufus P. Putnam ist ein rechtmäßiger Einwohner meines Wahlbezirks und hat dort noch jetzt Verwandte." Erst erklärte er,

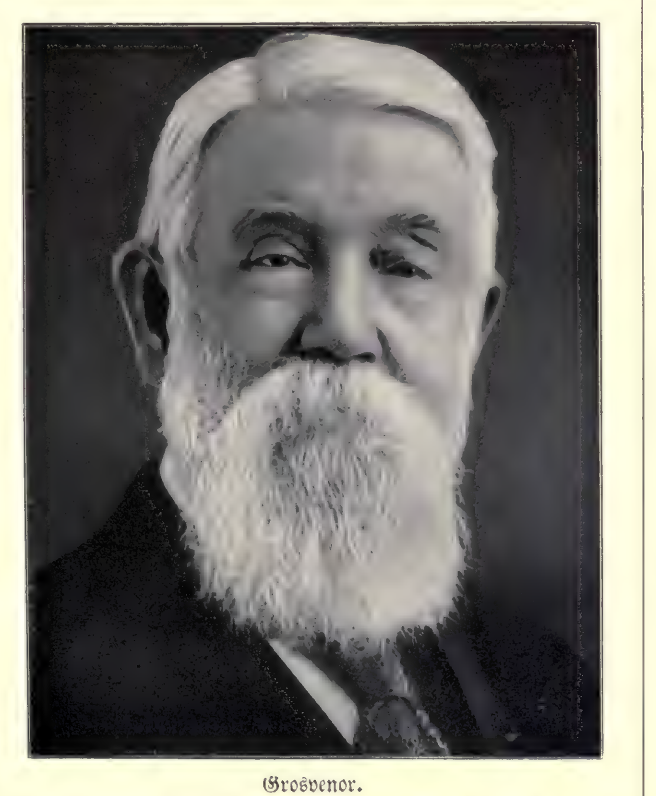
daß er den Brief nicht geschrieben habe; dann, er habe vergessen, daß er den Brief geschrieben habe; und darauf, er sei vollständig hinter das Licht geführt worden, als er ihn geschrieben habe. Er sagte: „Ich weiß von keinem einzigen Bewerber aus meinem Bezirk, der eine Anstellung im Zivildienst erhalten hat.“ Wir widerlegten ihn durch Nennung von acht Namen. Er überflog sie und sagte: „Ja, die acht Leute leben in meinem Bezirk, wie er jetzt zusammengesetzt ist“, fügte aber hinzu, an seinem Wahlbezirk sei so viel „herumgemurkst“ worden, daß er nicht mehr zu sagen vermöge, wer darin wohne und wer nicht. Als ich mich zu weiteren Fragen anschickte, beschuldigte er mich eines Mangels an Humor, weil ich nicht begriffe, daß seine Behauptungen „scherzhaft gemeint“ gewesen seien, und erklärte dann, daß „ein Mitglied des Kongresses bei einer Rede, die es im Hause halte, doch vielleicht eine etwas andere Stellung einnehme als ein Zeuge auf der Zeugenbank“ — ein offenes Zugeständnis, daß er Gewissenhaftigkeit in seinen Angaben nicht für erforderlich halte, wenn er als Kongreßmitglied rede. Schließlich erhob er sich würdevoll und gemessen und sagte, es sei sein „verfassungsmäßiges Recht“, daß man ihn nicht an anderm Ort um dessentwillen zur Rechenschaft ziehen dürfe, was er im Kongreß gesagt habe, worauf er es dem höchlichst belustigten Komitee überließ, die Untersuchungen ohne seine Hilfe fortzusetzen.

Ein ernsterer Gegner war der Führer der Demokraten im Senat, Herr Gorman. In einer Angriffsrede gegen die Kommission schilderte Herr Gorman mit beweglichen Worten, wie ein Freund von ihm, „ein gescheiter junger Mann aus Baltimore“ und von seinem Pfarrer gut empfohlener Sonntagsschüler, den Wunsch gehegt habe, Briefträger zu werden, und wie er sich vor unserer Kommission zur Prüfung eingefunden habe. Nach Herrn Gormans Aussage fragten wir ihn zuerst, welches der nächste Weg von Baltimore nach China sei, worauf der „gescheite junge Mann“ geantwortet habe, er hege nicht die Absicht nach China zu gehen, und habe daher die Route nicht studiert. Darauf, sagte Herr Gorman, hätten wir ihn nach den Dampferlinien von den Vereinigten Staaten nach Europa gefragt, seien dann zur Geologie übergegangen, hätten ihn in Chemie geprüft und schließlich durchfallen lassen. Herr Gorman schien nicht zu wissen, daß wir über unsere Prüfungen genau Buch führten. Ich schrieb ihm sofort, daß ich alle unsere Prüfungsarbeiten sorgfältig durchgesehen hätte und nicht imstande gewesen sei, eine Frage aufzufinden, die auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit den von ihm angegebenen gehabt habe, und daß ich ihm sehr dankbar sein würde, wenn er mir den Namen des „gescheiten jungen Mannes“, der ihn hinters Licht geführt habe, nennen wollte. Doch jener „gescheite junge Mann“ blieb andauernd namenlos. Des weiteren fragte ich bei Herrn Gorman an, ob er uns nicht wenigstens das Datum der Prüfung angeben wolle, an der sein Gewährsmann angeblich teilgenommen hatte, wenn er seinen Namen auch nicht verraten wolle. Ich bot ihm sogar an, er möchte einen Bevollmächtigten schicken, der die

ganzen Akten durchsehen könnte; ich würde ihm in jeder Hinsicht behilflich sein, solche Fragen zu entdecken. Aber der bisher nicht als empfindsame Seele bekannte Herr Gorman war so entsetzt über den Gedanken, daß die Wahrheitsliebe des „gescheiten jungen Mannes" in Frage gestellt wurde, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, überhaupt auf meinen Brief zu antworten. Ich stellte deshalb öffentlich fest, daß nach derartigen Dingen nie gefragt worden sei. Herr Gorman brütete lange über diese Erklärung; erst in der nächsten Session erhob er sich, um sich darüber zu beklagen, daß er einen sehr „unverschämten" Brief von mir erhalten habe (mein Brief bestand aus einigen höflichen Zeilen, worin ich ihm mitteilte, er könne sich, wenn er es wünsche, durch persönliche Prüfung davon überzeugen, daß seine Angaben den Tatsachen nicht entsprächen). Des weiteren erklärte er, daß ich ihn „grausam" zur Rechenschaft gezogen hätte, weil er versucht habe, ein von der Zivildienstkommission begangenes „schweres Unrecht" wieder gutzumachen. Niemals hat aber Herr Gorman irgendeinen Anhalt für das Vorhandensein jenes Kindes seiner Phantasie, des „gescheiten jungen Mannes aus Baltimore", beigebracht.

Dieser Vorfall ist hauptsächlich deshalb von Wichtigkeit, weil er ein helles Licht auf die geistige Verfassung des Mannes wirft, der damals einer von den zwei oder drei einflußreichsten Führern der demokratischen Partei war. Herr Gorman hatte für Herrn Cleveland die demokratische Wahlkampagne geleitet und war im Kongreß das Haupt der Demokraten. Es war höchst merkwürdig, daß er so unbesonnen sein konnte, Behauptungen aufzustellen, die jeder tatsächlichen Begründung entbehrten und von denen er hätte wissen müssen, daß ich sie nicht unwiderlegt hingehen lassen würde. Damals, wie noch heute, waren die gewöhnlichen Zeitungen in New York und anderswo ebenso leichtsinnig in ihren falschen Angaben über Männer und Maßnahmen des öffentlichen Lebens; aber für einen Mann in Herrn Gormans verantwortlicher Führerstellung erschien eine solche Handlungsweise als kaum der Mühe wert. Indessen konnte man Herrn Gorman wenigstens nicht nachsagen, daß er versucht hätte, den guten Ruf eines Mannes durch fälschliche Behauptungen zu untergraben. Es wäre zu wünschen, daß alle Schriftsteller und Redner sich immer der Bemerkung Puddin'head Wilsons erinnerten, daß es zwar neunhundertundneunundneunzig Arten von Unwahrheit gebe, daß aber die einzige Art, die in der Bibel ausdrücklich verurteilt werde, ebenso wie Mord, Diebstahl und Ehebruch, darin bestehe, daß man falsch Zeugnis ablegt gegen seinen Nächsten.

Einer der häßlichsten Züge des alten Beutesystems war die erbarmungslose Grausamkeit und Roheit, die es so oft in der Behandlung treuer Diener ihres Staates — die jedoch keinen politischen Einfluß besaßen — in die Erscheinung treten ließ. Das Leben ist schon an und für sich hart und grausam genug; das gilt vom Staatsdienst ebenso gut wie vom Privatdienst. Alle Günstlingswirtschaft, alle Roheit, Gemeinheit und Bosheit abzutun, wird unter keinem System möglich sein, aber wir können



Grosvenor.

„Herr Grosvenor machte seinen Angriff im Kongreß und zählte unsere Sünden in einer mehr effektvollen als wahrheitsgetreuen Weise auf... Er erwies sich als ein Mann von beneidenswerter Gedächtnisschwäche.“ (S. 110.)





Gorman.

„Herr Gorman war so entsetzt über den Gedanken, daß die Wahrheitsliebe des ‚gescheiten jungen Mannes‘ in Frage gestellt wurde, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, überhaupt auf meinen Brief zu antworten.“ (S. 112.)



Jane Addams.



Frances Kellor.

„Ich habe das Wahlrecht der Frauen zwar von jeher, aber doch nur schüchtern befürwortet, bis ich mit Frauen wie Jane Addams, Mary Antin und Francis Keller zusammentraf, die es nur erstrebten, um der Menschheit bessere und wirksamere Dienste leisten zu können, und dadurch aus einem lauen zu einem feurigen Anhänger dieser Sache wurde.“ (S. 129).

doch wenigstens versuchen, das Hervortreten dieser Eigenschaften auf ein Mindestmaß zu beschränken. In Washington ist mir einmal ein Fall vorgekommen, der mein lebhaftestes Mitgefühl erweckte. Unter einer Verwaltung, die derjenigen, mit der ich zu tun hatte, vorausging, war eine Dame aus einem öffentlichen Amt vertrieben worden. Sie kam zu mir, um zu fragen, ob ich sie wieder einsetzen könnte. (Das war unmöglich, aber mit einiger Mühe setzte ich es durch, daß man sie in ein etwas niedrigeres Amt einsetzte, und auch dies gelang mir nur durch meinen Appell an das Mitgefühl eines Beamten.) Sie war so blaß und abgehärmt, daß sie mein Mitleid erregte und ich Erkundigungen über sie einzog. Sie war eine arme alleinstehende Witwe mit zwei Kindern, und sie und ihre Kinder litten geradezu Mangel. Sie vermochte die beiden Kinder kaum anständig zu kleiden und ihnen nicht die Nahrung zu verschaffen, die für heranwachsende Kinder erforderlich ist. Drei Jahre zuvor war sie in einem Ressort in Washington angestellt gewesen und hatte ihre Obliegenheiten bei einem Gehalt von 800 Dollars getreulich erfüllt. Diese Summe reichte gerade hin, damit sie für ihre Kinder und für sich selbst Nahrung, Kleidung und Wohnung beschaffte. Eines Tages ließ ihr Bureauchef sie kommen und teilte ihr mit, daß er bedauere, sie entlassen zu müssen. Voller Schrecken fragte sie ihn nach dem Grund; sie glaube, sie habe ihre Arbeit immer zu seiner Zufriedenheit verrichtet. Das gab er zu und sagte, er wollte nur, er könnte sie behalten; er würde es tun, wenn es ihm möglich wäre, aber das sei leider nicht der Fall, denn ein Senator (dessen Namen er nannte), ein sehr einflußreiches Mitglied des Senats, habe ihre Stellung für einen Freund gefordert. Die Frau entgegnete dem Bureauchef, daß er sie dadurch dem Hungertod preisgebe; sie habe seit dreizehn oder vierzehn Jahren im Staatsdienst gestanden und jede Verbindung mit ihren Verwandten in ihrem Heimatstaat verloren, so daß Entlassung für sie und ihre Kinder gleichbedeutend sei mit vollständiger Armut. Darauf erwiderte der Chef, der ein gutes Herz hatte, er wolle sie nicht entlassen, und hieß sie wieder an ihre Arbeit gehen. Doch drei Wochen später ließ er sie wieder kommen, um ihr zu sagen, wie unaussprechlich leid es ihm tue, aber die Sache lasse sich nun einmal nicht vermeiden. Der Senator war persönlich erschienen, um zu fragen, weshalb der Wechsel noch nicht vorgenommen worden sei, und hatte dem Chef gesagt, er selbst würde entlassen werden, wenn er seinen Wunsch nicht erfülle. Der Senator war ein höchst einflußreicher Mann. Seine Wünsche mußten berücksichtigt werden, und die Frau mußte gehen. So ging sie denn und wurde weggejagt, um mit ihren Kindern zu leiden und Hungers zu sterben oder doch im besten Falle ein Hungerdasein zu führen. Ich tadle nicht den Bureauchef, dem das, was er tat, verhaßt war, wenn ihm auch der Mut fehlte, nein zu sagen; ich kann nicht einmal den Senator besonders tadeln, der nicht wußte, welch ein Unglück er anrichtete, und der durch langjährige Übung im Beutesystem abgehärtet worden war. Aber dieses System, ein

System, das solche Taten gestattet und ermutigt, ist ein System der Ungerechtigkeit und Roheit.

Wer es gewöhnt ist, sich mit praktischer Politik zu befassen, wird nur schwer ernst bleiben können, wenn er die gegen die Zivildienstreform vorgebrachten Gründe anhört oder liest. Einer derselben, besonders beliebt bei den Männern der „Maschine", appelliert hinsichtlich der Besetzung untergeordneter Ämter an die „Anhänglichkeit an die Partei!"

Ja, diese Männer der „Maschine" sorgen immer und immer wieder ebensogut für die Anhänger der entgegengesetzten Partei, wie für die ihrer eigenen. In der Unterwelt der Politik sind manchmal die Bande die engsten, die die Berufspolitiker entgegengesetzter Parteien miteinander verknüpfen. Ein Freund von mir im New Yorker Repräsentantenhause — der Held jener Alpha- und Omega-Geschichte — sagte einmal zu mir: „Wenn Sie etwas länger im öffentlichen Leben gestanden haben, Herr Roosevelt, werden Sie begreifen, daß es in der Politik keine Politik gibt." In der Politik, die er meinte, konnte diese Bemerkung buchstäblich aufgefaßt werden.

Ein weiteres Beispiel für die Wahrheit dieser Tatsache lieferte mir etwa um dieselbe Zeit ein mir bekannter Tammany-Mann namens Costigan, der auf seine Art ein ganz guter Kerl war. Ich hatte mit ihm über einen Kampf in einem der untern Stadtbezirke von New York gesprochen, einem demokratischen Bezirk, wo die republikanische Partei in hoffnungsloser Minderheit und überdies noch in die Sonderparteien der Unentwegten und Halbblüter gespalten war. Es war in mehr als einer Beziehung ein interessanter Kampf gewesen. Die republikanische Partei hatte z. B. bei der allgemeinen Wahl ungefähr fünfhundertundfünfzig Stimmen abgegeben, während die beiden Sonderparteien bei der Urwahl im ganzen siebenhundertundfünfundzwanzig Stimmen abgegeben hatten. Die Summe der Teile war also beträchtlich größer als das Ganze. Auch wegen anderer kleiner Einzelheiten war diese Wahl recht merkwürdig gewesen. Der Saal, in welchem die Urwahl stattfand, war von den Unentwegten einem gewissenhaften Herrn abgemietet worden. An diesen wandten sich auch die Halbblüter und fragten an, ob sie ihren Gegnern den Saal nicht wegmieten könnten, wobei sie sich erboten, ihm im voraus eine erhebliche Summe zu zahlen. Der gewissenhafte Herr erwiderte, daß sein Wort so viel gelte wie seine Unterschrift, daß er seinen Saal an die Unentwegten vermietet habe, und daß es dabei bleiben müsse. Er setzte jedoch hinzu, er sei bereit, den Hausflur an die Halbblüter zu vermieten, wenn sie ihm die Summe zahlen wollten, die sie geboten hatten. Der Handel wurde abgeschlossen, und die Begegnung zwischen den feindlichen Parteien nahm einen recht lebhaften Charakter an, als die Männer, die den Hausflur gemietet hatten, denen, die den Saal gemietet hatten, den Zutritt zu verwehren suchten. Da mein Freund Costigan gut über die Einzelheiten des Kampfes Bescheid zu wissen schien, bat ich ihn, mir Näheres darüber mitzuteilen. Er lächelte gutmütig, als ich darüber erstaunt war, daß mehr Stimmen abgegeben worden waren

als Parteimitglieder im ganzen Bezirk vorhanden waren. „Herr Costigan," sagte ich, „Sie scheinen ziemlich viel davon zu wissen. Wie ist das gekommen?" Darauf erwiderte er: „Kommen Sie, Herr Roosevelt; Sie müssen wissen, daß es dieselbe Bande ist, die in allen Urwahlen ihre Stimmen abgibt."

Das möge genügen, um ein Bild von dem Widerstand gegen die Reform zu geben. Übrigens war auch eine ehrliche und wenigstens zum Teil berechtigte Opposition gegen verschiedene Methoden der Zivildienstreformer und gegen manche Reformer selbst vorhanden. Das beliebteste Losungswort der Reformgegner war, daß das von uns zur Einführung empfohlene System nur eine Beamtenbureaukratie heranzüchte, und daß die Reformer Pharisäer seien. Keine dieser Behauptungen war wahr, aber jede enthielt ein Körnchen Wahrheit.

Wenn Menschen nicht durch kluge oder unkluge, redliche oder unredliche Günstlingswirtschaft zu Ämtern gelangen sollen, müssen sie auf irgendeine automatische Weise angestellt werden, und das bedeutet im allgemeinen: auf Grund von Prüfungen. Die einfachste Art von Prüfung ist eine schriftliche. Diese ist für gewisse Klassen durchaus angebracht, z. B. für Juristen, Stenographen, Maschinenschreiber, Sekretäre, Mathematiker und Assistenten in einem astronomischen Observatorium. Für Zimmerleute, Geheimpolizisten und berittene Viehaufseher am Rio Grande ist sie dagegen durchaus ungeeignet — ich führe nur drei Berufsarten an, hinsichtlich derer ich einen Kampf mit wohlmeinenden Bureaukraten ausfechten mußte, um sie zu verhindern, auch für diese Art von Ämtern auf schriftlichen Prüfungen zu bestehen. Es würde sehr wohl möglich sein, berittene Viehaufseher zu prüfen, indem man sie Proben im Lesen von Brandzeichen, im Schießen mit Revolver und Büchse, im Reiten bösartiger Pferde und im Einfangen und Niederwerfen von Stieren ablegen ließe. Ich tat mein möglichstes, um solche Prüfungen einzuführen, aber mein Vorschlag war von der Art, die den bureaukratischen Geist mit Entsetzen erfüllt, und es ist mir nicht gelungen, ihn zur Ausführung zu bringen.

Die Hauptsache — und zugleich der Punkt, der von übereifrigen Zivildienstreformern am häufigsten vergessen wird — war, daß man immer im Gedächtnis behielt, daß die schematische Prüfung nur ein Mittel zum Zweck war. Sie zeitigte nicht immer ideale Ergebnisse; aber als Norm war sie immerhin besser als ein Anstellungssystem aus Beuterücksichten. Manchmal bewährte sie sich sogar sehr, und bei den meisten großen Regierungsämtern zeitigte sie nicht nur zufriedenstellende Ergebnisse, sondern stellte das einzige System dar, durch welches gute Ergebnisse erzielt werden konnten. Als ich Polizeikommissar war, stellten wir z. B. einmal gleichzeitig etwa zweitausend Polizisten an. Natürlich war es den Kommissaren vollständig unmöglich, die sechs- bis achttausend Bewerber alle persönlich zu prüfen. Sie mußten also entweder auf Grund von Empfehlungen Unbeteiligter, oder auf Grund einer schriftlichen Konkurrenzprüfung ange-

stellt werden. Die letztere Methode — die wir denn auch wählten — war bei weitem vorzuziehen. Wir veranstalteten also eine strenge physische und moralische Prüfung, und dann wurden alle, die sie bestanden hatten, einem schriftlichen Examen unterworfen, bei dem nur die Kenntnisse einer guten Volksschulbildung verlangt wurden — also nur eine Probe gewöhnlicher Intelligenz und einfacher geistiger Schulung. Es kam vor, daß ein Mann, der einen guten Polizisten abgegeben hätte, durchfiel, und auch, daß einer, der sich später als schlechter Beamter erwies, die Prüfung bestand; aber in der Regel standen diejenigen, die imstande waren, die Fragen zu beantworten, entschieden höher als die, die es nicht vermochten. Manche Antworten gaben einen sehr guten Begriff von der Intelligenz derjenigen, denen die Fragen vorgelegt worden waren. Bei einer unserer Prüfungen wurde z. B. die Nennung von fünf neuenglischen Staaten verlangt. Ein Prüfling, der wohl ein Ausländer war, antwortete: „England, Irland, Schottland, Wales und Cork." Sein Nachbar, der ihm wahrscheinlich über die Schulter geguckt hatte, aber für Nordirland eingenommen war, gab dieselbe Antwort, ersetzte Cork jedoch durch Belfast. Die Frage nach irgendwelchen Angaben über das Leben Abraham Lincolns förderte unter andern überraschenden Einzelheiten auch die Tatsache zutage, daß viele Bewerber ihn für einen General aus dem Bürgerkrieg hielten und mehrere für den Präsidenten der Konföderationsstaaten, daß ferner drei der Ansicht waren, er sei von Jefferson Davis ermordet worden, einer von Thomas Jefferson, einer von Garfield, mehrere von Guiteau, und einer von Ballington Booth. Diese letzte Angabe ging wohl aus der Erinnerung hervor, daß er von einem Mann namens Booth erschossen worden war, worauf der Bewerber den Vornamen hinzugefügt hatte, der ihm in Verbindung mit dem Namen Booth am geläufigsten war. Bei der Frage nach fünf von den Staaten, die sich im Jahre 1861 von der Union lossagten, wurden in den Antworten fast sämtliche Staaten der Union genannt. Es war zur Zeit der Silberunruhen im Westen, und infolgedessen spielten die Rocky-Mountain-Staaten eine besonders große Rolle in diesen Antworten. Einige der Leute glaubten, Chicago liege am Stillen Ozean. Andere schwankten in ihrer Antwort auf die Frage, wer das Oberhaupt der Vereinigten Staaten sei, zwischen mir und dem Kriminalrichter Goff; ein strahlendes Genie sprach diese Stellung aus unerfindlichen Gründen der New Yorker Feuerwehr zu. Nun waren manche der Leute, die solche verkehrten Antworten gaben, natürlich durchaus geeignet, gute Polizisten abzugeben; aber man muß doch annehmen, daß im allgemeinen der Kandidat, der einigermaßen über Regierung, Geographie und Geschichte seines Vaterlandes Bescheid weiß, besser zum Polizisten geeignet ist — was die Intelligenz anbetrifft — als derjenige, der nichts davon weiß.

Deshalb bin ich nach reicher Erfahrung zu der Überzeugung gelangt, daß es bei sehr großen Klassen von Staatsbeamten bei weitem am besten ist, die betreffenden Leute auf Grund schriftlicher Prüfungen für die An-

stellung auszuwählen. Als aber die Mehrzahl meiner Reformfreunde auch für die Beförderung schriftliche Prüfungen in Vorschlag brachten, sagte ich mich gänzlich von ihnen los. Ich habe in der Polizeiverwaltung erfahren, daß diese Prüfungen ein ernstes Hindernis bilden, wenn man die besten Leute befördert sehen will, und habe niemals gefunden, daß sie irgendwie von Nutzen waren. Vor der Ernennung eines Beamten ist eine solche Prüfung nötig, weil der Verwaltungschef oder der demnächstige Vorgesetzte des Kandidaten diesen unmöglich kennen, noch seine Fähigkeiten auf die Probe stellen kann. Ist der Mann aber einmal angestellt, so läßt sich seine Fähigkeit am besten durch lange Erfahrung beurteilen, während man ihn tatsächlich bei der Arbeit sieht. Seine Beförderung sollte daher ausschließlich von der Meinung abhängen, die seine Vorgesetzten sich über ihn gebildet haben.

Nachdem ich die Einwendungen gegen das Prüfungssystem beleuchtet habe, gehe ich zu den Einwendungen gegen die Männer über, die dieser Reform das Wort redeten. In der Regel waren dies hochherzige und uneigennützige Leute. Bei einigen, wie z. B. bei den Führern des Reformbundes von Maryland und von Indiana, den Herren Bonaparte und Rose, Foulke und Swift, gesellten sich noch gesunder Menschenverstand und praktische Tüchtigkeit zur Hochherzigkeit. Aber in New York, Philadelphia und Boston haftete wirklich sehr vielen der Führer in der Zivildienst-Reformbewegung eine gewisse geistige und moralische Seichtheit an, und diese Eigenschaft war es, die sie kraftvollen und urwüchsigen Männern vom Schlage meines Freundes Joe Murray so überaus zuwider machte — wie ich schon sagte, fand dieser, daß meine Verbindung mit der Zivildienstreform den einzigen Makel an einer sonst tadellosen Laufbahn im öffentlichen Leben bildete. Die Zivildienst-Reformbewegung ging von oben nach unten vor sich, und diejenigen, die sie leiteten, waren nicht alle Männer, die die Lebens- und Denkweise ihrer Durchschnittsmitbürger sonderlich gut kannten und verstanden. Es waren nicht Männer, die selbst gern Briefträger oder Schreiber oder Polizisten werden oder ihren Freunden zu solchen Stellungen verhelfen wollten. Da für sie selbst in dieser Hinsicht keine Versuchung vorlag, waren sie eifrig darauf bedacht, andere Leute daran zu verhindern, solche Anstellungen als Lohn für geleistete politische Dienste zu erhalten. Darin hatten sie ganz recht. Es würde unmöglich sein, eine große Behörde anders zu leiten als unter strenger Durchführung der Grundsätze der Zivildienstreform, und das System sollte im Dienst unserer Regierung überall viel allgemeinere Verbreitung finden, als es jetzt der Fall ist.

Aber es gibt andere und noch wichtigere Reformen als diese. Allzuviele Zivildienstreformer erwiesen sich, wenn es zur Probe kam, als lau und gleichgültig oder geradezu feindlich gegen Reformen, die in sozialer und industrieller Hinsicht von tiefer und weittragender Bedeutung waren. Viele von ihnen standen jeder Bewegung zur Verbesserung der Arbeits- und Lebensverhältnisse schwer arbeitender Männer und Frauen zum mindesten

kühl gegenüber und verhielten sich geradezu feindlich gegen jede Bewegung, die auf die Machtbeschränkung großer Korporationsmagnaten hinzielte und die Geschäftigkeit der sie beratenden Rechtsanwälte in nützliche anstatt in schädliche Kanäle leitete.

Die meisten Zeitungen, die sich als Hauptverfechter der Zivildienstreform und als die erhabensten Vertreter der Bürgertugend betrachteten, dem Durchschnittsbürger mißtrauten und vor der „Grobheit" berufsmäßiger Politiker zurückschauderten, fröhnten dessenungeachtet weit verächtlicheren, wenn auch nicht so augenfälligen Lastern als die Leute, die sie an den Pranger stellten und verhöhnten. Ihre Redakteure waren Männer von feiner Bildung, die sich mit Vorliebe der Stichelei, niedriger Verleumdung und der unedlen Verehrung alles dessen hingaben, was mit Reichtum und dem äußerlichen Anschein konventioneller Wohlanständigkeit umkleidet war. Es waren keine kraftvollen, starken Männer: sie fühlten sich in Gesellschaft rauher, kräftiger Naturen nicht wohl und besaßen oft eine gewisse körperliche Schüchternheit. Sie rächten sich an sich selbst für das unbehagliche Bewußtsein ihrer eigenen Mängel, indem sie in klösterlicher — oder vielmehr weich gepolsterter — Zurückgezogenheit lebten und über alle höhnten und logen, die die Ursache dazu waren, daß sie sich unbehaglich fühlten. Zuweilen waren dies schlechte Menschen, die durch Schaustellung roher und abstoßender Laster bei ihnen Unbehagen hervorriefen; manchmal aber waren es charaktervolle Männer, die die Ideale des Mutes und der Nächstenliebe hochhielten, verächtlich auf die Fehler übermäßig reicher Leute herabsahen und gegen diese wie gegen das schlaffe, bequeme Leben derer zu Felde zogen, deren Gesichtskreis durch eine wohlbehütete und furchtsame Wohlanständigkeit beschränkt ist. Wenn diese von solchen Männern gegründeten und redigierten Zeitungen auch frei waren von der widerwärtigen Gemeinheit der gelben Presse, so waren sie dem Einfluß privilegierter Interessen gegenüber doch nicht unempfindlich und haßten echte Männlichkeit fast oder ganz so wie das ungeschminkte Laster — jedenfalls weit mehr als die typischen Mängel, die dem Reichtum und der Überkultur anhaften. Sie billigten die Zivildienstreform, sie billigten den gesetzlichen Schutz des Urheberrechts und die Aufhebung der Zölle auf Werke der Kunst; sie unterstützten alle geeigneten (und noch weit mehr alle ungeeigneten) Bewegungen zugunsten des internationalen Friedens und der Schiedsgerichte: mit einem Wort, sie begünstigten alle guten und viele schwächlichen Maßnahmen, solange sie nicht einem sozialen Unrecht energisch zu Leibe gingen oder Anforderungen an die männliche Kraft des Volkes und des einzelnen stellten. Jedem Versuch, das Heer oder die Flotte auszubauen, widersetzten sie sich oder unterstützten ihn doch nur sehr lau, denn in bezug auf nationale Ehre waren sie nicht sehr empfindlich. Ganz besonders aber widerstrebten sie jedem, sei es noch so vernünftigen nicht saft- und kraftlosen Versuch, unser soziales und volkswirtschaftliches System so umzugestalten, daß das Ideal der Gerechtigkeit gegen alle an die Stelle freundlicher Wohltätigkeit der

wenigen vom Glück Begünstigten gegen die möglicherweise dankbaren Wenigen getreten wäre.

Einige der Vorkämpfer der Zivildienstreform haben auch in dem Kampf für jene andern, noch notwendigeren Reformen in der vordersten Reihe gestanden. Aber viele von ihnen zogen sich sofort aus der Schlacht zurück, die um Recht und Anstand tobte, wenn diese nicht etwa die Gestalt eines Kampfes gegen die kleinliche Beutesucht unbedeutender Machthaber und Politiker annahm — eine durchaus notwendige Schlacht, wie ich hervorheben möchte —, sondern zu einem Kampf gegen die große, stark verschanzte Macht des Privilegiums ausartete, einem Kampf zur Erlangung gesetzlicher Gerechtigkeit für gewöhnliche Männer und Frauen, die man grausames Unrecht leiden ließ, weil die Gesetze sie entweder nicht genügend schützten oder so verdreht wurden, daß sie ihren Zweck verfehlten und ein Werkzeug mehr zu ihrer Unterdrückung abgaben.

Der in großen Städten besonders häufige Typus des politischen Machthabers hat viel Gutes, denn er erfüllt für die Bevölkerung seines Bezirks in rauher aber zuverlässiger Weise die Pflichten eines Vaters und Beschützers. Er benutzt seinen Einfluß, um den jungen Leuten, die sie brauchen, Arbeit zu verschaffen. Er tritt vor den Gerichtshof, um einem leichtsinnigen jungen Burschen aus der Klemme zu helfen. Er unterstützt die notleidende Witwe oder den erkrankten oder aus irgendeinem Grunde arbeitslosen Familienvater mit Geld oder Kredit. Er veranstaltet Schmausereien mit gebackenen Muscheln, Fischessen und Picknicks und wird von den Arbeiterführern seines Bezirks um Rat gefragt, wenn ein Sinken der Löhne droht. Manchen seiner Wähler erweist er passende Gefälligkeiten und andern unpassende, aber menschliche Beziehungen unterhält er zu allen. Er kann ein ganz schlechter und völlig korrupter Mensch sein, ein Mann, der seinen Wählern durch seine Erpressungen und durch die Förderung, die er dem Laster angedeihen läßt, schweren Schaden zufügt. Aber diese Wähler sind der Mehrzahl nach Männer und Frauen, die hart mit der Armut ringen, und für die der Kampf ums Dasein etwas sehr Bekanntes und Greifbares ist. Sie würden eine makellose und redliche Regierung vorziehen, wenn diese makellose und redliche Regierung von menschlichem Mitgefühl und menschlichem Verständnis begleitet wäre. Aber ein Appell zugunsten der abstrakten Tugend, ein Appell, der von braven Leuten ausgeht, die in Wirklichkeit nichts von ihren Bedürfnissen verstehen, verhallt oft ganz ungehört, wenn der „Boß" auf der andern Seite steht, dieser Freund und Wohltäter, der sich vielleicht in Dingen, die sie kaum etwas angehen, sehr viel hat zuschulden kommen lassen, der aber nicht nur um zukünftiger Wohltaten willen an sie appelliert, sondern im Namen der Dankbarkeit und Anhänglichkeit, und vor allem im Namen des Verständnisses und gemeinsamer Interessen. Sie empfinden für ihn etwas wie die Treue der Stammesgenossen zu ihrem Oberhaupt: seine und ihre Beziehungen können in der Hauptsache von der Art sein, wie sie unter primitiven, moralisch noch im

Stammesverband lebenden Menschen recht und angemessen sind. Ein erfolgreicher Kampf gegen diesen Typ von lasterhaftem Parteiführer und gegen die lasterhafte Politik, die ihn hervorbringt, kann nur von Männern geführt werden, die den Leuten, mit denen und für die sie arbeiten müssen, ein echtes Mitgefühl und wahres Verständnis entgegenbringen, und die sich in praktischer Weise um ihr soziales und industrielles Wohlergehen bemühen.

Es gibt Gemeinden armer Leute, deren Leben hart ist, wo der „Boß", falls er im Grunde ein ehrlicher Mann ist, einem wirklichen Bedürfnis entspricht, das sonst nicht befriedigt werden könnte, wenn er auch für vorgeschrittenere Gemeinden ungeeignet sein kann. Es kann unsere Pflicht sein, diesen Mann wegen seiner Beschränktheit in allen andern als rein lokalen Dingen zu bekämpfen; aber es kann auch unsere Pflicht sein, ihm trotz jener Beschränktheit für seine Nützlichkeit und Ehrlichkeit Anerkennung zu zollen.

Andererseits kann sogar der wirklich schlechte Parteiführer, wie der wirklich schlechte Geschäftsmann, in gewisser Hinsicht tüchtig sein und Gutes leisten. Es kann für einen patriotischen Staatsdiener die höchste Pflicht sein, auf dem betreffenden Gebiet mit dem großen Parteiführer oder großen Geschäftsmann zusammen zu arbeiten, sich jedoch zu weigern, es auch auf andern zu tun. Ebenso gibt es viele Leute, die sich Reformer nennen und deren Betragen als Bestätigung für Tom Reeds bittere Bemerkung dienen kann, daß Dr. Johnson, als er den Patriotismus als das letzte Rettungsmittel des Schurken definierte, nur nicht gewußt habe, welche unendlichen Möglichkeiten das Wort „Reform" in sich schließe. Und doch ist es unsere Pflicht, für die von diesen Männern befürworteten Reformen zu kämpfen, ohne Rücksicht auf das schlechte Verhalten der Männer in anderer Beziehung. Ich habe in meinem Leben viele große Geschäftsleute und viele allmächtige Parteiführer kennen gelernt, die oft oder sogar im allgemeinen Böses taten, aber gelegentlich und in bestimmten Dingen recht hatten. Ich bin ohne Zögern gegen diese Männer aufgetreten, wenn sie im Unrecht waren, und wenn sie andererseits denselben Weg gingen wie ich, so habe ich mich darüber gefreut. Ihre Hilfe zurückzuweisen, wenn sie im Recht waren und für gute Zwecke und das Wohl des Volkes wirkten — aus welchen Beweggründen es auch geschehen mochte —, würde kindisch und überdies dem Volk gegenüber gewissenlos gewesen sein. Ich war verpflichtet, zu jedem zu halten, solange er im Recht war, und ihm zu widerstehen, wenn er Unrecht hatte, und das habe ich sowohl einzelnen Persönlichkeiten wie Gruppen von Männern gegenüber zu tun versucht. Schlägt ein Geschäftsmann, Arbeiterführer, Politiker oder Reformer den rechten Weg ein, so unterstütze ich ihn; geht er fehl, so verlasse ich ihn. Als Herr Lorimer den Krieg für die Befreiung Kubas empfahl, unterstützte ich ihn; als er durch unlautere Mittel Senator wurde, trat ich ihm entgegen. Die Grundsätze oder Methoden, die von den Sozialisten vertreten werden, und die nach meiner Meinung im Interesse des Volkes liegen, unterstütze ich;

denen, die meiner Ansicht nach nicht im Interesse des Volkes sind, widersetze ich mich. Wenn jemand Böses getan hat, sich aber bessert und für Anstand und Rechtschaffenheit eintritt, und wenn diese Sinnesänderung, soviel ich sehen kann, echt ist und sein Verhalten aufrichtig, so komme ich ihm freudig entgegen und arbeite mit ihm, wie mit meinesgleichen. Nach dem Bürgerkriege schoß das Bekenntnis zum reinen Materialismus sowohl in der amerikanischen Politik wie im amerikanischen Geschäftsleben dreißig Jahre lang üppig in Grün und Blüten, und viele, viele wackeren Männer taten damals, der allgemein im Handel und in der Politik herrschenden Moral entsprechend, Dinge, für die sie Tadel und strenge Mißbilligung verdienen. Wenn sie sich jetzt aber aufrichtig ändern und nach bessern Dingen trachten, ist es unklug und ungerecht, ihnen die Kameradschaft zu versagen. So lange sie Böses tun, schlage man sie mit dem Schwert des Herrn und Gideons! Wenn sie sich bessern und ihre Ehrlichkeit durch ihre Werke beweisen, so gedenke man der Worte Hesekiels: „Wo sich aber der Gottlose bekehret von allen seinen Sünden, die er getan hat, und hält alle meine Rechte und tut recht und wohl, so soll er leben und nicht sterben. Es soll aller seiner Übertretung, so er begangen hat, nicht gedacht werden, sondern soll leben um der Gerechtigkeit willen, die er tut. Meinest du, daß ich Gefallen habe am Tode des Gottlosen, spricht der Herr, und nicht vielmehr, daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe?“

Jeder, der sich mit praktischer Politik befaßt hat, wird sich bald darüber klar werden, daß große und kleine Politiker ebensowenig allesamt schlecht wie allesamt gut sind. Viele dieser Männer sind wirklich sehr schlechte Menschen, aber es gibt andere unter ihnen — und zwar manchmal gerade solche, die besonders geschmäht werden —, die, selbst wenn sie vielleicht viel Böses getan haben, andererseits wieder vorzügliche Eigenschaften an den Tag legen, die vielen ihrer Kritiker völlig abgehen. Es gibt wenige Menschen, für die ich je eine so aufrichtige und verächtliche Abneigung empfunden habe, wie einige der großen Parteiführer und Berufspolitiker, mit denen ich in Berührung gekommen bin. Dagegen lernte ich gerade bei den geschmähtesten Männern dieser Art gewisse Charakterzüge kennen, die mir eine sehr aufrichtige Hochachtung einflößten.

Liest man die erbitterten Angriffe gegen Senator Hanna, so sollte man meinen, daß ihm jede Fähigkeit zum Patriotismus und zu weitblickender Hingebung an das Wohl des Vaterlandes abgegangen wäre. Ich kam erst während der zweieinhalb Jahre vor seinem Tode in enge Berührung mit ihm. Ich war damals Präsident und beobachtete natürlich alle seine Handlungen aus nächster Nähe. Während jener Zeit erwies er sich als ein Mann von zwar schroffen, aber durchaus aufrichtigen Absichten, von großem Mut und unbedingter Zuverlässigkeit, von unerschütterlicher Hingebung an die Interessen der Nation und des Volkes, wie er sie ansah. Ihm war ebenso ehrlich daran gelegen, den Arbeitern wie den Kapitalisten zu helfen. Seine Ideale waren in vieler Hinsicht nicht die meinen, und

es gab Dinge, über die wir sowohl aus Temperament wie aus Überzeugung ganz verschieden dachten. Bis dahin war er stets unfreundlich gegen mich gewesen, und ich glaube nicht, daß er mich jemals gern gehabt hat, oder doch höchstens kurz vor dem Ende seines Lebens. Überdies gelangte ich unter Umständen zur Präsidentschaft, die ihn zu meinem heftigsten Gegner gemacht haben müßten, wenn er ein kleinlicherer Charakter gewesen wäre. Er war der treue und intime Freund des Präsidenten McKinley, sein ergebener Bundesgenosse und Gefolgsmann, sein vertrauter Berater gewesen, der ihm in tiefster Seele verwandt war. Zum Teil dieser Freundschaft wegen nahm er im Senat und im Lande eine Ausnahmestellung ein. Durch McKinleys plötzlichen Tod verlor Senator Hanna seinen teuersten Freund, während ich, der eben erst zur Präsidentschaft gelangt war, in seinen Augen ein unerprobter Mann war, dessen Zuverlässigkeit in bezug auf manche öffentlichen Fragen zum mindesten zweifelhaft erschien. Wie man nicht nur in unserer Geschichte, sondern in der Geschichte aller Länder aus zahllosen Beispielen wieder und immer wieder ersehen kann, pflegt eine solche Lage der Dinge Mißtrauen, Böswilligkeit und zuletzt offene und heftige Gegnerschaft zu bedeuten. In diesem Fall wurde es aber anders, und zwar hauptsächlich deshalb, weil Senator Hanna die Eigenschaft in sich trug, die ihn befähigte, einer ernsten Krisis mit Würde, mit Stärke und dem uneigennützigen Wunsch, für das allgemeine Wohl zu wirken, zu begegnen. Wenige Tage nach meinem Amtsantritt machte er mir einen Besuch und setzte mir in aller Freundschaft und Offenheit, aber auch mit vollkommener Selbstachtung auseinander, daß er McKinley betrauere wie wohl kein anderer Mensch, daß er nie mein besonderer Freund gewesen sei, mir aber zu verstehen geben möchte, daß ich von jetzt an in jeder Sache, die er nach bestem Wissen und Gewissen billigen könne, darauf rechnen dürfte, daß er mir nach Möglichkeit getreulich beistehen werde. Er setzte hinzu, ich dürfe dies nicht so auffassen, als ob er sich dadurch verpflichte, meine abermalige Kandidatur und Wiederwahl zu unterstützen, weil diese Sache bis auf weiteres dahinstehen müsse. Davon abgesehen, sei jedoch alles, was er gesagt habe, buchstäblich gemeint: mit andern Worten, ich dürfe darauf rechnen, daß er das Seinige dazu tun werde, meine Verwaltung zu einer erfolgreichen zu gestalten, indem er mich von ganzem Herzen jedesmal, wenn es sein Gewissen gestatte, unterstützen werde; darauf könne ich mich fest verlassen. Er hat sein Wort getreulich gehalten. Er ist meiner (zweiten) Kandidatur zwar nie besonders geneigt gewesen, und die meisten seiner Freunde wurden meine erbitterten Gegner und taten ihr möglichstes, um ihn zu bewegen, meinen Sturz herbeizuführen. Viele Männer in seiner Lage hätten sich versucht gefühlt, auf meine Kosten Kapital zu schlagen, indem sie mich anfeindeten und in Mißkredit brachten, um meine Politik zu hintertreiben, nur um sie zu hintertreiben. Senator Hanna tat im Gegenteil sein äußerstes, um sie zu fördern. Er hielt sowohl dem Sinn wie dem Buchstaben nach Wort,

unterstützte mich jedesmal, wenn er es aus ehrlicher Überzeugung konnte, auf das wirksamste und herzlichste und tat, was er vermochte, um meine Amtszeit zu einer erfolgreichen zu gestalten: und das ohne Hoffnung auf irgendeine Belohnung oder auf meine Dankbarkeit oder auf die Anerkennung des großen Publikums, sondern lediglich, weil er ein solches Verhalten für die Wohlfahrt des ganzen Landes für notwendig hielt.

Meine Erfahrungen mit Senator Quay waren ähnlicher Natur. Ich hatte nicht in persönlichen Beziehungen zu ihm gestanden, bevor ich Präsident wurde, und wußte nichts weiter von ihm als durch Hörensagen. Bald nachdem ich Präsident geworden war, kam Senator Quay zu mir, sagte mir, er kenne mich sehr oberflächlich und halte die meisten Leute, die sich als Reformer aufspielten, für Heuchler; doch scheine ich es ehrlich zu meinen, und die Zustände seien ja derartig, daß aggressiver Mut und Ehrlichkeit erforderlich seien, um sie zu bessern. Er glaube, daß ich die Absicht hätte, ein guter und tüchtiger Präsident zu sein, und wolle mich nach bestem Vermögen unterstützen, um meine Amtszeit erfolgreich zu gestalten. Auch er hat sein Wort getreulich gehalten. Er hatte den Bürgerkrieg mitgemacht und die Ehrenmedaille erworben, und ich glaube, daß er von Anfang an freundliche Gefühle für mich hegte, weil ich den Spanischen Krieg mitgemacht hatte. Er war überdies ein recht belesener Mann — z. B. verdanke ich ihm meine Bekanntschaft mit dem finnischen Romanschriftsteller Topelius. Er unterstützte mich nicht nur in fast jeder öffentlichen Frage, die mich besonders interessierte — und dazu gehörte meiner Überzeugung nach jede, die er mit Gewissenhaftigkeit befürworten konnte —, sondern er lieferte noch kurz vor seinem Tode einen auffallenden Beweis für seinen uneigennützigen Wunsch, gewissen armen Leuten einen Dienst zu erweisen, und das unter Umständen, wo er nicht nur nicht erfahren konnte, ob es geglückt war, sondern wo er auch keinen Grund zu der Annahme hatte, daß irgend jemand jemals seinen Anteil an der Sache erfahren würde. Quay stammte von einem französischen Flußschiffer in Kanada ab, der indianisches Blut in seinen Adern hatte. Auf dieses Indianerblut war er stolz und interessierte sich auf das wärmste für Indianer; so oft Indianer nach Washington kamen, besuchten sie ihn. Einmal traf während meiner Amtszeit eine Deputation von Irokesen aus Kanada ein, um mich im Weißen Hause aufzusuchen. Ihr Besuch hatte etwas Rührendes und doch zugleich auch Belustigendes. Sie vertraten die Nachkommen der sechs Stämme, die sich nach Kanada flüchteten, nachdem Sullivan ihre Städte während des Revolutionskrieges verwüstet hatte*. Nun hundertundfünfundzwanzig Jahre darüber vergangen waren, meinten

* Roosevelt hat selbst eine Geschichte der Indianerkämpfe geschrieben und auch jene Ereignisse (um 1780) erzählt in seinem geschichtlichen Hauptwerk „The Winning of the West". Auszüge daraus sind unter dem Titel „Im Reiche der Hinterwäldler" in 2. Aufl. 1910 bei E. S. Mittler und Sohn (Berlin) erschienen.

ihre Stammesgenossen, sie möchten ganz gern in die Vereinigten Staaten zurückkehren, und diese Vertreter hatten sich in der schwachen Hoffnung bei mir eingefunden, daß ich den Stämmen vielleicht Land anweisen würde, auf dem sie sich ansiedeln könnten. Sobald sie in Washington eintrafen, ersuchten sie Quay, sie zu mir zu führen, was er denn auch tat, wobei er mir gleich sagte, daß ihr Anliegen natürlich hoffnungslos sei, und er ihnen das auch gleich gesagt habe; sie würden sich aber freuen, wenn ich ihnen aus Liebenswürdigkeit eine Unterredung bewilligte. Am Schluß dieser Unterredung, die mit aller Feierlichkeit nach Indianersitte (mit Einschluß der Friedenspfeife) vor sich gegangen war, zogen die Indianer im Gänsemarsch hinaus. Quay wandte sich noch einmal nach mir um, ehe er ihnen folgte, und sagte mit seiner gewöhnlichen ehernen Miene zu mir: „Leben Sie wohl, Herr Präsident! Das erinnert einen an die Flucht eines Tatarenstammes, nicht wahr?“ „Sie lieben also De Quincey, Herr Senator?“ entgegnete ich, worauf er erwiderte: „Ja, De Quincey hab' ich immer gern gehabt. Leben Sie wohl!“ Dann zog er mit den Stammesleuten ab, die aus einer weit zurückliegenden Vergangenheit aufgetaucht zu sein schienen. Quay bekümmerte sich ganz besonders um die Delawaren im indianischen Reservatgebiet. Er hatte das Gefühl, als ob das Ministerium des Innern ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe, und glaubte auch, daß seine Kollegen im Senat sich nicht für sie interessierten. Als er im Frühjahr d. J. 1904 in seinem Hause todkrank darniederlag, ließ er mir mitteilen, er habe mir etwas Wichtiges zu sagen und wolle sich zu mir hinübertragen lassen, um mich zu sprechen. Ich ließ ihm antworten, er solle das nur ja nicht tun, ich würde am nächsten Sonntag auf dem Rückweg von der Kirche bei ihm vorsprechen. Das tat ich denn auch. Er lag zu Bett, und der Tod stand ihm auf dem Gesicht geschrieben. Nachdem er mir für mein Kommen gedankt hatte, setzte er mir auseinander, da er dem Tode nahe sei und nicht wieder nach Washington zurückkehren werde — es war im Spätfrühling, und er war im Begriff abzureisen —, habe er mich gern noch einmal sehen wollen, um mir das Versprechen abzunehmen, daß ich mich der Delawarenindianer annehmen würde, wenn er tot sei. Er setzte hinzu, er habe kein Vertrauen zu dem Ministerium des Innern — obwohl er wußte, daß ich diese Ansicht nicht teilte — und glaube noch weniger, daß irgendeiner seiner Kollegen im Senat sich zugunsten dieser Delawaren bemühen werde. Deshalb bitte er mich persönlich, ihm zu versprechen, daß ich persönlich dafür sorgen wolle, daß ihnen kein Unrecht zugefügt werde. Ich versicherte ihm, daß ich seinen Willen erfüllen würde, und fügte dann ein wenig obenhin hinzu, er dürfe seinen Zustand nicht so schwarz ansehen; wenn er den Sommer über fortgewesen sei, werde er hoffentlich genesen und wieder ganz frisch und munter in Washington eintreffen, wenn der Kongreß eröffnet werde. Da leuchtete es in den Augen des alten Mannes auf, und er antwortete: „Nein, ich sterbe, und Sie wissen es. Es ist mir einerlei, aber ich wollte, ich könnte

es möglich machen, in die großen nordischen Wälder zu gelangen, auf einen Felsblock in der Sonne hinauszukriechen und zu sterben wie ein Wolf!"

Ich habe ihn nie wiedergesehen. Als er starb, sandte ich ein Beileidstelegramm an seine Frau. Eine Zeitung, die unausgesetzt Reform predigte und nur durch beständige Verleumdungen ihr Dasein fristete, eine Zeitung, die in der Theorie alle im öffentlichen Leben stehenden Personen verdammte, die sich gegen das achte Gebot vergingen, und in der Praxis davon lebte, daß sie das neunte fortwährend verletzte, griff mich wegen dieses Telegramms an die Frau des Verstorbenen an. Ich kannte die Redakteure der Zeitung und auch ihren Vorgänger in der Redaktion. Sie hatten ein bequemes Leben geführt und waren jeder körperlichen Gefahr aus dem Wege gegangen; sie erwarben sich ihren Lebensunterhalt durch einträgliches Lügen und brachen in boshafter Weise den Stab über einen Toten, der trotz all seiner Fehler sein Leben in der Jugend ohne Scheu für ein hohes Ideal aufs Spiel gesetzt hatte und noch, als der Tod ihn schon in den Krallen hielt, seinen letzten Atemzug zugunsten armseliger und freundloser Menschen verwendete, denen er sein Leben lang mit uneigennütziger Treue gedient hatte.

Gegen Ende meiner Laufbahn als Mitglied der Zivildienstkommission begann ich schon zu begreifen, daß eine bloße Verbesserung der politischen Zustände an sich nicht genügte. Der Gedanke begann in mir aufzudämmern, daß ein noch heftigerer Kampf erforderlich sei. um die volkswirtschaftlichen Verhältnisse zu bessern und soziale und industrielle Gerechtigkeit zu schaffen: Gerechtigkeit unter den einzelnen und Gerechtigkeit unter den Klassen. Ich fing an einzusehen, daß politisches Streben insofern von Wert war, als es sich in solchen sozialen und industriellen Verbesserungen äußerte und sie herbeiführte. Ich begann mir Antworten auszuklügeln oder versuchte sie doch wenigstens auszuklügeln, auf verschiedene Fragen — manche davon sind bis jetzt für uns alle noch unlösbar, doch sind wir alle verpflichtet, an ihrer Lösung mitzuarbeiten. Ich hatte die feste Überzeugung gewonnen, daß die Pflicht der Regierung, Frauen und Kinder zu beschützen, so weit ausgedehnt werden mußte, daß sie auch den Schutz sämtlicher unterdrückbaren Elemente der Arbeit mit umfaßte. Ich erkannte, daß es Sache unseres ganzen Volkes war, dafür zu sorgen, daß nicht nur zwischen großen Körperschaften und ihren Angestellten und zwischen großen Körperschaften und ihren kleinen Nebenbuhlern, sondern auch zwischen ihren Käufern und dem großen Publikum Recht und Gerechtigkeit herrscht. Ich begriff, daß es Sache unser aller und nicht nur Sache der Arbeitgeber ist, wenn die Dividenden steigen und die Arbeitslöhne fallen; daß es in unser aller Interesse liegt, daß ein voller Anteil an dem Nutzen verbesserter Maschinen dem Arbeiter zufällt, der die Maschine bedient; und daß es auch in unser aller Interesse liegt, daß jeder Mensch, mag er geistige oder körperliche Arbeit verrichten, sein Bestes leistet, und daß eine gewisse Übereinstimmung zwischen dem Wert der Arbeit und dem Wert des Lohnes

herrschen muß. Diese und viele ähnlichen Fragen sind es, die in ihrer Gesamtheit die großen sozialen und industriellen Probleme der Gegenwart ausmachen, die interessantesten und wichtigsten aller Probleme, mit denen sich unser öffentliches Leben heutzutage befassen muß.

Was die Lösung dieser Aufgaben betrifft, so glaube ich, daß die Regierung darin viel tun kann. Ferner glaube ich, daß, nachdem die Regierung ihr möglichstes getan hat, als wesentlichster Faktor der individuelle Charakter des Durchschnittsmannes und der Durchschnittsfrau übrigbleibt. Keine Regierungstätigkeit kann mehr tun, als die Tätigkeit des einzelnen ergänzen. Außerdem ist neben der Regierungstätigkeit auch eine besondere Betätigung der Gesamtheit erforderlich. Es muß sich eine bestimmte öffentliche Meinung bilden, die sich fühlbar macht und schließlich den allmählich gesteigerten Maßstab für das Verhalten des einzelnen beeinflußt und sich von ihm beeinflussen läßt.

Es ist merkwürdig zu beobachten, wie schwer es einigen Menschen wird zu verstehen, daß das Betonen eines Faktors durchaus nicht einen Mangel an Verständnis für andere Faktoren bedeutet oder bedeuten darf. Das eigennützige Individuum muß belehrt werden, daß wir die List heutzutage ebenso durch Gesetze beschränken müssen wie wir vor Jahrhunderten die Gewalt durch Gesetze beschränken mußten. Unbezähmter Individualismus bedeutet sichern Ruin für das Individuum selbst; aber die gänzliche Ausscheidung des Individualismus, sei es durch Gesetz oder Brauch, hat dieselbe Folge. Es ist ein großer Fehler, die Notwendigkeit guter Gesetze zu verkennen. Ebenso ist es ein großer Fehler zu glauben, daß gute Gesetze irgend etwas ausrichten, wenn der Durchschnittsmensch nicht das rechte Zeug in sich hat. Der Arbeiter, der Handarbeiter, hat bei weitem nicht sein volles Maß von Gerechtigkeit empfangen, und er muß geschützt werden, sowohl durch Gesetz und Brauch als auch durch die Ausübung seines Rechts, seinen Lohn zu erhöhen; und doch wird die Herabminderung der Quantität und Qualität seiner Arbeit nur Schaden stiften. Soll unsere Gesellschaft auf eine gesunde Basis gebracht werden, so muß dem Handarbeiter weit mehr Achtung und Belohnung zugestanden werden als wir ihm jetzt entgegenbringen, und diese Achtung und Belohnung kann ihm nur dann werden, wenn er ebenso bestrebt ist, die allerbeste Arbeit zu liefern, wie der vorzüglichste geistige Arbeiter, mag er Arzt, Schriftsteller oder Künstler sein. Der Maßstab muß erhöht und nicht dem Maßstab der Armseligsten und Untüchtigsten angepaßt werden. Es ist dringend notwendig, daß auch eine intelligente Regierung das ihre dazu beiträgt, das Leben dessen, der den Boden bestellt, so zu gestalten, wie es sein müßte, und daß sie dafür sorgt, daß der Handarbeiter seinen vollen Anteil an dem, was er hervorbringt, erhält. Ist ein Farmer, Handwerker oder Tagelöhner aber ungewandt oder träge, drückt er sich um die schwere Arbeit oder ist er dumm oder genußsüchtig, so kann ihn kein Gesetz retten, und er muß einem bessern Nebenbuhler Platz machen.

Vermutlich werden gewisse brave Leute das, was ich sage, mißverstehen und geneigt sein, nur die Hälfte davon als das Ganze aufzufassen. Ich will deshalb noch einmal wiederholen: Wenn ich behaupte, daß selbst dann, wenn wir alle erforderlichen Gesetze haben, der Hauptfaktor für den Erfolg oder das Fehlschlagen einer Laufbahn in dem Charakter des Betreffenden selbst besteht, so darf man daraus nicht folgern, daß ich die Wichtigkeit, ja die unbedingte und große Notwendigkeit dieser Gesetze auch nur im geringsten herabsetzen will. Das Streben des einzelnen nach Entwicklung und Vervollkommnung kann durch fehlende oder schlechte Gesetze zunichte gemacht oder unbegrenzt verzögert werden. Andererseits kann es durch systematische Förderung seitens des Staates unermeßlich unterstützt werden. Gemeinsame und individuelle Betätigung, Staatsgesetze und Privatcharakter sind beide durchaus notwendig. Nur durch die mit Hilfe solcher Gesetze vollbrachte langsame und geduldige innere Umwandlung kann den Menschen wirklich im Kampf um ein höheres und inhaltreicheres Dasein vorwärtsgeholfen werden. Die Anerkennung des individuellen Charakters als wichtigsten Lebensfaktors bedeutet durchaus nicht ein Übersehen der Tatsache, daß wir gute Gesetze haben müssen, und daß wir unsere besten Kräfte im Staatsdienst anstellen müssen, damit sie diese Gesetze voll und ganz zur Geltung bringen. Auf diese Weise wird die Nation in ihrer Gesamtheit imstande sein, jedem einzelnen von uns wirkliche und wahre Dienste zu leisten, während die Weisheit dieser Betätigung der Gesamtheit andererseits in der Hauptsache von dem durchschnittlich hohen Bürgersinn des einzelnen abhängen wird.

Das Verhältnis zwischen Mann und Weib ist das Grundverhältnis, auf dem unser ganzer sozialer Bau beruht. Das Gesetz kann viel dazu tun, die Frau auf einen Standpunkt vollkommener Gleichberechtigung mit dem Manne zu stellen, einschließlich des Rechts zu wählen, des Rechts Eigentum zu besitzen und auszunutzen, und des Rechts, jeden gewünschten Beruf unter denselben Bedingungen wie der Mann zu ergreifen. Ist dies aber geschehen, so wird es immer noch wenig nützen, wenn nicht einerseits der Mann seine Pflichten gegen die Frau klar begreift, und die Frau nicht andererseits klar begreift, daß sie keine Rechte beanspruchen darf, solange sie nicht den Verpflichtungen nachkommt, die Hand in Hand mit diesen Rechten gehen, und die allein sie berechtigen, auf jene Rechte Anspruch zu erheben. Ein grausamer, selbstsüchtiger und liederlicher Mann ist ein verabscheuungswürdiges Mitglied der Gesellschaft, aber schließlich ist seine Handlungsweise nicht schlimmer als die einer Frau, die sich damit begnügt, bei andern zu schmarotzen, die kalt und selbstsüchtig und auf nichts anderes bedacht ist, als auf frivole Vergnügungen und unwürdiges Behagen. Das Gesetz edlen Strebens, das Gesetz des Dienens zu edlem Zweck, ohne Rücksicht darauf, ob es Freude oder Schmerz bereitet, ist für Mann und Weib das einzig richtige Lebensgesetz. Der Mann darf nicht selbstsüchtig sein; wenn die Frau klug ist, wird sie dafür sorgen, daß der Mann nicht

selbstsüchtig wird, und das nicht nur um ihret-, sondern auch um seiner selbst willen. Es ist vor allen Dingen stets zu bedenken, daß fast jede Pflicht aus zwei einander widerstrebenden Elementen besteht, und daß ein übermäßiges Betonen des einen auf Kosten des andern seinen eigenen Zweck vereiteln kann. Wer die Geburtsstatistik der eingeborenen Amerikaner in den Neu-England-Staaten und der eingeborenen Franzosen in Frankreich studiert, dem wird man nicht erst zu sagen brauchen, daß eine Rasse unbedingt verschwinden muß, wenn sie Vorsicht und Vorsorge bis zur kalten Selbstsucht und Genußsucht treibt. Zieht man die Frauen in Betracht, die entweder aus triftigen Gründen unverheiratet bleiben, oder die kinderlos verheiratet oder nicht imstande sind, mehr als ein oder zwei Kinder in die Welt zu setzen, so liegt es auf der Hand, daß jede dazu fähige Frau durchschnittlich vier Kinder haben muß, wenn die Rasse sich fortpflanzen soll. Dies ist die bloße Feststellung einer selbstverständlichen Tatsache. Dennoch nehmen törichte und genußsüchtige Leute diese Feststellung oft übel, als ob es irgendwie möglich wäre, durch Drohungen die Tatsachen der Natur umzukehren; andererseits fassen unbedachte und unpraktische oder auch rücksichtslose und brutale Männer sie so auf, als ob sie Familienväter berechtigte, zahllose schlecht ernährte, schlecht erzogene und schlecht versorgte Kinder zu haben, um deren Pflege und Unterhalt sie sich nicht kümmern. Ein Mann muß gründlich überlegen, ehe er heiratet. Er muß ein liebevoller und rücksichtsvoller Gatte sein und sich klarmachen, daß es kein anderes Wesen gibt, dem er so viel Liebe, Achtung und Rücksicht schuldet wie der Frau, die mit Schmerzen seine Kinder zur Welt bringt und sie mit Mühe und Arbeit aufzieht. Keine Worte reichen hin, um die Verachtung und Geringschätzung auszudrücken, die jeder rechtlich denkende Mann nicht nur gegen den brutalen Gatten, sondern auch gegen denjenigen empfinden muß, der es seiner Frau gegenüber an Treue und Rücksicht fehlen läßt. Überdies muß er arbeiten, muß in dieser Welt das Seinige tun. Andererseits muß die Frau begreifen, daß sie ebensowenig ein Recht hat, sich dem Geschäft der Mutterschaft zu entziehen, wie der Mann berechtigt ist, seine Aufgabe als Brotverdiener für den Haushalt zu umgehen. Frauen sollten zu jedem Arbeitsgebiet, das sie zu betreten wünschen, freien Zutritt haben, und wenn ihre Arbeit ebensoviel wert ist wie die des Mannes, so sollte sie ebenso hoch bezahlt werden. Dennoch muß für den Mann und die Frau, deren Wohlfahrt wichtiger ist als die aller andern menschlichen Wesen, die Frau normalerweise die Hausmutter, die Hüterin des heimischen Herdes, und der Mann der Brotverdiener, der Versorger der Frau, die seine Kinder zur Welt bringt, und der Kinder, die sie geboren hat, bleiben. Keine andere Arbeit kommt dieser an Wert gleich oder stellt so hohe Anforderungen an Mann und Frau. Sie muß in jeder gesunden Gesellschaft für beide immer die hauptsächlichste, die wichtigste Arbeit bleiben: normalerweise ist jede andere Arbeit von nebensächlicher Bedeutung und darf diese wesentlichste Arbeit nur ergänzen, nicht aber ersetzen. Die Ge-

meinschaft sollte eine gleichberechtigte sein, eine Gemeinschaft der Liebe, der Selbstachtung und Selbstlosigkeit, vor allem aber eine Gemeinschaft zur Erfüllung der hauptsächlichsten und wichtigsten aller Pflichten. Pflichterfüllung, nicht aber das Aufgehen in seichter Behaglichkeit und nichtigen Vergnügungen ist es, was allein das Leben lebenswert macht.

Das Frauenstimmrecht sollte man von diesem Gesichtspunkt aus betrachten. Ich persönlich habe das Gefühl, daß das Wählen ebensogut ein „Recht" der Frau wie des Mannes ist. Aber die Hauptsache ist, daß sowohl Männer wie Frauen die Ausübung des Wahlrechts als eine Pflicht betrachten, die schließlich gut erfüllt werden muß, wenn sie auch nur den geringsten Wert haben soll. Ich habe das Wahlrecht der Frauen zwar von jeher, aber doch nur schüchtern befürwortet, bis ich mit Frauen wie Jane Addams, Mary Antin und Frances Kellor zusammentraf, die es nur erstrebten, um der Menschheit bessere und wirksamere Dienste leisten zu können, und dadurch aus einem lauen zu einem feurigen Anhänger dieser Sache wurde. Eine Wahlstimme ist wie eine Büchse: ihre Nützlichkeit hängt von dem Charakter ihres Benutzers ab. Der bloße Besitz des Wahlrechts wird Männern und Frauen, die nicht genug entwickelt sind, um es zu benutzen, ebensowenig Vorteil bringen, wie der Besitz einer Büchse den ungeschulten ägyptischen Fellach in einen Soldaten verwandelt. Dies gilt für die Frau ebenso wie für den Mann — und nicht in höherem Grade. Das allgemeine Wahlrecht in Haïti hat die Bewohner dieser Insel keineswegs befähigt, sich im wahren Sinne des Wortes selbst zu regieren, und das Frauenstimmrecht in Utah hat die Frage der Vielweiberei in keiner Weise oder Gestalt beeinflußt. Ich bin für das Frauenstimmrecht bei uns in Amerika, weil ich glaube, daß die Frauen reif dafür sind. Aber ich halte bei Frauen wie bei Männern die Pflicht, sich selbst zu einer weisen Ausübung dieses Rechts zu erziehen, für weit wichtiger als das bloße Recht, eine Stimme abzugeben.

Wenn die Menschen doch Bücher wie die zugleich kraftvollen und fesselnden Romane und Erzählungen von Henry Bordeaux lesen wollten, Bücher wie Kathleen Norris' „Mutter", und diese und ähnliche Bücher dann und wann als Traktätchen verwendeten! Vielleicht wird nachstehender Briefwechsel besser als ich es vermag eine Vorstellung geben von den Problemen, denen Frauen und Männer im täglichen Leben begegnen, und von der Notwendigkeit, daß der Mann sich als selbstlos und rücksichtsvoll erweist und seinen vollen Anteil an der gemeinsamen Pflicht erfüllt:

3. Januar 1913.

Herrn Oberst Theodore Roosevelt.

Geehrter Herr! Ich nehme an, daß Sie bereit sind, die Verantwortung für die Behauptung zu tragen, daß die Frauen unseres Vaterlandes nicht ihre Pflicht erfüllen, wenn sie nicht große Familien haben. Ich möchte indessen wohl wissen, ob Sie den wirklichen Grund der Sache kennen. Man

schiebt die Schuld zum großen Teil den Klubs und der Gesellschaft zu, aber die „Gesellschaft" umfaßt doch schließlich nur so wenige Menschen. Als ich mich mit zwanzig Jahren verheiratete, dachte ich, daß es richtig wäre, eine Familie zu haben, und da wir nicht sehr mit weltlichen Gütern gesegnet waren, hielt ich es auch für richtig, alle Arbeit für diese Familie selbst zu verrichten. Ich habe neun Kinder gehabt, habe all meine Arbeit selbst verrichtet, auch das Waschen, Plätten, Scheuern und die Pflege der Kleinen, wie sie — etwa alle zwei Jahre — nacheinander eintrafen. Außerdem habe ich alles genäht, was sie trugen, auch die Hosen für die Jungen und Jacken und Mützen für die Mädchen, solange sie klein waren. Dabei half ich ihnen allen bei ihren Schulaufgaben, brachte ihnen ihre ersten musikalischen Kenntnisse bei usw. Aber als sie älter wurden, blieb ich hinter der Zeit zurück. Ich habe niemals einem Klub, einem Verein oder einer Loge angehört und ging fast nie in andere Häuser: dazu hatte ich keine Zeit. Infolgedessen wußte ich nichts von dem, was in der Stadt vorging, und noch viel weniger von den Ereignissen im Lande, während mein Mann an Klugheit und Kenntnissen zunahm, weil er mit Menschen zusammenkam und über die Tagesfragen sprechen hörte. Zu Anfang unserer Ehe begriff ich ebenso rasch wie er und besaß eine bessere Schulbildung, da ich eine höhere Töchterschule durchgemacht hatte. Mein Mann lehnte es mehr und mehr ab, etwas mit mir zu besprechen, denn er sagte, „ich wüßte ja doch nichts davon". Wenn ich nachfragte, sagte er: „Ach, du würdest es ja doch nicht verstehen, wenn ich es dir erzählte!" So ist es gekommen, daß ich mit fünfundvierzig Jahren hoffnungslos langweilig und uninteressant bin, während er mit den größten Geistern des Landes auf gleichem Fuß verkehren kann. Er ist eifriger Fortschrittsmann, nahm lebhaften Anteil an der letzten Wahlkampagne usw. Ich bin auch Fortschrittlerin und habe mein möglichstes getan, um nach so langen Jahren des zurückgezogenen Lebens die Gedanken zu begreifen, für die Sie eintraten. Während des Sommers und Herbstes habe ich auch alles gelesen, was ich nur auftreiben konnte. Aber ich habe seit zu langer Zeit alle Fühlung mit den Leuten verloren, und mein Mann möchte sich viel lieber mit einer andern kinderlosen Frau etwas erzählen, weil sie die Dinge kennt (ich meine damit nicht eine besondere Frau). Ich langweile ihn einfach zu Tode, weil ich nicht interessant bin. Nun sagen Sie mir, in welcher Weise ich daran schuld bin. Ich habe nur getan, was ich für meine Pflicht hielt. Keine Frau kann auf dem Laufenden bleiben, wenn sie immer nur ausschließlich mit kleinen Kindern spricht. Sobald meine Kinder heranwuchsen, machten sie es ebenso wie ihr Vater und sagen sehr oft: „Ach, Mutter versteht das nicht!" Zu ihrem Vater blicken sie mit Bewunderung auf, weil er ein Weltmann ist und sich zu benehmen weiß, wenn er ausgeht. Wie kann ich nun meine Töchter drängen, daß sie hingehen und viele Kinder aufziehen sollen? Es bedeutet, daß alle sich einer Frau schämen, sobald sie ihre Figur und jeden Reiz für sie verloren hat.

Da Sie nun Frauenrechtler sind, reden Sie zu den Männern ein wenig über ihre Pflichten gegen ihre Frauen, sonst lassen Sie davon ab, uns Frauen zu drängen, Kinder in die Welt zu setzen! Ich bin nur eine unter Tausenden von anständigen Frauen des Mittelstandes, die ihr Leben drangeben, eine nette Familie aufzuziehen, und die dann verbittert werden, weil man ungerecht gegen uns ist. Werfen Sie diesen Brief nicht in den Papierkorb, sondern denken Sie darüber nach.

Mit größter Hochachtung Ihre . . .

New York, 11. Januar 1913.

Verehrte Frau . . .!

Ihr Brief wird ganz gewiß nicht in den Papierkorb wandern. Ich werde über ihn nachdenken und ihn meiner Frau zeigen. Wollen Sie mir vor allen Dingen zu sagen gestatten, daß eine Frau, die einen solchen Brief schreiben kann, sicherlich nicht „hoffnungslos langweilig und uninteressant" ist. Wenn die Dinge so liegen, wie Sie sagen, so wundert es mich nicht, daß Sie verbittert sind und das Gefühl haben, daß man Ihnen ein schweres Unrecht zugefügt hat. Ich habe mich immer bemüht zu betonen, daß die Männer ihre Pflichten gegen ihre Frauen noch gewissenhafter erfüllen sollten als die Frauen die ihrigen gegen sie. Nun mag ich eigentlich nicht gern über Ihren Mann schreiben, weil es Ihnen vielleicht selbst nicht lieb sein könnte. Mir kommt es unglaublich vor, daß ein Mann, dem seine Frau neun Kinder geschenkt hat, nicht das Gefühl haben sollte, daß er und die Kinder zeitlebens ihre Schuldner sind. Sie schreiben, daß Sie neun Kinder gehabt, all Ihre Arbeit selbst verrichtet und sogar selbst gewaschen, geplättet, gescheuert und für die Kleinen gesorgt haben; daß Sie alles selbst genäht haben, was sie trugen, einschließlich Hosen für die Jungen und Jacken und Mützen für die Mädchen, solange sie klein waren; daß Sie ihnen bei ihren Schulaufgaben geholfen und ihnen die Anfangsgründe der Musik beigebracht haben; daß Sie aber später, als die Kinder heranwuchsen, hinter der Zeit zurückblieben, daß Sie nie irgendeinem Klub, einem Verein, einer Loge angehörten, noch in anderer Leute Häuser gingen, weil Sie dazu keine Zeit hatten; und daß Ihr Mann Ihnen infolgedessen über den Kopf wuchs, daß Ihre Kinder zu ihm und nicht zu Ihnen mit Bewunderung aufblicken und Sie das Gefühl haben, als ob alle Ihnen über den Kopf gewachsen wären. Wenn dem so ist, so haben Sie eine große und wundervolle Leistung vollbracht, und die einzige Erklärung, die ich für das Verhalten Ihres Mannes und Ihrer Kinder finden kann, ist, daß sie nicht begreifen, was Sie geleistet haben. Ich halte sehr viel von der Selbstlosigkeit, glaube aber andererseits, daß es verkehrt ist, andere selbstsüchtig werden zu lassen, auch wenn diese andern Mann und Kinder sind.

Nun möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Nehmen Sie Ihren Brief, von welchem ich eine Abschrift beifüge, und diesen Brief von mir, und wählen Sie dann ein Mitglied Ihrer Familie aus, das Ihnen be-

sonders nahesteht, einerlei ob das Ihr Mann oder eins Ihrer Kinder ist. Zeigen Sie ihm die beiden Briefe und sprechen Sie sich ganz freimütig über die Sache aus. Wenn ein Mann anfängt, sich, wie Sie behaupten, seiner Frau zu schämen, weil sie beim Gebären seiner Kinder ihre Figur eingebüßt hat, so ist dieser Mann ein gemeiner Hund und hat allen Grund, sich seiner selbst zu schämen. Ich sende Ihnen ein kleines Buch von Kathleen Norris, das „Mutter" betitelt ist und Sie über meine Ansichten in bezug auf diese Frage aufklären wird. Natürlich gibt es niedriggesinnte und selbstsüchtige Männer, ebenso wie es, wenn auch meines Erachtens in geringerer Anzahl, niedriggesinnte und selbstsüchtige Frauen gibt. Mann und Frau sollten aus den Lehren einer Erzählung wie Norris' „Mutter" Nutzen ziehen.

Ihr sehr ergebener

Theodore Roosevelt.

21. Januar 1913.

Herrn Oberst Theodore Roosevelt.

Geehrter Herr! Ihr Brief hat mich überrascht, denn ich erwartete keine Antwort. Am nächsten Tage traf auch das Buch ein, und ich danke Ihnen für Ihr bereitwilliges Verständnis und Mitgefühl. Ich habe die Empfindung, als ob Sie und Ihre Gattin glauben müssen, ich hätte meinem Mann gegenüber nicht ganz recht gehandelt. Aber da ich nicht wußte, wie ich Ihnen den Gedanken, der mich so ganz erfüllt, auf andere Weise begreiflich machen sollte, erzählte ich meine eigene Lebensgeschichte. Sollte sie, wenn auch nur in geringem Maße, dazu beitragen, durch eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung durch Sie jemand anders zu helfen, so bin ich zufrieden. Sie haben mir besser geholfen, als Sie ahnen. Schon daß ich Sie interessiert habe, wirkt wie ein Stärkungsmittel und stählt mich so, daß mir zumute ist, als ob ich es mir nicht länger gefallen lassen möchte, mich als überflüssig beiseite schieben zu lassen . . . . . . Daß Sie sich die Mühe gemacht haben, mir ein Buch zu schicken! Ich werde es immer wertschätzen, sowohl des Inhalts wie des Gebers wegen. Ich habe es mit wahrer Freude gelesen. Die Mutter war so herrlich. Sie war ideal. Die Situationen sind so erstaunlich lebenswahr, genau so wie sie mit Variationen hier alle Tage vorkommen. —

Eine Erzählung von Tatsachen wirkt oft überzeugender als eine Predigt, und diese beiden Briefe der Frau tragen ihre eigene Lehre in sich.

Nebenbei möchte ich noch bemerken, daß ein Mann, der seiner Gattin über den Kopf gewachsen zu sein glaubt, immer gut tun wird, sorgfältig zu überlegen, ob er nicht etwa statt nach oben nach unten gewachsen ist, und ob die Sache nicht vielmehr so liegt, daß er, was Bildung und Pflichtgefühl anlangt, von dem Niveau seiner Frau herabgesunken ist.

Sechstes Kapitel.

Die New Yorker Polizei.

Im Frühjahr 1895 wurde ich von Mayor Strong zum Polizeikommissar ernannt und bekleidete während der beiden folgenden Jahre das Amt eines Polizeipräsidenten der Stadt New York. Strong war im vorhergehenden Herbst zum Mayor gewählt worden, da die allgemeine antidemokratische Woge jenes Jahres mit einer der Tugendanwandlungen, wie sie in der Stadt gelegentlich vorkamen, zusammenfiel und infolgedessen die Tammany-Leute aus den städtischen Ämtern verjagt wurden. Man hatte ihn als keiner Partei angehörig gewählt, was gewöhnlich (nicht immer) für die städtischen Angelegenheiten das Vorteilhafteste ist, vorausgesetzt, daß die Parteilosigkeit nicht auf einem Vertrag zwischen den Parteien beruht, sondern wirklich echte Parteilosigkeit bedeutet, vereint mit dem aufrichtigen Vorsatz, die rechten Männer im Stadtdienst anzustellen mit dem Auftrag, sich eingehend mit den Bedürfnissen der Durchschnittsmänner und -frauen zu befassen — der Männer und Frauen, die schwer arbeiten und nur zu oft auch ein schweres Leben führen. Meine Anstellung erfolgte unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß ich die Polizeiverwaltung völlig unbekümmert um Parteipolitik und nur vom Standpunkt eines um die Förderung der Wohlfahrt guter Bürger bemühten guten Bürgers aus leiten sollte. Meine Aufgabe war daher eine sehr einfache. Mayor Strong hatte mir vorher bereits das Ressort der Straßenreinigung angeboten. Doch glaubte ich für diese Aufgabe nicht besonders geeignet zu sein. Ich lehnte den Posten energisch ab, und Mayor Strong fand schließlich in Oberst George F. Waring einen Mann, der sich weit besser für seine Zwecke eignete. Die polizeiliche Tätigkeit schlug dagegen mehr in mein Fach, und ich übernahm sie mit Freuden.

Jacob Riis und „die andere Hälfte".

Der Mann, der mir während meiner zweijährigen Polizeipräsidentschaft am nächsten gestanden hat, war Jacob Riis. Ich fing damals, wie gesagt, schon an, mir eine ziemlich genaue Vorstellung von unsern sozialen, industriellen und politischen Bedürfnissen zu bilden. Über den Grad, bis

zu dem große Geldmänner in unserm industriellen und sozialen Leben eine schädliche Rolle spielten, war ich mir allerdings noch nicht klar, aber ich wußte sehr gut, wie nötig es war, unsere Demokratie auf ehrliche Weise nicht nur zu einer politischen, sondern auch zu einer wirtschaftlichen und industriellen Volksherrschaft zu machen. Mit Jacob Riis war ich schon bekannt, weil sein Buch „Wie die andere Hälfte lebt" für mich eine solche Quelle der Aufklärung und Anregung gewesen war, daß ich das Gefühl hatte, ihm nie genug dafür danken zu können. Bald nachdem es erschienen war, suchte ich ihn in seinem Bureau auf, um ihm zu sagen, welch tiefen Eindruck das Buch auf mich gemacht habe, und daß ich ihm gern mit der Tat helfen wolle, die Verhältnisse etwas besser zu gestalten. Ich habe immer einen wahren Abscheu vor Worten gehabt, die nicht in Taten umgesetzt werden, und vor Reden, die nicht zu Handlungen werden — mit andern Worten, ich glaube an Ideale, die sich verwirklichen lassen, und an ihre Verwirklichung, an das Predigen ausführbarer Dinge und an ihre Ausführung. Jacob Riis hatte eine Anklage gegen die Wohnungen in den Mietskasernen und das Leben darin erhoben; diese Dinge waren ein Unrecht, ein furchtbares und jämmerliches Unrecht. In seinem Buch hatte er darauf hingewiesen, auf welche Art die städtischen Behörden, und ganz besonders die Polizei- und Sanitätsbehörde, dazu beitragen könnten, diesem Unrecht in mancher Hinsicht abzuhelfen.

Gesucht: ein Arbeiter-Mayor.

Als Präsident der Polizeiverwaltung war ich zugleich Mitglied des Gesundheitsamts. Ich hatte das Gefühl, daß ich mit Jacob Riis' Hilfe imstande sein würde, eine beträchtliche Anzahl seiner Forderungen zur Ausführung zu bringen. In unsern Idealen, Grundsätzen und Absichten, sowie in unserm Glauben an die zu ihrer Verwirklichung erforderlichen Methoden waren wir ganz einig. Nach der Wahl im Jahre 1894 hatte ich ihm einen Brief geschrieben, aus dem ich folgende Stelle anführen will: „Es ist sehr wichtig für die Stadt, einen Mayor zu haben, der das Geschäftsleben kennt, aber es ist noch wichtiger, einen Mayor zu haben, der für den Arbeiter eintritt, und ich möchte, daß Herr Strong auch ein solcher wäre ... Rasche Personenbeförderung* ist etwas Vortreffliches, aber wenn man die Dinge richtig betrachtet, ist es noch viel wichtiger, große Spielplätze in den ärmeren Stadtvierteln zu haben und die Kinder von der Straße wegzubekommen, um zu verhindern, daß sie Strolche werden. Ebenso ist es etwas Herrliches, saubere Straßen zu haben, ja, es ist sogar durchaus notwendig; aber noch besser würde es sein, wenn unsere Schulen groß genug wären, um alle schulpflichtigen Kinder aufnehmen zu können, und wenn sie mit angemessenen Spielplätzen ausgestattet wären."

---

* Es handelte sich damals um den Bau der Untergrundbahn, die 1904 dem Verkehr übergeben wurde.

Nachdem ich dann noch mein Bedauern darüber ausgesprochen hatte, daß ich nicht in der Lage gewesen sei, das Straßenreinigungsdepartement zu übernehmen, setzte ich hinzu: „Es würde mir die größte Freude gewesen sein, die korrupten Unternehmer zu Paaren zu treiben und die Straßenreinigungsbehörde vollständig außer Bereich der Politik zu stellen."

Das ist jetzt neunzehn Jahre her, aber es gibt noch heute ein ganz gutes Programm für städtische Politik ab: Vernichtung der Korruption, Ausscheidung des Stadtdienstes aus dem Gebiet der Politik, Bestehen auf einem Mayor, der mehr ein Mann der Arbeiter als der Kaufleute ist, und möglichste Berücksichtigung der Wohlfahrt der Kinder.

Machtkonzentration.

Die Arbeit war also nach meiner Ansicht eine zwiefache: in erster Reihe die Verwaltung des Polizeidepartements an sich, zweitens die Benutzung meiner Stellung, um dazu beizutragen, die Stadt für diejenigen, die in ihr leben und arbeiten und auf denen die Lebens- und Arbeitsverhältnisse am drückendsten lasten, zu einem besseren Wohnort umzugestalten. Die beiden Probleme waren eng verwandt, denn ein Punkt, den man beim Streben nach Besserung der Zustände in der New Yorker Polizeibehörde nie vergessen darf, ist der Zusammenhang zwischen der Moralität und dem Verhalten, die allgemein unter den Polizeibeamten herrschen, und der Moralität und dem Verhalten, die in der ganzen Stadt die Regel bilden. Die Verwaltungsform im Polizeidepartement war damals derart, daß es ungemein schwierig war, gute Ergebnisse zu erzielen. Sie verkörperte die ganze Weisheit des altväterisch-amerikanischen politischen Denkens: das Bestreben, so sorgfältig zu bremsen und das Gleichgewicht zu erhalten, daß niemand so viel Macht besitzt, etwas Schlechtes zu tun. In der Praxis bedeutet dies, daß niemand Macht genug besitzt, um etwas Gutes zu tun, und daß das Schlechte doch geschieht.

Die Theorie von der Teilung der Macht wirkt in den meisten Stellungen nur schädlich. Gute Dienste lassen sich einzig und allein dadurch erzielen, daß man einem Menschen die Macht verleiht, sie zu leisten; dabei muß man darauf gefaßt sein, daß die Machtvollkommenheit, die einen Mann instand setzt, eine Aufgabe gut zu lösen, ihn notwendigerweise auch instand setzen muß, sie schlecht zu lösen, wenn er nicht der rechte Mann ist. Normalerweise ist es notwendig, in den Händen eines Mannes oder doch einer sehr kleinen Anzahl von Männern so viel Macht zu konzentrieren, daß er oder sie imstande sind, die erforderliche Arbeit zu verrichten. Dann muß in zweiter Linie dazu geschritten werden, auch Mittel und Wege zu ersinnen, um diese Männer dem Volk gegenüber vollauf für die Ausübung dieser Macht verantwortlich zu machen. Das bedeutet natürlich, daß die Macht mißbraucht werden wird, wenn das Volk sie mißbraucht sehen will. Andererseits bedeutet es aber auch, daß wir eine gute Regierung haben werden,

wenn das Volk — wie wir meinen — zur Selbstregierung reif ist — mit andern Worten, wenn unsere Reden und Staatseinrichtungen nicht leerer Schein sind. Ich behaupte nicht etwa, daß meine Theorie automatisch eine gute Regierung erzeugen wird, aber ich behaupte, daß sie uns eine so gute Regierung verschaffen wird, wie wir verdienen, und daß die andere Art und Weise es nicht tun wird.

Hemmung der Wirksamkeit.

Die damalige Verwaltung des Polizeidepartements war so eingerichtet, daß es sehr schwer war, etwas Gutes zu vollbringen, während das Feld für Intrigen und Komplotte geradezu unbegrenzt war. Es gab vier Kommissare, von denen angenommen wurde, daß zwei der einen und zwei der andern Partei angehörten, obwohl sie sich tatsächlich niemals nach Parteien trennten. Außerdem gab es einen von den Kommissaren angestellten Polizeichef, den sie aber nicht ohne ein regelrechtes, der gerichtlichen Revision unterworfenes Verfahren absetzen konnten. Dieser Chef und ein beliebiger Kommissar besaßen die Macht, die Tätigkeit der drei andern Kommissare zu hemmen. Es war den vier Kommissaren schon sehr leicht gemacht, sich untereinander vollständig festzurennen, und wenn diese Gefahr umgangen wurde, war es ein leichtes für einen einzelnen Kommissar, sich mit dem Chef unter eine Decke zu stecken, um die andern drei zum Stillstand zu bringen. Die Kommissare wurden vom Mayor ernannt, doch konnte er sie nur mit Zustimmung des Gouverneurs entlassen, der gewöhnlich sein politischer Gegner war. Ebenso konnten die Kommissare die Schutzleute ernennen, durften sie aber nur entlassen, nachdem ein Verfahren stattgefunden hatte, das dem Gericht zur Revision vorgelegt werden mußte.

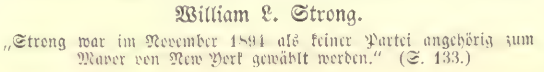
Wie es bei unserm System des Gerichtsverfahrens unvermeidlich war, besagte dies, daß die Tätigkeit des Gerichtshofs wahrscheinlich durch technisch-juristische Spitzfindigkeiten bestimmt wurde. Es war wohl möglich, einen Mann aus ganz unzulänglichen Gründen zu entlassen und eine Umstoßung des Urteils zu verhüten, wenn die Technik des Verfahrens nur sorgsam innegehalten wurde. Aber die schlimmsten Verbrecher pflegten gewandte Leute zu sein, gegen die sich kein gesetzmäßiges Beweismaterial beschaffen ließ, das ein Gerichtshof in einem Kriminalverhör berücksichtigen konnte (und es war leicht möglich, daß der Fall vom Gericht als Kriminalfall behandelt wurde), obwohl es leicht war, Beweise beizubringen, die einen Mann berechtigten oder sogar nötigten, sie aus seinem Privatdienst zu entfernen — und das Publikum sollte doch eigentlich ebenso gut behandelt werden wie ein privater Arbeitgeber. Infolgedessen wurden die schlimmsten Leute, die entlassen worden waren, meist durch das Gericht wieder in ihr Amt eingesetzt, und als der Mayor versuchte, einen meiner Kollegen zu entlassen, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, alles, was wir übrigen getan hatten, null und nichtig zu machen, ergriff der Gouverneur die Partei des widerspenstigen Kommissars und weigerte sich, seine Absetzung zu gestatten.



Jacob A. Riis.

„In Idealen, Grundsätzen und Absichten, sowie im Glauben an die zu ihrer Verwirklichung erforderlichen Methoden waren wir ganz einig.“ (S. 134.)





William L. Strong.

„Strong war im November 1894 als keiner Partei angehörig zum Mayor von New York gewählt worden.“ (S. 133.)



Otto Raphael.

„... ein junger Jude, der beim Retten mehrerer Frauen und Kinder aus einem brennenden Hause außerordentlichen Wagemut und körperliche Tapferkeit bewiesen hatte.“ (S. 139.)

Nichtsdestoweniger wurde erstaunlich viel für die Reform der Polizeitruppe getan. Wir besaßen immerhin eine ziemlich große Machtvollkommenheit, die wir voll und ganz ausnutzten, und wir setzten einige Dinge durch, indem wir uns sogar noch eine Machtvollkommenheit anmaßten, die wir in Wirklichkeit nicht besaßen.

Ausschaltung der Politik.

Mein erster Kampf betraf die gänzliche Ausschaltung der Politik aus dem Polizeiwesen, und zwar nicht nur der Politik, sondern jeder Art von unpassender Günstlingswirtschaft. Ohne Zweifel sind bei der Ernennung von Tausenden und der Beförderung von Hunderten auch Männer mit untergelaufen, die es fertig gebracht haben, Einflüsse, von denen ich nichts wußte, zur Geltung zu bringen. Aber diese Fälle müssen selten und sehr vereinzelt gewesen sein. Soweit es menschenmöglich war, wurden die Anstellungen und Beförderungen einzig und allein mit Rücksicht auf die Tauglichkeit des Betreffenden und die Anforderungen des Dienstes vorgenommen. Als Zivilkommissar hatte ich die Abteilungs- und Bureauchefs gelehrt, wie man Leute ohne Berücksichtigung der Politik anstellt, und ihnen versichert, daß sie durch Befolgung unserer Methoden vorzügliche Resultate erzielen würden. Als Polizeikommissar war ich in der Lage, meine eigenen Lehren selbst zur Anwendung zu bringen.

Wie man tüchtige Leute bekommt.

Die Anstellungen im Polizeidienst erfolgten auf die im vorigen Kapitel beschriebene Weise. Wenn der Betreffende nur amerikanischer Bürger war, kümmerten wir uns nicht im geringsten um seine politische Richtung, seinen Glauben und seinen Geburtsort, und erhielten dadurch im großen und ganzen bei weitem die besten Leute, die jemals in den Polizeidienst getreten waren. Zuerst war es natürlich schwer, die Politiker und das Volk davon zu überzeugen, daß wir wirklich meinten, was wir sagten, und daß jeder wirklich unparteiisch geprüft werden würde. In den vorhergehenden Jahren hatte in jedem Dienstzweig der Polizei die weitverbreitetste und schmutzigste Korruption geherrscht, und es hatte einen regelrechten Tarif für Anstellungen und Beförderungen gegeben. Viele einflußreiche Politiker und viele korrupte Privatpersonen meinten, daß es auf irgendeine Weise immer noch möglich sein würde, durch unsaubere und ungehörige Methoden Anstellungen zu erlangen, und viele brave Bürger waren derselben Überzeugung. Ich versuchte, beide Arten von Männern von dieser Ansicht zu bekehren, indem ich alles, was wir taten, und auch die Art, wie wir es taten, möglichst bekannt werden ließ, stets offen und vor aller Augen zu Werke ging und klar zu verstehen gab, daß wir jede Klage wegen Bestechlichkeit auf das gründlichste untersuchen würden.

Die offene Tür.

Es kam z. B. einmal ein katholischer Priester, und ein andermal ein Methodistenprediger zu mir; beide hatten Pfarrkinder, die gern in die Polizeitruppe eintreten wollten und nicht glaubten, daß es ihnen gelingen würde, ohne Geld zu zahlen oder einen politischen Druck auszuüben. Der Priester leitete ein mit seiner Kirche in Verbindung stehendes Temperenzlerlyzeum* und wollte wissen, ob einige junge Mitglieder dieses Lyzeums Aussicht hätten. Der Methodistenprediger kam aus einem kleinen Fleck des alten ursprünglichen Amerika, das infolge einer kürzlich erfolgten Ausdehnung in den Bezirk der ungeheuren, buntscheckigen, vergnügungssüchtigen Weltstadt aufgenommen worden war. Seine Kirche war nur klein, und die meisten ihrer Mitglieder waren Schiffszimmerleute, Handwerker und Matrosen auf den Küstenfahrern. In jedem Falle versicherte ich meinem Besucher, daß wir für die Truppe gerade solche Leute brauchten, wie er sie seiner Aussage nach stellen könne. Außerdem sagte ich jedem, daß mir ebensosehr daran gelegen sei wie ihm, zu entdecken, ob es bei den Prüfungen auch immer richtig und unparteiisch zugehe, und daß ich ihn bäte, vier oder fünf seiner Leute an der Prüfung teilnehmen zu lassen, ohne mir ihre Namen zu nennen. Nachher wollten er und ich dann, mochten die Leute nun bestehen oder durchfallen, selbst die Prüfungsarbeiten ganz genau durchgehen, so daß wir sofort feststellen könnten, ob Parteilichkeit zu ihren Gunsten oder Ungunsten gewaltet habe. Das geschah, und in beiden Fällen suchte mich der Geistliche einige Wochen später mit strahlendem Lächeln auf, um zu melden, daß seine Kandidaten das Examen bestanden hätten, und daß offenbar alles in Ordnung sei. Wenn ich nicht irre, habe ich während meiner zweijährigen Amtszeit als Polizeipräsident etwa zwölf bis fünfzehn Mitglieder jener kleinen Methodistengemeinde und mindestens die doppelte Anzahl von Leuten aus dem Temperenzlerlyzeum jener katholischen Kirche angestellt. Alle waren Leute von der Art, wie ich sie in der Truppe haben wollte: kräftige, entschlossene und nüchterne Männer von starkem Selbstvertrauen und hoher Selbstachtung und mit dem ausgesprochenen Trieb sich fortzubilden und zu vervollkommnen.

Otto Raphael.

Zuweilen suchte ich mir selbst einen Menschen aus und riet ihm, sich zum Examen zu melden. So ging ich z. B. eines Abends auf Bitten von Herrn Cleveland H. Dodge nach dem Vereinshaus des Christlichen Jünglingsvereins in der Bowery, um eine Rede zu halten. Während ich mich dort aufhielt, sagte mir Herr Dodge, daß er mir gern einen jungen Juden vorstellen möchte, der kürzlich beim Retten mehrerer Frauen und Kinder

---

* D. h. eine Art Verein, in dem man sich mit Literatur beschäftigt, Debatten veranstaltet, Vorträge hält usw.

aus einem brennenden Hause außerordentlichen Wagemut und körperliche Tapferkeit bewiesen habe. Der junge Mann, der Otto Raphael hieß, wurde herbeigeholt: er war ein kräftiger junger Bursche mit einem gutmütigen, gescheiten Gesicht. Ich erkundigte mich nach seinem Bildungsgrad und gab ihm den Rat, sich zur Prüfung zu melden. Er tat es, bestand das Examen, wurde angestellt und wurde ein vortrefflicher Beamter, und er und seine Familie sind seitdem, wo sie auch immer wohnen mochten, meine treuen Freunde geblieben. Otto Raphael war ein unverfälschter Sohn des östlichen Teils von New York. Er und ich waren beide „reines New York", wie es im Dialekt unserer Vaterstadt heißt. Als Beweis für die Gleichartigkeit unserer Empfindungen und unsrer Lebensauffassung brauche ich nur zu sagen, daß wir fast die einzigen Mitglieder der Polizeibehörde waren, die Fitzsimmons den Sieg über Corbett zutrauten. Ottos Familie stammte aus Rußland, und ein Posten bei der Polizei bedeutete nicht nur wegen der gesellschaftlichen Stellung, sondern auch des Gehalts wegen ungeheuer viel für sie. Es wurde Otto dadurch nicht nur möglich, seine kleinen, in Amerika geborenen Geschwister erziehen zu lassen, sondern er konnte auch ein paar Verwandte nachkommen lassen, die aus zwingenden Gründen in Rußland zurückgeblieben waren.

Beförderung ohne Bestechung.

Merkwürdigerweise war es lange nicht so leicht, korrupte Methoden bei den Beförderungen auszuscheiden, wie bei den Eintrittsprüfungen. Das lag daran, daß ich die Prüfungsangelegenheiten selbst vollständig überwachen konnte, und daß sie überdies fast automatisch funktionierten. Bei Beförderungen dagegen kam es vor allem auf die Leistungen und die Befähigung des Beamten an, und hier mußten wir uns hauptsächlich auf das Urteil seiner unmittelbaren Vorgesetzten verlassen, was ohne Zweifel bedeutete, daß dies Urteil gelegentlich aus nicht zu billigenden Gründen abgegeben wurde.

Indessen gab es Fälle, bei denen ich auf persönliche Kenntnis hin handeln konnte. Vor allem waren wir ein für allemal bemüht, Mut und Tapferkeit besonders anzuerkennen. In bezug auf diese Eigenschaften brauchten wir keine solche Umwälzung in der Truppe herbeizuführen, wie in bezug auf Redlichkeit. Die Leute hatten sich im Umgang mit aufrührerischen und gewalttätigen Verbrechern stets als tapfer erwiesen. Aber sie waren allmählich sehr bestechlich geworden. Unsere Hauptaufgabe bestand deshalb darin, die Unredlichkeit auszurotten, und diese Arbeit haben wir gründlich besorgt, so weit es das lächerliche Zwei-Parteien-Gesetz*, nach dem das Departement geleitet wurde, zuließ. Aber indem wir uns bemühten, alles Schlechte

* Das Gesetz verlangte, daß die Beamten zur Hälfte der republikanischen und zur Hälfte der demokratischen Partei angehörten.

in der Truppe auszurotten, waren wir auch immer bestrebt, alles, was gut war, zu erhalten und zu stärken. Während wir die Unredlichkeit bekämpften, strengten wir uns nach Kräften an, die Tüchtigkeit zu heben. Leider sind wir durch traurige Erfahrungen darüber belehrt worden, daß eine korruptionsfreie Polizeiorganisation sich doch angesichts einer schweren Krisis als schwach oder als unfähig erweisen kann, mit gefährlicheren Verbrechern fertig zu werden. Und das zu verhüten, waren wir fest entschlossen.

Der Kampf gegen die Unredlichkeit in der Polizeitruppe.

Unsere Bemühungen waren von glänzendem Erfolg gekrönt. Die zunehmende Tüchtigkeit der Truppe hielt gleichen Schritt mit ihrer zunehmenden Redlichkeit. Die Leute in Uniform und die in Zivil — die sogenannten Detektivs — leisteten Besseres als zuvor. Die Summe der Verbrechen, bei denen die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgte, stieg stetig, während die Summe der Verbrechen, bei denen der Täter frei ausging, sich ebenso stetig verringerte. Jeder übelbeleumundete Politiker, jedes Sensationsblatt und jeder furchtsame Narr, den das gegen uns erhobene Geschrei einzuschüchtern vermochte, waren gegen uns. Alle drei Klassen wandten jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel an, um zu beweisen, daß wir die Tüchtigkeit der Polizeitruppe beeinträchtigt hätten, indem wir sie ehrlich machten, und durch dies Gerede arbeiteten sie geradezu darauf hin, den Zustand der Dinge herbeizuführen, gegen den sie angeblich so heftigen Protest einlegten. Wir aber verfolgten ruhig die Bahn, die wir uns vorgezeichnet hatten. Es war ein harter und oft verdrießlicher und sorgenvoller Kampf, aber wir trugen den Sieg davon. Ich war im Mai 1895 ernannt worden. Im Februar 1897, drei Monate bevor ich mein Amt niederlegte, um Hilfssekretär im Marineministerium zu werden, konnte der Richter in seiner Ansprache an die Geschworenen des Bezirks New York sie schon zu der gewaltigen Abnahme der Verbrechen, und zwar ganz besonders der gewalttätigen Verbrechen, beglückwünschen. Diese Abnahme hat während der zwei Jahre stetig angehalten. Nach gründlicher Erprobung der Reformpolitik erwies sich die Polizei als tüchtiger denn je zuvor im Beschützen von Leben und Eigentum und im Unterdrücken von Verbrechen und verbrecherischen Lastern.

Waghalsigkeit und Heldenmut.

Wenn auch viele andere Faktoren das ihrige zu dieser Besserung beitrugen, spielte doch die Anerkennung und Belohnung besonderer persönlicher Tapferkeit der Polizeibeamten dabei eine gewisse Rolle. Die ungeheure Förderung der Disziplin durch erbarmungslose Bestrafung aller Übeltäter, wie groß ihr politischer und persönlicher Einfluß auch sein mochte, die entschlossene Bekämpfung jeder Art von Verbrechern, die sich bisher

durch Bestechung den Schutz der Polizei erkauft hatten, die unverzügliche Anerkennung der Befähigung, auch wenn sie nichts mit persönlichem Heldenmut zu tun hatte — alles dies waren Dinge, die bei der Herbeiführung der Besserung ungeheuer schwer ins Gewicht fielen. Bloße Kühnheit und Tapferkeit und das Belohnen der Kühnheit und Tapferkeit können den Mangel an Disziplin, Tauglichkeit und Redlichkeit nicht aufwiegen, aber sie sind trotzdem von grundlegender Bedeutung. Keine Polizei ist etwas wert, wenn ihre Beamten nicht gescheit und redlich sind, aber ebensowenig taugt sie etwas, wenn ihre Beamten nicht tapfer, wagemutig und an Manneszucht gewöhnt sind.

Wir brachten unsere Anerkennung großer Waghalsigkeit oder persönlichen Heldenmuts auf zwei Arten zum Ausdruck: erstens durch Verleihung einer Medaille oder eines Belobigungsschreibens zur Erinnerung an die Tat, und zweitens indem wir sie, besonders bei Unterbeamten, bei Beförderungen berücksichtigten. Bei Beamten höheren Grades — sagen wir z. B. vom Wachtmeister an aufwärts — kann Entschlossenheit und kühner Wagemut bei der Entscheidung über weitere Beförderung nicht als Faktor ins Gewicht fallen: es ist vielmehr so, daß ein Mangel an diesen Eigenschaften den Betreffenden für eine Beförderung untauglich macht. Denn bei den höheren Stellen muß man das Vorhandensein dieser Eigenschaften bei jedem brauchbaren Anwärter voraussetzen und die Beförderung im Hinblick auf die Tatkraft, Umsicht und Tauglichkeit zum Vorgesetzten vornehmen. In den niedrigern Stellen dagegen sollte besondere Tapferkeit bei der Entscheidung zwischen verschiedenen Kandidaten für eine bestimmte Stellung immer ins Gewicht fallen.

Heldentum bei der Polizei.

Im Laufe einer zweijährigen Amtstätigkeit haben wir uns mehr als hundertmal genötigt gesehen, einzelne Beamte wegen irgendeiner Heldentat ausdrücklich zur Erwähnung zu bringen. Dieser Heldenmut äußerte sich gewöhnlich in einer von vier Gestalten: Rettung eines Menschen vom Tode des Ertrinkens, Rettung eines Menschen aus einem brennenden Gebäude, Aufhalten eines durchgehenden Gespanns oder Festnahme eines gewalttätigen Verbrechers unter ungewöhnlichen Umständen. Um unsere Methode besser verständlich zu machen, will ich zwei der ersten gleich nach meinem Amtsantritt erfolgten Beförderungsfälle herausgreifen. Einmal handelte es sich um einen alten Mann, einen Veteranen aus dem Bürgerkriege, der die Beamten zu kontrollieren hatte. Es wurde mir eines Tages bekannt, daß er eine Frau vom Ertrinken gerettet hatte, und ich ließ ihn mir kommen, um mich nach der Sache zu erkundigen. Der alte Mann brachte sein Führungsprotokoll mit und war sichtlich erregt und besorgt, denn wie es sich ergab, war er im Amt ergraut, hatte eine Heldentat nach der andern verrichtet, besaß aber keinen nennenswerten politischen Rückhalt. Niemand hatte sich um ihn gekümmert. Er war einer der stillen Leute,

die nur ihrer Pflicht leben, und hatte niemals versucht, sich Fürsprache zu verschaffen, obwohl er ein Soldat der großen Armee gewesen war. Nun endlich glaubte er, daß sich ihm eine Aussicht böte. Er hatte zweiundzwanzig Jahre bei der Polizei gedient und während dieser Zeit etwa fünfundzwanzig Personen vom Tode des Ertrinkens und zur Abwechslung auch noch zwei oder drei Menschen aus brennenden Gebäuden gerettet. Zweimal hatte der Kongreß eine besondere Verordnung erlassen, um den damaligen Schatzsekretär John Sherman zu ermächtigen, diesem Polizisten die Rettungsmedaille zu verleihen. Außerdem besaß er die Medaillen der Rettungsgesellschaft und der Polizei. In seinen Akten stand nicht eine einzige Klage über die geringste Pflichtverletzung, und dabei war er nüchtern und zuverlässig. Er hatte ein Recht auf Beförderung und erhielt sie auf der Stelle. Es ist vielleicht erwähnenswert, daß er auch weiterhin noch Menschen das Leben rettete, nachdem er Wachtmeister geworden war. Am 21. Oktober 1896 rettete er wieder einen Mann aus dem Wasser. Es war in der Nacht und kein Mensch in der Nähe; der Kai, von dem er herabsprang, lag vollständig im Dunkeln, und er blieb zehn Minuten in dem sehr kalten Wasser. Als er diesen Menschen rettete, war er bereits fünfundfünfzig Jahre alt. Es war die neunundzwanzigste Person, der er während seiner dreiundzwanzigjährigen Dienstzeit das Leben gerettet hatte.

Die Grenze der Pflicht.

Der andere Beamte war ein Schutzmann, den wir zum Kontrolleur beförderten, weil er einen Einbrecher unter ziemlich merkwürdigen Umständen festgenommen hatte. Zufällig las ich, daß er in einer Woche einen Einbrecher gefangen hatte. Das schien bei ihm zur Gewohnheit zu werden, denn in der nächsten Woche nahm er wieder einen Einbrecher fest. In diesem Fall stahl sich der Einbrecher kurz nach Mitternacht aus dem betreffenden Hause und machte sich, hart verfolgt von dem Schutzmann, in der Richtung nach der Park-Avenue aus dem Staube. Die New Yorker Zentralbahn geht unter dieser Straße durch, und der Tunnel hat nach oben eine ganze Reihe von Öffnungen. Als er merkte, daß der Schutzmann ihm näher kam, griff der Einbrecher zu einem verzweifelten Ausweg und sprang auf die Gefahr hin, sich den Hals zu brechen, in eine dieser Öffnungen hinein. Nun muß man bedenken, daß der Einbrecher um seine Freiheit lief und es daher nur klug von ihm war, Glieder und Leben zu riskieren. Der Schutzmann aber tat nur seine Pflicht, und niemand hätte ihn tadeln können, wenn er den Sprung nicht gewagt hätte. Er wagte ihn aber doch, und diesmal lastete die Hand des Herrn schwer auf dem Ungerechten. Der Einbrecher fiel so, daß ihm der Atem verging, der „Blaue“ aber nicht. Sobald sein Opfer gehen konnte, trabte der Beamte mit ihm nach der Polizeiwache, und acht Tage darauf ließ ich mir den Beamten kommen und beförderte ihn, denn er war nüchtern, zuverlässig und überaus pflichttreu.

Das Wohl des Dienstes.

Ich glaube nun, jeder vernünftige und einigermaßen gescheite Mensch wird zugeben, daß wir recht taten, indem wir Männer wie diese beförderten, und sehr recht taten, indem wir politische Rücksichten bei den Beförderungen außer Betracht ließen. Dennoch war es gerade dieses unser Verfahren, dieser entschlossene Kampf gegen Unredlichkeit und jene besondere Form von Schlechtigkeit, die sich hinter „praktischer" Politik versteckt, sowie unsere beharrliche Weigerung, andere Rücksichten als das Wohl der Stadt und des Dienstes und die Leistungen der Männer selbst anzuerkennen, was uns die erbitterte und boshafte Feindschaft stellenjägerischer Politiker zuzog. Sie setzten die Aufhebung des Zivildienst-Reformgesetzes durch das Parlament des Staates New York durch. Sie versuchten es, um ein Haar mit Erfolg, uns auf dem Wege des Gesetzes aus unsern Ämtern zu vertreiben. Sie setzten im Verein mit der niedrigsten Sorte der Sensationspresse alle möglichen schmutzigen und unanständigen Lügen und Verleumdungen über unsere Art der Tätigkeit in Umlauf. Sie versuchten, uns durch alle Arten von Intrigen und Schmeicheleien, durch Verheißung politischer Belohnungen und Androhung politischer Strafen zu verführen oder einzuschüchtern. Ihr Vorhaben mißlang jedoch. Ich bin für politische Organisationen und für praktische Politik. Ist ein Mann nicht praktisch, so kann er keinen Nutzen stiften. Wenn die Politiker „praktische" Politik aber als unsaubere Politik auffassen, und wenn sie das, was eine notwendige und nützliche politische Organisation sein sollte, in eine von unmoralischen, gewerbsmäßigen Beutejägern zu ihrem eigenen Vorteil betriebene Maschine verwandeln, so ist es an der Zeit, den Politiker aus dem öffentlichen Leben auszustoßen und die Maschine je nach Bedürfnis auszubessern oder zu zertrümmern.

Wann das Schießen erforderlich ist.

Einen schon vorzüglich bewährten Schutzmann beförderten wir infolge eines Kampfes, der den Tod seines Gegners zur Folge hatte, zum Kontrolleur. Er war einer Bande von Strolchen auf der Spur, die soeben einem Menschen aufgelauert und ihn beraubt und durchgeprügelt hatten. Sie liefen nach verschiedenen Richtungen auseinander, und er verfolgte den Anführer. Indem er wie der Wind lief, kam er dem Mann immer näher, bis dieser sich plötzlich umdrehte und ihm gerade ins Gesicht feuerte. Der Beamte hielt seinen Revolver auch schon bereit, und die Schüsse knallten fast gleichzeitig. Der Beamte hätte ums Haar sein Leben eingebüßt, denn die Kugel seines Gegners durchbohrte seinen Helm und streifte seinen Schädel. Er selbst hatte besser gezielt, und der Mann, den er verfolgte, fiel, ins Herz getroffen, tot zu Boden. Ich will nur gleich sagen, daß ich nicht das geringste Mitgefühl mit einer Politik habe, die den Polizisten den Verbrechern auf Gnade oder Ungnade preisgeben oder ihn doch wirksamer Waffen berauben möchte. Als ich Polizeikommissar war, bestraften

wir jede Roheit unserer Beamten so schnell und so streng, daß bald so gut wie keine Fälle von Brutalität mehr vorkamen. Kein anständiger Bürger hat während meiner zweijährigen Amtszeit etwas von der Polizei zu fürchten gehabt. Aber wir drangen bei unsern Beamten beständig darauf, daß sie selbst beweisen sollten, welcher ernsten Gefahr sich jeder gewalttätige Verbrecher aussetzte, der versuchte, sie zu behelligen, sich der Verhaftung zu widersetzen, oder sie in der Ausübung ihrer Pflichten zu behindern; infolgedessen wurde auch jede „Bande" gesprengt und ihre Mitglieder aufs strengste bestraft. Natürlich suchten die Beamten den Verbrecher, wenn er gewalttätig wurde, nach Möglichkeit nur kampfunfähig zu machen.

Eins der Dinge, die wir während meiner Amtszeit betrieben, war das Üben der Beamten im Pistolenschießen. Wir richteten eine Schießschule ein, und bald besserte sich die Treffsicherheit der Leute auf erstaunliche Weise. Der Mann, den wir mit der Leitung dieser Übungen betrauten, war ein Kontrolleur namens Petty, der zum Wachtmeister befördert wurde. Er war im Revolverschießen einer der Meisterschützen des Landes und konnte so ziemlich treffen, wohin er wollte. Zweimal war er gezwungen, auf Verbrecher zu schießen, die sich der Verhaftung widersetzten, und jedesmal schoß er den Betreffenden ins Bein oder in den Arm und machte ihn wehrlos, ohne sein Leben zu gefährden.

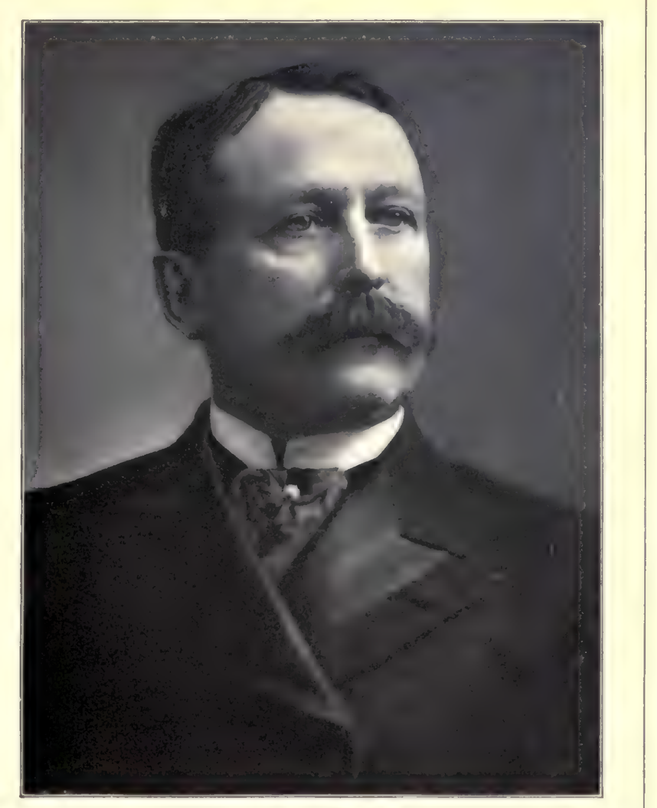
Im Mai 1896 kamen in der Nähe der Hundertsechsundfünfzigsten Straße und der Union Avenue eine ganze Anzahl von Einbrüchen vor, und wir sandten zwei Beamte in Zivil aus, die nachts diese Straßen abpatrouillieren sollten. Am 8. Mai gewahrten sie etwa um 2 Uhr morgens zwei Männer, die sich in der Nähe eines großen Eckhauses zu schaffen machten, und beschlossen, sie zu veranlassen, eine Erklärung für ihr Benehmen abzugeben. Um ihnen den Rückzug abzuschneiden, ging ein Beamter die eine und sein Gefährte die andere Straße entlang. Der erste Beamte (namens Ryan) erblickte die Leute an dem Torweg des Seiteneingangs des Hauses und rief sie an, um zu erfahren, was sie da machten. Sie gaben keine Antwort, sondern kehrten um und liefen auf Prospect Avenue zu davon, während Ryan ihnen dicht auf den Fersen war. Nachdem sie ungefähr fünfzig Schritt gelaufen waren, drehte einer von ihnen sich um und schoß auf Ryan, ohne ihn jedoch zu treffen. Dann trennten sich die Kerle, und derjenige, der geschossen hatte, entkam. Der andere — wie sich nachher herausstellte, hieß er O'Connor — machte sich wieder auf die Sohlen, und Ryan folgte ihm auf dem Fuße. Sie rannten um die Ecke und stießen auf den andern Beamten (namens Reid), der so rasch wie möglich herbeigelaufen kam, weil er den Schuß gehört hatte. Als O'Connor seinen Rückzug abgeschnitten sah, schoß er auf diesen neuen Gegner, und seine Kugel durchbohrte Reids Rock an der linken Schulter. Reid feuerte sofort auch seinerseits und traf O'Connor durch den Hals, so daß er sich vollkommen überschlug. Die beiden Beamten bemühten sich um den Gefangenen, bis der Sanitätswagen eintraf, worauf er ins Krankenhaus gebracht und



Anhalten eines durchgehenden Pferdes.



Berittene Polizei.



Inspektor John Mc Cullough.
„. . . einer meiner besten Mitarbeiter." (S. 150.)

Kapitän Edward J. Bourke.
„. . . der noch heute mein Freund ist." (S. 155.)

für tödlich verwundet erklärt wurde. Später wurde auch sein Gefährte festgenommen, und es stellte sich heraus, daß es tatsächlich die beiden Einbrecher waren, nach denen Reid und Ryan ausgesandt worden waren.

Was zum Tagewerk gehört.

Im Dezember 1896 wurde einer unserer Beamten angeschossen. Bei einem Streit in einem Restaurant liefen zwei junge Burschen buchstäblich Amock und schossen zwei oder drei Männer nieder. Ein von dem Lärm angelockter Schutzmann kam herbeigelaufen und faßte den einen von ihnen, worauf ihn der andere in den Mund schoß und schwer verletzte. Trotzdem hielt der Beamte seinen Arrestanten fest und brachte ihn nach der Polizeiwache. Der andere Strolch, der geschossen hatte, stürzte aus dem Lokal hinaus und wurde von einem zweiten Schutzmann festgenommen. Der Kerl schoß auf den Beamten, dem die Kugel durch den Mantel ging, aber er wurde unverzüglich zu Boden geschlagen und auch auf die Wache gebracht. Diesmal hatte keiner der beiden Beamten seinen Revolver benutzt, und beide brachten ihren Mann ein, obwohl einer der Verbrecher sich mit der Waffe in der Hand der Festnahme widersetzte und ein Schutzmann seinen Gefangenen erst gefaßt hatte, nachdem er selbst schwer verwundet worden war. Das Beklagenswerte an dem Vorfall war, daß dieser Beamte zwar großer Tapferkeit fähig war, aber zugleich dazu neigte, seine Pflichten zu vernachlässigen, so daß wir uns schließlich genötigt sahen, ihn zu entlassen, nachdem man ihm seiner Tapferkeit wegen mehrere schlimme Vergehen hatte hingehen lassen.

Einen andern Beamten beförderten wir, als wir durch einen Zufall von einer durch ihn verrichteten Heldentat erfuhren, die er gar nicht erwähnt hatte, so daß sein Name nie auf die Ehrenliste gekommen ist. Beim nächtlichen Patrouillengang in einer sehr einsamen Gegend überraschte er drei junge Bengel, die zu Straßenräubern geworden waren und einen Hausierer beraubten. Sofort drang er mit seinem Nachtstock auf sie ein, worauf sich die Burschen zur Wehr setzten und einer von ihnen mit einem Knüttel nach ihm schlug und ihm die linke Hand brach. Der Beamte machte jedoch so guten Gebrauch von seinem Nachtstock, daß er zwei seiner Gegner niederschlug, worauf der dritte davonlief, während er seine beiden Gefangenen nach der Wache brachte. Darauf begab er sich nach dem Krankenhaus, ließ sich die gebrochene Hand in Gips legen und meldete sich tatsächlich zur nächsten Runde, ohne eine Stunde zu versäumen. Er war ein ruhiger Mensch, gegen den keine Klage vorlag, und wir machten ihn zum Kontrolleur.

Durchgehende Pferde.

Die berittenen Schutzleute haben natürlich oft Gelegenheit, sich durch Anhalten durchgehender Gespanne auszuzeichnen. Im Mai 1895 gelang

dies an der Kings-Brücke einem Schutzmann namens Heyer unter recht bemerkenswerten Umständen. Zwei Männer fuhren in einem zweirädrigen Einspänner, als das Pferd stolperte und beim Aufstehen das Kopfstück zerriß, so daß der Zügel abfiel. Das Pferd war ein feuriger Traber und ging sofort durch. Heyer hatte die Sache mit angesehen und ritt im Galopp hinterher. Als er neben das Tier gelangt war, packte er es am Stirnhaar, leitete es geschickt über die Brücke hinüber, verhinderte es daran, in die zahlreichen Wagen hineinzurennen, die die Straße füllten, und zwang es schließlich, eine Anhöhe hinauf und in einen Wagenschuppen hinein zu laufen. Drei Monate später rettete dieser Beamte einen Menschen vom Ertrinken.

Die Mitglieder der Radfahrertruppe, die wir bald nach unserm Amtsantritt einrichteten, fingen bald an, große Geschicklichkeit im Radeln und außerordentliche Kühnheit an den Tag zu legen. Es kam sehr oft vor, daß sie durchgehende Pferde zum Stehen brachten, indem sie seitwärts an sie heranradelten und sie in vollem Lauf packten. Noch erstaunlicher war, daß sie es fertig brachten, einen Wagen nicht nur einzuholen, sondern auch hineinzuspringen und mehrfach Kutscher zu verhaften, die sich durch rücksichtsloses Fahren strafbar gemacht hatten und sich ihrer Festnahme aufs heftigste widersetzten. Es waren alles junge, gelenkige und auserlesene Leute, und man konnte sich darauf verlassen, daß sie jedes Wagestück ausführten, das sich überhaupt zu Rad ausführen läßt.

Drei brave Männer.

Zu unsern besten Radfahrern gehörten drei Leute, deren Namen und Leistungen mir zufällig in den Sinn kommen. Alle drei gehörten den Volksstämmen an, die in der New Yorker Polizei am stärksten vertreten waren, denn sie waren von amerikanischer, deutscher und irischer Abstammung.

Der Deutsche war ein Mann von ungeheurer Körperkraft und brachte alle durchgehenden Pferde, mit denen er sich befaßte, zum Stehen, ohne dabei jemals sein Rad zu verlassen. Er wartete einen geeigneten Augenblick ab, um neben das Pferd zu gelangen und das Gebiß mit der linken Hand zu packen, während er die Rechte auf der Lenkstange seines Rades liegen ließ. Auf diese Weise gewann er allmählich die Herrschaft über das Pferd. Es mißlang ihm kein einziges Mal, das Pferd zum Stehen zu bringen, und nie kam es vor, daß er sein Rad verloren hätte. Er verfehlte auch nie, einen gesetzwidrig schnell fahrenden Radler einzuholen, obwohl viele von ihnen Berufsradler waren, die ohne Scheu die Vorschriften verletzten, um ihm zu entkommen; denn die Radler lernen die Schutzleute, deren Bezirk sie passieren, sehr bald kennen.

Der Yankee kam dem Deutschen in keiner Hinsicht gleich, obwohl er auch ein großer, kräftiger Mann und vorzüglicher Radler war; doch besaß

er außerordentliche Fähigkeiten und dabei eine ungewöhnliche Energie und Kaltblütigkeit, so daß auch er befördert wurde. Er brachte fast ebensoviel durchgehende Pferde zum Stehen; wenn das Tier aber ganz den Kopf verloren hatte, mußte er sein Rad gewöhnlich fahren lassen, indem er die Zügel fest packte und sein Rad dabei mit einem Fußtritt beiseite schleuderte, damit es nicht von dem Wagen überfahren werden konnte. Einmal nahm er einen Kampf mit einem betrunkenen, rücksichtslosen Kutscher auf, der ein feuriges Pferd zum schnellsten Lauf antrieb. Er bekam das Pferd zu fassen, worauf der Kutscher auf ihn und das Tier eindrosch, so daß dieses schon vor Angst tolle Geschöpf nicht mehr zu halten war. Der Beamte hatte sein Rad natürlich gleich anfangs weggestoßen, und nachdem er eine Weile geschleift worden war, ließ er los und griff nach dem Wagen. Der Kutscher versetzte ihm einen Peitschenhieb, aber er gelangte doch in den Wagen hinein, überwältigte den Betrunkenen nach hartem Kampf und brachte ihn in Sicherheit, indem er ihn zu Boden zwang und sich auf ihn setzte. Dadurch wurden seine Hände für die Zügel frei. Allmählich bekam er das Pferd in seine Gewalt und fuhr den Wagen nach der Polizeiwache, wobei er dauernd auf seinem Opfer saß. „Wenn er eklig wurde, stuckerte ich auf ihm auf und nieder, um ihn ruhig zu halten", sagte er so beiläufig zu mir. Nachdem er den Wagen untergebracht hatte, führte er den Gefangenen nach dem Gericht, und unterwegs warf sich der Kutscher mit einemmal auf ihn und versuchte, ihn zu erdrosseln. Da er nun endlich zu der Überzeugung gekommen war, daß Geduld hier nicht länger eine Tugend sei, brachte er seinen Gegner mit einem Schlag über den Kopf zur Ruhe, der ihm alle Kampflust austrieb, bis er vor den Richter geführt und in Strafe genommen wurde. Gleich vielen andern „Radler-Blauen" hat dieser Beamte — abgesehen von seiner gewöhnlichen, aus durchgehenden Pferden, Radlern und übermütigen Kutschern bestehenden Beute — auch eine ganze Anzahl von Verbrechern, wie Diebe, Straßenräuber und dergleichen mehr festgenommen.

Der Dritte in diesem Trio, ein hochgewachsener, sehniger Mann mit feuerrotem Haar, das noch dazu beitrug, den Schrecken, den er allen Übeltätern einflößte, zu erhöhen, war gewöhnlich in einer ziemlich schlimmen Stadtgegend stationiert, wo ein Hang zu gewalttätigen Verbrechen und zum Belästigen der Radfahrer bestand. Der Beamte war ebenso tüchtig zu Rad wie zu Fuß und stellte in seinem Bezirk bald Ordnung her. da er immer bereit war, es „drauf ankommen zu lassen", um nur sein Opfer zu fassen. Er kannte kein Ansehen der Person, und wenn es erforderlich wurde, einen reichen Mann festzunehmen, weil er sich beharrlich weigerte, seine Wagenlampen nach Dunkelwerden anzünden zu lassen, brachte er ihn mit demselben Gleichmut auf die Wache, den er an den Tag legte, wenn er einen Strolch an der Straßenecke verhaftete, der mit einem Mauerstein nach einem Radfahrer geworfen hatte.

Die Polizei als Feuerwehr.

Gelegentlich verrichtete ein Polizist auch wohl Aufgaben, die gewöhnlich ins Gebiet der Feuerwehr gehören. Im November 1896 zeichnete sich ein Beamter, der bereits einen Menschen vom Ertrinken errettet hatte, ganz besonders aus, indem er fünf Personen vom Feuertode rettete. Er schlief gerade, als er durch ein Feuer geweckt wurde, das nur wenige Häuser entfernt ausgebrochen war. Er lief über die Dächer der anstoßenden Gebäude, bis er das brennende Haus erreichte, und fand, daß die Flammen im vierten Stock schon jeden Zugang zu einem Zimmer abgeschnitten hatten, in dem sich vier Frauen befanden, zwei davon über fünfzig und eine der andern mit einem sechs Monate alten Kindchen. Der Beamte eilte hinunter in das Nebenhaus, erbrach die Tür des auf gleicher Höhe (im vierten Stockwerk) gelegenen Zimmers und kroch auf den etwa sieben Zentimeter breiten Mauervorsprung hinaus, der sich von einem Haus zum andern hinzog. Da er ein großer, sehr kräftiger und gewandter Mann war, brachte er es fertig, sich mit einer Hand am Fensterrahmen festzuhalten und mit der andern das Fenster des Zimmers zu erreichen, in welchem sich die Frauen und das Kind befanden. Die Feuerwehrleute erschienen und breiteten unten ein Netz aus. Die Menge, die zusammengeströmt war und zuschaute, wurde mit einemmal regungslos und still. Nun zog er eine Frau nach der andern aus dem Fenster heraus und brachte sie in das andere Fenster hinein, indem er sie fest an die Mauer gepreßt hielt. Die Anstrengung in einer solchen Stellung war groß, und er zog sich eine schwere Verrenkung zu. Aber er war eine praktische Natur, und sobald die Frauen gerettet waren, begann er unverzüglich eine Untersuchung über die Entstehung des Feuers anzustellen und verhaftete zwei Männer, die es, wie sich nachher herausstellte, durch ihre Unvorsichtigkeit verursacht hatten.

Können Polizisten redlich sein?

Dann und wann war ein Polizist zwar tapfer, aber dabei so nachlässig oder dumm oder lasterhaft, daß nichts mit ihm anzustellen war. Aber Kühnheit und Mut waren Eigenschaften, die wir verlangten und auch belohnten. Jedesmal, wenn die Polizei angegriffen oder schlecht gemacht wird, erinnere ich mich meiner Dienstzeit in diesem Departement. Die oben erwähnten Fälle sind nur Beispiele, die ich fast aufs Geratewohl aus Hunderten anderer herausgegriffen habe. Männer wie die, die ich erwähnt habe, haben das rechte Zeug in sich. Wenn sie auf Abwege geraten, ist das System schuld, und deshalb auch wir Bürger, die wir ein solches System unverändert fortbestehen lassen. Die Lebensverhältnisse in New York sind derart, daß sie die Frage der Polizei schwieriger gestalten als in irgendeiner andern Weltstadt. Man fragt mich oft, ob Polizisten redlich sind. Ich glaube, daß die große Mehrheit von ihnen es sein will und es auch sein wird, wenn man es ihnen ermöglicht. Die New Yorker Polizei

ist eine Behörde, die die ungeheure Weltstadt selbst verkörpert. Wie gesagt, sind die vorherrschenden Rassen darin erstens die Männer von irischer Geburt oder Abstammung, dann die geborenen Amerikaner, die meistens vom Lande hereinkommen, sowie die Leute von deutscher Geburt oder Herkunft. Außerdem gibt es Juden, Skandinavier, Italiener, Slawen und Angehörige anderer Nationen in der Truppe. Alle verschmelzen sehr bald zu einer großen Körperschaft. In körperlicher Hinsicht sind sie eine prächtige Schar. Außerdem haben sie durchaus richtige Instinkte: sie sind tapfer, flink und voller Selbstvertrauen und handeln am liebsten offen und ehrlich, wenn man es ihnen gestattet. Sie brauchen nichts weiter, als daß man es ihnen ermöglicht, sich als redlich, tapfer und selbstachtend zu erweisen.

Soweit die Leitung des Ressorts in Frage kommt, sind die Gesetze heutzutage weit besser als zu meiner Zeit. Es gibt jetzt nur einen Kommissar, und der Mayor hat unbeschränkte Macht über ihn. Der Mayor kann die Polizeitruppe jetzt durch seinen Kommissar, was das Verhalten anbetrifft, auf einer hohen Stufe erhalten, wenn er mit Entschiedenheit und gesundem Menschenverstand auf unbedingter Redlichkeit innerhalb der Truppe besteht und sie zugleich energisch gegen die Verbrecher unterstützt. Eine Schwächung der Truppe in ihrem Verkehr mit Banden und Strolchen und Verbrechern ist im allgemeinen ebenso verderblich wie das Übersehen von Unehrlichkeiten und fördert überdies die Unredlichkeit. Doch wenn auch unter den jetzigen Gesetzen große Verbesserungen eingeführt werden können, haben wir doch noch eine Abänderung des Gesetzes nötig, die aus dem Polizeikommissar einen dauernden, parteilosen Beamten macht, der sein Amt so lange innehat, wie er sich als vollkommen fähig und tauglich dafür erweist, der vollkommen unabhängig von aller Politik und allen privilegierten Interessen bleibt und unbeschränkte Gewalt über die Truppe besitzt. Mit einem Wort, wir brauchen das richtige Gesetz, und die richtige öffentliche Meinung hinter dem Gesetz.

Behandlung eines Judenhetzers.

Die mannigfache ethnische Zusammensetzung der Truppe gibt manchmal Veranlassung zu den merkwürdigsten Vorkommnissen. Gelegentlich setzt sie einen auch instand, einer Verlegenheit in der geeignetsten Weise zu begegnen. Als ich noch Polizeikommissar war, kam ein antisemitischer Prediger aus Berlin, Rektor Ahlwardt, nach New York herüber, um einen Kreuzzug gegen die Juden zu predigen. Viele der New Yorker Juden gerieten darüber in große Erregung und ersuchten mich, ihn am Reden zu verhindern und ihm keinen Polizeischutz zu gewähren. Das war, wie ich ihnen sagte, ein Ding der Unmöglichkeit und erschien überdies nicht einmal wünschenswert, weil es ihn zum Märtyrer gemacht hätte. Das einzig Richtige war, ihn lächerlich zu machen. Dementsprechend kommandierte ich zu seinem Schutz einen jüdischen Wachtmeister und ein paar Dutzend jüdischer Polizisten. Er hielt seine Rede gegen die Juden also unter dem tatsächlichen

Schutz von einigen vierzig Polizisten, die alle miteinander Juden waren! Es war die wirkungsvollste Antwort, die unter den Umständen möglich war. Überdies war es eine Musterlektion für unser Volk, das vor allem lernen muß, daß es keine Trennung durch Klassenhaß geben darf, mag dieser Haß nun der eines Glaubens gegen einen andern, einer Nationalität gegen eine andere, einer Parteigruppe gegen die andere, eines gesellschaftlichen oder industriellen Standes gegen einen andern sein. Immer müssen wir jeden einzelnen nach seinem Verhalten und seinen Verdiensten beurteilen und nicht nach seiner Zugehörigkeit zu einem Stande, mag dieser Stand auf sozialen, theologischen oder industriellen Erwägungen beruhen.

Jerry Sullivan.

Zu meinen politischen Gegnern gehörte während meiner Amtszeit als Polizeikommissar unter andern auch das Haupt einer sehr einflußreichen demokratischen Organisation. Er war Senator des Staates und allgemein unter dem Namen Big Tim Sullivan bekannt. Big Tim verkörperte die Moral einer andern Ära, d. h. seine Prinzipien und Handlungen hatten große Ähnlichkeit mit denen eines normannischen Edelmannes aus der Zeit vor der Schlacht bei Hastings. (Dies wird nur von denen als Schmeichelei aufgefaßt werden, die nicht über die wirklichen Lebensgeschichten und Verhältnisse der normannischen Edeln jener Zeit unterrichtet sind.) Seine Anwendung dieser Grundsätze des elften Jahrhunderts auf unsere städtisch demokratischen Zustände im neunzehnten Jahrhundert brachten ihn in argen Konflikt mit mir und mit einem meiner besten Mitarbeiter, Inspektor John McCullough. Unter der mittelalterlichen Verwaltung würde das so viel geheißen haben, als daß er in Acht und Bann stand.

Nun traf es sich, daß damals gerade ein Vetter von ihm, Jerry D. Sullivan, im Polizeidienst angestellt war. Ich fand, daß Jerry ein außergewöhnlich tüchtiger Mann und ein gewissenhafter und fähiger Beamter war, und beförderte ihn deshalb. Ich weiß wirklich nicht, wer darüber erstaunter war: Jerry selbst, oder Jerrys Vetter, der Senator. Dieser besuchte mich, um mir sein sicherlich aufrichtig gemeintes Gefühl der Anerkennung zum Ausdruck zu bringen. Der arme Jerry starb etwa zwei Jahre nach meinem Ausscheiden aus der Polizeiverwaltung, wenn ich nicht irre, an der Schwindsucht. Er wurde, nachdem ich schon weg war, noch einmal befördert, und bewies dann, daß er die sehr seltene Eigenschaft der Dankbarkeit besaß, indem er mir am 15. Januar 1898 ein Telegramm folgenden Inhalts sandte: „Bin heute Wachtmeister geworden. Danke Ihnen für alles, was meine erste Beförderung betrifft.“ In einem Brief schrieb er mir dann noch: „In Zukunft wie in der Vergangenheit werde ich mich stets bemühen, meine Pflicht redlich und furchtlos zu erfüllen, und Ihnen nie Veranlassung geben zu glauben, daß Sie sich in mir geirrt haben, so daß Sie stolz auf meine Leistungen sein können.“ Der Senator

empfand trotz seiner politischen Gegnerschaft von jener Zeit an immer eine Art Freundschaft für mich. Er war im Kongreß, während ich Präsident war.

Die Polizei kann für alle möglichen guten Zwecke als Helferin benutzt werden. Als ich Polizeikommissar war, machte es gerade Schwierigkeiten, gewisse ungesetzliche und betrügerische Leute aufzufinden, die sich mit der Ausübung des ärztlichen Berufs befaßten. Dr. Maurice Lewi kam mit einem Schreiben von James Russell Parsons (dem Sekretär der Öffentlichen Unterrichtskommission in Albany) zu mir und fragte, ob ich dabei helfen könne. Ich erkundigte mich genau bei ihm und erfuhr, daß die Behörden diese Leute in Anklagezustand versetzen wollten, daß sie aber nicht imstande seien, ihre Wohnungen ausfindig zu machen, worauf ich den Entschluß faßte, ihnen beizustehen. Ich sandte also eine versiegelte Verfügung an den Vorsteher jedes Polizeireviers von New York; sie sollte erst unmittelbar vor dem Morgenappell geöffnet werden, bevor die Polizisten zum Dienst gingen. Diese Verfügung ordnete an, daß jeder Schutzmann sofort nach dem Eintreffen in seinem Bezirk sein Gebiet abschreiten und auf einem Bogen Papier, der ihm zu dem Zwecke mitgegeben wurde, den vollen Namen und die Adresse jedes Doktorschildes, das dort vorhanden sei, aufschreiben sollte. Sobald er diesen Befehl ausgeführt hatte, sollte der Schutzmann die Liste an den Reviervorsteher abliefern. Dieser war angewiesen, alle eingelieferten Bogen in einen Umschlag zu stecken und an die Polizeidirektion einzuliefern. Das Ergebnis dieses Verfahrens war, daß die Staatsanwaltschaft von New York binnen zwei Stunden im Besitz der Namen und Adressen aller Personen war, die sich in New York als Ärzte ausgaben, und daß eine Unmenge von angeblichen Ärzten zur Rechenschaft gezogen und ausgewiesen wurde.

Die Schankkonzession.

Eins der immerwährend ernsten und schwierigen Probleme und eine der hauptsächlichsten Ursachen aller polizeilichen Erpressung und Korruption liegt in den Schankkonzessionsverhältnissen von New York. Während meiner Kommissariatszeit war New York eine Stadt mit zwölf- bis fünfzehntausend Schanklokalen, mit einem Staatsgesetz, das bestimmte, daß sie am Sonntag geschlossen sein sollten, und mit einer Bevölkerung, die gewissermaßen einen Preis auf die Übertretung des Gesetzes setzte, indem sie den Sonntag für jeden Schankwirt, der das Wagnis nicht scheute, zum einträglichsten Tag der Woche machte. Und diese Bereitwilligkeit, das Wagnis auf sich zu nehmen, bot dem korrupten Politiker und dem bestechlichen Polizeibeamten die willkommene Gelegenheit.

Es herrschte in New York eine starke Strömung zugunsten der Ehrlichkeit in der Politik. Zugleich war viel Stimmung dafür vorhanden, daß die Schanklokale am Sonntag offen gehalten würden, und andererseits ebensoviel Stimmung dafür, daß sie am Sonntag geschlossen blieben. Bedauerlicherweise war vielen von denen, die redliche Politik befürworteten,

mehr am Offenhalten der Schanklokale am Sonntag als an einer redlichen Regierung gelegen, während andere Befürworter einer redlichen Regierung diese Forderung hinter der andern, daß die Lokale am Sonntag geschlossen bleiben sollten, zurücktreten ließen. Überdies gab es unter denen, die dafür eintraten, daß man das Gesetz durchführen und die Lokale am Sonntag geschlossen halten solle, eine Menge Leute, die jede zu diesem Zweck erforderliche Maßnahme aufs schärfste mißbilligten, obwohl sie zugleich darauf bestanden, daß der Zweck erreicht werden müsse.

Unredliche Durchführung des Gesetzes.

Inzwischen brachte es den Politikern unglaublichen Gewinn, das Gesetz als Keule zu benutzen, um die Schanklokale bei der Stange zu erhalten: alle mit Ausnahme der allergrößten, deren Besitzer oder deren Hintermänner, die Brauereibesitzer, im innersten Rat von Tammany saßen oder Tammanys Verbündete in der republikanischen Parteiorganisation beherrschten. Die Polizei benutzte die teilweise und unregelmäßige Durchführung des Gesetzes als Erpressungsmittel, was dazu führte, daß Polizeibeamte, Politiker und Schankwirte sich allmählich in ein Netzwerk von Verbrechen und strafbarem Einverständnis mit Verbrechern verwickelten. Die mächtigsten Schankwirte hatten die Politiker und die Polizei in der Hand, während diese wieder alle andern Schankwirte terrorisierten und durch Erpressung schröpften. Das Gesetz wurde nicht etwa nicht durchgeführt: es wurde auf das strengste durchgeführt, aber aus Erpressungsgründen mit Unterschieden.

Tammany und die Schankwirte.

Für Leute, die nicht mit der Seite des politischen Lebens in Berührung gekommen sind, die mit der politischen Unterwelt zu tun hat, ist es nicht leicht, die unverfrorene Offenheit zu verstehen, mit der diese Erpressungen den Gesetzübertretern gegenüber ausgeführt wurden. Ein weiterer sehr dunkler Punkt war, daß viele Männer, die einem Teil ihrer Wähler zu Gefallen mit dabei geholfen hatten, das Gesetz in das Statutenbuch hineinzubringen, auch die korrupte und parteiische Nichtdurchführung des Gesetzes übersahen oder gar davon profitierten, um auch ihren andern Wählern einen Gefallen zu tun oder selbst daraus Gewinn zu ziehen. Das Organ der Spirituosenverkäufer war damals die „Wein- und Spirituosenzeitung“. Der Redakteur dieses Blattes war für den Ausschank am Sonntag und hielt es für ein unerhörtes Unrecht, ihn zu untersagen. Zugleich aber war er der Ansicht, daß die Bestechungs- und Erpressungsgelder ein zu hoher Preis für die teilweise Nichtdurchführung des Gesetzes war. Er stellte in seiner Zeitung eine Behauptung auf, deren Richtigkeit niemals angezweifelt worden ist, und die ein grelles Licht auf die New Yorker Politik jener Tage wirft. Er behauptete nämlich, das Erpressungssystem sei derartig vervollkommnet worden und laste dermaßen auf den Schankwirten selbst, daß sie sich deshalb mit dem Gouverneur Hill (dem



Theodore Roosevelt im Gesundheitsausschuß.



Roosevelt mit den Kindern einer Mietskaserne.



Berittener Schutzmann.

demokratischen Parteiführer des Staates New York) und dann auch mit Herrn Croker (dem demokratischen Führer der Stadt) in Verbindung gesetzt hätten. Schließlich wurde die Sache in aller Form von einem Komitee des Zentralbundes der Spirituosenhändler in einer Unterredung mit meinem Tammany-Vorgänger im Polizeiressort, Herrn Martin, aufgenommen. Der Zeitungsartikel fährt in selbstverständlichem Ton wie folgt fort: „Es kam zu einer Vereinbarung zwischen den Führern von Tammany Hall und den Spirituosenhändlern, derzufolge die allmonatlich an die Polizei abgeführte Bestechungssumme nicht mehr gezahlt und dafür politische Unterstützung geleistet werden soll." Die großen Parteiführer in Stadt und Staat behandelten diese Vereinbarung und die Korruption, der sie entsprang, nicht nur wie etwas durchaus Normales und Angebrachtes, sondern gaben sich nicht einmal die Mühe, sie abzuleugnen, als sie in die Öffentlichkeit drang. Übrigens haben Tammany und die Polizei diese Vereinbarung nicht ganz innegehalten, und bei der Durchführung des Gesetzes wurden noch viele Unterschiede sehr korrupter Art gemacht, die für alle Schankwirte, die ehrlich zu bleiben wünschten, ungemein verdrießlich waren.

Millionen von Erpressungsgeldern.

Kurzum, die Vereinbarung wurde nur denen gegenüber eingehalten, die „Einfluß" besaßen. Diese Leute mit „Einfluß" wurden begünstigt, während ihre Konkurrenten unter den Schikanen und Erpressungen der Polizei zu leiden hatten. Die Polizeibeamten aber, die ihre Anstellung oder Beförderung erkauft hatten, und ebenso die hinter ihnen stehenden Politiker dehnten diese Erpressungen auf alles aus: von den Karrenhausierern und den kleinen oder großen Kaufleuten, die für die Ausstellung ihrer Waren gesetzwidrigen Gebrauch von den Bürgersteigen machten, bis zu den Inhabern von Bordellen, Spielhäusern und Buchmacherstuben. Die Gesamtsumme der Erpressungsgelder belief sich auf Millionen. New York war eine Stadt ohne Ordnung und Gesetz. Die großen politischen Führer wälzten sich im Golde, und die korrupten Polizeichefs verloren jedes Anstands- und Rechtlichkeitsgefühl. Dennoch möchte ich hervorheben, daß die redlichen Schutzleute, die „Männer mit den Nachtstöcken", auch fernerhin den Sieg der gerechten Sache herbeiwünschten, obwohl sie allmählich allen Mut und jede Hoffnung verloren.

Redliche Durchführung der Gesetze.

So lagen die Verhältnisse, als ich in die Mulberry-Straße* einzog. Das Schanklokal war die Hauptquelle alles Übels. Mit dem Schanklokal mußte ich es aufnehmen, und das konnte nur auf eine Art geschehen, nämlich indem das Gesetz streng durchgeführt wurde. Das Geheul, das sich darüber erhob, war ohrenbetäubend. Die gewerbsmäßigen Politiker

* In der Mulberry Street liegt das New Yorker Polizeipräsidium.

tobten. Die gelbe Presse übertraf sich selbst an Lügenhaftigkeit und Geschrei. Eine Lieblingsbehauptung lautete, ich führte ein „blaues" Gesetz durch, ein veraltetes Gesetz, das bisher noch niemals durchgeführt worden sei. Tatsächlich führte ich nur ein Gesetz auf redliche Weise durch, das man bisher unredlich durchgeführt hatte. Die Anzahl der Verhaftungen wegen Übertretung des Sonntagsgesetzes nahm nur sehr wenig zu. Es kamen sogar Wochen vor, in denen sie geradezu abnahm. Der einzige Unterschied bestand darin, daß es keine protegierte Klasse mehr gab. Jeder wurde in gleicher Weise festgenommen, und ich sorgte besonders dafür, daß keine Unterschiede gemacht wurden, und daß große Leute und Männer mit politischem Einfluß ebenso behandelt wurden wie jeder andere. Die unmittelbare Wirkung war eine durchaus gute. Man hatte mir gesagt, es sei nicht möglich, die Schanklokale am Sonntag zu schließen, und es werde mir nicht gelingen. Dennoch gelang es mir. Der Direktor des Bellevuekrankenhauses berichtete acht bis zehn Tage nachdem wir begonnen hatten, daß zum erstenmal seit der Eröffnung des Krankenhauses an einem Montag kein einziger Fall von Körperverletzung infolge einer Rauferei in der Trunkenheit vorgekommen sei. Die Polizeigerichte meldeten ähnliche Tatsachen, während die Sparkassen eine Zunahme der Einlagen feststellten und die Pfandleiher über schlechte Zeiten klagten. Am rührendsten war es aber, daß wir Hunderte von Briefen von Müttern in Mietskasernen erhielten, die in den Tagen, da alle Schenken offen gewesen waren, mit ihren Kindern nie aufs Land hinausgedurft hatten, und deren Männer jetzt bereit waren, am Sonntag mit Frau und Kindern Ausflüge zu machen. Jake Riis und ich haben einmal einen ganzen Sonntag damit zugebracht, in den Mietskasernenvierteln umherzugehen und selbst zu sehen, was sich zugetragen hatte.

Siebzehn Seidel und eine Brezel.

Während unserer zwei Amtsjahre ist es nie wieder so arg geworden, wie es vorher gewesen war. Aber es gelang uns nicht, die Sache ganz auf derselben Höhe zu erhalten wie in jenen ersten Wochen. Hinsichtlich des Gesetzes, daß die Lokale am Sonntag geschlossen sein sollten, lag das teilweise daran, daß wir die öffentliche Meinung nicht ganz auf unserer Seite hatten. Die Leute, die nach Redlichkeit verlangt hatten, aber nicht geneigt waren, sie mit dem Verlust gesetzwidriger Freuden zu bezahlen, schlossen sich den Angriffen der ungeschminkt Unredlichen an. Außerdem versuchte man, das Gesetz auf jede mögliche Weise zu umgehen, und mancher Weg war erfolgreich. So gestattete das Gesetz z. B. jedem, bei der Mahlzeit auch geistige Getränke zu sich zu nehmen. Nach zwei bis drei Monaten fand sich ein Richter, der entschied, daß siebzehn Seidel und eine Brezel eine Mahlzeit ausmachen — worauf wenigstens in einigen der Lokale grenzenlose Freude herrschte, und die gelbe Presse jubelnd verkündete, daß meine „Tyrannei" gebändigt worden sei. Aber meinen Hauptzweck, die Verhinderung der Erpressungen, hatte ich zum größten Teil erreicht.

Edward J. Bourke und die „Freunde persönlicher Freiheit".

Bei diesem Kreuzzug kamen allerlei Zwischenfälle vor. Einer derselben machte mich mit einem Manne bekannt, der noch heute mein Freund ist: Edward J. Bourke. Er gehörte zu denen, die kurz nach meinem Amtsantritt mittels bestandener Prüfung in die Polizeitruppe eintraten. Ich hatte mir zwanzig oder dreißig der erfolgreichen Bewerber kommen lassen, um sie mir anzusehen, und als ich die Halle betrat, rief einer von ihnen, ein stattlicher Mensch, den andern in scharfem Ton „Platz da!" zu und veranlaßte sie, beiseite zu treten. Ich erfuhr, daß er in der Marine der Vereinigten Staaten gedient hatte. Der Vorfall blieb in meiner Erinnerung haften. Vier Wochen darauf sagte mir ein Polizeireporter, ein sehr guter Kerl, daß Bourke Unannehmlichkeiten habe; er glaube, ich sollte die Sache lieber selbst in die Hand nehmen, da Bourke durch sehr einflußreiche Leute beschuldigt werde, sich bei einer tags zuvor erfolgten Festnehmung sehr übel benommen zu haben. Infolgedessen befaßte ich mich persönlich mit dem Fall. Es stellte sich heraus, daß in dem Revier des Schutzmanns — es war ein neues Revier — ein sehr großes Schanklokal betrieben wurde, dessen Inhaber, eine sehr einflußreiche politische Persönlichkeit, unter dem Namen „König" Calahan bekannt war. Nach Mitternacht herrschte in diesem Lokal noch ein wüster Lärm, und Bourke ging hinein und sagte zu Calahan, er möchte schließen. Der Saal wimmelte gerade von „Freunden persönlicher Freiheit", wie Gouverneur Hill damals in pathetischen Momenten jeden Menschen zu bezeichnen pflegte, der eine Beschränkung des Verkaufs geistiger Getränke als Tyrannei auffaßte. Calahans „Salon" war bis jetzt während seines ganzen Bestehens noch niemals geschlossen worden, und es kam ihm so unfaßlich vor, sich das jetzt von einem grünen Polizisten anbefehlen zu lassen, daß er es lediglich als Witz betrachtete. Bei seiner nächsten Runde trat Bourke wieder ein und wiederholte den Befehl. Calahan fand, daß der Scherz nun zu weit getrieben sei, und schlug Bourke zum Zeichen des Protestes kurzerhand zu Boden. Das war ein Fehler seinerseits, denn als Bourke wieder aufgestanden war, schlug er Calahan zu Boden. Dann wurden die beiden handgemein und fielen zusammen hin, während die „Freunde persönlicher Freiheit" um das kämpfende Paar herumtanzten und alles niederzustampfen versuchten, was nicht Calahan war. Dennoch vermochte der arg mißhandelte Bourke seinen Mann festzunehmen und schloß dann das Lokal. Als er am nächsten Tage gegen den Gesetzübertreter vor Gericht auftrat, wimmelte der Gerichtssaal von einflußreichen Tammany-Politikern, die von einigen republikanischen Führern desselben Schlages unterstützt wurden, denn Calahan war ein Feudalherr der Unterwelt, und sowohl seine Lehnsherren wie seine Lehnsleute scharten sich um ihn. Zu seinen Helfern vor Gericht gehörten ein Kongreßmitglied und ein Senator, und der polizeiliche Glaube an „Einfluß" war so stark, daß seine eigenen Vorgesetzten gegen Bourke Partei ergriffen und sich anschickten, ihn aufzuopfern. Gerade

in diesem Augenblick befolgte ich den Rat meines Reporterfreundes und machte mich selbst nach dem Gerichtssaal auf. Daß ich wußte, was vorging, meinte, was ich sagte, und die Sache zu einer persönlichen zu machen gedachte, genügte vollkommen. Schon ehe ich eintraf, hatte jeder Versuch, Calahan zu verteidigen, ein rasches Ende genommen, und Bourke war aus der Sache als Sieger hervorgegangen. Ich beförderte ihn sofort zum Kontrolleur. Jetzt ist er bereits Kapitän. Er ist seitdem immer im Dienst geblieben. Nur während des Spanischen Krieges nahm er einen sechsmonatigen Urlaub ohne Gehalt und trat wieder in die Marine ein, wo er auf einem der Kanonenboote als Geschützführer diente und seine Arbeit, wie es nicht anders zu erwarten war, besonders im Feuer vortrefflich verrichtete.

Erstklassige Leute.

Es sei mir gestattet zu wiederholen, daß ich jedesmal, wenn man mir sagt, die Polizei sei unverbesserlich schlecht, an Hunderte von Fällen wie die von Bourke, von Raphael und von vielen andern denke. Es nützt nichts, wenn man mir sagt, daß diese Leute schlecht seien. Sie sind von Natur erstklassige Leute. Nirgends gibt es bessere Leute als die Männer der New Yorker Polizei, und wenn sie schlecht werden, liegt es daran, daß das System verkehrt ist und daß man ihnen nicht Gelegenheit gibt, die gute Arbeit zu verrichten, die sie verrichten können und möchten. Ich habe diese Männer nie verhätschelt. Ich habe sie, wenn sie es durch ihr Verhalten verdient hatten, streng bestraft. Ich tat nichts weiter, als daß ich versuchte, gerecht zu sein und sie zu belohnen, wenn sie sich gut benahmen, mit einem Wort: ehrlich und billig mit ihnen zu verfahren. Ich glaube, daß sie mich im ganzen gern gehabt haben. Als ich im Jahre 1912 als Fortschrittler für die Präsidentschaft kandidierte, erhielt ich eine Menge von anonymen Briefen, die Geldsummen für die Wahlkampagne enthielten. In einem derselben lagen zwanzig Dollar. Der Übersender, der seinen Namen nicht angab, schrieb dabei, er sei Polizist, und ich hätte ihn mir einmal, weil Klagen über ihn eingelaufen waren, kommen lassen und ihm eine Strafe von zwanzig Dollar auferlegt; in Wirklichkeit habe er das Vergehen gar nicht begangen, die Beweise seien aber derartig überzeugend gewesen, daß es ihn nicht wundere, daß ich irregeleitet worden sei; er sei mir nie böse gewesen, weil ich gerecht verfahren sei und redlichen und anständigen Leuten eine rechtschaffene Laufbahn bei der Polizei eröffnet hätte. Und jetzt nehme er sich die Freiheit, einen Zwanzigdollarschein einzulegen: den Betrag, den er damals als Strafe gezahlt habe. Ich habe immer gern wissen wollen, wer dieser Mann gewesen ist.

Disziplin.

Die Disziplinargerichtssitzungen waren sehr interessant. Es war indessen recht schwer, bei den verwickelten Fällen der Wahrheit auf den Grund zu kommen — wie es unter solchen Umständen immer sein wird.

Denn gewöhnlich muß man dem Vorgesetzten, der die Klage erhebt, beistehen, und dennoch ist es immer möglich, daß dieser Vorgesetzte bewußt oder unbewußt gegen seinen Untergebenen voreingenommen ist.

Die Anklagen in den Verhandlungen wurden bald von den Polizeibeamten, bald von irgendwelchen Privatpersonen erhoben. In letzterem Fall tat man oft die merkwürdigsten Einblicke in die dunklen Phasen des New Yorker Lebens. Man mußte fortwährend auf der Hut sein. Oft wurde Klage gegen einen Polizisten erhoben, weil er sich unangemessen benommen habe. Weit öfter bedeutete die Anklage nur, daß der Beamte sich bei der Ausübung seiner Pflicht Feinde gemacht hatte. Ich erinnere mich eines amüsanten Falles, bei dem der Beamte durchaus im Unrecht war, aber nach seiner besten Überzeugung gehandelt hatte.

Eine besonders beliebte und demoralisierende Art von Spiel in New York war das Wetten auf Lotterienummern: das sogenannte „Policy"-Spiel. Die Policy-Zettel bestanden aus Papierstreifen mit drei Reihen geschriebener Zahlen. Der betreffende Beamte war ein ungeheures, plumpes Geschöpf mit einem hölzernen Gesicht und zurücktretender Stirn, der an einen Menschenaffen erinnerte, und sein Ankläger, den er am Abend zuvor festgenommen hatte, war ein offenbar durchaus anständiger kleiner, fidel aussehender Kerl mit hochrotem Kopf, der vor Wut nahezu sprachlos war. Der Zorn des kleinen Mannes war durchaus verständlich, denn er hatte soeben eine Nacht auf der Polizeiwache zugebracht. Er war am vorhergehenden Abend auf den Verdacht hin, ein Policy-Spieler zu sein, verhaftet worden, weil er einen Zettel mit Reihen von Zahlen in der Hand gehalten hatte und zur Zeit seiner Verhaftung gerade in das Treppenhaus einer Mietskaserne eingetreten war, um ihn beim Lampenlicht durchzusehen. Das Papier wurde als Beweisstück vorgelegt; da waren wirklich die drei Reihen von Zahlen, aber wie der Angeklagte, vor Wut und Erregung hin und her hüpfend, erklärte, waren es samt und sonders die Nummern von Kirchenliedern. Er war der Leiter einer kleinen Sonntagsschule, hatte die Lieder für mehrere kommende Gottesdienste untereinander geschrieben und war auf dem Heimweg gelegentlich stehen geblieben, um sie sich bei einem geeigneten Laternenpfahl und schließlich beim Licht der Lampe im Eingang einer Mietskaserne noch einmal anzusehen: Und dieses Benehmen war es, das dem scharfsinnigen Mann in Uniform als „verdächtig" aufgefallen war.

Laster und Gesetz.

Eine der traurigsten Aufgaben, mit denen die Polizei zu tun hat, ist der Kampf mit dem sozialen Übel: mit den Prostituierten und verrufenen Häusern. Soweit es das Gesetz gestattete, behandelte ich die bei einer Razzia in solchen Häusern festgenommenen Männer immer genau ebenso wie die Frauen behandelt wurden. Meine Erfahrung brachte mich zu der sehr festen Überzeugung, daß es keine gesetzliche Duldung des Lasters geben dürfte. Ich weiß keine Art und Weise, auf welche das Übel ganz und

gar verhindert werden könnte, aber ich weiß Dinge, die geschehen müßten, um es auf ein Minimum zurückzuführen. Eins davon besteht darin, daß Männer und Frauen für die gleiche Tat ganz gleichmäßig bestraft werden. Ein weiteres ist die Einrichtung von Nachtgerichten und Spezialkommissionen für diese besondere Art von Fällen. Auch das von Pastor Charles Stelzle vom „Arbeitstempel" vorgeschlagene Mittel wäre zu empfehlen: nämlich das möglichst auffallende Bekanntmachen des Namens jedes Hausbesitzers, dessen Besitz zu unmoralischen Zwecken benutzt wird, sobald er davon benachrichtigt worden ist, wozu es gebraucht wird, und die Sache nicht abgestellt hat. Überdies könnte man die Inhaber und Besucher von Bordellen — Männer wie Frauen — ebenso streng bestrafen wie Taschendiebe und gewöhnliche Diebe. Sie sollten nicht in Geldstrafe genommen, sondern zu Gefängnis verurteilt werden. Was nun die Mädchen betrifft, so sollten die ganz jungen und erstmaligen Missetäterinnen unter die Obhut besonderer Aufsichtsbeamten gestellt oder in Besserungsanstalten geschickt werden, während man den großen Prozentsatz von geistesschwachen und unverbesserlichen Frauen und Mädchen in dafür geschaffenen Anstalten unterbringen und diesem scheußlichen Handel dadurch die Handelsartikel entziehen müßte. Außerdem sollte die Unionsregierung in stetig vermehrtem Maße gegen die verderbten Förderer dieses Handels vorgehen, denn ihre Tätigkeit ist eine „interstaatliche", und die Bundesregierung kann oft wirksamer gegen sie einschreiten als die Einzelstaaten, obwohl Union, Einzelstaat und Stadtverwaltung sich, sobald die öffentliche Meinung aufgerüttelt ist, sicherlich zusammentun werden, um diesen Handel mit der Wurzel auszurotten. Aber das Allernotwendigste ist die Hebung der individuellen Moral sowie die Förderung früher Heiraten und die Weckung des Sinnes für gegenseitige eheliche Treue. Die Frauen, die für spätes Heiraten eintreten, erschweren die Hebung der Keuschheit.

Schlimmer als Mord.

Was den Handel mit weißen Sklavinnen betrifft, so sind die Männer, und auch die Frauen, die sich damit befassen, schlimmer als Mörder. Für sie ist ein Gesetz von der Art nötig, wie es in England infolge der Anstrengungen des Parlamentsmitglieds Arthur Lee zustandegekommen ist: ein Gesetz, das Prügelstrafe für die männlichen Missetäter einschließt. Es gibt Bestien, die so gemein, so schändlich sind, daß man ihnen nur durch ihre Haut beikommen kann. Sentimentalität in bezug auf solche Männer ist wirklich ebenso ungesund und gottlos, wie die Schuld dieser Männer selbst. Meiner Erfahrung nach dürfte kein „Rotlicht"-Distrikt geduldet werden. Vor allem aber müßte ein unerbittlicher Kampf gegen das zum Geschäftsgegenstand gemachte Laster geführt werden. Die Männer, die von der Sittenverderbnis und dem Elend anderer menschlicher Wesen leben und Nutzen daraus ziehen, stehen tief unter allen gewöhnlichen Verbrechern, und keine Maßnahmen, die man gegen sie ergreift, können zu streng sein.

Die Pflicht der Gesellschaft.

Für die unglücklichen Mädchen, die sich dem in Frage stehenden schrecklichen Beruf hingeben, könnte durch eine Änderung der volkswirtschaftlichen Zustände sehr viel getan werden. Das müßte geschehen. Wenn man den Mädchen Löhne zahlt, die nicht ausreichen, um sie vor dem Verhungern zu bewahren oder um ihnen ein anständiges Leben zu gestatten, wird ein gewisser Prozentsatz durch das wirtschaftliche Elend geradezu in ein lasterhaftes Leben hineingetrieben. Die Arbeitgeber und alle andern, die für diese Zustände verantwortlich sind, stehen in moralischer Hinsicht nicht viel höher als die weißen Sklavenhändler selbst. Indessen ist es ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß eine Besserung dieser wirtschaftlichen Zustände oder die Ausrottung des weißen Sklavenhandels das Übel ganz beseitigen oder auch nur den größern Teil davon beeinflussen würde. Der ökonomische Faktor ist durchaus nicht der Hauptfaktor, durch den die Mädchen zu diesem entsetzlichen Dasein verleitet werden. Wie bei so vielen andern Problemen muß auch hier neben der Arbeit der Regierung eine Stärkung des Charakters des einzelnen stattfinden, damit das erwünschte Ziel erreicht wird. Selbst unter schlechten ökonomischen Verhältnissen bleiben energische und reine Mädchen unberührt von Versuchungen, denen Mädchen von schwachem Charakter und laxen Begriffen leicht erliegen. Wer die großen Unterschiede in dem Verhältnis kennt, in dem die verschiedenen Rassen und Nationalitäten an der Prostitution beteiligt sind, muß zu dem Schluß kommen, daß es unmöglich ist, die wirtschaftliche Lage als den einzigen oder auch nur als den hauptsächlichsten Umstand anzusehen, der über diese Frage entscheidet. Es gibt gewisse Rassen — unter denen die Irländer einen ehrenvollen Platz behaupten —, die sehr wenige Insassen verrufener Häuser liefern, wie schwer auch der wirtschaftliche Druck auf ihnen lasten mag. Ich glaube nicht, daß diese Unterschiede auf dauernden Rasseneigentümlichkeiten beruhen: ein Beweis dafür ist die Tatsache, daß die besten Logierhäuser festgestellt haben, daß alle ihre „langjährigen Kunden", die Mädchen, die lange unter ihrem guten Einfluß stehen — einerlei welcher Rasse sie sein mögen —, rein bleiben. Es gibt in jeder Rasse Individuen von angeborener Lasterhaftigkeit und schwache Individuen, die leicht dem wirtschaftlichen Druck erliegen. Ein träges, arbeitsscheues Mädchen, ein Mädchen von schwacher Begabung und „unternormalem Verstand", wie man heutzutage zu sagen pflegt, oder ein putzsüchtiges und vergnügungssüchtiges Mädchen ist immer in Gefahr. Das Wesentliche ist ein hohes Ideal von persönlicher Reinheit. Wo derselbe Druck unter denselben wirtschaftlichen Verhältnissen auf eine Gattung von Menschen zehnmal so stark wirkt wie auf eine andere, liegt es auf der Hand, daß die Frage der Moral noch wichtiger ist, als die Frage der wirtschaftlichen Verhältnisse, so sehr es auch auf diese ankommen mag. Man sollte stets bedenken, daß ein Mädchen nicht nur die Möglichkeit haben muß, sich die notwendigen Lebensbedürfnisse, sondern auch ein unschuldiges Vergnügen zu verschaffen,

und daß es noch weniger als der Mann durch Überarbeitung und übermäßige Plackerei zugrunde gerichtet werden darf. Überdies sollten öffentliche Meinung und Gesetz sich zusammentun, um auf ein offenkundiges „Schwein" Jagd zu machen, das selbst auf arme, törichte oder unbeschützte Mädchen Jagd macht. Doch dürfen wir das Mädchen nicht aus bloßer Sentimentalität von ihrer Pflicht, sich rein zu erhalten, freisprechen. Unsere Verpflichtung, dieselbe moralische Norm für beide Geschlechter zu erreichen, muß erfüllt werden, indem der Standpunkt des Mannes erhöht, nicht der der Frau erniedrigt wird; und die Tatsache, daß die Gesellschaft ihre Pflicht erkennen muß, entlastet das Individuum in keiner Weise und nicht im geringsten Maße von der Erfüllung ihrer oder seiner Pflicht. Sentimentalität, die über vorsätzliche Prostitution rührselig wird, ist ein Fluch. Sie mit dem in die Falle gelockten oder vergewaltigten Mädchen — mit der wirklichen weißen Sklavin — zu verwechseln, ist sowohl töricht wie boshaft. Es gibt schlechte Frauen, gerade wie es schlechte Männer gibt, und von Natur lasterhafte Mädchen, gerade wie es von Natur lasterhafte junge Männer gibt. Und das einzige, was ihnen gegenüber gerecht und weise und unschuldigen Mädchen und anständigen jungen Männern gegenüber richtig und edel ist, ist unerbittlicher Kampf gegen die bösartigen Geschöpfe beiderlei Geschlechts.

Logierhäuser für Landstreicher.

Gemeinsam mit Jake Riis habe ich mancherlei getan, das eigentlich mit der Disziplin oder mit den wirklichen Aufgaben der Polizeitruppe nichts zu tun hatte. Es gab eine Sache, die er und ich ein für allemal beseitigt haben: die Polizeilogierhäuser, die in Wirklichkeit nichts anderes bedeuteten als Logierhäuser für Landstreicher und eine wirksame Ermutigung des Vagabundentums. Wer Jake Riis' Autobiographie gelesen hat, wird sich der Vorfälle erinnern, die ihm aus eigener Erfahrung einen Abscheu vor solchen Logierhäusern für Landstreicher einflößten. Als Mitglied des Gesundheitsamtes kam ich in enge Berührung mit den Lebensverhältnissen in den Mietskasernenbezirken. Auch hier besuchte ich die verschiedenen Mietskasernengegenden, in der Regel zusammen mit Jake Riis, um die dortigen Zustände aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Diesen persönlichen Beobachtungen hatte ich es zu verdanken, daß ich während meiner Zugehörigkeit zum Gesundheitsamt imstande war, nicht nur mit Eifer, sondern auch mit einigem Erfolg für die Verbesserung der einschlägigen Zustände zu wirken. Wir trugen unser Teil dazu bei, daß die Unterbringung der Arbeiter mit einiger Rücksicht auf Anstand und Bequemlichkeit in der Stadt Fortschritte machte.

Eine tragische Woche.

Meine in Gemeinschaft mit Jake Riis unternommenen mitternächtlichen Ausflüge verschafften mir nicht nur einen Einblick in die Tätigkeit



Phot. Clinedinst.

Roosevelt als Unterstaatssekretär der Marine an seinem Schreibtisch.



Im Feuer.



Oberst Roosevelt und einige seiner Rauhreiter.

der Polizei, sondern auch in gewisse Probleme des städtischen Lebens. Es ist etwas anderes, ob man sich oberflächlich von überfüllten Mietskasernen erzählen läßt, oder ob man mit eigenen Augen sieht, was eine solche Überfüllung in Wirklichkeit zu besagen hat, wenn man sie an einem heißen Sommerabend selbst nur während der Stunden der Dunkelheit in Augenschein nimmt. Während meiner Amtszeit als Polizeikommissar machten wir in New York eine Hitzwelle durch, und ich verbrachte die meisten Nächte dieser Zeit, indem ich in den Mietskasernenbezirken umherwanderte und die Polizeiwachen besuchte, um zu sehen, was dort vorging. Es war eine tragische Woche. Wir taten unser möglichstes, um die Leiden zu lindern. Sie waren oft geradezu herzzerreißend mit anzusehen, besonders die quälende Atemnot kleiner Kinder und zu Tode erschöpfter Mütter. Alle Hilfsmittel des Gesundheitsamts, der Polizeibehörde und sogar der Feuerwehr (die die heißen Straßen unter Wasser setzte) wurden aufgeboten, um ein wenig Erleichterung zu schaffen. Infolge der Hitze fiel eine solche Menge von Pferden, daß die uns zu Gebote stehenden Mittel, die Kadaver zu beseitigen, sich als völlig unzulänglich erwiesen, obwohl jeder Nerv bis aufs äußerste angestrengt wurde. Infolgedessen liefen dutzendweise Klagen von Leuten ein, vor deren Türen tote Pferde liegen geblieben waren und bei der Hitze zwei bis drei Tage lang Verwesungsgerüche verbreiteten. Ein reizbarer Mann bombardierte uns mit heftigen Anschuldigungen, bis wir endlich imstande waren, einen großen Lastwagen zur Entfernung des vor seiner Ladentür liegenden Pferdekadavers abzuschicken. Dieser Lastwagen war schon mit elf andern Pferdekadavern beladen, und als er vor der Ladentür ankam, brach er zusammen, und es währte Stunden, bis er weitergeschafft werden konnte. Der Unglückliche, dem ein erfüllter Wunsch so zum Fluch geworden war, schloß voller Verzweiflung seine Türen und schrieb uns einen letzten ergreifenden Brief, in dem er uns anflehte, entweder seinen Laden oder die Pferde zu beseitigen — ihm sei beides recht.

Die wohlhabenden Eigentümer elender Mietskasernen.

Ich habe bereits von meinen Erfahrungen in bezug auf das Zigarren-Heimarbeitergesetz gesprochen, das vom Obergericht des Staates New York für verfassungswidrig erklärt wurde. Meine Erfahrungen in der Polizeiverwaltung lehrten mich, daß nicht wenige der schlimmsten Mietskasernen schwer reichen Besitzern gehörten, die die allerbesten und kostspieligsten Rechtsanwälte annahmen, um die Gerichte zu überzeugen, daß es „verfassungswidrig" sei, auf eine Verbesserung der Zustände zu dringen. Diese Geschäftsleute und Juristen verstanden sich darauf, Worte mit großartigen und edeln Gedankenverbindungen zu benutzen, um ihre Abneigung gegen hochnotwendige Bestrebungen zur Herbeiführung von Anstand und industrieller Redlichkeit zu bemänteln. Sie bewiesen, daß sie die Verfassung nicht als Werkzeug der Redlichkeit, sondern als ein Mittel zur Verhinderung aller gegen die Ungerechtigkeit gerichteten Bewegungen betrachteten. Nach-

dem ich einige Erfahrungen mit ihnen gemacht hatte, wurde ich noch mißtrauischer gegen diese Geschäftsleute, Rechtsanwälte, Richter, Gesetzgeber oder Verwaltungsbeamten, die immer bestrebt sind, die Verfassung zu einem Fetisch zur Verhinderung jeder Reformarbeit und jeder Art von Tätigkeit zum Besten der Männer, Frauen und Kinder zu machen, um deretwillen es uns freistehen sollte, jede Mitwirkung der Regierung in weitem Maße in Anspruch zu nehmen.

Die Arbeiter.

Zuweilen sahen wir uns während jener zwei Jahre genötigt, aufrührerische Gewalttätigkeit zu unterdrücken, und dann und wann protestierten bei solchen Gelegenheiten manche Führer des Arbeiterbundes gegen die Handlungsweise der Polizei. Ich hielt damals schon sehr viel von Arbeitervereinen und den Rechten der Arbeiter. Aus diesem Grunde hielt ich mich um so mehr für verpflichtet, für die Unterdrückung von Unruhen und Gesetzlosigkeit sowie dafür zu sorgen, daß kein Unruhestifter unter der Maske eines Arbeiterfreundes und Gönners herumlaufen konnte. Ich war ängstlich darauf bedacht, daß jedem Arbeiter sein volles Recht wurde: z. B., daß die Arbeiterbündler ihre Theorie des Postenstellens in dem Maße zur Ausführung bringen konnten, bis zu welchem es vom Gesetz gestattet wurde, so daß die Streiker volle Gelegenheit hatten, andere Arbeiter zu überreden, nicht an ihre Stelle zu treten. Dagegen gab ich klar und deutlich zu verstehen, daß ich Gewalttätigkeiten unter keinen Umständen dulden und ein für allemal auf Ruhe und Ordnung halten würde. Wenn ein Unrecht vorlag, so wollte ich jederzeit von Herzen mein möglichstes tun, um es wieder gutmachen zu helfen. Kamen aber Gewalttätigkeiten vor, so mußten alle andern Rücksichten schweigen, bis die Ordnung wieder hergestellt war. Wir leben in einer Demokratie, und das Volk hat, falls es gesonnen ist es anzuwenden, das Recht vorzuschreiben, wie die Zustände beschaffen sein sollen, und zwar in genauer Übereinstimmung mit den Gesetzen. Deshalb ist es die vornehmste Pflicht jedes ehrlichen Demokraten — des Mannes, der mit ehrlicher Treue an den Grundsätzen der Volksherrschaft hängt —, dafür zu sorgen, daß die Gesetze durchgeführt und die Ordnung aufrechterhalten werden. Es war mir eine wahre Genugtuung, daß so viele der Arbeiterbündler, mit denen ich in Berührung kam, allmählich diese meine Auffassung aufrichtig teilten. Als ich aus dem Polizeidienst austrat, machten mehrere von ihnen mir Besuche, um mir zu sagen, wie sehr sie bedauerten, daß ich nicht im Amt bliebe. Einer von ihnen, der Sekretär der Internationalen Bäcker- und Konditorgesellenvereinigung, Henry Weismann, drückte mir schriftlich sein Bedauern über mein Scheiden und seine Anerkennung für meine Leistungen als Polizeikommissar aus und fuhr dann fort: „Besonders dankbar bin ich Ihnen für Ihre liberale Haltung gegenüber den organisierten Arbeitervereinen, für Ihr herzhaftes Eintreten für alle, die im Interesse der Arbeiter reden, und für Ihr

offenbares Streben, um jeden Preis das zu tun, was Sie für das Rechte hielten."

Ein unerwarteter Brief.

Einige der Briefe, die ich bei meinem Austritt aus dem Polizeidienst erhielt, stammten aus unvermuteten Quellen. Herr E. L. Godkin, ein Redakteur, der sich in internationalen Dingen nicht als Patriot erwiesen hatte, protestierte schriftlich dagegen, daß ich das Amt als Unterstaatssekretär der Marine übernahm, und setzte hinzu: „Es liegt mir am Herzen, wie die Quäker sagen, meiner festen Überzeugung Ausdruck zu geben, daß Sie in New York die großartigste Arbeit verrichten, deren ein Amerikaner fähig ist, und den jungen Leuten unseres Landes ein Beispiel geben, wie ein hochsinniger Mann ein hochwichtiges Amt unter tausend Schwierigkeiten aufs wirksamste zu verwalten vermag. Als politische Lektion kann ich mir nichts Lehrreicheres denken."

Fortschritt.

Um dieselbe Zeit erhielt ich einen Brief von dem späteren Botschafter James E. Bryce, der mir auch sein Bedauern darüber ausdrückte, daß ich aus dem Polizeidienst austräte, obwohl er natürlich mehr Verständnis für die Aufgaben besaß, die mich im Marineministerium erwarteten. Diesen Brief gebe ich hier mit seiner Erlaubnis wieder, weil er eine Lehre für alle diejenigen enthält, die dazu neigen, ein für allemal zu glauben, daß die Verhältnisse unserer Zeit sehr schlecht sind. Er ist vom 7. Juli 1897 datiert. Herr Bryce spricht erst von der Möglichkeit, in ein bis zwei Monaten nach Amerika zu kommen, und fährt dann fort: „Ich hoffe sehr, daß ich Gelegenheit haben werde, Sie zu sehen, wenn ich hinüberkomme, und bei Ihnen einigen Trost zu finden für die politischen Erscheinungen Ihres Landes, die nach Aussage aller Ihrer Landsleute, die mir seit einiger Zeit begegnet sind, einem hartnäckigen Optimisten, wie ich es bin, Gelegenheit geben zu beweisen, daß er sich nicht so leicht entmutigen läßt. Bilden Sie sich nicht ein, daß die Zustände in Europa besonders ‚nett' sind, wie eine Dame sich ausdrücken würde. Sie sind es durchaus nicht." Herr Bryce war ein freundlicher und sachverständiger Beobachter amerikanischer Zustände, und sein Brief atmete diesen durchaus entmutigenden Ton über unsere Zukunft. Und doch war das die Zeit, in welcher die Vereinigten Staaten an der Schwelle jener zwölf Jahre standen, in deren Verlauf unser Volk mehr Gutes verrichtete und der Verwirklichung einer großen, freien und gewissenhaften Volksherrschaft näher kam, als in irgendwelchen andern zwölf Jahren unserer Geschichte, mit Ausnahme der Jahre der Lincolnschen Präsidentschaft und des Zeitabschnittes, in welchem die Nation gegründet wurde.

Siebentes Kapitel.

Der Krieg der ungerüsteten Vereinigten Staaten.

Die Vereinigten Staaten werden wohl nie kriegsbereit und infolgedessen stets großen Ausgaben und der Möglichkeit großen Unheils ausgesetzt sein, wenn sie einen Krieg führen. Das ist nichts Neues. „Die Amerikaner wollen nicht aus Erfahrung, sondern nur aus Not lernen.“

Es hätte im Jahre 1812 keinen Krieg gegeben, wenn Amerika in den vorhergehenden zehn Jahren — statt zu verkünden, daß „Krieg seine Passion sei“, und statt nach der Theorie zu verfahren, daß Nichtgerüstetsein den Krieg abwendet — bereit gewesen wäre, die Ausgabe zur Beschaffung von etwa sechzehn Linienschiffen zu übernehmen. Wäre das aber geschehen, so hätten sicherlich dieselben Leute, die nachher den durch ihre eigene Nachlässigkeit hervorgerufenen Verlust an Menschenleben und Kapital bejammerten, mit lauter Stimme gegen die „unerhörten und unnötigen Kosten der Kriegsrüstungen“ gescholten. Es kam also schließlich alles auf dasselbe hinaus.

Frieden um jeden Preis.

Es gibt keine vollendetere internationale Mrs. Gummidge* und keinen unnützeren und schädlicheren Staatsbürger als jenes Wesen, das immer nur nach Frieden um jeden Preis und nach internationalen Schiedsgerichten schreit und beständig über Krieg oder über die Kosten der als Versicherung gegen den Krieg wirkenden Rüstungen klagt. Wir haben allen Grund zu versuchen, die Rüstungskosten einzuschränken, da diese dazu neigen, sich ins Unendliche zu steigern, aber wir haben ebensoviel Grund zu bedenken, daß eine angemessene Rüstung bei dem jetzigen Stande der Zivilisation die zuverlässigste Friedensbürgschaft bedeutet — und zugleich die einzige Garantie, daß der Krieg, wenn er kommt, kein nie wieder gutzumachendes und überwältigendes Unglück bedeuten wird.

---

* Mrs. Gummidge: Mürrischer, pessimistischer und stets unzufriedener Frauencharakter aus Dickens' Roman „David Copperfield“.

Gefeierte Höker.

Im Frühjahr 1897 wurde ich von Präsident Mc Kinley zum Unterstaatssekretär der Marine ernannt. Mein erstes vor fünfzehn Jahren veröffentlichtes Buch war die „Geschichte des Seekriegs von 1812" gewesen, und ich habe mich von jeher so für die Marine interessiert, wie es jeder gute Amerikaner tun sollte. Zu der Zeit, in der jenes Werk entstand — in den achtziger Jahren —, hatte die Flotte ihren Tiefstand erreicht, und wir waren damals vollkommen außerstande, mit Spanien oder irgendeinem andern Staat, der überhaupt eine Flotte besaß, Krieg zu führen. Bald darauf fingen wir schüchtern und zaudernd an, eine Flotte zu bauen. Es ist amüsant, wenn man sich die Umwege ins Gedächtnis zurückruft, auf denen wir das Ziel zu erreichen suchten. In der Reaktion nach den ungeheuren Kämpfen des Bürgerkrieges hatten unsere besten und fähigsten Männer sich mit ihrer ganzen Energie aufs Geschäft geworfen: aufs Gelderwerben, auf die Erschließung und besonders auf die möglichst schnelle Ausbeutung und Erschöpfung unserer natürlichen Hilfsquellen, der Bergwerke, der Wälder, des Bodens und der Flüsse. Diese Männer waren keine Schwächlinge, ließen sich aber zur Kurzsichtigkeit und Selbstsucht hinreißen, und wenn viele von ihnen im Grunde auch alle Haupttugenden — besonders auch die kriegerischen Tugenden — besaßen, so wiesen andere nur die Merkmale des gefeierten Hökers oder Pfandleihers auf; wenn dieser Typus auf Kosten aller andern Eigenschaften entwickelt wird, so verkörpert er den armseligsten Nationalcharakter, den die Welt jemals gesehen hat. Dieser unvermischte Höker- und Pfandleihertypus pflegt keinen warmen Anteil an Fragen sozialen und industriellen Rechts zu nehmen, ist gewöhnlich körperlich furchtsam und liebt es, eine unwürdige Angst vor dem gerechtesten Krieg hinter hochtönenden Worten zu verbergen.

Das Aufgebot der Weichlinge.

Dieser Menschenschlag wurde noch verstärkt durch das große Aufgebot der Weichlinge — der Leute, die physisch und moralisch weichlich sind oder etwas Schiefes an sich haben, das sie unangenehm und streitsüchtig macht, solange sie es ohne Gefahr für ihren Körper sein können. Dazu kommen dann noch die guten beschränkten und phantasielosen Menschen, die glauben, es werde keinen Krieg geben, und wenn er doch kommen sollte, so ließen sich Armeen und Flotten aus der Erde stampfen — eine sehr zahlreiche Partei, für die ein mir bekannter Senator als typisches Beispiel gelten kann; in einer Rede antwortete er auf die Frage, was wir tun würden, wenn Amerika plötzlich von einer Kriegsmacht ersten Ranges angegriffen würde, kurzerhand: „Wir würden in jeder Bucht ein Schlachtschiff bauen." Schließlich gibt es unter den klugen und hochherzigen Leuten, die aus ehrlicher Überzeugung den Frieden erstreben, auch noch törichte Fanatiker, die sich bei einer solchen Bewegung immer einstellen und sie immer in Miß-

kredit bringen: die Männer, die wie eine Tollhäuslerfranse um jede Reformbewegung herumhängen.

Alle diese Elemente zusammen bildeten in den ersten zehn Jahren nach dem Bürgerkriege eine so starke öffentliche Meinung, daß sie jedem ernsten Versuch, die Nation in einem Zustand vernunftgemäßer Kriegsbereitschaft zu erhalten, sofort ein Ende bereiteten. Die Vertreter dieser Meinung stimmten damals genau so, wie sie jetzt gegen Kriegsschiffe und gegen die Befestigung des Panamakanals stimmen. Es wäre schlimm genug gewesen, wenn wir uns damit begnügt hätten, schwach zu sein, und in Anbetracht dieser Schwäche nicht zu poltern und zu prahlen. Aber mit einer solchen Politik begnügten wir uns nicht. Wir wollten die miteinander unvereinbare Wollust einer ungezähmten Zunge und eines ungerüsteten Arms genießen. Ein Teil jener Leute wußte nichts von unserer militärischen Schwäche oder verstand begreiflicherweise nichts davon; ein anderer Teil schmeichelte gern seiner Eitelkeit, indem er beleidigende Äußerungen über andere Nationen anhörte. Infolgedessen fanden nur zu viele unserer Politiker — besonders im Kongreß —, daß es am billigsten und bequemsten sei, uns den törichten Friedensschwärmern zuliebe schwach zu erhalten, und andererseits den törichten Gewaltmenschen zu Gefallen drohende Resolutionen anzunehmen — Resolutionen, die, selbst wenn wir stark gewesen wären, ganz unpassend gewesen wären. Sie wollten sowohl den weichlichen wie den großmäuligen Wählern zu Gefallen leben, indem sie mit scheinbarem Eifer und mäßiger Intelligenz eine Politik des mit Beleidigungen gewürzten Friedens vertraten.

Mir ist ein ungerechter Krieg verhaßt. Jede Ungerechtigkeit oder Polterei eines Starken auf Kosten eines Schwachen — sei es unter Nationen oder Individuen — ist mir aufs tiefste zuwider. Ich bin der Ansicht, daß man niemals Krieg führen sollte, wenn oder solange es möglich ist, ihn mit Ehren zu vermeiden. Ich achte alle Männer und Frauen, die aus edlen Beweggründen und mit Vernunft und Selbstachtung ihr möglichstes tun, um Kriege zu verhindern. Ich befürworte die Rüstung zum Kriege, um den Krieg abzuwenden, und ich würde niemals für einen Krieg sein, es sei denn, daß nur die Wahl bliebe zwischen ihm und der Schande. Ich schildere die Torheit, deren sich früher so viele unserer Landsleute schuldig machten, damit wir in unsern Tagen vor ähnlicher Torheit auf der Hut sind.

Ausbau der Flotte unter erschwerenden Umständen.

In der Zeit, von der ich hier rede, nahmen wir unsere Pflichten dem Ausland gegenüber noch nicht ernst, und da wir Großsprecherei mit der Weigerung, uns irgendwie zum Eingreifen vorzubereiten, vereinten, wurden wir auch von andern nicht ernst genommen. Allmählich trat eine leise Besserung ein, bei welcher die Schriften Kapitän Mahans keine unbedeutende Rolle spielten. Als Anfang bauten wir ein paar moderne Kreuzer,

indem alle, die Kriegsschiffe für „gottlos“ hielten, ihr Gewissen dadurch zu beruhigen suchten, daß sie erklärten, die Kreuzer könnten „zum Schutz unseres Handels“ verwendet werden — was ein Ding der Unmöglichkeit war, solange sie keine Schlachtschiffe hinter sich hatten. Dann machten wir einen Versuch, größere Kriegsschiffe zu bauen, und da ein Teil des Publikums in dem Wort „Kriegsschiff“ etwas unmoralisch Gewalttätiges sah, gaben wir den neuen Schiffen gewissermaßen als Kompromiß den Namen „Panzerkreuzer“; sie vereinigten mit einem ausgesucht hübschen Bau alle Mängel und keinen einzigen Vorzug der Kreuzer wie der Schlachtschiffe. Dann kamen wir so weit, Schlachtschiffe zu bauen. Indessen war noch eine alte, aus der Zeit Jeffersons stammende öffentliche Meinung vorhanden, die die Ansicht vertrat, daß wir uns im Fall eines Krieges ganz auf die Küstenverteidigung beschränken und nichts weiter tun als Angriffe abweisen sollten: eine Haltung, die ungefähr ebenso vernünftig ist wie die eines Preiskämpfers, der sich der Hoffnung hingäbe, den Sieg zu erringen, indem er nur parierte statt zuzuschlagen. Aus Rücksicht auf die Empfindsamkeit dieser Leute beschafften wir diese Schiffe unter dem Namen „Küstenpanzerschiffe“, was besagen wollte, daß wir sie nicht ganz so seetüchtig machten, wie sie hätten sein sollen, und nicht mit so viel Kohlenraum ausstatteten, wie sie hätten haben müssen. Darauf beschlossen wir, wirkliche Kriegsschiffe zu bauen. Doch immer blieb noch ein kleiner Rest der öffentlichen Meinung zurück, der sich an die Theorie der Küstenverteidigung klammerte, und dem trugen wir in schöner Weise Rechnung, indem wir sie als „seetüchtige Küstenpanzerschiffe“ in den Etat aufnahmen — wobei die Tatsache, daß diese Benennung einen Widerspruch in sich enthielt, im Vergleich zu der Tatsache, daß wir dabei zu wirklichen Kriegsschiffen kamen, nicht ins Gewicht fiel.

Unsere Leute mußten geschult werden, die Schiffe einzeln und in Flottenformation zu regieren; sie mußten auch die neuen Präzisionsgeschütze behandeln lernen, mit denen die Schiffe ausgestattet waren. Nicht wenige unserer älteren Offiziere, die sich infolge des törichten Brauches, rein nach dem Dienstalter zu befördern, noch im Dienst befanden, waren dazu unfähig; aber ein Teil dieser älteren Offiziere war vortrefflich, und dasselbe galt von fast allen jüngeren Offizieren. Alle waren auserlesene, in der vortrefflichen Marineakademie von Annapolis geschulte Männer. Sie waren glücklich, daß man ihnen endlich geeignete Werkzeuge zum Arbeiten gab, und lernten bald, diese Schiffe einzeln auf die beste Weise zu führen. Auch auf die Geschwader- und Flottenformation verstanden sie sich bald vortrefflich, doch als der Krieg mit Spanien ausbrach, hatten sie die Anfangsgründe modern-wissenschaftlicher Geschützbedienung noch kaum begriffen.

Der unvermeidliche Krieg.

Kaum hatte ich das Amt eines Unterstaatssekretärs der Marine übernommen, als ich zu der Überzeugung gelangte, daß der Krieg kommen

würde. Der Aufstand in Cuba hatte sich endlos in die Länge gezogen, bis die Zustände auf der Insel derartig entsetzlich wurden, daß es uns zur dauernden Schande gereichte, daß wir sie noch immer duldeten. Der spanische Charakter besitzt viele Seiten, die ich aufrichtig bewundere, und es gibt wenige Menschen, die mir so hohe Achtung abgewonnen haben wie einige spanische Herren, mit denen ich bekannt geworden bin. Doch Spanien versuchte seine Kolonien nach veralteten Grundsätzen zu regieren, so daß seine Herrschaft über sie mit den Fortschritten der Zivilisation unvereinbar und für das Gewissen der Menschheit unerträglich wurde. Im Jahre 1898 hatte sich der sogenannte Krieg mit Cuba jahrelang unter unsagbaren Schrecknissen, unaussprechlicher Schändlichkeit und furchtbarem Elend hingeschleppt. Es war kein „Krieg", sondern mörderische Unterdrückung. Cuba war vollkommen verwüstet.

Friede und Mord — oder Krieg und Fortschritt.

Während dieser „Friedens"-Jahre waren drei- bis vierhundertmal so viele Menschenleben draufgegangen — Leben von Männern, Frauen und Kindern — wie in den drei „Kriegs"-Monaten, die all diesen Metzeleien ein Ende machten und den Cubanern eine Laufbahn friedlichen Fortschritts eröffneten. Dennoch gab es irregeleitete berufsmäßige Philantropen, die soviel mehr auf Namen als auf Tatsachen sahen, daß ihnen ein „Friede" mit beständigem Morden lieber war als ein „Krieg", der diesem Morden ein Ende machte und wirklichen Frieden herbeiführte. Daß Spanien eine Demütigung bevorstand, war sicher; sie war sogar sicherer ohne, als mit Krieg zu erwarten, denn es konnte die Insel auf keinen Fall halten und wollte lieber uns als den Cubanern unterliegen. Unsere eigenen direkten Interessen waren groß, erstens wegen des cubanischen Kaffees und Zuckers, und vor allem wegen Cubas Beziehungen zu dem geplanten Kanal auf dem Isthmus. Doch noch bedeutender waren unsere Interessen vom Standpunkt der Menschlichkeit aus. Cuba lag unmittelbar vor unserer Tür. Es war furchtbar, untätig dazusitzen und seinen Todeskampf mit anzusehen. Unser nationales Interesse, noch mehr aber unsere nationale Ehre machte es uns zur Pflicht, den Verwüstungen und Verheerungen ein Ende zu bereiten. Aus diesen Erwägungen heraus war ich für den Krieg. Und heute, wo man die Dinge zurückschauend klarer überblickt, gibt es wenige menschenfreundliche und ehrenhafte Männer, die nicht glauben, daß jener Krieg sowohl gerecht als auch notwendig war.

Die großen Geldmänner, wie überhaupt alle, die gegen eine Berührung des Geldnervs empfindlich waren und sich nicht um die Nationalehre kümmerten, wenn sie — auch nur zeitweilig — dem geschäftlichen Wohlstand widerstritt, waren gegen den Krieg. Die einfältigeren Philantropen stimmten ihnen bei. Alle Zeitungen, die von diesen beiden Klassen beherrscht wurden oder ihre Interessen vertraten, mißbilligten den Krieg und taten alles, was in ihrer Macht stand, jede Vorbereitung darauf zu hinter-

treiben. Die Leute im Kongreß waren damals (und sind heute noch) eine kurzsichtige Gesellschaft, sobald es sich um internationale Fragen handelt. Es gab einige wenige Männer, wie z. B. die Senatoren Cushman K. Davis*, H. C. Lodge und John Morgan, die weiter in die Zukunft sahen, aber die meisten Kongreßmitglieder begnügten sich damit, die schlimmste Politik, die überhaupt möglich war, zu befolgen: nämlich Beschlüsse zu fassen, die den Krieg immer wahrscheinlicher machten, und sich doch zu weigern, Maßregeln zu ergreifen, die uns befähigten, dem Kriege zu begegnen, falls er ausbrechen sollte.

Im Marineamt waren wir jedoch dank der Energie und Fähigkeit einiger Bureauchefs und dem allgemeinen guten Ton im Ministerium imstande, ziemlich viel zu tun. Was mich betrifft, so fand ich bald meine natürlichen Freunde und Bundesgenossen in Männern wie Evans, Taylor, Sampson, Wainwright, Brownson, Schroeder, Bradford, Cowles, Cameron Winslow und vielen andern Gleichgesinnten. Ich bot die ganze Macht meines Amtes auf, um diesen Männern das Material in Bereitschaft bringen zu helfen. Außerdem versuchte ich mir durch alle nur erdenklichen Quellen Aufklärung darüber zu verschaffen, welches wohl die tüchtigsten Männer wären, denen man im Kriege die Führerrollen anvertrauen könnte.

Der Mann, der bereit war.

In sachverständigen Marinekreisen herrschte allgemein die Ansicht, Dewey sollte ein Geschwader befehligen. Ich hatte ihn bereits im Auge, weil mir ein Vorfall in seiner bisherigen Laufbahn aufgefallen war. Es

---

* In einem Briefe, den ich erhielt, unmittelbar bevor ich Unterstaatssekretär wurde, machte Senator Davis seinem Herzen Luft über einen der törichten „Friedens"-Vorschläge jener Zeit; in seinem Briefe heißt es: „Ich verließ den Senat heut nachmittag etwa um drei Uhr, als eben ein großes Lärmen und Schnattern im Gange war über den Vertrag, durch den die Vereinigten Staaten sich verpflichten sollen, ihre souveränen Amtshandlungen einem Schiedsgericht zu unterwerfen — denn die Politik ist eine Sache der Souveränität . . . . Die Seitensprünge der sozialen Bewegung sind weder Fortschritt noch Rückschritt; sie stellen einfach eine lokale und vorübergehende Ausbuchtung der großen Kreislinie dar. Tennyson wußte das, als er seine herrliche, edle ‚Maud' schrieb. Ich lese die Dichtung oft, denn das tut mir wohl." Nachdem er eine von Poes Erzählungen angeführt hat, fährt der Briefschreiber fort: „Die Welt wird schon ins rechte Geleise kommen. Wer an den Verfall des kriegerischen Geistes glaubt, der mag nur die Knaben einer Volksschule während der Pause oder nach Schulschluß beobachten. Wenn natürlich der amerikanische Patriotismus aus der Masse heraus spricht und Betätigung oder Ausdruck verlangt, und wenn dann der sogenannte „Geschäftsmann" seine Hand auf seinen Haufen Plunder legt, als ob er fürchtete, ein Schutzmann könnte ihm den Handel stören, und Einspruch erhebt, bis der amerikanische Patriotismus aufhört zu sprechen, wie er angefangen hatte — ja, dann werden Sie und ich wild, und ich fluche. Ich hoffe, Sie werden nach dem 4. März hier in unserer Mitte sein. Wir können dann zusammen über die Dinge, die uns nicht gefallen, unser Urteil fällen und gemeinsam in Hoffnungen schwelgen, die, wie ich glaube, prophetisch sind."

war in der Zeit, in der ein Krieg mit Chile in der Luft schwebte. Dewey befand sich auf der Höhe von Argentinien und erhielt den Befehl, sich bereitzuhalten, nach der andern Küste von Südamerika abzudampfen. Wenn das erforderlich wurde, mußte er unbedingt mehr Kohlen haben, wohingegen er keine Kohlen brauchte, falls er die Fahrt nicht zu machen brauchte. In solchen Fällen pflegt sich ein Mann, der die Verantwortlichkeit scheut, immer streng an die Vorschriften zu halten und sich an das Marineministerium zu wenden, um für alles, was er tut, die ausdrückliche Ermächtigung zu erhalten. Infolgedessen vollbringt er gewöhnlich so gut wie nichts, ist aber imstande, alle bureaukratischen Geister zu beruhigen, indem er triumphierend auf das Reglement hinweist. In einer Krisis ist derjenige sein Brot und Salz wert, der den Erfordernissen des Augenblicks so genügt, wie es notwendig ist. Dewey kaufte Kohlen ein und war bereit, unverzüglich in See zu gehen, wenn es erforderlich wurde. Die Sache ging vorüber, er brauchte die Fahrt nicht zu unternehmen, und eine Zeitlang sah es so aus, als ob Dewey infolge seines Kohlenkaufs Unannehmlichkeiten haben würde, denn unser Volk gleicht darin allen andern Völkern, daß es unter solchen Umständen von seinen verantwortlichen Offizieren verlangt, daß sie auf eigene Gefahr entscheiden, einerlei was daraus werden mag. Indessen stellten sich die höheren Vorgesetzten schließlich auf Deweys Seite.

Dieser Vorfall erweckte bei mir die Überzeugung, daß dies ein Mann war, bei dem man sich darauf verlassen konnte, daß er sich zeitig vorbereiten und im Notfall rasch, furchtlos und auf eigene Verantwortung handeln werde. Deshalb tat ich mein möglichstes, um ihm den Oberbefehl über die asiatische Flotte zu verschaffen, über die Flotte, bei der es am meisten darauf ankam, einen Mann zu haben, der zu handeln verstand, ohne erst bei der heimischen Behörde anzufragen. Einige Politiker, von denen ich wußte, daß sie Einfluß im Marineamt und beim Präsidenten hatten, suchten einen älteren Offizier vorzuschieben. Mir wäre es lieber gewesen, wenn Dewey die Stelle erhalten hätte, ohne sich überhaupt an einen Politiker wenden zu müssen. Aber während das nur meine Privatmeinung war, erschien es von höchster Notwendigkeit, ihm die Stellung zu verschaffen. Unverzeihlich ist es, wenn ein Marineoffizier einen Druck ausübt, um zu einer bequemen und einträglichen Stellung zu gelangen; aber wenn ein Mann seinen Einfluß nur aufwendet, um sich einen Platz im Bilde dicht neben dem Aufblitzen der Geschütze zu verschaffen, muß man ihn mit großer Nachsicht beurteilen. Es gab damals einen Senator namens Proctor aus Vermont, von dem ich wußte, daß er McKinley sehr nahestand und nicht nur auf den Krieg brannte, sondern ihn auf die wirksamste Art ausgefochten zu sehen wünschte. Ich riet Dewey, sich die Fürsprache des Senators Proctor zu sichern, was denn auch geschah. In einer für die Nation glücklichen Stunde erhielt Dewey den Oberbefehl über das asiatische Geschwader.

Die Schüsse, die treffen.

Als die Maine im Hafen von Havanna in die Luft gesprengt wurde, ließ der Krieg sich nicht mehr umgehen. Natürlich stellten eine Anzahl von Frieden-um-jeden-Preis-Leuten sofort die Behauptung auf, sie sei von selbst in die Luft geflogen; genauere Nachforschungen ergaben jedoch, daß die Explosion von außen herbeigeführt worden war. Jedenfalls wäre es nicht möglich gewesen, den Krieg noch länger zu verhindern. Die Marinemannschaften, die sich in Friedenszeiten oftmals so langweilten, daß sie desertierten, brachten es zu einem sehr hohen Grad von Tüchtigkeit, und Unmengen von frischen jungen Leuten aus dem Binnenlande sowohl wie von der Küste drängten sich zum Eintritt in die Marine. Die Marineoffiziere legten Gewandtheit und Begabung an den Tag und waren unermüdlich tätig, um alles bereitzumachen. Ein Mangel war aber noch vorhanden, dem abzuhelfen nicht mehr Zeit war, und über dessen Vorhandensein sich seltsamerweise selbst unsere tüchtigsten Offiziere nicht klar waren. Unsere Marine hatte keine Ahnung davon, wie schlecht auf unsern Schiffen geschossen wurde. Wir hatten noch nicht entdeckt, daß das moderne Kriegsschiff zu einem dermaßen komplizierten Mechanismus geworden war, daß die alten Zielmethoden fast ebenso verjährt waren wie die alten Breitseiten-Vorderladerkanonen selbst. Fast der einzige Mann in unserer Marine, der diesen Mangel völlig erkannt hatte, war unser Marineattaché in Paris, Leutnant Sims. Er schrieb einen Brief nach dem andern und wies darauf hin, wie furchtbar weit wir im Schießen zurück seien. Auf mich machten diese Briefe einen tiefen Eindruck, aber Wainwright war außer mir fast der einzige, der sich darüber Gedanken machte. Da es sich herausstellte, daß Sims sich in seiner Vermutung, die Franzosen hätten den Spaniern das Schießen beigebracht, irrte, und da die Spanier sich als viel schlechtere Schützen erwiesen als wir, wurde Sims im Ministerium allgemein für einen Bangemacher gehalten. Doch obwohl ich mich anfangs dabei beruhigte, wurde ich doch besorgt, als ich mich davon überzeugte, wie gering bei der Anzahl der Schüsse, die unsere Schiffe in der Schlacht abgegeben hatten, der Prozentsatz der Treffer war. Als ich Präsident war, nahm ich die Sache sofort in die Hand und wurde mir bald darüber klar, daß unser ganzes Schießreglement umgestoßen werden mußte. Sims wurde mit der Organisation und Einführung des neuen Systems beauftragt, und ihm mehr als irgendeinem andern verdanken wir die erstaunlichen Fortschritte unserer Flotte in dieser Hinsicht: einen Fortschritt, der der Flotte Geschütz für Geschütz im Jahre 1908 fast den dreifachen Gefechtswert verlieh, den sie im Jahre 1902 gehabt hatte. Die Schüsse, auf die es ankommt, sind die Schüsse, die treffen!

Kampfbereit.

Wie das Volk, war auch die Regierung lange Zeit nicht geneigt, sich auf den Krieg vorzubereiten, weil so viele redliche, aber irregeleitete Männer

glaubten, daß schon das Rüsten an und für sich dazu diene, den Krieg herbeizuführen. Dieses Gefühl teilte ich nicht im geringsten, und jedesmal, wenn ich die Geschäfte des Ministeriums führte, tat ich alles, was mir möglich war, um uns kriegsbereit zu machen. Ich wußte, daß man Dewey, sobald der Krieg ausbrach, wie einen Wolfshund von der Leine loslassen konnte; ich war überzeugt, daß er unverzüglich und wirksam zuschlagen würde, sobald sich ihm auch nur die geringste Gelegenheit dazu böte; und ich beschloß bei mir, alles zu tun, was in meiner Macht stand, um ihm diese Gelegenheit zu verschaffen. Ich stand diese ganze Zeit hindurch in engster Fühlung mit Senator Lodge und fragte ihn entweder um Rat oder benachrichtigte ihn doch von allen Schritten, die ich unternahm. Ende Februar gewann ich die Überzeugung, daß man Dewey (und ebenso allen andern nicht in heimischen Gewässern befindlichen Schiffskommandanten) Anweisungen zukommen lassen müsse, damit er im Ernstfall wisse, was er zu tun habe. Am Nachmittag des 25. Februar, als ich den Minister vertrat, fand Lodge sich bei mir ein, gerade als ich den Befehl aufsetzte, der (weil an einen Mann von der rechten Art gerichtet) von so hoher Bedeutung für die bevorstehenden Unternehmungen war. Admiral Dewey berichtet in seiner Autobiographie folgendermaßen über diesen Vorfall:

„Der erste Schritt (in bezug auf Kriegsvorbereitungen in der Marine) wurde am 25. Februar getan, als das asiatische, europäische und südatlantische Geschwader auf telegraphischem Wege angewiesen wurde, sich an bestimmten geeigneten Punkten zu sammeln, wo sie im Kriegsfall am nötigsten gebraucht werden würden.

Die Verfügung an das asiatische Geschwader trug die Unterschrift des Unterstaatssekretärs, der als stellvertretender Leiter des Marineamts die Gelegenheit ergriffen hatte, um die Vorbereitungen für den unvermeidlichen Konflikt zu beschleunigen. Herr Roosevelt sagte sich, daß Kriegsvorbereitungen in Friedenszeiten wenig kosten und doch im Kriegsfall von höchstem Wert sein würden. Sein Kabeltelegramm lautete wie folgt:

Washington, 25. Februar 1898.

Dewey, Hongkong:

Beordern Sie das Geschwader, bis auf die Monocacy, nach Hongkong. Sorgen Sie für volle Kohlenladung. Falls Krieg mit Spanien ausbricht, sind Sie gehalten, das spanische Geschwader am Verlassen der asiatischen Küste zu verhindern. Dann angriffsweises Vorgehen in den Philippinen. Behalten Sie die Olympia bis auf weiteren Befehl.

Roosevelt.

(Der Nachsatz über die Olympia bezog sich darauf, daß man mir mitgeteilt hatte, sie würde bald nach den Vereinigten Staaten zurückgerufen werden.)“

Dewey gegenüber hatte man nichts weiter zu tun, als ihm die Möglichkeit zu bieten, sich in Bereitschaft zu setzen und zuzuschlagen, ohne durch Befehle Abwesender behindert zu werden. Kriegerische Erfolge sind in hohem Maße davon abhängig, daß ein zur Ausübung solcher Befugnisse geeigneter Mann gewählt und mit diesen Befugnissen ausgerüstet wird.

Unvernünftige Panik.

Wenn man es nur wollte, würde es sehr lehrreich sein, sich der geradezu komischen Panik zu erinnern, die ihre Wogen über unsere ganze Küste ergoß, als bekannt wurde, daß der Krieg bevorstand, und darauf die Kriegserklärung erfolgte. Das Publikum erwachte zum Bewußtsein der genügend bekannten Tatsache, daß die Regierung sich in ihrem gewohnten Zustande ewiger Kriegsunbereitschaft befand. Darauf ging die Küstenbevölkerung mit einem Sprung von dem unvernünftigen Vertrauen darauf, daß es nie Krieg geben würde, zu der ebenso unvernünftigen Angst vor dem, was jetzt, wo er da war, geschehen würde, über. Der scharfsinnige Philosoph Dooley erklärte, wir hätten beim Spanischen Krieg im Traum gelegen, die Spanier aber im Starrkrampf. Das ist sehr zutreffend. Unser Volk hatte seit Jahrzehnten über den Gedanken einer Vorbereitung auf einen etwaigen Krieg gespottet. Jetzt, als es zu spät war, billigte es nicht nur jede weise oder unweise Maßregel, die irgendeine Aussicht bot, den Bedürfnissen (die längst hätten berücksichtigt werden müssen) rasch abzuhelfen, sondern es verfiel in einen Zustand panischen Schreckens vor allem, was der Feind etwa tun werde.

Seit Jahren hatten wir gesagt, gerade wie es noch heute viele Leute sagen, daß keine Nation es wagen werde, uns anzugreifen. Als wir dann aber wirklich mit einer außerordentlich schwachen Nation in Krieg gerieten, stürzten wir uns ins andere Extrem und trauten dieser schwachen Nation Angriffspläne zu, die ihr nie in den Sinn gekommen waren, und die sie, auch wenn sie sie gehegt hätte, niemals hätte ausführen können. Ohne Zweifel werden sich einige meiner Leser noch der finstern Absichten und der grenzenlosen Zerstörerkraft entsinnen, mit denen die fruchtbare Phantasie der gelben Presse den Panzerkreuzer Viscaya ausstattete, der kurz vor der Kriegserklärung in unsern Gewässern erschien. Die Angstzustände in manchen Teilen unserer Küstengegenden wirkten in Anbetracht ihrer völligen Grundlosigkeit sehr komisch, regten jedoch den recht ernsten Gedanken an, was wohl geschehen würde, wenn wir es jemals mit einem ernsten Feind zu tun bekämen.

Der Gouverneur eines Staates verkündete tatsächlich, er werde die Nationalgarde nicht über die Grenzen des Staates hinauslassen, womit er meinte, er wolle sie dabehalten, um eine etwaige spanische Invasion abzuwehren. In Boston brachten so viele Geschäftsleute ihre Wertpapiere ins Binnenland nach Worcester, daß die Depositengesellschaften in Worcester nicht imstande waren, sie alle in ihren eisernen Schränken unterzu-

bringen. In meiner Nachbarschaft auf Long Island wurden allen Ernstes Klauseln in die Pachtverträge aufgenommen, laut denen der Vertrag hinfällig werden sollte, falls die Besitzung von den Spaniern verwüstet würde. An mich als den Unterstaatssekretär der Marine traten die unmöglichsten Anforderungen heran. Kongreßmitglieder, die gegen jede Flottenvorlage gestimmt hatten, fanden sich lärmend bei mir ein; jeder bat zum Schutz irgendeiner mit seinem Distrikt zusammenhängenden Sache um ein Schiff. Es klingt unglaublich, ist aber dennoch wahr, daß nicht nur diese Kongreßleute, sondern auch die Handelskammern verschiedener Küstenstädte für den Augenblick völlig den Kopf verloren, ein betäubendes Geschrei erhoben und jeden möglichen Druck auf die Verwaltung ausübten, um sie zu bewegen, den gefährlichsten Weg einzuschlagen: nämlich den, die Flotte Schiff für Schiff auf alle möglichen Punkte und Häfen zu verteilen und es dadurch zur unbedingten Gewißheit zu machen, daß selbst die elende spanische Flotte imstande sein würde, unsere eigene Marine Schiff für Schiff einzeln zu vernichten. Ein Kongreßmitglied ersuchte mich um ein Schiff zum Schutz der Insel Jekyll an der Küste von Georgia — eine Insel, deren Bedeutung einzig und allein darin bestand, daß sie die Winterlandsitze mehrerer Millionäre enthielt. Eine Dame, deren Gatte eine sehr einflußreiche Stellung hatte, und die in normalem Zustande eine bewunderungswürdige und verständige Frau war, suchte mich auf, um darauf zu dringen, daß ein Schiff vor einem riesigen Strandhotel vor Anker gehe, weil sie in der Nähe ein Haus besaß.

Verteidigung durch einen ausgedienten Monitor.

Solche Beispiele kamen vielfach vor. Ein Fall ist mir besonders in der Erinnerung geblieben. Ein gewisser Küstenstaat besaß unter seinen Delegierten für den Kongreß einen der einflußreichsten Männer im Senat und eins der einflußreichsten Mitglieder des Unterhauses. Diese beiden Männer hatten dem Ausbau der Flotte mehr als lau gegenübergestanden und über den Gedanken gespottet, daß uns von seiten irgendeiner Nation Gefahr drohen könne. Sobald der Krieg ausbrach, erlitten die Ansichten ihrer Wähler, und infolgedessen auch ihre eigenen, jedoch einen unmittelbaren Umschwung, und sie verlangten, daß zum Schutz ihrer Hauptstadt ein Schiff in ihrem Hafen stationiert werden müsse. Da sie bei mir keinen Trost fanden, gingen sie „höher hinauf" und erklärten sich beim Präsidenten sozusagen in Permanenz. Beide besaßen viel Einfluß in den Häusern, mit denen die Regierung durchaus auf gutem Fuße stehen mußte, und überdies waren sie ebenso hartnäckig wie die Witwe, die dem ungerechten Richter ihre Sache abgewann. Schließlich gab der Präsident nach und ließ mir sagen, ich möchte dafür sorgen, daß ein Schiff hingeschickt würde. Ich hatte mir vorgenommen, daß es, wenn sie nun einmal durchaus eins haben müßten, wenigstens ein ganz wertloses Schiff sein sollte. Infolgedessen wurde ein Monitor aus dem Bürgerkrieg mit etwa einund-

zwanzig Mann Marinemiliz und einem einzigen Geschütz mit glattem Lauf unter Geleit eines Schleppdampfers nach der betreffenden Stadt abgesandt. Es war eine gefährliche Fahrt für die unglücklichen Milizmannschaften, aber sie wurde glücklich überstanden, und Friede und Freude kehrten in die Herzen des Senators und des Kongreßmitgliedes ein, und auch in das Herz des Präsidenten, dem sie mit vereinten Kräften das Leben schwer gemacht hatten. Die Tatsache, daß dies zum Schutz entsandte Kriegsschiff kein ernst zu nehmender Feind für irgendein Fahrzeug gewesen wäre, das moderner war als die Galeeren des Alcibiades, schien die Gemüter, nebenbei bemerkt, keineswegs zu beunruhigen.

Der Ruf zu den Waffen.

Das war die eine Seite des Bildes. Die andere Seite war die, daß die Krisis einen ganzen Vorrat von schlummernder Kampflust wachrief. Es gab viele Kongreßmitglieder, die kaltblütige Klugheit und Entschlossenheit an den Tag legten. Die einfachen Leute, diejenigen Männer und Frauen, die hinter den kopflosen Personen standen, begannen energisch darauf zu sehen, daß wir alles taten, was nötig war, und gingen dabei gründlich zu Werke. Die jungen Leute eilten scharenweise zu den Waffen. In Friedenszeiten war es oft schwer gewesen, für die unbedeutende stehende Armee und Marine die nötigen Mannschaften zu bekommen, und die Desertionsfälle waren geradezu unzählbar. Jetzt waren die Schiffe und Regimenter übervoll besetzt, und es kehrten so viele Deserteure zurück, daß man kaum noch wußte, was man mit ihnen anfangen sollte. England, und in geringerem Maße auch Japan, waren uns freundschaftlich gesinnt, alle Großmächte des europäischen Festlandes aber durchaus unfreundlich. Sie höhnten über unsere Schiffe und Mannschaften und behaupteten mit törichter Parteilichkeit, die Spanier würden sich unsern „Mietlingen" gegenüber als überlegen erweisen, weil wir ein handeltreibendes Volk mit niedrigen Idealen seien, das nicht zu kämpfen verstände, während die Leute, die wir zu dem Zweck anzuwerben versuchten, sicherlich am Tage der Schlacht davonlaufen würden.

Leonard Wood.

Zu meinen Freunden zählte auch der damalige Militärarzt Leonard Wood. Er war Chirurg. Da er kein Vermögen besaß, mußte er sich sein Brot verdienen. Er hatte die Medizinische Schule in Harvard durchgemacht und war dann im Südwesten als Arzt ins Heer eingetreten. Er besaß alle physischen, moralischen und geistigen Gaben, die ihn für ein Soldatenleben und für die Ausübung eines Kommandos geeignet machten. Während der unsagbar aufreibenden Feldzüge gegen die Apachen hatte er dem Namen nach als Arzt gedient, in Wirklichkeit aber mehr als einmal die Truppen befehligt. Es lag ihm ebenso wie mir am Herzen, daß wir beide dabei sein müßten, wenn es zum Krieg kommen sollte. Ich hatte

immer das Gefühl gehabt, daß ich mir im Fall eines ernsten Krieges wünschen würde, in der Lage zu sein, meinen Kindern auseinandersetzen zu können, weshalb ich mich daran beteiligt hätte, nicht aber, weshalb ich mich nicht daran beteiligt hätte. Überdies hatte ich sehr tief empfunden, daß es unsere Pflicht sei, Cuba zu befreien, und dieser Empfindung hatte ich öffentlich Ausdruck verliehen. Und wenn ein Mann einen solchen Standpunkt einnimmt, sollte er stets bereit sein, seine Worte in Taten umzusetzen, es sei denn, daß sehr starke Gründe dagegen sprechen. Er sollte mit seinem Körper zahlen.

Die „Rauhen Reiter".

Sobald der Krieg wirklich über uns hereinbrach, begannen Wood und ich uns zu bemühen, an die Front zu gelangen. Der Kongreß hatte, abgesehen von den Staatskontingenten, die Aufstellung von drei Regimentern freiwilliger Kavallerie bewilligt. Der Kriegsminister Alger hatte mich persönlich gern, und Wood war sein Hausarzt. Alger hatte sich im Bürgerkrieg durch seine Tapferkeit ausgezeichnet und war nahezu das einzige Mitglied der Regierung, das von Anfang an gewußt hatte, daß es mit Spanien wegen Cuba zum Kriege kommen würde. Mein Verhalten bei der Sache gefiel ihm, und da er sich seiner eigenen Erfahrungen erinnerte, konnte er mir meinen Wunsch, an die Front zu gehen, nachfühlen. Infolgedessen bot er mir das Kommando über eins jener Regimenter an. Ich sagte ihm, nach sechs Wochen Kriegsdienst im Felde würde ich mich wohl für fähig halten, ein Regiment zu führen; aber jetzt wisse ich nicht, wie ich es ausrüsten und ins Feuer bringen solle. Dagegen sei Wood durchaus geeignet, den Befehl sofort zu übernehmen, und wenn er ihm das Regiment geben wolle, sei ich bereit, die Stellung als Oberstleutnant unter ihm zu übernehmen. General Alger hielt dies für einen Akt törichter Selbstverleugnung von meiner Seite — während es doch das Klügste war, was ich unter diesen Umständen tun konnte. Er redete mir zu, doch die Kommandeurstelle zu übernehmen, und sagte mir, er wolle Wood zum Oberstleutnant machen, dann würde dieser ja doch die Arbeit tun. Aber ich antwortete, daß ich nicht auf den Schultern eines andern Mannes emporsteigen möchte, daß ich hoffentlich jede Gelegenheit erhalten würde, die meinen Taten und Fähigkeiten entspreche, daß ich aber nichts anderes wolle, als was ich selbst verdient hätte; vor allem wolle ich keine Stellung einnehmen, bei der ein anderer die Arbeit leiste. Er lachte mich ein wenig aus und sagte, ich sei töricht; aber im ganzen hat er es, glaube ich, nicht sehr übel genommen, und er versprach, meinen Wunsch zu erfüllen. Und er hielt Wort und setzte es durch, daß Wood zum Oberst des Ersten Freiwilligen Reiterregiments der Vereinigten Staaten ernannt wurde und ich zu seinem Oberstleutnant. Das Regiment wurde bald sowohl vom Publikum wie von der übrigen Armee mit dem Spitznamen „Die rauhen Reiter" bezeichnet, ohne Zweifel, weil die Mehrzahl der Leute aus dem

südwestlichen Randlande stammte und an die wilden Reitkünste der Prärien gewöhnt war.

Die Aufstellung des Regiments.

Wood ging unverzüglich an die Arbeit, um das Regiment aufzustellen. Erst berief er mehrere alte und erfahrene Unteroffiziere zu sich und gab ihnen unausgefüllte Formulare zu Requisitionen für die vollständige Ausrüstung eines Kavallerieregiments. Als Sammelplatz wählte er San Antonio, weil es in einer guten Pferdegegend und in der Nähe des Golfs liegt — von einem Hafen des Golfes aus mußten wir uns wohl einschiffen — und außerdem in der Nähe eines alten Arsenals und eines alten Militärpostens, von denen wir ziemlich viel Material bekamen: zum Teil waren es für unbrauchbar erklärte Sachen, die aber im Notfall noch brauchbar und sehr viel besser als nichts waren. Er organisierte in Texas eine Kommission zum Ankauf von Pferden und begann alle Pferde aufzukaufen, die gesund und nicht zu groß waren. Ein oder zwei Tage nach seiner Ernennung setzte er im Namen des Kriegsministers in dessen Bureau Telegramme an die Gouverneure von Arizona, Neu-Mexiko, Oklahoma und den Indianer-Reservatgebieten auf, die etwa folgendermaßen lauteten:

„Der Präsident wünscht in Ihren Gebieten Freiwillige für ein Regiment berittener Schützen unter dem Befehl von Oberst Leonard Wood und Oberstleutnant Theodore Roosevelt auszuheben. Er wünscht, daß alle ausgewählten Leute jung, gute Schützen und gute Reiter sind, und daß Sie die Einstellung dieser Leute so sehr es in Ihrer Macht steht beschleunigen.

(Gezeichnet) R. A. Alger, Kriegsminister."

Sobald er noch einige andere Dinge besorgt hatte, reiste er aus Washington ab, und schon am Tage nach seiner Ankunft in San Antonio trafen die ersten Mannschaften ein.

Der Wert schwarzer Stulpenstiefel.

Bevor ich mich zum Regiment begab, bei dem Wood schon vor mir eingetroffen war, tat ich noch einige Wochen Dienst im Marineministerium, indem ich mich bemühte, einen Zusammenhang zwischen dem Kriegsplan des Kriegs- und des Marineministeriums herzustellen. Außerdem wurde ich von Wood benutzt, um die Ausrüstung des Regiments zu vervollständigen. Das Herausfinden der Pläne des Kriegsministeriums war keine schwere Aufgabe: sie hatten keine. Selbst in den letzten Monaten vor Ausbruch der Feindseligkeiten wurde in bezug auf wirksame Vorbereitungen sehr wenig getan. Eines Tages, als schon alle Welt wußte, daß die Kriegserklärung in den allernächsten Tagen erfolgen mußte, begab ich mich in militärischen Geschäften zu einem der höchsten aktiven Generale der Armee: einem Mann, der damals achtzehn Stunden täglich an den ihm

bevorstehenden wichtigen Problemen hätte arbeiten müssen. Er dagegen war damit beschäftigt, einigen Rekruten eine neue und sehr elegant aussehende Uniform anzuprobieren, und rief mich herein, um meine Ansicht über die Verteilung der Taschen an dem Rock zu hören, den er gern recht kleidsam haben wollte. Als ich einen Adjutanten dieses Generals — der sich komischerweise im Gefecht sehr bewährt hat — fragte, wie meine Uniform für den Feldzug aussehen solle, empfahl er mit besonderem Nachdruck, ich solle mir für die Parade ein Paar schwarze Stulpenstiefel kaufen; auch auf Hotelterrassen und in Salons nähmen sie sich sehr gut aus. Ich war nicht gesonnen, mich, wenn ich es irgend vermeiden konnte, in Hotels aufzuhalten, und schließlich kam es so, daß ich überhaupt keine Paradeuniform besessen habe, sondern während meiner kurzen militärischen Laufbahn mit meiner Felduniform ausgekommen bin.

Gewinnsüchtiger Patriotismus.

Ich glaube, der Krieg bringt stets die erhabensten und die niedrigsten Seiten der Menschennatur zum Vorschein. Die Lieferanten, die in Kriegszeiten schlechtes Material für Armee und Marine liefern, stehen ungefähr auf derselben Stufe der Verruchtheit wie die weißen Sklavenhändler. Aber es gibt Handlungen, die lange nicht so schlimm sind und doch unbegreiflich für einen Mann, der uneigennützige Vaterlandsliebe und Einbildungskraft besitzt. Achtbare Leute, die wohl aus Mangel an Überlegung nicht wissen mögen, was sie tun, versuchen im Kriege, gerade in der Zeit, in der andere Leute jedes persönliche oder finanzielle Opfer für die gute Sache bringen, aus den Kriegsbedürfnissen ihrer Nation Geld zu machen. In den letzten Wochen meiner Amtszeit als Unterstaatssekretär waren wir bemüht, Hilfsschiffe für den Flottendienst zu beschaffen. Einige Männer unterstützten uns auf Kosten ihrer eigenen Börse auf das freigebigste und wirksamste, andere behandelten die Sache wie ein gewöhnliches Geschäft; wieder andere versuchten uns bei Gelegenheiten, wo wir uns in größter Notlage befanden, minderwertige Schiffe zu unerhörten Preisen zu verkaufen und übten durch Senatoren und Kongreßmitglieder jede Art von Druck aus, um ihren Zweck zu erreichen. In einigen Fällen gelang es ihnen sogar, bis wir ein Komitee zur Beaufsichtigung solcher Ankäufe einsetzten. Noch seltsamere Erfahrungen machten wir im Zusammenhang mit der Wahl des Ortes, von dem die cubanische Expedition ausgehen sollte. Ich hatte nicht geglaubt, daß irgendein menschliches Wesen diese Angelegenheit von einem andern als dem militärischen Standpunkt aus betrachten könne. Aber eines Morgens kam ein sehr reicher und einflußreicher, und nach seinen eigenen Begriffen achtbarer und rechtschaffener Mann zu mir, um gegen die Wahl von Tampa Einspruch zu erheben und einen andren Hafenplatz zu befürworten, indem er als Grund dafür anführte, daß seine Eisenbahn ein Anrecht darauf habe, auch von der Beförderung des Heeres und des Kriegsmaterials zu

profitieren! Ich wußte zufällig, daß dieser Mann Verwandte in der Armee hatte, die tapfer ihre Pflicht taten, und die Umstände, unter denen er dieses Anliegen vorbrachte, bewiesen, daß er durchaus nicht im Geheimen wirken wollte und keine Ahnung davon hatte, daß sein Vorschlag irgendwie ungewöhnlich sei. Meiner Ansicht nach war er ganz einfach gewöhnt, das Geschäft als einzigen Lebenszweck anzusehen, und dabei fehlte es ihm wohl an der erforderlichen Einbildungskraft, um zu begreifen, was für ein seltsames Anliegen er vorbrachte. Überdies hatte er guten Grund zu der Annahme, daß einer seiner Geschäftskonkurrenten auf ungehörige Weise bevorzugt worden sei.

Stagnation im Heer.

Das Kriegsamt war in einer viel schlimmeren Verfassung als das Marineamt. Die aus West Point hervorgehenden jungen Offiziere sind ebenso tüchtig, wie die aus Annapolis hervorgegangenen, und das ist von jeher so gewesen. Aber damals (seitdem ist etwas geschehen, um die schlimmsten Zustände zu bessern) wie überhaupt seit dem Ende des Bürgerkrieges waren die Verhältnisse derart, daß der Offizier des Landheeres in bezug auf seinen Beruf völlig stagnierte. Als der Spanische Krieg ausbrach, war das Marineamt tatsächlich in hohem Maße kriegsbereit, wie es jede Marine sein muß, für die in Friedenszeiten anständig gesorgt wird. Die Admiräle, Kapitäne und Leutnants übten ihren Beruf in fast derselben Weise aus, wie er in Kriegszeiten ausgeübt werden muß. Abgesehen vom Schießen auf einen wirklichen Feind, machten die meisten Leute an Bord der Schiffe in Friedenszeiten alles durch, was im Kriege zu tun ist. Die Bureauchefs im Marineministerium waren zum größten Teil Leute, die in der Flotte gedient hatten, die wieder in den Flottendienst zurückzutreten hofften und den Bedürfnissen vorarbeiteten, die sie aus eigener Erfahrung kannten. Überdies hatte der Zivilchef der Marine dafür zu sorgen, daß die Schiffe in kriegstüchtigem Zustand erhalten wurden, und der Kongreß konnte die Flotte nicht sträflich vernachlässigen, ohne daß die Tatsache sofort offenbar wurde.

Wie hoch ein Maultierschwanz geschoren werden muß.

Alles dies war ganz anders bei der Armee. Es war nicht nur möglich, die Tüchtigkeit des Heeres zu vermindern, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen zu werden, sondern der Kriegsminister konnte sich oder die Verwaltung auf keine andere Art beliebt machen als durch Sparsamkeit, und sparen ließ sich am leichtesten im Zusammenhang mit Dingen, die sich nicht fühlbar machten, außer wenn ein Krieg ausbrach. Das Volk interessierte sich nicht im geringsten für das Heer. Demagogen eiferten dagegen und bestanden trotz seiner Unzulänglichkeit darauf, daß es noch mehr verringert werden müsse. Volksredner appellierten immer an die Freiwilligen: die regulären Soldaten besaßen kein Stimmrecht, infolgedessen

hatte es für Politiker keinen Sinn, an sie zu denken. Die Haupttätigkeit, die der Kongreß in Armeesachen entwickelte, bestand darin, daß Militärstationen an Orten eingerichtet wurden, wo kein Bedürfnis dafür vorlag. Selbst in den Feldzügen gegen die Indianer waren die Aufgaben der Truppen von solcher Art, daß sie gewöhnlich von kleinen Abteilungen von fünfzig bis hundert Mann erledigt wurden. Bis ein Mann aufhörte, Leutnant zu sein, fehlte es ihm gewöhnlich nicht an Berufsarbeit. Er wurde im Felde verwendet, hatte ebensoviel Übung wie sein Kamerad von der Flotte und tat seine Arbeit ebenso gut. Aber sobald er über diesen Rang hinaus war, hatte er keine Gelegenheit mehr, irgendwelche seinem Rang entsprechende Aufgabe zu verrichten, und sehr wenig Gelegenheit, sich irgendwie militärisch zu betätigen. Unsere besten Leute, wie Lawton, Young, Chaffee, Hawkins und Sumner (um nur Männer zu nennen, unter oder neben denen ich gedient habe), blieben trotz dieser entmutigenden Verhältnisse Soldaten, ja sogar vorzügliche Soldaten. Aber es war nicht zu verlangen, daß ein Durchschnittsmensch Fortschritte machte, wenn alle Umstände gegen ihn waren. So kam es, daß beim plötzlichen Ausbruch des Spanischen Krieges viele stumpfgewordene ältliche Hauptleute und Stabsoffiziere mit einemmal in Stellungen von Regiments-, Brigade-, Divisions- und Korpskommandeuren hineingeschleudert wurden. Oft versagten diese Männer jämmerlich. Das war nicht ihre Schuld, sondern die Schuld der Nation: die Schuld unser aller, weil wir geduldet hatten, daß Leute durch derartige Zustände so weit gebracht worden waren, daß sie für höhere Stellungen untauglich wurden. Man denke sich einen wohlbeleibten Hauptmann in einer abgelegenen, mit zwei Kompagnien belegten Garnison, in der nie etwas vorkam, was auch nur entfernt an militärische Tätigkeit erinnerte, und wo das einzige militärische Problem, das die Garnison bis in ihre Grundfesten erschütterte, in einem Streit zwischen dem Hauptmann und dem Quartiermeister über die Frage bestand, wie hoch hinauf ein Maultierschwanz geschoren werden muß. (Ich spreche von einem wirklichen Vorfall.) Was kann man von einem solchen Mann erwarten, der vielleicht vor fünfunddreißig Jahren ein forscher Leutnant im Bürgerkriege gewesen ist, wenn man ihn nach dieser dazwischenliegenden tatenlosen Zeit mit einemmal zum Kommandeur ungeschulter Truppen in einem Hochsommer-Feldzug in den Tropen ernennt?

Unfähigkeit und Krieg.

Die Bureauchefs waren zum größten Teil ältliche, unfähige Leute, die nur darauf bedacht waren, ihre alltägliche Arbeit so zu erledigen, daß sie sich nicht die Mißbilligung bureaukratischer Vorgesetzter zuzogen und eine Untersuchung seitens des Kongresses vermieden. Sie hatten keinen Begriff von Kriegsvorbereitung, und es war auch unmöglich für sie, solche Begriffe zu haben. Das Volk und der Kongreß wollten gar nicht, daß die Armee kriegsbereit sei, und jene Redakteure, Philanthropen und Friedens-

anwälte, die dunkel empfanden, daß ihre Theorien in Sicherheit waren, so lange die Armee unzulänglich war, eiferten gegen jeden Vorschlag zur Hebung ihrer Tüchtigkeit, indem sie behaupteten, das zeuge für angeborenen Blutdurst seitens des Antragstellers. Unter solchen Verhältnissen konnte sich das Kriegsministerium oder das Heer im Kriegsfall unmöglich bewähren. General Alger war zufällig Kriegsminister, als der Krieg ausbrach, und jede Verantwortung für die Mängel des Ministeriums kam auf sein ergebenes Haupt. Er wurde zum Sündenbock für die Fehler unseres Volkes gemacht. Die Schuld lag nicht an ihm. Die Schuld und Verantwortung tragen wir, das Volk, die wir unsern Vertretern im Kongreß und in der Verwaltung seit dreiunddreißig Jahren gestattet haben, sich so zu benehmen, daß es unmöglich war, den meisten der eingetretenen Mißgeschicke und den Mängeln, über die sich unser Volk während des Spanischen Krieges beklagte, zu entgehen. Die Hauptursache war der im Kriegsministerium in Washington herrschende Bureaukratismus, der jede wirksame Organisation und jede Vorarbeit für einen guten Operationsplan zur Verwendung unserer Truppen und unserer Hilfsmittel verhindert hatte. Daß sich solche Zustände, wenn auch vielleicht in etwas verminderter Gestalt, bei jedem zukünftigen Fall der Not wiederholen werden, ist so gewiß wie der Sonnenaufgang — es sei denn, daß wir den Grundsatz einer vierjährigen Dienstleistung beim Generalstabe einführen, einen Grundsatz, den der Kongreß jetzt seit Jahren hartnäckig abgelehnt hat.

Was Nogi uns lehrt.

Es gibt Nationen, denen man nur friedliche Ideale einzuimpfen braucht, und für die der Militarismus ein Fluch und ein Unglück ist. Dann gibt es andere, wie die unsere, die sich in einer so glücklichen Lage befinden, daß der Gedanke an Krieg ihnen nie gegenwärtig ist. Sie sind vollkommen frei von dem Hang, den Militarismus zu preisen und auszuüben. Diese Nationen sollten nicht vergessen, daß es ebenso gut militärische wie friedliche Ideale geben muß. Die erhebende Laufbahn des Generals Nogi, die in Stanley Washburns kleinem Werk über diesen großen japanischen Feldherrn so packend geschildert wird, enthält vieles, was für uns Amerikaner besonders nötig ist, denn wir neigen dazu, die Anforderungen einer rein kommerziellen und industriellen Zivilisation als eine Entschuldigung anzusehen, die uns der Notwendigkeit, die heldenmütigen und kriegerischen Tugenden zu bewundern und auszuüben, enthöbe.

Unser Volk ist nicht militärisch. Wir brauchen im Normalzustande nur ein sehr kleines stehendes Heer. Aber hinter diesem Heer sollte als Reserve eine Anzahl ausgebildeter Leute stehen, die hinreicht, um die etwa das Doppelte der Friedensstärke betragende Kriegsstärke herzustellen. Außerdem sollten die jungen Männer unseres Landes sich klarmachen, daß jeder von ihnen verpflichtet ist, sich so vorzubereiten, daß er in Zeiten der Not sofort ein tüchtiger Soldat werden kann: eine Pflicht, die jetzt meist ver-

gessen wird, die aber als wesentliches Element der Erziehung jedes Amerikaners betrachtet werden müßte.

Lasso und schwarzes Pulver.

Indem ich mich um die Ausrüstung der „Rauhen Reiter" bemühte, erlebte ich allerlei merkwürdige und lehrreiche Dinge. Der Vorrat an Waffen und andern Bedürfnissen reichte nicht aus, und es kam zwischen den eifrigen und intelligenten Kommandeuren der freiwilligen Truppen zu einem heißen Wettbewerb darüber, wem die erste Wahl zustehe. Wood brachte es dank seiner reichen Erfahrungen fertig, uns sehr rasch auszurüsten. Der Kommandeur eines andern Kavallerieregiments gehörte damals noch dem Kriegsamt an, und wir hatten ihn als Nebenbuhler aufmerksam im Auge behalten. Eines Tages fragte ich ihn, wie er sich die Ausrüstung und Einexerzierung seiner Leute denke, die von genau demselben Schlage waren wie die unsrigen. Er gab zur Antwort: „Ich denke, ich werde jedem der Jungen zwei Revolver und einen Lasso in die Hand geben und sie dann ganz einfach loslassen." Das erzählte ich Wood, indem ich hinzusetzte, daß wir von dieser Seite her wohl vor Nebenbuhlerschaft sicher wären, und das waren wir denn auch.

Als ich versuchte, die Ausrüstung durchzusetzen, erlebte ich manche Rückschläge und Hindernisse und wurde meinerseits wieder zu einer Ursache des Kummers und Verdrusses für verschiedene Bureauchefs, die in ihren Privatverhältnissen ohne Zweifel achtungswerte Männer und vor dreißig Jahren auch ohne Zweifel gute Offiziere gewesen waren, jetzt aber für den modernen Krieg so untauglich geworden waren wie veraltete ungezogene Geschütze. Ein prächtiger alter Mann tat sein möglichstes, um uns zu überreden, Büchsen zu wählen, bei denen schwarzes Pulver verwendet würde; er setzte uns mit väterlicher Nachsicht auseinander, daß bis jetzt noch kein Mensch recht wisse, was rauchloses Pulver vermöge, und daß es doch immerhin ein Vorteil sei, Rauch zu haben, der einen dem Feind gegenüber verhülle. Späterhin habe ich wirklich erlebt, daß diese angenehme Theorie in die Praxis umgesetzt wurde, denn unsere Nationalgarde-Regimenter schossen in Santiago mit schwarzem Pulver, und dasselbe tat die reguläre Artillerie — sie hätten diese Waffen ebensogut durch Armbrüste und Steinschleudermaschinen ersetzen können. Wir hatten dank Woods Bemühungen das Glück, dieselben Karabiner zu erhalten wie die reguläre Kavallerie. Das hatten wir uns fest vorgenommen, und zwar nicht nur, weil es eine gute Waffe war, sondern weil wir infolgedessen hofften, mit regulärer Kavallerie zu einer Brigade zusammengestellt zu werden, die sicherlich gleich an die Front beordert werden würde.

Bureaukratismus.

Es war da ein würdiger Bureauchef, der meine Gesuche immer als regelwidrig ablehnte. Dann appellierte ich jedesmal an Alger — der mir

auf jede Weise behilflich war — und verschaffte mir von ihm eine Verfügung, die diese „Regelwidrigkeit" guthieß. Ich fand z. B. heraus, daß, da wir für die Kleidungsausgabe dem Julitermin näher waren als dem Januartermin, und da es so lange Brauch gewesen war, die Winterkleidung im Juli auszugeben, um reichlich Zeit zu haben, sie nach allen Garnisonen zu befördern, jetzt allen Ernstes vorgeschlagen wurde, diese Winterkleidung auch an uns auszugeben, die wir im Begriff waren, einen Sommerfeldzug in den Tropen anzutreten. Wer nie mit einer stumpfen Beamtenwirtschaft und einem verknöcherten Bureaukratismus zu tun gehabt hat, wird dies für unmöglich halten. Dennoch ist es die reine Wahrheit. Ich brachte die Sache in Ordnung und erhielt eine Anweisung, daß man uns Khakiuniformen liefern solle. Dann wurde uns gesagt, wir sollten dreißig Tage lang der Pferde wegen annoncieren, was bedeutet haben würde, daß wir den Santiagofeldzug verpaßt hätten. Wieder appellierte ich mit Erfolg an den Kriegsminister. Darauf gab es Schwierigkeiten wegen der Wagen und anderer Dinge, und jedesmal endete die Sache ebenso. Als ich das letztemal triumphierend mit der erforderlichen Verfügung bei ihm erschien, sank der alte Herr, der mir persönlich nicht böse war, aber sein hartes Schicksal beklagte, in seinen Stuhl zurück und rief seufzend aus: „Ach Gott! Ich hatte dieses Bureau so gut im Gange — und da kommt der Krieg und wirft mir alles über den Haufen!" Seiner Ansicht nach war der Krieg nur eine ungerechtfertigte Unterbrechung der Arbeit des Kriegsministeriums.

Natürlich gab es auch Abteilungs- und Bureauchefs und Unterbeamte, die ungeachtet der Minderwertigkeit des Systems und der herrschenden lähmenden Zustände vortreffliche Leute blieben. Ein Beispiel dafür war der Generalkommissar Weston. Dieser Mann besaß nicht nur Energie, Tatkraft, Verwaltungsgeschick und gesunden Menschenverstand, sondern er hegte nebenbei noch den heißen Wunsch, jedem nach besten Kräften beizustehen. Wir haben ihm sowohl in Washington wie in Santiago sehr viel zu verdanken gehabt. Als ich Präsident war, konnte ich ihm unsere Schuld, d. h. die Schuld seiner Landsleute, zum Teil bezahlen, indem ich ihn zum Generalmajor ernannte.

Das Regiment sammelte sich in San Antonio. Als ich hinkam, trafen schon fortwährend Leute, Karabiner und Pferde ein, was die Hauptsache war, und auch die Sättel, Decken usw. häuften sich immer mehr an. Dank Woods Anstrengungen waren wir bei der Ankunft in Tampa fast besser ausgerüstet als die meisten regulären Regimenter. Wir hatten uns streng an die feldmarschmäßige Ausrüstung gehalten und keinen Luxus irgendwelcher Art gestattet; deshalb waren wir auch imstande, mit eigenen Transportmitteln ins Feld zu rücken und nichts zurückzulassen, sobald der Befehl eintraf.

Unsere Kämpfer.

Wahrscheinlich neigt jeder Mensch dazu, mit seinem Regiment zu prahlen, aber mir kommt es wirklich vor, als ob es nie ein Regiment ge-

geben habe, mit dem man so prahlen konnte wie mit dem unsrigen. Wood war ein hervorragend guter und fähiger Kommandeur von großem Organisationstalent; die Mannschaften waren von Natur so tüchtige Kämpfer, wie ihrer je in irgendeinem Lande oder zu irgendeiner Zeit die Büchse getragen oder ein Pferd geritten haben. Wir hatten auch eine Menge vorzüglicher junger Leute aus dem Osten im Regiment, die meist aus Universitäten wie Harvard, Yale und Princeton stammten, aber die Mehrzahl unserer Leute kam aus dem Südwesten, aus den damaligen Territorien* Oklahoma, den Indianerreservaten, Arizona und Neu-Mexiko. Diese Leute waren es gewöhnt, mit Feuerwaffen umzugehen und draußen im Freien selbst für sich zu sorgen; sie waren intelligent und selbständig und besaßen Selbstvertrauen, Ausdauer und Kühnheit, vor allem aber kriegerischen Schneid, die Kaltblütigkeit und Entschlossenheit des Kriegers. Sie gingen mit voller Überlegung in den Krieg und hatten die Kosten genau berechnet. Der Mehrzahl nach waren sie eifrig darauf bedacht, herauszufinden, wodurch sie zur Ehre des Regiments beitragen könnten. Sie schafften sich im ganzen etwa 800 Exemplare des Kavallerie-Exerzierreglements an und studierten es eifrig. Solche Leute waren in Wirklichkeit von Anfang an in jeder wesentlichen Hinsicht Soldaten. Es war kein Wunder, daß das Regiment mit solchem Material binnen sechzig Tagen ausgehoben, ausgerüstet, einexerziert, mit der Bahn nach Tampa befördert, ein- und wieder ausgeschifft und durch zwei siegreiche Angriffs- — nicht Verteidigungs- — Gefechte geführt wurde, in denen ein Drittel der Offiziere und ein Fünftel der Mannschaften fielen oder verwundet wurden. Das ist eine schöne Leistung, und sie spricht sowohl für die Leute im Regiment wie auch für Wood.**

Der Wert des Drills.

Wood war so sehr damit beschäftigt, das Regiment kriegsbereit zu machen, daß er mir nach meiner Ankunft in San Antonio die ganze Drill-

* Nur „Indian Territory“ ist heut noch „Territorium“, alle übrigen sind inzwischen als „Staaten“ in die Union aufgenommen worden.

** Den Zeitungen, die aus Unwissenheit und unterschiedslos alle Freiwilligen lobten, standen andere gegenüber, deren Tadel, was Verstand anlangt, von derselben Art war. Die New Yorker „Abendpost“ gab am 18. Juni der folgenden düsteren Ahnung Ausdruck: „Sachverständige Beobachter haben gesagt, das Außerordentlichste, was geschehen sei, sei die Entsendung des ersten Freiwilligen-Kavallerieregiments, der sogenannten „Rauhen Reiter“, nach Cuba. Erst vor vier Wochen zusammengestellt, kaum mit der vollen Zahl von Offizieren ausgestattet, und erst eine einzige Woche lang regelrecht gedrillt, sind diese Leute an die Front gesandt worden, ehe sie auch nur die Grundzüge des Soldatenberufs und der Disziplin gelernt und mit ihren Offizieren bekannt geworden sind. Abgesehen von all diesem, hat man sie wie die reguläre Kavallerie nur mit ihren Karabinern und Revolvern ins Feld geschickt, wo sie einen Gegner finden, der mit weittragenden Gewehren bewaffnet ist. In unserer Kriegsgeschichte gibt es wenige Beispiele einer solchen militärischen Grausamkeit.“ Etwa eine Woche, nachdem diese nicht ganz glückliche Prophezeiung veröffentlicht worden war, wurde die „Grausamkeit“ zur vollendeten Tatsache, erst bei Las Guasimas und dann im Gefecht bei San Juan.

arbeit übertrug. Das war ein Glück für mich, und ich exerzierte die Leute fleißig zu Fuß und zu Pferde ein. Ich hatte noch viel zu lernen, und die Leute und Offiziere noch mehr, aber wir machten uns mit herzhaft gutem Willen an die Arbeit. Bald wurde es jedem klar, daß wir für Leute, die sich um eine Pflicht drückten, im Regiment weder Raum noch Erbarmen hatten, und so erzielten wir gute Ergebnisse. Tatsächlich sind die Grundzüge des Drills und der Arbeit eines Kavallerie- oder Infanterieregiments leicht zu erlernen, was man von der Artillerie, dem Pionierwesen und der Marine natürlich nicht behaupten kann. Daß es so viel Zeit erfordert, einen zivilisierten Durchschnittsmenschen in einen tüchtigen Infanteristen oder Kavalleristen zu verwandeln, liegt hauptsächlich daran, daß es viel Zeit erfordert, dem ungeschulten Durchschnittsmenschen das Schießen, Reiten und Marschieren, die Ausnutzung des Geländes, Aufmerksamkeit, Umsicht, Kaltblütigkeit, Kühnheit und Entschlossenheit beizubringen und ihn an augenblicklichen Gehorsam sowie an die Fähigkeit selbständig zu handeln zu gewöhnen. Verfügt er schon über diese Eigenschaften, so ist es nicht schwer, einen Soldaten aus ihm zu machen, und der Drill, der erforderlich ist, um ihn im Marschieren und in der Taktik auszubilden, ist mehr als einfach. Parade- und Kasernenhofmanöver sind im Krieg nicht vom geringsten Nutzen. Wenn die Leute nur rasch aus der Linie zur Kolonne und aus der Kolonne zur Linie übergehen, nach jeder Richtung Frontstellung nehmen, ausschwärmen und sich wieder sammeln können, und wenn sie alle diese Dinge rasch und genau ausführen, haben sie die Hauptsachen so ziemlich gelernt. Als unser Regiment in Tampa eintraf, konnte es schon leidlich in rascher Gangart exerzieren und sowohl im Ganzen wie auch in aufgelöster Ordnung zu Fuß und zu Pferde verwendet werden.

Der Zweck militärischer Ausbildung.

Ich hatte drei Jahre in der New Yorker Nationalgarde gedient und war schließlich zum Hauptmann ernannt worden. Diese Erfahrung war für mich von unschätzbarem Wert. Sie befähigte mich, die Leute sogleich in dem einfachen Drill zu schulen, ohne den sie eine Bande gewesen wären, denn obwohl die Drillerfordernisse einfach sind, sind sie doch unerläßlich. Hätte ich aber geglaubt, daß meine Erfahrungen bei der Nationalgarde mich alles gelehrt hätten, was es im Soldatenberuf zu lernen gibt, so wäre es besser für mich gewesen, ich hätte ihr niemals angehört. Es gab im Regiment viele ehemalige Nationalgardisten und viele, die in der regulären Armee gedient hatten. Einige der letzteren hatten im Westen unter kriegsmäßigen Verhältnissen im Felde gestanden und waren an lange Märsche, Entbehrungen, Wagnisse und unerwartete Zwischenfälle gewöhnt. Diese Leute waren von großem Nutzen für das Regiment. Sie kannten ihren Beruf und konnten andere belehren und unterstützen. Hatte der Mann aber nur in der Nationalgarde oder in der regulären Armee an irgend-

einem Ort gedient, wo er nichts weiter lernen konnte, als was man auf dem Paradeplatz, in der Kaserne und auf Übungsmärschen von wenigen Kilometern auf guten Landstraßen aufschnappt, so hing es einzig und allein von seiner eigenen gesunden Vernunft ab, ob diese Erfahrungen ihm halfen oder hinderlich waren. War er überzeugt, daß er nur fünf Prozent seines Berufes gelernt hatte, und daß ihm noch fünfundneunzig Prozent zu lernen übrigblieben, um ein guter Soldat zu werden, so hatte er ungeheuren Nutzen daraus gezogen.

Mit einem Vorsprung von fünf Prozent anzufangen, war schon ein großer Vorteil, und wenn der Mann tüchtig war, so war er nicht einzuholen. Glaubte er aber alles über den Soldatenberuf gelernt zu haben, weil er unter den oben erwähnten Verhältnissen in der Nationalgarde oder im regulären Heer gestanden hatte, so war er weniger brauchbar, als wenn er gar keine militärische Erfahrung besessen hätte. Ein solcher Mann war geneigt zu glauben, daß peinliche Genauigkeit im Ausrichten, Präzision beim Schwenken und korrekte „Griffe" mit der Waffe der Zweck der Ausbildung und eine Bürgschaft für gute soldatische Leistungen seien, und daß vom Beziehen der Wache bis zum Postendienst alles im Kriege nur so gemacht zu werden brauche, wie er es im Frieden gelernt hatte. Tatsächlich wurde das meiste von dem, was er gelernt hatte, überhaupt nie gebraucht, und manches mußte sogar umgelernt werden. Das einzige z. B., was ein Posten im Felde niemals tun darf, ist das Auf- und Abgehen auf einer Linie, wo er sichtbar ist. Seine Aufgabe besteht darin, sich irgendwo hinter einem Hügelkamm niederzulegen, wo er jeden, der sich nähert, beobachten kann, ohne selbst von dem Betreffenden gesehen zu werden. Was nun gar die Zeremonien betrifft, so werden im Kriege nur die allernotwendigsten beibehalten.

Der Krieg nach dem Buch und in Wirklichkeit.

Fast alle jüngeren Offiziere des stehenden Heeres und viele der älteren waren vorzügliche Leute. Aber ohne ihre eigene Schuld waren sie zu einer Lebensweise gezwungen worden, die ihre Tüchtigkeit geradezu lähmte, als die Anstrengungen eines modernen Krieges an sie herantraten. Der ältliche, an seine alltägliche Hantierung gewöhnte Offizier, der absolut nichts von moderner Kriegführung wußte, war in mancher Hinsicht beinahe so unbrauchbar wie ein unerfahrener Rekrut. Die in den Lehrbüchern vorgeschriebenen Stellungen und Befehle wurden von vielen dieser Männer als Fetische angesehen und behandelt, als ob sie der Zweck, nicht das — manchmal unbedeutende — Mittel zur Erreichung des Zweckes gewesen wären. Im Cubanischen Feldzug wäre es z. B. eine Torheit von mir gewesen, wenn ich den herkömmlichen Vorschriften des Reglements gemäß meinen Platz hinter dem Regiment eingenommen hätte. Meine Aufgabe bestand darin, dort zu sein, wo ich das Regiment am besten in der Hand

behalten konnte, und in einem unregelmäßigen wilden Gefecht in dichtem Gestrüpp mußte das von dem Verlauf der Ereignisse abhängen und bedeutete gewöhnlich, daß ich ganz vorn sein mußte. In diesem Gefecht sah ich mehr als einen ältlichen Kommandeur, der seinem Regiment unwissentlich den einzigen Dienst leistete, der in seiner Macht stand, indem er seinen vorgeschriebenen Platz einige hundert Meter hinter der Gefechtslinie einnahm, sobald der Kampf begann; denn dann verschwand das Regiment in dem Dickicht und konnte von Glück sagen, daß der Kommandeur es erst wieder zu sehen bekam, als das Gefecht längst vorüber war.

Nach einem dieser cubanischen Gefechte fragte mich ein Oberstleutnant von den Regulären, der ein Regiment führte, eben diese Erfahrung gemacht hatte und sich mehrere Stunden nach Beendigung des Kampfes wieder bei uns in der Front einfand, was meine Leute getan hätten, als das Gefecht begann. Ich antwortete, sie seien in Kolonnen zu zweien marschiert, und sobald das Schießen angefangen habe, hätte ich sie zu beiden Seiten des Weges ausschwärmen lassen. Er entgegnete triumphierend: „Sie können die Leute ja gar nicht aus der Kolonnenformation ausschwärmen lassen!", worauf ich erwiderte: „Nun, ich habe es aber getan, und was noch mehr sagen will: ich hätte jeden Hauptmann, der dabei Schwierigkeiten gemacht hätte, hinter die Front geschickt." Mein Kritiker war vom Standpunkt des Exerzierplatzes aus vollkommen im Recht. Die Vorschrift besagte damals, die Kolonnen sollten erst in Sektionslinie mit richtigen Abständen aufmarschieren, und dann sollte das Kommando gegeben werden, das, wenn ich mich recht erinnere, folgendermaßen lautete: „Als Schützen — nach der rechten und linken Flanke — mit sechs Meter Zwischenraum — marsch!" Das Kommando, das ich in Wirklichkeit gab, lautete ungefähr: „Schwärmt aus nach rechts, ihr da! Schwärmt aus nach links! Immer lebhaft, immer lebhaft!" Und lebhaft waren sie, und sie schwärmten aus, und jeder benutzte die Deckung, und vorwärts ging die ganze Linie.

Nun möchte ich nicht, daß das, was ich gesagt habe, mißverstanden wird. Wenn wir jemals einen großen Krieg führen müssen, wird die Mehrzahl unserer Leute nicht aus Männern bestehen, die Gelegenheit gehabt haben, Leib und Seele so zu schulen, daß sie den ehernen Anforderungen eines wirklichen Feldzugs entsprechen können. Nur durch andauerndes und geduldiges Drillen wird man die Leute so weit bringen, daß sie anfangen können, ihre Pflicht zu tun, und wenn ein Durchschnittsmensch das nicht einsieht, so wird Trägheit, Torheit und Untauglichkeit die Folge sein. Wenn Menschen nun noch überdies daran gewöhnt worden sind, z. B. zu glauben, daß sie „Fragen von höchstem Interesse und Fragen der nationalen Ehre durch Schiedsspruch schlichten" können, wenn sie zu moralischer und körperlicher Schlaffheit erzogen worden sind, dann wird lange, angestrengte und getreue Arbeit erforderlich sein, um Seele und Leib die nötige Spannkraft einzuimpfen. Wenn die Leute aber das rechte Zeug dazu haben, ist das nicht sehr schwer.

Beschaffung von Lebensmitteln.

In San Antonio bestiegen wir den Zug nach Tampa. Verschiedene soziologische Schriftsteller des europäischen Kontinents jammern darüber, wie sehr die Fähigkeit zum selbständigen Handeln bei Offizieren und Mannschaften durch den Dienst in den großen europäischen Heeren mit seiner kleinlichen und maschinenähnlichen Tüchtigkeit und Genauigkeit verkrüppelt wird. Die Gefahr liegt bei einem Offizier oder Gemeinen einer Freiwilligentruppe in Amerika nicht vor, wenn unser Land mit mutwilligem Leichtsinn völlig unvorbereitet in einen Krieg hineinstolziert ist. Ich kenne kein weiteres und schöneres Feld für die Entfaltung eines vorgeschrittenen Individualismus, als dasjenige, das sich uns eröffnete, als wir von San Antonio nach Tampa fuhren, dort biwakierten und uns dann auf einem Transportdampfer nach Cuba einschifften. Kein Mensch konnte uns irgendwelche bestimmte Auskunft geben, und jeder Aufschluß, den wir uns mit Mühe und Not selbst verschafften, erwies sich gewöhnlich als verkehrt. Jeder von uns mußte sich ganz auf sich selbst verlassen, immer auf dem Sprung und nicht allzu skrupulös sein, wenn er Lebensmittel für seine Leute, Fourage für seine Pferde oder Transportmittel für irgendeinen Gegenstand erlangen wollte. Eine Lehre, die sich mir sehr bald fest einprägte, war, daß man — wenn man überhaupt etwas zu essen haben wollte — gut daran tat, es bei sich zu tragen. Und wenn es wieder zu einem Krieg kommen sollte, würde ich den Leuten jeder Freiwilligentruppe dringend raten, ein für allemal von dem Glauben auszugehen, daß ihr Proviant nicht eintreffen wird, und deshalb jede Gelegenheit zu benutzen, um sich selbst Lebensmittel zu verschaffen.

Ein Einschiffungsproblem.

Tampa war der Schauplatz wildester Verwirrung. Die Eisenbahngeleise waren meilenweit mit Güterwagen bedeckt, von deren Inhalt niemand die geringste Ahnung zu haben schien. General Miles, der angeblich die Oberaufsicht führte, und General Shafter, der die ganze Expedition leiten sollte, waren beide da. Aber dank der Tatsache, daß kein Mensch auch nur die geringste Erfahrung darin hatte, mit einer auch nur so kleinen Truppenmacht wie der unsrigen umzugehen — es waren nur etwa 17000 Mann —, herrschte nicht einmal der Anschein von Ordnung. Wood und ich waren entschlossen, auf keinen Fall zurückzubleiben, wenn die Expedition abging. Als man uns schließlich mitteilte, daß sie am nächsten Morgen abgehen würde, erhielten wir den Befehl, uns nach einem bestimmten Geleise zu begeben, um dort den Zug zu erwarten. Wir marschierten dorthin, aber der Zug erschien nicht. Darauf schickte man uns nach einem andern Geleise, damit wir dort einen Zug abwarteten. Wieder blieb er aus. Wir fanden jedoch einen Kohlenzug, von dem wir Besitz ergriffen, und der Zugführer fuhr uns, teilweise dem Zwang gehorchend und teilweise aus freundschaftlicher Hilfsbereitschaft, nach dem Kai hinunter.

Mit uns zugleich trafen alle möglichen Truppenkörper, Infanterie und Kavallerie, Reguläre und Freiwillige, an dem Kai ein und wanderten darauf umher, und nirgends konnte man etwas darüber erfahren, welches Transportschiff für uns bestimmt war. Schließlich wurde Wood angewiesen, „sich irgendein Schiff zu verschaffen, über das noch nicht bestimmt sei." Ohne um Erlaubnis zu fragen, lieh er sich ein kleines Motorboot und belegte den Dampfer Yucatan mit Beschlag. Als der Kapitän ihn nach seiner Vollmacht fragte, erwiderte er, er handle auf Befehl des Generals Shafter, und gab Anweisung, das Schiff nach dem Anlegeplatz zu bringen. Er hatte mir schon sagen lassen, ich möchte mich bereithalten, um das Regiment an Bord zu bringen, sobald das Schiff anlege. Ich erfuhr, daß es bereits einem regulären und einem andern Freiwilligenregiment zugewiesen war, und da offenbar nicht mehr als die Hälfte der dafür bestimmten Leute darauf eingeschifft werden konnte, stand es bei mir fest, daß wir nicht zu den Zurückgelassenen gehören wollten. Das Freiwilligenregiment bot ein verhältnismäßig einfaches Problem. Ich führte meine Leute einfach an ihnen vorüber nach dem festgesetzten Platz und besetzte den Landungssteg. Mit dem regulären Regiment mußte ich etwas diplomatischer verfahren, weil der Kommandeur, ein Oberstleutnant, dem Range nach über mir stand und ohne Zweifel auch wußte, was ihm zukam. Er ließ mir sagen, ich möchte meine Leute seitwärts zurücktreten lassen, damit seine Mannschaften den Landungsplatz besetzen könnten. Gerade jetzt sah ich das Schiff herankommen und erkannte Woods Gestalt darauf. Infolgedessen suchte ich Zeit zu gewinnen. Ich ließ dem Kommandeur durch seine Offiziere ergebenste Vorstellungen machen, ließ mich auf Verhandlungen ein und erhob wieder Einspruch, bis das Schiff so nahe herankam, daß ich mich unter Aufwendung all meiner Stimmkraft in — durchaus angenommene — Verbindung mit Wood setzen konnte. Was er sagte, ahnte ich nicht, aber sprechen tat er augenscheinlich, und ich legte seine Worte auf eigene Verantwortung als einen Befehl aus, den Landungssteg besetzt zu halten; daher ließ ich den Regulären sagen, ich stände unterm Befehl meines Vorgesetzten, eines Offiziers von höherem Range, und sei — zu meinem größten Bedauern usw. usw. — außerstande, ihrem Wunsche nachzukommen und Platz zu machen. Sobald der Dampfer festgemacht war, brachten wir unsere Leute im Geschwindschritt an Bord. Dann wurde noch das halbe reguläre Regiment verladen, und die andere Hälfte zog samt dem Freiwilligenregiment anderswohin ab.

In Santiago.

Wir mußten mehrere Tage auf der Yucatan bleiben, die so überfüllt war, daß es kaum möglich war, auf Deck umherzugehen. Dann setzte sich die Flotte in Bewegung, und wir dampften langsam nach Santiago hinunter. Dort ging es beim Ausschiffen wieder drunter und drüber, ganz wie beim Einschiffen. Verschiedene Bestandteile verschiedener Truppenkörper

waren durcheinander geraten, und es war keine leichte Arbeit, schließlich die verschiedenen Batterien zusammenzubringen. Ein Transportdampfer brachte z. B. Geschütze mit, und ein anderer die Verschlußstücke, und die beiden fanden sich erst mehrere Tage nach ihrer Landung wieder zusammen. Soldaten gingen hierhin, Proviant dahin, und wer zuerst an Land gelangte, war größtenteils auf sich selbst angewiesen. Zu unserm Glück befehligte Kapitänleutnant Sharp, mein einstmaliger Adjutant im Marineministerium, dort ein kleines Schiff, zu dessen Befehlshaber ich ihn hatte ernennen lassen, ehe ich aus dem Marineamt ausschied. Er gab uns einen schwarzen Lotsen, der unsern Transportdampfer direkt an den Strand führte, während alle andern wie eine Schafherde hinterher kamen, und wir gingen mit unsern Büchsen und Patronengürteln — und weiter nichts — an Land. Der Theorie nach waren wir nicht an der Reihe, aber der Himmel mag wissen, wann wir an die Reihe gekommen wären, wenn wir uns nicht gleich ausgeschifft hätten, und wir wollten doch nicht gern ein Gefecht versäumen, wenn es sich vermeiden ließ. Ich hatte etwas zu essen und einen leichten Regenmantel bei mir, und darin bestand in den nächsten zwei oder drei Tagen meine ganze Feldausrüstung. Vierundzwanzig Stunden nach unserer Ausschiffung marschierten wir von Daiquiri, wo wir gelandet waren, nach Siboney, das ebenfalls an der Küste lag, und wo wir unter strömendem Regen eintrafen. Als dieser nachließ, machten wir Feuer an, trockneten unsere Sachen und verzehrten, was wir mitgebracht hatten.

Young und Chaffee.

Wir wurden mit dem Ersten und Zehnten regulären Kavallerieregiment zu einer Brigade unter Brigadegeneral Sam Young zusammengestellt. Er war das Muster eines amerikanischen aktiven Offiziers. Wie General Chaffee, von dem das gleiche galt, war er im Bürgerkrieg als Gemeiner in das Heer eingetreten. Später, als ich Präsident war, war es mir vergönnt, beide nacheinander zum Generalleutnant* der Vereinigten Staaten zu ernennen. Als General Young abging und General Chaffee an seine Stelle rücken sollte, schickte jener diesem seine drei Sterne, damit er sie bei der ersten Vorstellung trüge, und schrieb dabei: „Der Gemeine Young an den Gemeinen Chaffee.“ Diese beiden vortrefflichen alten Männer hatten in der goldenen Jugend in den Tagen des großen Krieges vor jetzt fünfzig Jahren als Gemeine gedient: einer als Kavallerist, der andere als Infanterist. Jeder war in lebenslänglichem ehrenvollen Dienst unter der Fahne ergraut, und jeder beschloß seine Laufbahn als Oberbefehlshaber der Armee. General Young gehörte zu den wenigen Männern, die Säbelwunden ge-

* In den Vereinigten Staaten heißt der Kommandeur der Brigade Brigadegeneral (bei uns Generalmajor), der Division Generalmajor (bei uns Generalleutnant), der gesamten Streitmacht der Vereinigten Staaten Generalleutnant (bei uns General der Infanterie usw.). Der Generalleutnant führt als Abzeichen drei Sterne (wie bei uns der Generaloberst).

schlagen und empfangen haben. Er war ein alter Freund von mir, und in Washington sagte er mir vor meinem Abgang zur Front, er werde schon dafür sorgen, daß wir ins Gefecht kämen, wenn wir seiner Brigade zugeteilt würden. Er hat Wort gehalten.

In den Kampf.

General Young hatte selbst die Aufsicht geführt, während seine beiden regulären Regimenter, oder doch wenigstens eine Schwadron von jedem, ausgeschifft wurden, und ließ uns spät abends sagen, er habe die Erlaubnis erhalten, bei Tagesanbruch auszurücken und die vorgeschobene Stellung der Spanier anzugreifen. Er befahl uns, mit unsern zwei Schwadronen (eine war in Tampa geblieben) einen Bergpfad entlang zu marschieren, während je eine Schwadron vom Ersten und Zehnten Regiment unter seinem persönlichen Befehl auf dem Talwege vorgingen. Infolgedessen führte uns Wood in der Frühe des nächsten Morgens auf dem Bergpfad entlang, bis wir auf die Spanier stießen, und eröffnete das Gefecht gerade, als die Kameraden im Tal zum Angriff übergingen.

Es war ein gebirgiges, mit dichtem Dschungelgebüsch bedecktes Gelände, das einen ganz verwirrt machte, und es wurde mir fürchterlich schwer, ins Gefecht zu gelangen und mich richtig zu benehmen, als wir darin waren; die ganze Zeit über glaubte ich, ich sei der einzige, der nicht wußte, was los war, und alle andern wüßten Bescheid — während, wie sich später herausstellte, so ziemlich alle andern sich ebenso im Unklaren befunden hatten. Ein Überfall fand nicht statt; wir stießen genau an der erwarteten Stelle auf die Spanier, und dann machte Wood halt und führte uns in voller Ordnung und mit Bedacht ins Gefecht. Er befahl uns, zugweise abwechselnd nach rechts und links von dem Pfade auszuschwärmen, und übertrug unserm ältesten Major, Brodie, einem Schüler der Kriegsakademie und einem der besten Soldaten, die mir jemals vorgekommen sind, den Befehl über den linken Flügel, während ich den rechten übernahm. Ich erhielt den Auftrag, womöglich mit den regulären Truppen rechts von uns Fühlung zu nehmen. In der Theorie war das gewiß vortrefflich, aber da das Gestrüpp sehr dicht war, verschwand der erste Zug, der nach rechts ausschwärmte, auf der Stelle; ich bekam ihn erst wieder zu sehen, als das Gefecht zu Ende war, und befand mich die ganze Zeit über in Todesangst, man würde mich vor ein Kriegsgericht stellen, weil ich ihn verloren hatte. Der nächste Zug schwärmte unter Brodie nach links aus. Dann kam der dritte an die Reihe, und ich ließ ihn wie den ersten nach rechts ausschwärmen.

Schon als die erste Rotte in die Dschungeln hineinging, wurde mir klar, daß dieser Zug wahrscheinlich ebenfalls verschwinden würde, wenn ich ihn nicht in der Hand behielte. Es gelang mir, die letzte Rotte festzuhalten. Man lernt im Kriege sehr rasch, und ich führte diese Rotte und meine beiden nächsten Züge geschlossen in Marschkolonne durch die Dschungeln, ohne einen Versuch zum Ausschwärmen zu machen, bis wir ins Feuer kämen.

Das klingt sehr einfach. Aber es war nicht einfach. Ich wußte nicht, wann ich die Feuerlinie erreicht hatte! Ich hörte lebhaftes Feuern, und zwar in beträchtlicher Entfernung zu meiner Rechten, und ebenfalls links von mir und vorn. Ich ging also vor und erwartete jeden Augenblick, irgendwo auf den Feind zu stoßen.

Im Feuer.

Bald erreichten wir den Rand eines tiefen Tals. Vor uns knallten unausgesetzt Büchsenschüsse; aber da die Gegner rauchloses Pulver benutzten, hatten wir keine Ahnung, wo sie sich ungefähr befanden und worauf sie schossen. Dann begann es uns zu dämmern, daß wir selbst das Ziel waren. Die Kugeln fingen an, über unsere Köpfe hinwegzufliegen, indem sie ein Geräusch wie das Zerreißen eines seidenen Kleides mit einem gelegentlichen klatschenden Laut verursachten. Einige unserer Leute fielen, und ich ließ die übrigen ausschwärmen und sich hinlegen oder hinter Bäume stellen. Richard Harding Davis* war bei uns, und als wir die Landschaft mit unsern Feldstechern absuchten, war er es, der uns zuerst auf ein paar Spanier in einem etwa zwölfhundert Meter entfernten Schützengraben aufmerksam machte. Es war gar nicht leicht, sie zu erkennen. Viele waren es nicht. Indessen machten wir sie endlich ausfindig, und nun sahen wir ihre kegelförmigen Hüte, denn der Schützengraben war nicht besonders kunstvoll. Wir gingen vor, feuerten auf sie und trieben sie zurück.

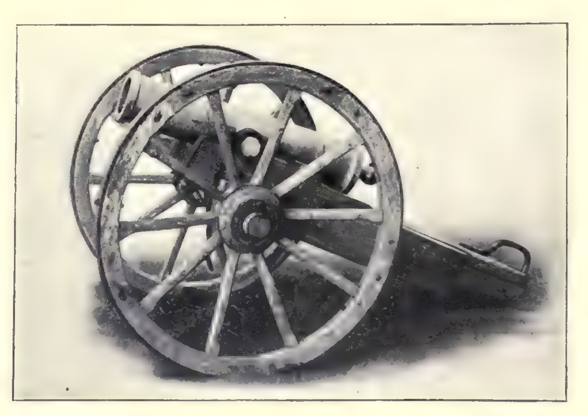
Ich hatte keine Ahnung, was ich nun tun sollte. Vor uns fiel das Gelände in ein recht schwieriges, dschungelbedecktes Tal ab. Rings um uns her gab es nichts als Dschungeln, und ich fürchtete, wenn ich vorginge, würde ich die Fühlung mit allen andern verlieren und eine falsche Richtung einschlagen. Überdies schien vor uns, soweit ich zu sehen vermochte, niemand mehr zu sein, der auf uns schoß, obwohl einige meiner Leute zur Linken behaupteten, unsere eigenen Leute hätten auf uns geschossen — eine Behauptung, die bei solchen Gelegenheiten, wie ich bald lernte, immer wiederkehrt, und die in diesem Fall nicht auf Wahrheit beruhte. In diesem Augenblick tauchten jenseits der Schlucht einige reguläre Truppen auf. Das erste, was sie taten, war, daß sie auf uns schossen, aber einer unserer Wachtmeister kletterte auf einen Baum und winkte ihnen mit einer Flagge zu, worauf sie es ließen. Links wurde aber noch geschossen, und ich war mehr als je in Besorgnis, weil ich nicht wußte, was ich tun sollte. Ich wollte meine Leute nicht, ohne einen Befehl erhalten zu haben, aus der Stellung herausnehmen, weil ich fürchtete, es würde eine Lücke entstehen, wenn wir spanische Truppen vor uns hätten, die einen Gegenstoß planten. Andererseits kam es mir vor, als hätte ich noch nicht genug gekämpft, um mein Vorhandensein zu rechtfertigen, und links von uns wurde augenscheinlich noch gekämpft. Ich erinnere mich, daß ich immer

* Ein Zeitungsberichterstatter, der später den Feldzug beschrieben hat.



Phot. Falk.

Der Oberst der Rauhreiter.



Spanische Kanone auf dem Rasen von Sagamore Hill.



Phot. Underwood & Underwood.

Oberst Brodie, Kaplan Brown, Leonard Wood
Major G. M. Dunn Oberst Roosevelt
General Joseph Wheeler.

an den Kehrreim eines Hetzjagdliedes dachte: „Ein Hoch sei jedem Freund gebracht, der bis zum Ende mitgemacht.“ Im roten Felde hatte ich mich immer an dieses Prinzip gehalten, und selbst unter den entmutigendsten Umständen es niemals aufgegeben, möglichst beim Halali einzutreffen, ehe die Jagd vorüber war. Und nun es ernst und kein Spiel war, hatte ich die Absicht, mich bis aufs äußerste anzustrengen, um nicht etwas von dem Kampfe zu versäumen, was ich irgendwie mitmachen konnte.*

Unser Angriff auf das rotgedeckte Ranchhaus.

Ich ließ meine Leute also, wo sie waren, und trabte der Stelle zu, wo geschossen wurde, indem ich ein paar Ordonnanzen mitnahm, um sie, falls es ratsam erschien, zurückzuschicken und die Leute nachkommen zu lassen. Wie die meisten Anfänger trug ich meinen Säbel, der mir in den dichten Dschungeln dann und wann zwischen die Beine geriet. Von dem Tage an ließ ich ihn immer bei dem Gepäck. Ich fand den Pfad wieder und stieß ein paarmal auf gefallene Leute. Bald erreichte ich Wood und hörte zu meiner größten Freude, daß ich das Richtige getroffen hatte, denn gerade als ich ankam, wurde ihm gemeldet, daß Brodie gefallen sei, und er schickte mich sofort hin, um die Führung des linken Flügels zu übernehmen. Hier war das Gelände freier, so daß ich wenigstens imstande war, meine eigenen Leute zu sehen und einigermaßen in der Hand zu behalten. Es wurde noch immer lebhaft geschossen, aber ich konnte nicht um die Welt einen Spanier entdecken, und auch niemand sonst sah etwas von ihnen. Schließlich kamen wir zu der Überzeugung, daß sie von einem mit roten Ziegeln gedeckten Ranchgebäude aus auf uns schössen, das ziemlich fern gerade vor unserer Front lag, und diese Gebäude griffen wir an, indem wir schließlich zum Sturm übergingen. Doch ehe wir noch recht heran waren, wurden die Gebäude, die wirklich von den Spaniern besetzt gewesen waren, unter Zurücklassung einiger Toten von ihnen geräumt.

Als ich die Gebäude nun meinerseits besetzt hatte, hatte das Feuern überall aufgehört. Ich hatte keine Ahnung, was geschehen war: ob das Gefecht zu Ende war, ob dies nur eine Pause im Kampfe bedeutete, wo die Spanier waren, ob sie uns wieder angreifen würden, ob wir selbst irgendwo irgend jemand angreifen müßten. Ich ordnete meine Leute und schickte Patrouillen aus, um das Gelände zu erforschen. Sie kehrten aber zurück, ohne einen Feind gefunden zu haben. (Die Spanier befanden sich tatsächlich schon in vollem Rückzuge.) Inzwischen dehnte ich meine Aufstellung so aus, daß wir mit unserm rechten Flügel Fühlung erhielten. Bald traf eine Meldung ein, daß Wood gefallen sei — was sich glücklicherweise als unwahr erwies —, und da dies, falls es wahr gewesen

---

* Bei der ganzen Schlachtschilderung ist im Auge zu behalten, daß die „Rauhen Reiter“ den ganzen Feldzug zu Fuß mitmachten; die Pferde hatten sie in Tampa zurücklassen müssen.

wäre, bedeutet hätte, daß ich das Kommando übernehmen mußte, ging ich selbst, um mich zu erkundigen. Ich erfuhr denn auch bald, daß er ganz gesund war, daß die Spanier sich auf der großen Landstraße zurückzögen, und daß Oberst Wood und zwei oder drei andere Offiziere sich ganz in der Nähe befänden. Ehe ich sie auffand, begegnete mir ein Rittmeister des Neunten Kavallerieregiments, der sehr niedergeschlagen war, weil seine Leute nicht rechtzeitig eingetroffen waren, um an dem Gefecht teilzunehmen, und mir — mit sichtlicher Überwindung — zu meinem Anteil an unserm ersten Sieg gratulierte. Ich dankte ihm herzlich, ohne ihm anzuvertrauen, daß ich bis zu dem Augenblick noch gar nicht gewußt hatte, daß es ein Sieg war, und begab mich dahin, wo die Generale Wheeler, Lawton und Chaffee, die soeben angekommen waren, mit Wood zusammen auf einer Bank saßen. Sie äußerten sich anerkennend über die Art und Weise, wie ich erst den rechten und dann den linken Flügel geleitet hätte! Da ich durchaus darauf vorbereitet gewesen war zu hören, daß ich irgendeine große Sünde begangen hätte, gab ich mir Mühe, dies mit möglichst gleichgültiger Miene hinzunehmen und die Erleichterung, die ich tatsächlich empfand, nicht auf meinem Gesicht zum Ausdruck zu bringen. Da ich den ganzen Morgen eine sehr weise Miene bewahrt und erst einen und dann den andern Flügel kommandiert hatte, war dieses Gefecht für mich wirklich eine großartige Sache, denn alle Leute des Regiments hatten tatsächlich unter meinem Befehl gestanden und vertrauten von da an mit begeisterter Zuversicht darauf, daß ich sie richtig führen würde.

Der Vormarsch auf Santiago.

Nach diesem Gefecht verging beinahe eine volle Woche, ehe wir auf Santiago vorrückten. Kurz zuvor erkrankte General Young am Fieber. General Wheeler, der die Kavalleriedivision kommandiert hatte, erhielt den Oberbefehl über den linken Flügel der Armee, der vor der Stadt selbst im Kampf stand. Brigadegeneral Sam Sumner, ein vortrefflicher Soldat, der die zweite Kavalleriebrigade führte, übernahm das Kommando über die Kavalleriedivision, und Wood wurde unser Brigadekommandeur, während ich zu meiner größten Freude mein Regiment bekam. Ich trat also das Regimentskommando an, ehe der heftigste Kampf einsetzte. Später, als Wood zum Gouverneur von Santiago ernannt wurde, wurde ich Brigadekommandeur.

Spät abends biwakierten wir bei El Paso. Zwei Brigadeadjutanten, die Leutnants A. L. Mills und W. E. Shipp — beides reguläre Offiziere — biwakierten bei uns. Jeder meiner Leute hatte in seinem Futterbeutel etwas zu essen, aber ich hatte nichts und hätte ohne Abendbrot schlafen gehen müssen, wenn Mills und Shipp mir nicht von ihrem spärlichen Vorrat ein großes belegtes Butterbrot abgegeben hätten, das ich mit meiner Ordonnanz teilte, da der Mann auch nichts hatte. Am nächsten Morgen stellte sich mein Leibdiener Marshall, ein ehemaliger Soldat des Neunten

(Neger-) Kavallerieregiments, ein, und ich konnte nun meinerseits Mills und Shipp, die am Abend zuvor alle ihre Vorräte verzehrt hatten, zum Frühstück einladen. Ein paar Stunden später war der brave Shipp tot, und Mills, der ein außerordentlich fähiger Offizier war, hatte einen Schuß durch den Kopf dicht hinter den Augen erhalten: dennoch blieb er, obwohl auf einem Auge erblindet, am Leben, und bevor meine Amtszeit als Präsident ablief, verlieh ich ihm sein Patent als Brigadegeneral.

Schon frühmorgens begann unsere Artillerie von einer direkt vor unserm Lagerplatz gelegenen Anhöhe zu schießen. Mehrere von unserm Regiment wurden durch die Schrapnells der antwortenden spanischen Geschütze getötet und verwundet. Eine dieser Schrapnellkugeln fiel auf mein Handgelenk und verursachte eine Beule von der Größe einer Wallnuß, ohne aber auch nur die Haut zu durchschlagen. Dann marschierten wir auf einer schmutzigen Straße durch Dschungeln hindurch bergab auf Santiago zu. Es war furchtbar heiß, und wir liefen in den Kampf hinein, ohne daß irgendeiner von uns eine Ahnung hatte, was wir tun sollten oder was geschehen würde. Es war nicht geplant, daß unser linker Flügel an diesem Tage ein ernstes Gefecht unternehmen sollte, und da kein Plan vorlag, war es natürlich außerordentlich schwer, Befehle zu erhalten, so daß jeder von uns auf eigene Verantwortung handeln mußte.

Lawtons Infanteriedivision griff das einige Kilometer seitwärts gelegene Dörfchen El Caney an. Es wurde angenommen, daß Kents Infanteriedivision und Sumners abgesessene Kavalleriedivision die spanische Armee in Santiago zurückhalten würden, bis Lawton El Caney erobert hätte. Spanische Städte und Dörfer sind aber mit ihren massiven Gebäuden natürliche Festungen, wie die Franzosen schon im Spanischen Krieg und unsere wie die französischen Truppen in Mexiko erfahren haben. Die spanischen Truppen in El Caney hielten sich ebenso wie die uns gegenüberstehenden sehr tapfer, und es war spät am Nachmittag, als Lawton seine Aufgabe vollbracht hatte.

Die San-Juan-Berge.

Inzwischen waren auch wir auf dem linken Flügel in ein Gefecht verwickelt worden, das gegen Ende nicht einmal mehr ein Oberstengefecht, sondern ein Zugführergefecht wurde. Die Kavalleriedivision trat an die Spitze. Wir erhielten den Befehl, vorzurücken, einen kleinen Fluß zu überschreiten und dann, rechts abschwenkend, an dem Fluß entlang zu marschieren, bis wir Fühlung mit Lawton bekämen. Übrigens würden wir auf diese Weise gar nicht mit Lawton zusammengetroffen sein. Wir gaben den Gedanken, das zu tun, jedoch sehr bald auf. Das Manöver führte uns in vollen Schußbereich der spanischen Verschanzungen längs einer Hügelkette, die wir die San-Juan-Berge nannten, weil auf einem von ihnen das San-Juan-Blockhaus stand. An jenem Tage marschierte mein Regiment an der Spitze der zweiten Brigade, und wir folgten in

den Fußtapfen der voranziehenden ersten Brigade. Die Spanier konnten sich scheinbar zu keiner bestimmten Handlungsweise entschließen, als die drei regulären Regimenter der ersten Brigade über den Fluß setzten und am andern Ufer entlang zogen. Aber als unser Regiment hinüberging, fingen sie an zu feuern.

Unter diesem Flankenfeuer wurde es bald unmöglich, den Marsch fortzusetzen. Die erste Brigade machte halt, entfaltete sich und begann schließlich das Feuer zu erwidern. Dann machte auch unsere Brigade halt. Von Zeit zu Zeit fiel einer unserer Leute, und ich schickte mehrfach zurück, um zu fragen, ob ich nicht den Befehl zum Angriff auf die vor uns liegenden Höhen bekommen könne. Schließlich gab General Sumner, der seine Division vorzüglich führte, den Befehl zum Vormarsch. Der Befehl wurde mir durch Mills überbracht, der mir sagte, ich solle die regulären Regimenter beim Sturm auf die Höhen unterstützen, und zwar sei mein Ziel das Ranchhaus mit dem roten Dach vor unsrer Front; es lag auf einer Anhöhe, der wir nachher den Namen Kesselberg beilegten. Ich erwähne, daß Mills mir das sagte, weil es ein Befehl von genau der Art ist, der so sehr dazu beiträgt, den Erfolg des Gefechts zu sichern, da er jede Unklarheit über das, was geschehen soll, ausschließt. Der Befehl zum Angriff erreichte die erste Brigade erst, nachdem wir sie selbst erreicht hatten, so daß die Offiziere zuerst im Zweifel darüber waren, ob sie sich dem Vormarsch anschließen dürften.

Sturm auf den Kesselberg.

Ich hatte von dem Gefecht bei Guasimas nichts gehabt, weil ich mir so unsicher darüber gewesen war, was ich zu tun hätte. Aber das Gefecht bei San Juan war ganz etwas anderes. Die Spanier nahmen freilich eine schwer anzugreifende Stellung ein, aber ich konnte sie sehen und wußte genau, was ich zu tun hatte. Ich blieb zu Pferde, weil ich es schwierig fand, Befehle in der Linie entlang zu befördern, wenn die Leute an der Erde lagen. Außerdem wird es den Leuten immer schwer vorzugehen, wenn sie nicht sehen können, ob ihre Kameraden es auch tun. Deshalb ritt ich hinter der Schützenlinie hin und her, richtete sie aus und arbeitete mich so durch eine Linie nach der andern durch, bis ich mich an der Spitze meines Regiments befand. Als ich die Linien der regulären Mannschaften der ersten Brigade erreicht hatte, war ich bereits zu der Überzeugung gelangt, daß es albern sei, unten im Tal zu bleiben und auf die Berge zu schießen, weil wir da unten weit mehr dem Feuer ausgesetzt waren, und daß es das einzig Richtige sei, die Verschanzungen zu stürmen. Wo ich auf die regulären Truppen stieß, war gerade kein Offizier von höherem Range als ich anwesend, und nachdem ich gefragt hatte, weshalb sie nicht angriffen, und mir geantwortet worden war, sie hätten keinen Befehl, sagte ich, daß ich den Befehl erteile. Natürlich war der kommandierende ältliche Offizier nicht sehr geneigt, meinen Befehl entgegenzunehmen; in-

folgedessen sagte ich nur: „Dann lassen Sie meine Leute durchtreten, Herr Kamerad!" und marschierte, gefolgt von meinen grinsenden Mannschaften, zwischen ihnen hindurch. Die jüngeren Offiziere und die Mannschaften der Regulären sprangen auf und schlossen sich uns an. Ich schwenkte meinen Hut, und wir rannten im Sturmschritt den Berg hinan. Als wir ihn genommen hatten, konnten wir zu den Spaniern in den Verschanzungen außerhalb des zur Linken gelegenen San-Juan-Blockhauses hinübersehen; sie wurden soeben von Hawkins angegriffen, und ich befahl meinen Leuten die Spanier in den Verschanzungen zu beschießen.

In einem solchen Gefecht, wenn alles so rasch aufeinanderfolgt, spielt das Gedächtnis einem oft wunderliche Streiche, und allerhand einzelne Bilder jagen einem durch den Sinn, während die Arbeit verrichtet wird. Als ich den erwähnten Befehl erteilte, schoß mir Mahans Bericht über Nelsons Befehl durch den Kopf, daß jedes Schiff beim Vorgehen, sobald es ein mit einem andern Schiff im Kampf befindliches feindliches Schiff sähe, dies letztere im Vorüberfahren beschießen sollte. Sobald Hawkins das Blockhaus erobert hatte, gab ich in meiner Begeisterung auf eigene Hand den Befehl zum Angriff auf die nächste Hügelkette. Doch fast niemand hörte meinen Befehl: nur vier Leute folgten mir, und drei von ihnen wurden niedergeschossen. Ich gab einem von ihnen, der nur verwundet war, meine Wasserflasche und lief wieder zurück — wütend darüber, daß man mir nicht gefolgt war, wozu ich durchaus keine Veranlassung hatte, da sich herausstellte, daß niemand meinen Befehl gehört hatte. Inzwischen war General Sumner angekommen, und ich bat ihn um die Erlaubnis, den Angriff führen zu dürfen. Er erteilte mir den Befehl dazu, und diesmal stürmten wir davon und nahmen die Verschanzungen. Stellenweise kam es dabei zum Nahkampf, und wir machten einige Gefangene. Außerdem fielen uns die Vorräte der Spanier in die Hände, die wir abends mit Genuß verzehrten. Einer der Leckerbissen war übrigens gesalzener Fliegender Fisch. Auch Flaschen mit Wein und Krüge mit feurigen Spirituosen erbeuteten wir, und diese ließ ich sobald wie möglich zerschlagen, doch hatten sich bereits einige meiner Leute daran betrunken. Leutnant Howze von den Regulären, ein Adjutant General Sumners, überbrachte mir den Befehl, zu bleiben wo ich war, und konnte sich nicht entschließen wieder fortzureiten, ehe er einige Stunden bei uns im Feuer verbracht hatte. Die Spanier versuchten nun einen Gegenangriff, wurden aber ohne Mühe zurückgeschlagen. Unsere Leute lachten und schrien Hurra, als sie aufsprangen, um zu schießen, weil sie bis jetzt nur Verschanzungen gestürmt oder unter Artilleriefeuer still gelegen hatten und froh waren, endlich einmal Gelegenheit zu haben, in freiem Felde auf die Spanier zu schießen. In dieser Nacht schliefen wir bei den Waffen, und da wir von Schweiß durchnäßt waren und nur einige wenige Decken besaßen, die wir den gefallenen Spaniern abgenommen hatten, fanden wir die Tropennacht, ehe der Morgen anbrach, recht frostig.

Während des Nachmittagsgefechts, bei dem ich in unserer Frontgegend der höchste Offizier war, kamen die Rittmeister Boughton und Morton von der regulären Kavallerie — zwei Offiziere, wie man sich in der Schlacht keine bessern Nebenmänner wünschen kann — an der Schützenlinie entlang, um mir zu sagen, es gehe das Gerücht, daß wir vielleicht zurückweichen würden, und sie wollten hiermit ausdrücklich Einspruch gegen ein solches Verfahren einlegen. Ich glaubte nicht, daß an dem Gerücht etwas Wahres sei, denn die Spanier waren unfähig, einen wirksamen Gegenangriff zu unternehmen. Indessen besuchte uns General Wheeler später, nach dem Kampf, in der Front und sagte mir, ich möchte mich bereithalten, da jeden Augenblick beschlossen werden könne, daß wir uns zurückzögen. Jack Greenway stand neben mir, als der General das sagte. Ich erwiderte: „Nun, Herr General, ich weiß wirklich nicht, ob wir einem Befehl zum Rückzug gehorchen würden. Wir können die Stadt im Sturm nehmen, und wenn wir überhaupt von hier weg müssen, möchte ich den Sturm lieber in der rechten Richtung unternehmen.“ Greenway nickte eifrig zustimmend. Nach einer kleinen Pause erklärte sich der alte General von Herzen damit einverstanden und sagte, er wolle dafür sorgen, daß man nicht zurückweiche. Er war seit mehreren Tagen recht krank gewesen, machte es aber trotz seiner Krankheit möglich, an dem Kampf teilzunehmen. Er war ein Kampfhahn, wenn es je einen gegeben hat, befand sich aber an dem Tage körperlich in sehr schlechter Verfassung. Wenn an jenem Nachmittag ein Befehlshaber dagewesen wäre, der das Gefecht beaufsichtigt und vorwärts gedrängt hätte, so würden wir geradeswegs in Santiago hineingestürmt sein. An meinem Teil der Front kam das Gefecht nur deshalb zum Stehen, weil wir Befehl erhielten, nicht weiter vorzugehen, sondern auf dem erstürmten Berg zu bleiben und ihn zu behaupten.

Mut um drei Uhr morgens.

Man sagt immer, der wünschenswerteste Mut sei der um drei Uhr morgens bewiesene. Nun, diese Art besaßen meine Leute und die von der regulären Kavallerie. Etwa um drei Uhr morgens nach dem ersten Gefecht begann in unserer Front das Feuern, und da man einen Angriff der Spanier vermutete, wurde alarmiert. Nur selten hat mir etwas solche Freude gemacht, als zu sehen, wie die hungrigen, müden und zerlumpten Leute alle miteinander aufsprangen und auf den Hügelkamm hinaufrannten, um den Angriff abzuwehren — der übrigens nicht erfolgte. Sobald die Sonne aufging, eröffneten die Spanier wieder ihr Artilleriefeuer. Eine Bombe platzte zwischen Dave Goodrich und mir, bedeckte uns ganz und gar mit schwarzem Pulver und tötete und verwundete mehrere Leute dicht hinter uns.

Am nächsten Tage ging der Kampf in eine Belagerung über. Einige aufregende Vorfälle ereigneten sich dabei, aber im großen und ganzen

war alles nur Schanzarbeit. Vierzehn Tage später kapitulierte Santiago. Wood erwarb sich durch die vortreffliche Führung seiner Brigade im Gefecht und bei der darauffolgenden Belagerung das Brigadegeneralspatent. Er erhielt den Oberbefehl über die eroberte Stadt, und ein paar Tage darauf wurde ich Brigadekommandeur.

Die Gesundheit der Armee.

Der Gesundheitszustand in der Truppe war nicht gut und wurde sehr bald recht schlecht. Wir hatten Ruhr und einzelne Fälle von gelbem Fieber, aber das Schlimmste war eine schwere Art von Malariafieber. In einem Falle hatten sich die Behörden in Washington besser benommen als die Befehlshaber der Expedition: Gleich nach den Gefechten bei Santiago hatten diese telegraphisch angedeutet, daß sie gern zurückgehen würden, und gegen diesen Vorschlag hatte Washington ein energisches Veto eingelegt. Ich verzeichne das um so lieber, weil die heimatliche Kriegsleitung nicht allzuviele Beweise von gesundem Menschenverstand an den Tag gelegt hat, obwohl ich ausdrücklich hervorhebe, daß die Hauptschuld daran bei uns lag: bei dem Volk der Vereinigten Staaten, das seit Jahren in militärischer Hinsicht eine Politik befolgt hatte, die mit Gewißheit erwarten ließ, daß sich Unfähigkeit und Mißerfolge an hoher Stelle zeigen würden, wenn es jemals zum Kriege kam. Nach der Belagerung besaßen die Leute in Washington nicht das geringste Verständnis für die Zustände um Santiago herum und schlugen vor, die Armee dort zu lassen. Das hätte bedeutet, daß mindestens dreiviertel der Truppen entweder gestorben oder dauernd dienstunfähig geworden wären, da eine sehr bösartige Art von Malaria herrschte und Ruhr- und andere Krankheitsfälle stetig zunahmen. Es hatte nicht den geringsten Zweck, die Armee in oder in der Nähe der eroberten Stadt zu lassen. General Shafter tat sein möglichstes, um die Washingtoner Behörden zu bewegen, die Armee nach Hause zurückzurufen. Da ihm das nicht gelang, berief er die Divisions- und Brigadekommandeure, sowie die leitenden Sanitätsoffiziere zu sich, um mit ihnen zu beraten.

Shafters Bitte.

Obwohl ich eine Brigade führte, war ich doch nur Oberst und hatte deshalb nicht die Absicht, an der Versammlung teilzunehmen. Aber der General teilte mir mit, daß gerade ich sehr nötig sei, und so ging ich denn hin. Bei dieser Beratung erkundigte sich General Shafter erst bei den Ärzten nach dem Gesundheitszustand, und sie erwiderten einmütig, er sei sehr schlecht und werde sicherlich noch schlechter werden, so daß es zur Vermeidung furchtbarer Verluste durch Krankheiten — zumal durch Malaria — durchaus ratsam sei, die Armee nach irgendeiner nördlichen Gegend der Vereinigten Staaten zu senden. Dann erklärte der General, daß er die heimischen Behörden nicht dazu bringen könne, die Lage zu begreifen; daß er die Aufmerksamkeit des Publikums nicht zu erregen ver-

möge, und daß er deshalb irgendeine öffentliche Kundgebung für nötig halte, um das Kriegsministerium zu bewegen, Maßregeln zu ergreifen, ehe es zu spät sei, das Verderben von der Armee abzuwenden. Alle Anwesenden erklärten sich damit einverstanden.

Die Petition.

Nun kam an den Tag, weshalb man meine Gegenwart gewünscht hatte. General Shafter und andere setzten mir auseinander, daß ich, der ich nur Volontäroffizier sei und in den Zivildienst zurückzutreten gedächte, ein Wagnis auf mich nehmen könne, das man von einem aktiven Offizier nicht erwarten könne und dürfe, und daß ich deshalb diesen öffentlichen Schritt tun müsse. Denn mir könne es nichts ausmachen, wenn ich mir die Feindschaft des Kriegsministeriums zuzöge; für Leute jedoch, die der regulären Armee angehörten oder ihr anzugehören wünschten, würde das verhängnisvoll sein. Das leuchtete mir ein, und ich sagte, ich wollte eine Erklärung aufsetzen, die dann veröffentlicht werden könne. Brigadegeneral Ames, der in derselben Lage war wie ich, teilte mit, daß er ebenfalls eine Erklärung veröffentlichen werde.

Als ich die Versammlung verließ, waren wir übereingekommen, daß meine Erklärung in Gestalt eines Interviews in der Presse erscheinen solle; aber Wood, der damals als Brigadekommandeur das Kommando in Santiago führte, gab mir in der Stille den Rat, meine Erklärung in Gestalt eines Briefes an General Shafter aufzusetzen, und das habe ich denn auch getan. Als ich den Brief fertig hatte, begleitete mich ein von der Sache unterrichteter Berichterstatter der Associated Press zu General Shafter. Ich überreichte den Brief General Shafter, und dieser winkte abwehrend und sagte: „Ich will ihn nicht haben. Machen Sie mit ihm, was Sie wollen.“ Ich bestand jedoch darauf, ihm den Brief zu geben, worauf er ihn dem Berichterstatter hinschob, und nun ließ ich ihn meinerseits los. General Ames gab seine Erklärung ohne weiteres dem Berichterstatter gegenüber ab und schickte überdies ein Kabeltelegramm an den Unterstaatssekretär der Marine in Washington, von dem er dem Berichterstatter gleichfalls eine Abschrift gab. Mittlerweile waren die übrigen Divisions- und Brigadegenerale, die zugegen waren, auch ihrerseits zu der Überzeugung gekommen, daß sie etwas tun müßten. Sie richteten infolgedessen eine Petition an General Shafter, die General Wood diktierte, und die von den Generalen Kent, Bates, Chaffee, Sumner, Ludlow, Ames und Wood und von mir unterschrieben wurde. Diese Petition überreichte Wood dem General Shafter, und sie wurde von ihm genau so wie meine Erklärung veröffentlicht.* Es hat mich später sehr belustigt, als General

* General Wood schreibt mir: „Der Vertreter der Associated Press brannte darauf, eine Abschrift dieser Depesche zu erhalten oder sie wenigstens zu sehen, und ich sagte ihm, beides sei unmöglich. Dann ging ich hinein zu General Shafter und meldete ihm die Sache; als ich ihm die Depesche einhändigte, sagte ich: ‚Die Sache ruht jetzt in Ihren

Shafter erklärte, er könne nicht begreifen, wie mein Brief und die Petition bekannt geworden seien. Als ich dies las, wurde es mir klar, wie klug es von Wood gewesen war mir zu raten, meine Erklärung in die Zeitung zu bringen, aber in Gestalt eines Briefes an ihn als meinen Vorgesetzten, eines Briefes, den ich ihm überreichte. Sowohl der Brief wie die Petition wurden auf General Shafters Wunsch sowie auf einstimmigen Rat aller Generale und Ärzte des fünften Armeekorps geschrieben, und beide wurden durch General Shafter veröffentlicht.

Die Haupttugend eines Kriegers.

In einem Regiment kommt alles darauf an, Leute zu haben, die sich gut schlagen. Die Haupttugend besteht darin, imstande und eifrig bestrebt zu sein, mit bestem Erfolg zu fechten. Ich habe nie geglaubt, daß sich dies nicht mit andern Tugenden vereinigen läßt. Im Gegenteil, wenn es allerdings auch wohl Ausnahmen gibt, so glaube ich doch, daß im allgemeinen die eifrigsten Kämpfer auch die besten Staatsbürger abgeben. Ich glaube nicht, daß man irgendwo eine schneidigere Truppe geborener Soldaten hätte finden können als die Leute in meinem Regiment, und sie waren auch im Zivilleben vortreffliche Bürger. Eins dürfte vielleicht Erwähnung verdienen: Sobald wir das Lager bezogen und so eingerichtet waren, daß wir regelmäßige Mahlzeiten einnehmen konnten, pflegten wir einen allgemeinen Offizierstisch zu haben, an dem ich natürlich den Vorsitz führte. Während unserer ganzen Dienstzeit fiel an diesem Offizierstisch nicht ein einziges verletzendes oder unanständiges Wort, ich meine das buchstäblich; auch wurde sehr wenig geflucht — obwohl im Gefecht wohl manchmal ein kräftiger Fluch laut wurde, wenn er als die beste Art erschien, der Sache auf den Grund zu kommen.

Die Dankesschuld der Nation.

Die Männer des Regiments, die ich am liebsten hatte, waren die Männer, die am meisten leisteten, und deshalb mußte sich diese Vorliebe notwendigerweise darin äußern, daß ich gerade diese Leute den größten Beschwerden und Anstrengungen aussetzte, die größten Dienste von ihnen verlangte und ihnen die ärgsten Gefahren zumutete. Einmal habe ich Greenway und Goodrich achtundvierzig Stunden lang, ohne Schlaf und bei sehr wenig Nahrung, beim Schanzengraben im Gange gehalten. Die Leute, von denen ich am meisten hielt, schickte ich ohne Besinnen dahin, wo sie dem Tode ausgesetzt waren, und manchen von ihnen hat der Tod ereilt — wie die beiden besten Offiziere meines Regiments, Allyn Capron und Bucky O'Neil. Meine Leute hätten keine Achtung vor mir gehabt, wenn

Händen.' Da erwiderte der General: ‚Mir ist es gleichgültig, ob dieser Herr die Depesche hat oder nicht,' worauf ich hinausging. Als ich zurückkehrte, teilte mir der General mit, er habe dem Pressevertreter eine Abschrift der Depesche gegeben; er sei damit nach dem Telegraphenamt gegangen."

ich anders gehandelt hätte. Ihr Glaube war mein Glaube. Das Leben selbst des nützlichsten Menschen, des besten Bürgers darf nicht geschont werden, wenn es nötig ist, es aufs Spiel zu setzen. Ich fühlte und fühle das noch heute in bezug auf andere, und natürlich auch in bezug auf mich. Das ist ein Grund, weswegen mir alle Versuche, die Todesstrafe aus Mitleid mit den Missetätern abzuschaffen, immer nur ungeduldige Verachtung eingeflößt haben. Ich bin bereit, Argumente für die Abschaffung der Todesstrafe gelten zu lassen, insofern sie lediglich auf Gründen öffentlicher Zweckmäßigkeit beruhen, obwohl sie mich nie zu überzeugen vermocht haben. Aber in Anbetracht dessen, daß ich bei Ausübung meiner Pflicht ohne Zögern wieder und immer wieder brave, tapfere und rechtschaffene Männer in den Tod geschickt habe, kommt es mir wie der Höhepunkt schädlicher und empfindsamer Torheit vor zu behaupten, daß man Verbrechern, die den Tod verdient haben, gestatten sollte, sich ihm zu entziehen. Kein tapfrer und braver Mann darf mit Anstand den Tod scheuen, und kein Verbrecher, der den Tod verdient hat, sollte sich ihm entziehen dürfen.

Einer der besten Leute bei unserm Regiment war ein alter Freund von mir, der britische Militärattaché Kapitän Arthur Lee. Die andern Militärattachés waren im Hauptquartier zusammengepfercht und bekamen nicht viel zu sehen. Kapitän Lee, der mich in Washington kennen gelernt hatte, war ihnen entwischt und blieb bei unserm Regiment. Wir hatten bald das Gefühl, als ob er einer der Unsrigen wäre, und machten ihn zum Ehrenmitglied. Es waren noch zwei andere Ehrenmitglieder vorhanden. Das eine war Richard Harding Davis, der immer bei uns war und in der Gefechtslinie wertvolle Dienste leistete; das andere war ein aktiver Offizier, Leutnant Parker, der eine Gatling-Batterie führte. Wir waren während der Gefechte von San Juan ständig mit ihm zusammen und empfanden bald die größte Bewunderung für Parker als Soldat, wie wir ihn auch als Menschen alle besonders gern hatten. Während unseres kurzen Feldzugs wurden wir mit verschiedenen regulären Offizieren vom Schlage eines Mills, Howze und Parker eng befreundet. Sie waren uns nicht nur als Offiziere und Gentlemen lieb und wert, sondern wir waren stolz auf sie als Amerikaner. Es ist eine schöne Sache zu wissen, daß wir bescheidene, tüchtige und tapfre Leute dieses Schlages im Heer und in der Marine haben, die zur Ehre der Nation und der Flagge so uneigennützige Arbeit verrichten. Kein Amerikaner kann je die Dankesschuld völlig abtragen, die wir alle den Offizieren und Leuten unserer Armee und Marine schulden.

Disziplin und Autorität.

Natürlich gab es in einem Regiment wie dem unsern für die Offiziere wie für die Leute sehr viel zu lernen. Es kamen auch allerlei komische Zwischenfälle vor. Einer meiner Leute, ein ehemaliger Cowboy und Koch beim Viehtreiben, ein vortrefflicher Schütze und Reiter, zog sich

unterwegs auf dem Transportdampfer Unannehmlichkeiten zu. Er verstand vollkommen, daß er den Offizieren seines eigenen Regiments zu gehorchen hatte, begriff aber — wie so viele Freiwillige oder vielmehr wie viele Freiwillige meines Regiments — nicht recht, daß sich diese Verpflichtung auch auf Offiziere anderer Regimenter erstreckte. Auf dem Transportschiff erteilte ihm ein aktiver Offizier einen Befehl, dem nachzukommen er sich weigerte. Als der Offizier ihm sagte, er habe sich als Arrestanten anzusehen, antwortete er damit, daß er Miene machte, ihn tätlich anzugreifen. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zu einem Jahr Zwangsarbeit und schimpflicher Entlassung verurteilte, und der Generalmajor, der die Division kommandierte, bestätigte dieses Urteil.

Wir befanden uns auf dem Schiff. Schwere Arbeit gab es nicht zu verrichten, und das Gefängnis bestand aus einem andern Cowboy, der ihn mit geladenem Karabiner bewachte und augenscheinlich selbst nicht recht wußte, ob er ihn lieber erschießen oder laufen lassen sollte. Als wir an Land gingen, sagte jemand zu dem Gefangenen, ich hätte die Absicht, ihn beim Gepäck zu lassen. Sofort kam er sehr aufgeregt zu mir und sagte: „Herr Oberst, die andern sagen, Sie wollen mich, wenn die Schlacht im Gange ist, beim Gepäck zurücklassen. Herr Oberst, wenn Sie das tun, laß ich mich nie wieder in Arizona sehen. Herr Oberst, wenn Sie mich mit in die Front nehmen, will ich Ihnen versprechen, jedem zu gehorchen, den Sie mir sagen — jedem, den Sie mir sagen, Herr Oberst!" Er schien zu glauben, daß ich nach einem solchen Zugeständnis als Gentleman nicht imstande sein würde, ihm seine Bitte abzuschlagen. Deshalb erwiderte ich denn auch: „Shields, es gibt im ganzen Regiment nicht einen, der es mehr verdient erschossen zu werden, und deshalb sollen Sie an die Front gehen." Seine Dankbarkeit war groß, und er versicherte immer wieder: „Das vergeß ich Ihnen nie, Herr Oberst, das vergeß ich Ihnen nie!" Und er tat es wirklich nicht. Wenn wir sehr in Not waren, verschaffte er sich zuweilen irgendwie ein wenig Mehl und Zucker, und dann machte er einen Krapfen, brachte ihn mir hin und sah mit vergnügtem Lächeln zu, wie ich ihn aufaß. Er benahm sich in beiden Gefechten ausgezeichnet, und nach dem zweiten ließ ich ihn rufen und erließ ihm seine Strafe — wozu ich natürlich nicht das allergeringste Recht hatte, obschon es mir damals natürlich und angebracht erschien.

Als wir ausgemustert wurden, fragte mich der aktive Offizier, der die Ausmusterung vornahm, nachdem alle Leute entlassen worden waren, schließlich auch, wo der Gefangene sei. „Was für ein Gefangener?" fragte ich. „Der Gefangene", antwortete er, „der zu einem Jahr Zwangsarbeit und schimpflicher Entlassung verurteilt worden ist." „O," sagte ich, „den habe ich begnadigt." „Entschuldigen Sie," erwiderte er, „was haben Sie getan?" Das brachte mir zum Bewußtsein, daß ich meine Befugnis überschritten hatte, und ich konnte nur antworten: „Nun ja, ich habe ihn eben begnadigt, und er ist mit den übrigen nach Hause gefahren." Da sank

der Offizier in seinen Stuhl und bemerkte: „Er ist von einem Kriegsgericht verurteilt worden; der Generalmajor, der die Division befehligte, hat das Urteil bestätigt. Sie waren Oberstleutnant und haben ihn begnadigt. Nun, es war ein starkes Stück; weiter kann ich nichts sagen."

Die Sache lag ganz einfach so, daß ich durch die Umstände genötigt war, Disziplin und Zucht im Regiment zu erzwingen, und deshalb auch je nach den Erfordernissen zu strafen oder zu belohnen. Ich setzte den Leuten oft meine Gründe für einen Befehl auseinander, wenn er zum erstenmal erteilt wurde und es ihnen schwer fiel zu begreifen, was man von ihnen verlangte. Sie waren verständig und pflichteifrig, und das zweitemal habe ich fast nie Schwierigkeiten mit ihnen gehabt. Kam aber die geringste bewußte Pflichtversäumnis oder Widersetzlichkeit vor, so strafte ich unverzüglich und unbarmherzig, und dann hatte ich das ganze Regiment auf meiner Seite. Fehler und Mängel zu bestrafen, die die Leute noch gar nicht Gelegenheit gehabt hatten als solche zu erkennen, wäre ebenso unklug gewesen, wie vereinzelten schlechten Charakteren die geringste Zügellosigkeit hingehen zu lassen. Es war ein Regiment, das sehr auf seine Würde und auf Gerechtigkeit und Höflichkeit hielt, aber das ebensosehr das Fehlen jeder Verhätschelung, die Erzwingung strenger Pflichterfüllung und rasche Bestrafung jeder Missetat billigte.

Behandlung von Gefangenen.

Als wir im letzten Kampf bei San Juan eine Schanze eroberten, hatte Jack Greenway einen Spanier gefangen genommen, und bald darauf traf ich Jack, wie er seinen Gefangenen an einem Strick herumführte. Ich sagte ihm, er solle ihn einem Mann übergeben, der gleichfalls zwei oder drei Gefangene hatte, damit sie alle miteinander hinter die Front geführt werden könnten. Das war das einzige Mal, daß ich Jack gekränkt gesehen habe. „Aber Herr Oberst, kann ich ihn denn nicht für mich behalten?" fragte er in klagendem Ton. Ich glaube, er hatte sich gedacht, der Spanier würde als Beute seines Speers und Bogens einen guten Leibdiener abgeben.

Daß wir im Regiment niemals Unannehmlichkeiten hatten, mag auch mit daran gelegen haben, daß Offiziere und Mannschaften immer redlich miteinander teilten, wenn einmal Not an Lebensmitteln eintrat. Es ist ganz schön und recht, in Zeiten des Friedens und Überflusses Unterschiede im Essen zu machen, wenn alle es gut haben. Aber in harten Zeiten müssen Offiziere und Leute redlich teilen, wenn wirklich das Äußerste geleistet werden soll. Solange ich selbst nur zwei Schiffszwiebacke hatte — denn mehr gab es am Morgen nach dem Gefecht bei San Juan nicht —, konnte sich niemand beklagen; hätte ich aber kleine Privatleckerbissen gehabt, so würden die Leute den eigenen Mangel natürlich sehr schwer empfunden haben.

Bohnen und Requisitionen.

Bald nach dem Gefecht bei Guasimas wurden wir auf knappe Rationen gesetzt, und da ich wußte, daß ziemlich viel Proviant ausgeschifft worden war und am Strande von Siboney lag, marschierte ich mit dreißig bis vierzig Mann hinüber, um zu sehen, ob ich nicht etwas beschaffen und mitbringen könne. Schließlich trieb ich einen Proviantmeister auf, und als er mich fragte, was ich haben wolle, erwiderte ich, „alles was er habe". Darauf sagte er mir, ich möchte mich nur selbst umsehen. Ich fand eine Menge von Säcken mit Bohnen am Strande (es mögen wohl etwa elf Zentner gewesen sein) und sagte dem Beamten, ich brauche elf Zentner Bohnen. Er holte ein Buch mit Vorschriften hervor und zeigte mir die Artikel und Paragraphen, in denen geschrieben stand, daß Bohnen nur für die Offiziersmesse ausgegeben würden. Das konnte mir nichts nützen, was ich ihm denn auch sagte. Er erwiderte, es tue ihm leid, worauf ich entgegnete: „Lange nicht so leid wie mir." Dann überlegte ich mir die Sache und fand mich wieder bei ihm ein, um elf Zentner Bohnen für die Offiziersmesse zu verlangen. „Aber Herr Oberst, Ihre Offiziere können doch unmöglich elf Zentner Bohnen aufessen!" rief er aus, worauf ich antwortete: „Sie haben keine Ahnung, was meine Offiziere essen können." Nun sagte er, daß er den Requisitionsschein nach Washington schicken wolle. Ich erwiderte, das könne er meinetwegen tun, wenn er mir nur die Bohnen überlassen wolle. Er war ein guter Kerl, und wir einigten uns dahin, daß er den Requisitionsschein und ich die Bohnen bekam, obwohl er mir sagte, der Betrag würde mir wahrscheinlich vom Gehalt abgezogen werden.

Die Maultiere des Kaplans.

Irgendeiner Verordnung entsprechend durfte nur der reguläre Train Transporte besorgen, und man nahm an, daß wir im Regiment weder Pferde noch Maultiere hatten. Das war der Theorie nach sehr nett, aber in Wirklichkeit reichte der Train nicht aus. Meine Leute besaßen ein angeborenes Talent für die Beschaffung von Pferden, und ich erfuhr alle Augenblicke, daß sie im Busch verschiedene eingefangene spanische Kavalleriepferde, cubanische Ponys und losgelassene Maultiere angepflöckt hatten. Diese spannte ich dann zusammen und richtete mir einen richtigen kleinen Train ein, mit dem ich einige Tage emsig arbeitete, bis sie es im Hauptquartier erfuhren und die Tiere konfiszierten. Dann mußte ich wieder wohl eine Woche lang warten, bis meine Leute andere Pferde, Ponys und Maultiere zusammengebracht hatten, und währenddessen lebte das Regiment von dem Überfluß, den wir uns beschafft hatten, ehe unsere Tiere konfisziert worden waren.

Alle unsere Leute verstanden sich aufs Ansammeln von Pferden, aber ich glaube doch, daß wir innerhalb unseres Regiments geneigt waren, dem Feldprediger die Palme zuzuerkennen. Es gab im ganzen Regiment keinen

bessern Mann als den Feldprediger, und für unsere Leute konnte ich mir keinen bessern wünschen. Er pflegte die Kranken und Verwundeten, er schonte sich nie und unterzog sich jeder Pflicht. Außerdem besaß er eine angeborene Gewandtheit im Beschaffen von Maultieren, so daß einer seiner Bewunderer erklärte, wenn das Regiment aufgelöst würde, müßten wir eine besondere Medaille für ihn schlagen lassen, mit „einem schreitenden Maultier und einem zurückblickenden Feldprediger" auf der Bildseite. Nach der Kapitulation von Santiago kam ein mir bekannter Geistlicher aus Philadelphia zu General Wheeler ins Hauptquartier und erklärte nach dem Besuch bei dem General, er wolle auch zu den „Rauhen Reitern", weil er ihren Kommandeur kenne. Als er das gesagt hatte, fragte ihn einer von General Wheelers Adjutanten, ein Leutnant Steele, der uns sowohl persönlich wie als Regiment sehr gern hatte und manche unserer Gewohnheiten zu schätzen wußte: „Kennen Sie denn auch Oberst Roosevelts Regiment?" „Nein", sagte der Prediger. „Nun, dann lassen Sie sich von mir raten. Wenn Sie den Obersten besuchen, dann lassen Sie Ihr Pferd ja nicht aus den Augen; und wenn der Feldprediger da ist, dann steigen Sie nur lieber gar nicht vom Pferd!"

Echter kriegerischer Geist.

Wir kehrten nach Montauk Point zurück, und bald darauf wurde unser Regiment aufgelöst. Wir hatten nur etwas mehr als vier Monate im Dienst gestanden, aber es gibt keine vier Monate in meinem Leben, auf die ich mit mehr Stolz und Genugtuung zurückblicke. Ich bin ein ernster und aufrichtiger Freund des Friedens, aber so wie es nun einmal in der Welt zugeht, nimmt die Nation, die nicht zu kämpfen versteht, das Volk, das den rechten kriegerischen Geist und die mannhaften Eigenschaften eingebüßt hat, eine ebenso gefährliche wie unwürdige Stellung ein. Die zukünftige Größe Amerikas hängt in nicht geringem Grade davon ab, ob der amerikanische Durchschnittsbürger die Eigenschaften besitzt, die meine Leute bewiesen, als sie unter mir in Santiago dienten.

Überdies gibt es eine mit diesem Kriege zusammenhängende Sache, die unser Volk niemals vergessen sollte — unser Volk, das den Frieden der Rechtschaffenheit, den Frieden der Gerechtigkeit so aufrichtig liebt, wie auch ich mich schämen würde, ihn nicht zu lieben. Die wahren Friedensprediger, die bestrebt sind, den Tag näher herbeizuführen, an welchem der Friede unter allen Völkern herrschen wird, und die ihrer Sache wirklich vorwärts helfen, sind Männer, die sich niemals besinnen, den gerechten Krieg zu wählen, wenn sie nur zwischen ihm und einem ungerechten Frieden zu wählen haben. Das sind die Männer, die wie Dr. Lyman Abbott jede Friedensbewegung in unserm Lande gefördert haben und nichtsdestoweniger anerkannten, daß es unsere unzweifelhafte Pflicht war, für die Freiheit von Cuba einen Krieg zu führen.

Es gibt jedoch andere Menschen, die den Frieden höher stellen als die Gerechtigkeit und sich so wenig um Tatsachen kümmern, daß sie phantastische Kundgebungen für sofortige internationale Schiedsgerichtspolitik der angeblich von ihnen verfochtenen Sache für nützlich statt für schädlich halten und bemüht sind, die Vereinigten Staaten unfähig zu machen zu internationalem Heil, indem sie vorgeben, uns unfähig machen zu wollen zu internationalem Unheil. Alle Menschen dieser Art und alle Organisationen, die sie geleitet haben, seit wir unsere Laufbahn als Nation antraten, haben alles in allem genommen nicht ein Hundertstel soviel zum Frieden und zur Gerechtigkeit beigetragen, haben nicht ein Hundertstel soviel für uns und für andere Völker getan, wie das Volk der Vereinigten Staaten vollbrachte, als es mit Spanien Krieg führte und mit Redlichkeit und gesundem Menschenverstand an der Lösung der Probleme arbeitete, die aus dem Krieg entstanden.

Eine Lehre des Krieges.

Unsere Armee und Marine, und vor allem unser Volk hat einige Lehren aus dem Spanischen Kriege gezogen und sie zu unserm eigenen Vorteil angewandt. Während des folgenden Jahrzehnts haben sowohl unsere Armee wie unsere Marine sehr große Fortschritte gemacht, und das nicht nur im Material, sondern auch im Personal, und ganz besonders in der Fähigkeit, mit größeren Truppenkörpern umzugehen. Ums Jahr 1908, als unsere Flotte rund um die Welt dampfte, war die Marine in jeder Hinsicht ein ebenso brauchbares Kriegswerkzeug geworden wie irgendeine andere Marine der Welt, Flotte für Flotte betrachtet. Sogar in bezug auf Größe gab es nur eine Nation, nämlich die britische, die uns vollkommen überlegen war; in Anbetracht unserer Beziehungen zu England und allen englisch sprechenden Völkern fiel das für uns nicht ins Gewicht. Von unserm Heer konnte man das natürlich nicht behaupten. Dennoch hat auch seine Tüchtigkeit erheblich zugenommen. Unsere Artillerie stand in bezug auf Schulung und Übung noch weit hinter der Artillerie anderer Großmächte wie Deutschland, Frankreich oder Japan zurück — ein Zustand, dem wir erst damals abzuhelfen begannen. Aber die meisterhafte Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, mit der die etwa 6000 Truppen aller Waffen während der Revolution von 1908 mobilisiert und nach Cuba überführt wurden, bewies, daß wir wenigstens mit unserer Kavallerie und Infanterie endlich so weit gekommen waren, daß wir Expeditionstruppen in vortrefflicher Weise zusammenzuziehen und zu behandeln verstanden. Das ist für eine Nation von unserm Reichtum und unserer Bevölkerungszahl durchaus nichts besonders Rühmenswertes. Der Vergleich wird unangenehm, wenn wir die erstaunlichen Leistungen des heutigen Japan und Bulgarien daneben halten; aber wie die Sache nun einmal liegt, bedeutet es schon einen großen Fortschritt gegen die Zustände des Jahres 1898. (Vgl. zu diesem Kapitel Anhang 2, S. 446 ff.)

Achtes Kapitel.

Gouverneur des Staates New York.

Im September 1898 wurde das Erste Freiwillige Kavallerieregiment mit den übrigen Truppen in Montauk Point ausgeschifft. Kurz darauf wurde es aufgelöst, und einige Tage später stellte mich die republikanische Partei als Kandidaten für das Amt des Gouverneurs von New York auf. Timothy L. Woodruff kandidierte für den Posten des Vizegouverneurs. Er war mein zuverlässiger Freund während unserer ganzen gemeinsamen Amtszeit.

Die Parteilage.

Im Jahre vorher war es bei Gelegenheit der New Yorker Mayorwahl zu einem vollständigen Bruch gekommen zwischen den von Senator Platt beherrschten „Maschine"- oder konservativen Republikanern und dem Teil der Partei, der von der „Maschine" nichts wissen wollte. Infolgedessen war die ganze republikanische Partei in die Brüche gegangen, und zwar nicht nur in der Stadt New York, sondern auch im Staat, wo der demokratische Kandidat für den Posten des Oberrichters, Alton B. Parker, mit einer Mehrheit von 60- bis 80000 Stimmen gewählt wurde. Herr Parker war ein fähiger Mann, die rechte Hand des Herrn Hill, und stand zu den konservativen Demokraten vom Schlage der Wallstreet Leute* in engen Beziehungen. Diese konservativen Demokraten trugen sich mit dem Plan, Herrn Bryan die Herrschaft über die demokratische Partei zu entreißen. Sie begrüßten Parkers Sieg als wahre Gottesgabe. Der Oberrichter wurde sofort als möglicher Präsident in Aussicht genommen und von der New Yorker demokratischen Parteiorganisation und ihren finanziellen Verbündeten in der New Yorker Geschäftswelt sorgfältig für diesen Posten zurechtgestutzt.

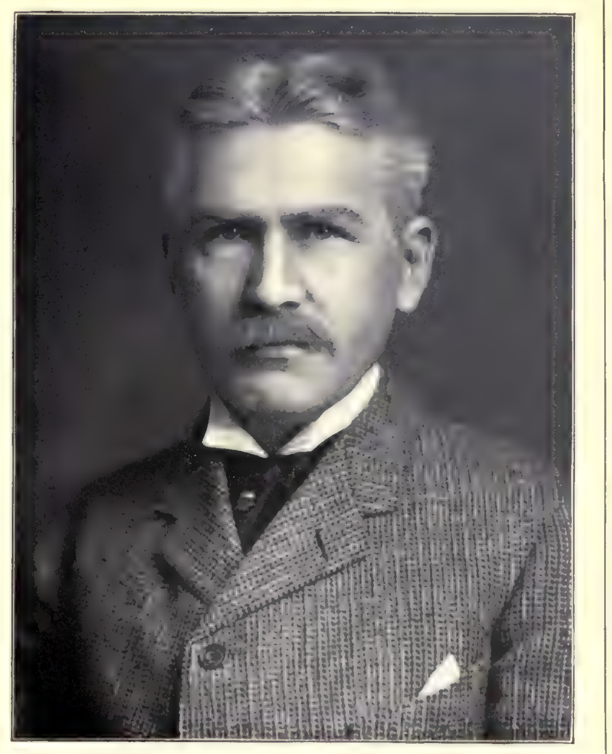
---

* Die Wallstreet, die man als das „Nervenzentrum des gesamten amerikanischen Geschäftslebens", als das „finanzielle Barometer des Landes" bezeichnet, ist der Sitz der Hochfinanz.



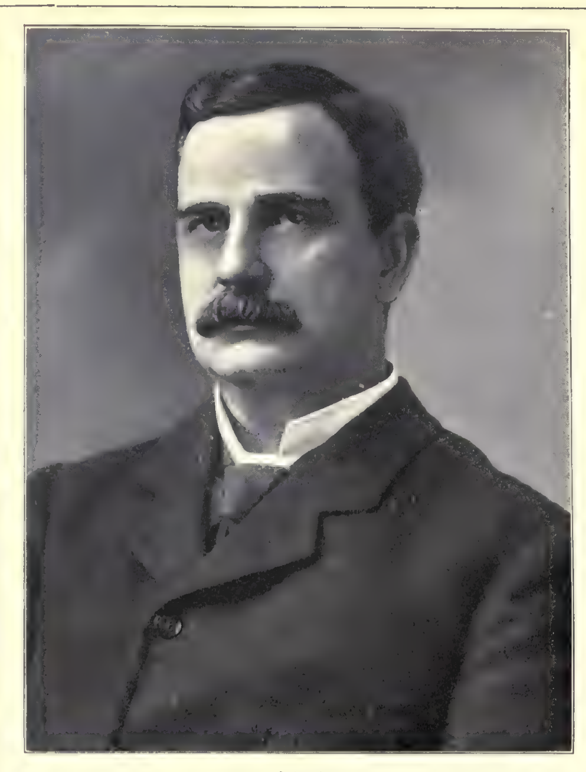
Orville H. Platt.

„Senator Platt wählte mich als Kandidaten. Er war mir gegenüber ganz offen . . er fügte sich dem Urteil derer, die darauf bestanden, daß ich der einzige sei, der Aussicht habe gewählt zu werden."
(S. 209.)



Quigg.

„Herr Quigg sagte, daß er meine Ernennung wünsche und auch glaube, daß sie der Mehrzahl der republikanischen Wähler erwünscht sei.“ (S. 209.)



Odell.

„ . . . damals Vorsitzender der republikanischen Organisation des Staates und später Gouverneur.“ (S. 209.)

Der einzige Weg zu gewinnen.

Die Republikaner sahen ein, daß die Sache sehr ungünstig für sie lag. Infolgedessen befanden sich ihre Parteiführer in gedrückter Stimmung und waren bereit, jeden Kandidaten aufzustellen, der irgendwelche Aussicht auf Erfolg zu bieten schien. Ich war die einzige Persönlichkeit, die in Betracht kam, und unter dem Druck einiger Parteiführer, die diese Tatsache erkannten und ihrerseits dem Druck der öffentlichen Meinung nachgaben, wählte Senator Platt mich als Kandidaten. Er war mir gegenüber ganz offen. Er gab sich keineswegs den Anschein, als ob er mich besonders gern hätte, sondern fügte sich dem Urteil derer, die darauf bestanden, daß ich der einzige sei, der Aussicht habe gewählt zu werden, und deshalb als Kandidat aufgestellt werden müsse.

Unter den Männern, die mich dem Senator Platt aufdrängten (die ihn, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, meinetwegen „totquälten"), standen Herr Quigg, Herr Odell (damals Vorsitzender der republikanischen Organisation des Staates und später Gouverneur) und der jetzige Bundesrichter Herr Hazel in erster Reihe. Letzterer kannte mich nicht persönlich, fand aber, daß die öffentliche Meinung in seiner Stadt, Buffalo, meine Aufstellung erheische und daß der amtierende republikanische Gouverneur Black nicht wiedergewählt werden könne. Herr Odell, der mich nur ganz oberflächlich kannte, war in bezug auf Herrn Blacks Aussichten derselben Meinung, und da er soeben die Parteileitung im Staate übernommen hatte, war ihm sehr daran gelegen, einen Sieg zu erringen. Mit Herrn Quigg war ich recht gut bekannt: seit Jahren hatten wir miteinander zu tun gehabt, während er Berichterstatter bei der „Tribune" war und auch, als er in Montana eine Zeitung herausgab. Er hatte mit mir auf freundschaftlichem Fuße gestanden, während er Kongreßmitglied und ich Zivildienstkommissar war, und oft besuchte er mich und meine Freunde Lodge, Sprecher Tom Reed, Greenhalge, Butterworth und Dolliver; er hatte auch Mayor Strong zugeredet, mich zum Polizeikommissar zu ernennen.

Herr Quigg besucht mich.

Herr Quigg suchte mich in Montauk Point auf, um mich über den Gouverneurposten zu sondieren; Herr Platt war keineswegs für diese Mission begeistert, da er den Spanischen Krieg und meinen Anteil an seiner Herbeiführung entschieden mißbilligte. Herr Quigg suchte mich in meinem Zelt auf und weilte dort ein paar Stunden bei mir; auch mein Schwager, Douglas Robinson, war zugegen. Quigg sprach ganz offen mit mir, sagte, daß er meine Ernennung sehr wünsche und auch glaube, daß sie der Mehrzahl der republikanischen Wähler im Staate erwünscht sei, daß sich indessen die Parteiorganisation und der Staatskonvent doch schließlich den Wünschen des Senators Platt fügen werde. Er teilte mir mit, daß die Parteiführer verschiedener Bezirke sich bereits bei Senator Platt einfänden, Andeutungen über die bevorstehende schwierige Wahl machten, Zweifel an der Möglichkeit

einer Wiederwahl des Herrn Black ausdrückten und fragten, ob es nicht vielleicht ganz gut sein würde, wenn man mich als Kandidaten aufstellte; jetzt, da ich nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt sei, werde diese Bewegung immer mehr um sich greifen, und er (Quigg) sei nicht dafür, daß diese Männer entmutigt und in ihre Ortschaften zurückgeschickt würden, um die erwachende Sympathie für mich zu unterdrücken. Aus diesem Grunde bitte er mich, ihm eine unzweideutige Erklärung darüber abzugeben, ob ich meine Aufstellung wünsche, und wie ich mich im Falle meiner Aufstellung und Wahl zur Parteiorganisation zu stellen gedächte: ob ich Herrn Platt und seine Freunde „anfeinden" würde, oder ob ich mich mit ihnen und den Parteiführern im allgemeinen beraten und ihre Ansichten in bezug auf Parteipolitik und öffentliche Fragen ehrlich in Erwägung ziehen wolle. Er sagte, er sei nicht gekommen, um mir die Kandidatur geradezu anzubieten, und sei auch nicht dazu ermächtigt, ebensowenig dazu, mir irgendwelche Versprechungen und feste Zusagen abzuverlangen. Er wolle nichts weiter von mir als eine offenherzige Erklärung über meine Stellung zu den bestehenden Parteiverhältnissen.

Meine Antwort.

Darauf gab ich zur Antwort, daß ich mich gern aufstellen lassen würde und für diesen Fall verspräche, mich mit Leib und Seele in die Wahlkampagne zu stürzen. Ich sagte, daß ich Herrn Platt ebensowenig wie iergnd jemand anders anfeinden würde, wenn es sich vermeiden ließe; daß mir daran gelegen sei, Gouverneur zu werden, und nicht Parteiführer; daß ich mich gewiß mit der Parteiorganisation beraten würde, wie überhaupt mit jedem, der mir Verständnis und Interesse für öffentliche Angelegenheiten zu haben scheine; daß ich das in der aufrichtigen Hoffnung auf Übereinstimmung in den Ansichten und Absichten tun würde, dabei aber bei allem Entgegenkommen gegenüber der Parteiorganisation von dieser weitgehendste Berücksichtigung des öffentlichen Wohls verlangen müsse; daß ich in jedem Fall nach gründlicher Erwägung der Äußerungen aller über die Sache unterrichteten Personen schließlich nach eigenem Wissen und Gewissen verfahren und den Staat so regieren würde, wie er nach meiner Meinung regiert werden müsse. Herr Quigg erwiderte, diese Antwort entspreche durchaus seinen Erwartungen, kein Mensch könne etwas anderes von mir verlangen, und er würde Herrn Platt getreulich übermitteln, was ich gesagt hätte, was er denn auch tat. Während meiner ganzen Amtszeit hat Herr Quigg sich redlich an unsere Vereinbarung gehalten.*

---

* In einem Brief an mich stellt Herr Quigg fest, was ich vergessen hatte, daß ich ihm auftrug, dem Senator zu sagen, ich würde mich zwar immer gern mit ihm besprechen und hätte nicht die Absicht, der Führer einer besonderen Partei mit einer persönlichen Organisation zu werden; doch müsse ich mit jedermann direkte persönliche Beziehungen pflegen und die Ansicht eines jeden aus erster Hand erhalten, wenn ich es wünschte, weil ich mich nicht damit einverstanden erklären könne, daß einer für alle spreche.

Ein aggressiver Wahlfeldzug.

Nachdem man mich aufgestellt hatte, verfocht ich meine Kandidatur im ganzen Staat auf die energischste und aggressivste Weise. Mein Gegner war ein ehrenwerter Mann, ein Richter, der den Tammany-„Boß" Herrn Croker hinter sich hatte. Mein Bestreben ging dahin, dem Volk klarzumachen, daß nicht der nominelle Kandidat, sondern Herr Croker mein Widersacher sei, daß sie die Wahl hatten zwischen Croker und mir. Croker war ein mächtiger und roher Patron, der Autokrat seiner Partei und eine herrschsüchtige Natur. Aus Gründen, die nur ihm selbst bekannt waren, bestand er darauf, daß Tammany einen ausgezeichneten demokratischen Richter fallen ließ, der wiedergewählt sein wollte. Das verschaffte mir eine willkommene Gelegenheit. Ich ging so aggressiv vor, daß Croker, der ein streitbarer Mann war und keinen Angriff ruhig hinnahm, selbst in die Schranken trat. Es gelang mir, die öffentliche Meinung davon zu überzeugen, daß der ganze Streit auf einen Kampf zwischen ihm und mir hinauslief, und wider alle Erwartung trug ich mit einer schwachen Mehrheit von achtzehntausend Stimmen den Sieg davon.

Wie ich bereits gesagt habe, hängt jeder Reformbewegung etwas Verrücktes an. Mindestens neun Zehntel aller aufrichtigen Reformer unterstützten mich; aber die Ultra-Friedensleute, die sogenannten Anti-Imperialisten oder Anti-Militaristen, die Männer, die den „Frieden um jeden Preis" wollten, gaben Croker den Vorzug; und ein anderer Trupp von Extremen, die anfangs eifrig darauf bestanden hatten, ich müßte auf Platt „gehetzt" werden, traten mir entgegen, sobald Platt mich unterstützte, eben weil er mich unterstützte. Nach der Wahl schrieb mir John Hay folgendes: „Während Sie Gouverneur sind, kann die Partei, glaube ich, so stark gemacht werden wie nie zuvor. Sie haben bereits bewiesen, daß ein Mann durchaus ehrenhaft und doch praktisch sein kann: ein Reformer aus innerem Drang und ein kluger Staatsmann, tapfer, kühn und unnachgiebig, und doch kein wilder Esel aus der Wüste. Das Schauspiel, das die berufsmäßigen „Unabhängigen" gaben, indem sie aus keinem anderen Grunde in der Welt, als weil jemand anderes für Sie stimmte, gegen Sie stimmten, ist eine Lehre, die Gold wert ist."

Die Furcht vor Herrn Bryan.

In jener Zeit hatte die „Boß"-Herrschaft ihren Höhepunkt erreicht. Das Silberwährungsprogramm der Bryanschen Kandidatur des Jahres 1896 erschien so bedrohlich für die Geschäftswelt, daß Geschäftsleute wie Arbeiter und Handwerker sich bereitwillig der republikanischen Partei in die Arme warfen. Östlich des Mississippi wurden weit mehr republikanische Stimmen für Herrn McKinley abgegeben, als in den Tagen, wo es sich um die Existenz der Nation handelte, für Abraham Lincoln. Herr Bryan verfocht manche im Interesse der ärmeren Stände hochnötige Reformen, aber sein Programm umfaßte viele volkswirtschaftliche und andere

Vorschläge, deren Verwirklichung unser ganzes Volk in noch weit ärgere Zustände hineingestürzt haben würde, als die waren, die er zu bessern trachtete. Zu den Anhängern der Silberwährung zählten ehrliche und rechtschaffene Leute, die gute Gründe für ihre Stellungnahme anzuführen vermochten; aber in ihren Reihen befanden sich, und zwar in beherrschender Stellung, alle diejenigen, die an die Nichtanerkennung der nationalen Staats- und privaten Schulden glaubten, und nicht nur die Geschäftsleute, sondern auch die Arbeiter begannen zu fühlen, daß unter solchen Umständen kein Preis zu hoch wäre, um den Triumph der Demokraten zu vereiteln. Die Angst vor Herrn Bryan trieb fast alle bedeutenden Männer aller Stände in die Arme eines jeden, der ihn bekämpfte.

Die republikanischen Parteiführer, die schon große Macht besaßen und ziemlich eng mit den privilegierten Interessen verbündet waren, erkannten jetzt, daß ihnen alles nach Wunsch ging. Brave und hochgesinnte Leute konservativer Richtung spielten in ihrer Angst den ultrareaktionären Männern der Politik und Geschäftswelt in die Hände. Das Bündnis zwischen den beiden Arten der Privilegierten, den politischen und finanziellen, ruhte auf festem Grunde, und sobald man es zu sprengen versuchte, erhob sich sofort das Kriegsgeschrei, daß dies nur wieder ein Angriff auf die nationale Redlichkeit und auf die individuelle und geschäftliche Lauterkeit sei. Wie so oft, hatten die Ausschreitungen und Drohungen eines unklugen und übertriebenen Radikalismus nur dazu geführt, die Stellung derjenigen zu stärken, die aus der Reaktion Nutzen zogen. Dies war die Zeit, wo die Standard Oil Company (die Gesellschaft, die das Petroleummonopol besaß) eine so weitgehende und korrupte Herrschaft über die pennsylvanische Politik errang, daß es schwer ist sie zu schildern, ohne der Übertreibung bezichtigt zu werden.

Herr Platt und die großen Geschäftsleute.

Im Staate New York war Senator Platt das unumschränkte Haupt der republikanischen Partei. Die gesamte Hochfinanz stand hinter ihm, doch hatte man damals noch kein rechtes Verständnis für dieses wichtigste Element seiner Macht. Ich selbst habe es erst begriffen, als ich zum Gouverneur gewählt worden war. Wir waren es noch gewöhnt, von der Parteiorganisation oder „Maschine" zu sprechen, als ob sie etwas rein Politisches sei, womit das Geschäft nichts zu tun habe. Ich bin überzeugt, daß Senator Platt seine politische Stellung nicht benutzte, um sein Privatvermögen zu vergrößern — darin unterschied er sich wesentlich von vielen andern politischen Größen. Er lebte in Hotels und hatte keine kostspieligen Passionen. Ich fand sogar, daß er sich für nichts anderes als für Politik und in Ausnahmefällen für eine sehr trockene, mit keinerlei moralischen Folgerungen zusammenhängende Theologie interessierte. Meiner Überzeugung nach hat Senator Platt überhaupt niemals Geld von irgendeiner Korporation erhalten, um es zum Durchsetzen besonderer gesetzlichen Maß-

nahmen zu verwenden. Die Gelder wurden in Gestalt von Beiträgen zu Wahlkampagnen und als Stiftungen zum Nutzen der Partei geleistet, und nach Zahlung dieser Beiträge war niemals von irgendwelchen Gegenleistungen die Rede*. Das Geld wurde ganz einfach in Senator Platts Hände gelegt und von ihm als Kriegskasse benutzt. Er verteilte es auf die Bezirke, wo die Kandidaten und Parteiführer der Unterstützung besonders benötigten. Diesen wurde in der Regel auch keinerlei Versprechen dafür abverlangt, ebenso-wenig wie die Geschäftsleute ein solches von Senator Platt oder seinen Helfern verlangten. Solche Versprechen waren unnötig. Es war eine „Vereinbarung unter Gentlemen". Der Senator sagte einmal zu mir, wenn der Charakter eines Mannes derartig sei, daß man ihm ein Versprechen abnehmen müsse, so beweise das ganz deutlich, daß sein Versprechen nichts wert sein werde, nachdem er es gegeben habe.

Zwei Arten der Parteiunterstützung.

Es darf nicht vergessen werden, daß manche der schlimmsten Bräuche der „Maschine" bei derartigen Vereinbarungen nur Tugenden am verkehrten Platz bedeuteten: Tugenden, die aus dem richtigen Verhältnis zu ihrer Umgebung herausgerissen waren. Ein junger Mann konnte seine Wahl in einem unsichern Bezirk vielleicht durchsetzen, weil Herr Platt ihm beistand: er war vielleicht ein anständiger junger Mensch, der nicht Geld genug für eine Wahlkampagne besaß und dann doch siegte, nur weil Platt von selbst seine Not herausfand und ihm das Geld vorschoß. Ein solcher Mann war natürlich dankbar und schloß sich gerade seiner guten Eigenschaften wegen den korrupten Nachtretern und unredlichen Politikern an, um ein Bestandteil der Plattschen „Maschine" zu werden. Herr Platt seinerseits wurde von den Geschäftsleuten, denen, die große Summen beisteuerten, als ehrenwerter Mann anerkannt, nicht nur als Mann von Wort, sondern als ein Mann, bei dem man darauf rechnen konnte, daß er nach jeder empfangenen Gunst sein möglichstes tun würde, um seine Schuld bei jeder Gelegenheit abzutragen. Ich glaube, daß in der Regel sowohl die Beisteuernden wie der Empfänger der aufrichtigen Meinung waren, daß die stillschweigende Vereinbarung durchaus in der Ordnung und sogar der Sache der guten Politik und des Geschäftslebens dienlich sei, und tatsächlich glaube auch ich, daß dies bei den meisten Beitragszahlungen wirklich

* Jedes Volk hat seine eigenen Lieblingssünden, gegen die es Nachsicht übt, und andererseits solche, die es für höchst verwerflich hält. In Amerika sind wir besonders empfindlich gegen große Geldbeiträge, für die die Geber eine Belohnung erwarten. In England, wo das Niveau in mancher Hinsicht höher ist als hier, werden solche Beiträge als etwas Selbstverständliches entgegengenommen, ja als eins der Mittel, durch die reiche Leute den Adel erlangen. Es wäre in den Vereinigten Staaten beinahe eine Unmöglichkeit, daß jemand durch bloße Beitragsleistungen zur Wahlkampagne einen Sitz im Senat gewänne, während Sitze im britischen Oberhaus oft auf diese Weise erlangt worden sind, ohne daß irgendwelcher Skandal daraus entstand.

der Fall war, und daß das einzige, was man an dieser Art von Beiträgen aussetzen konnte, darin bestand, daß sie nicht öffentlich gemacht wurden — und in jener Zeit waren sich weder die Parteien noch das Publikum darüber klar, daß Öffentlichkeit etwas Notwendiges ist, und hatten auch noch kein genügendes Verständnis für die Gefahren des „unsichtbaren Reichs", dem gerade die Heimlichkeit zum Gedeihen verhalf. Die meisten Beisteuernden dieses Schlages verlangten nichts Persönliches für ihre Beiträge und entrichteten sie aus aufrichtigem Patriotismus, indem sie dafür nur erwarteten, daß die Regierung auf einer richtigen Grundlage geleitet würde. Bedauerlicherweise war es in der Praxis außerordentlich schwer, diese Männer von jenen andern zu unterscheiden, die ihre großen Beiträge in der Erwartung an die Parteiführer zahlten, daß ihnen daraus auf Kosten der Allgemeinheit greifbare und persönliche Vorteile (an denen auch die Parteiführer Anteil hatten) erwachsen würden. Es war sehr schwierig, eine Grenze zwischen diesen beiden Arten von Beiträgen zu ziehen.

Korporationen als Beitragszahler.

Es gab nur eine Art von Geldbeisteuer, bei der sowohl der Beisteuernde wie der Empfänger meiner Ansicht nach unmöglich darüber in Zweifel sein konnte, was es mit dieser Beisteuer auf sich hatte. Das waren die Fälle, wo große Korporationen Beiträge an beide politische Parteien zahlten. Ich erfuhr von einem solchen Fall, wo eine große Korporation, die viel mit Staatsbeamten zu tun hatte, bei einer Wahlkampagne im Staate ganz offen etwa hunderttausend Dollar zu einer Wahlkasse beisteuerte und fünfzigtausend Dollar zu der der Gegenpartei — und wenn ich nicht irre, noch weitere Beiträge im Verhältnisse von je zwei Dollar für eine Partei zu einem Dollar für die andere leistete. Die Korporation war demokratisch, und die großen Beiträge flossen den demokratischen Parteiführern zu. Der Republikaner wurde gewählt, und als es sich bald nachher um eine Sache handelte, bei der die Interessen der Korporation zu denen der Allgemeinheit in Widerspruch standen, trat einer der Parteiführer ganz offen an den gewählten (ein hohes Staatsamt bekleidenden) Kandidaten heran und legte ihm die Sachlage ehrlich klar. Der Betreffende war nicht wenig erstaunt und sagte: „Ich dachte, Soundso und Genossen wären Demokraten und hätten zum demokratischen Wahlfonds beigesteuert." „Das haben sie auch," lautete die Antwort, „sie haben doppelt soviel zu der gegnerischen Wahlkasse beigetragen wie zur unsrigen; wenn sie aber eine Ahnung davon gehabt hätten, daß Sie tun würden, was Sie jetzt vorhaben, so hätten sie die ganze Summe, und noch mehr, unsern Gegnern zugewendet." Der Staatsbeamte erwiderte, es tue ihm sehr leid, wenn jemand unter falschen Voraussetzungen Zahlungen geleistet habe, indessen sei das nicht seine Schuld, da er seine Stellung klar und deutlich dargelegt habe; natürlich habe er nicht Geld genug, um zurückzuerstatten, was ohne sein Wissen beigesteuert worden sei, und er könne deshalb nur

sagen, daß jeder, der zu seinem Wahlfonds beigesteuert habe in der Erwartung, daß die Annahme dieser Summe den Empfänger am Erfüllen einer Pflicht gegen das allgemeine Wohl verhindern würde, sehr im Irrtum gewesen sei.

Die Herrschaft der Parteiführer.

Herr Platt und seine Helfer beherrschten die Parteiorganisation fast unumschränkt. Dann und wann entstanden Zwistigkeiten zwischen den Parteiführern oder aufrührerische Bewegungen, aber der gewöhnliche Staatsbürger vermochte, außer in einigen wenigen Bezirken, gar nichts über die Leitung seiner Partei. Es gab indessen viele brave Männer unter den Politikern: Männer, die entweder aus Bezirken stammten, in denen die Parteileitung in den Händen der Allgemeinheit lag, oder die das aufrichtige Streben nach Bürgertugend seitens eines großen Parteimannes oder einer Gruppe von solchen verkörperten, oder schließlich Männer, die eingestandenermaßen von Parteiführern, welche selbst nicht den geringsten Sinn für Bürgertugend besaßen, aus bloßen Nützlichkeitsgründen als Kandidaten aufgestellt worden waren. Als ich für den Gouverneurposten aufgestellt wurde — wie auch später, als Herr Hughes zum ersten- und zweitenmal kandidierte — war es ein Ding der Unmöglichkeit, ohne Einwilligung der Parteiführer zu kandidieren. In beiden Fällen wählten die Parteiführer Männer, an denen ihnen nichts lag, weil sie die einzigen waren, mit denen sie hoffen konnten zu siegen. Bei Herrn Hughes kam natürlich auch noch ein Druck seitens der Bundesverwaltung hinzu. Aber diese Partei-„Bosse" sind niemals in ehrlichem Kampf überwunden worden, wenn sie sich zum Kampf entschlossen hatten, bis Herr Stimson im Jahre 1910 durch den Konvent in Saratoga als Kandidat für den Gouverneurposten aufgestellt wurde.

Die Politik als Beruf.

Senator Platt besaß dasselbe angeborene Talent für die Politik, die ihm am Herzen lag, das manche großen Wallstreet-Männer für eine nicht ganz unähnliche Art von Geldgeschäften an den Tag gelegt haben. Sie war sein Hauptinteresse, und er widmete sich ihr unausgesetzt. Auch mit seinen Privatgeschäften hatte er eine glückliche Hand, aber in der Politik ging er völlig auf und beschäftigte sich das ganze Jahr hindurch jeden Tag mit ihr. Er hatte ein vortreffliches Organisationssystem aufgebaut, und die erforderlichen Mittel kamen von Korporationen und reichen Leuten, die auf die von mir geschilderte Weise beisteuerten. Die Mehrzahl der Leute, die eine angeborene Begabung für die Parteiführerschaft besaßen, wie sie in der New Yorker Politik herrschte, wendeten sich Herrn Platt als ihrem natürlichen Führer zu und halfen ihm beim Aufbau der Organisation, bis diese unter seiner Leitung mächtiger und einflußreicher wurde als irgendeine andere republikanische „Maschine" im Lande, mit Ausnahme der pennsylvanischen. Die demokratischen Organisationen in manchen großen Städten

(wie z. B. New York und Boston) und die demokratische Organisation in den ländlichen Bezirken des Staates New York unter Herrn David B. Hill waren vielleicht noch mächtiger, da die Parteiführer dort noch unumschränkter herrschten und die Parteigänger an ein höheres Maß von Gehorsam gewöhnt waren. Es wäre ganz verkehrt, wenn man annehmen wollte, daß Senator Platts Helfershelfer allesamt schlechte oder von unwürdigen Beweggründen getriebene Menschen waren. Er hat unzähligen Leuten Gefälligkeiten erwiesen und sich die Dankbarkeit vieler braven Bürger erworben. Besonders in den ländlichen Bezirken gab es eine große Anzahl von Ortschaften, wo seine Organisation die Mehrzahl der besten, bedeutendsten und wohlhabendsten Einwohner zu ihren Mitgliedern zählte. Viele seiner besten und tüchtigsten Leute waren uneigennützige Männer von vortrefflichem Charakter.

Der Widerspruch der „Seidenstrümpfe".

Herr Platt und seine „Maschine" hatten immer viele Widersacher gehabt, aber die Führer dieser Opposition gehörten meist den von Abraham Lincoln als „Seidenstrümpfe" bezeichneten Kreisen an, und manches daran erregte unter den einfachen Leuten ebensoviel Spott, wie die Organisation selbst Zorn und Abneigung erweckte. Viele von Senator Platts Widersachern empfanden mehr aus ästhetischen als aus moralischen Gründen eine Abneigung gegen ihn und seine Methoden, und die Mehrzahl des Volkes fühlte das halb unbewußt und wollte sich einer solchen Führerschaft nicht unterwerfen. Die Männer, die ihm auf diese Weise Opposition machten, waren auf ihre Art brave Bürger, hervorragende Mitglieder geselliger Klubs und philanthropischer Vereine, bemittelte Personen und oft auch tüchtige Geschäftsleute. Sie hatten eine Abneigung gegen rohe und ordinäre Politiker und verurteilten aufrichtig alle Mängel, die von Leuten ihrer Kaste erkannt und unangenehm empfunden wurden. Sie hatten nicht das geringste Verständnis für die Bedürfnisse, Interessen, Gedankengänge und Überzeugungen des durchschnittlichen kleinen Mannes, und der kleine Mann fühlte das, obwohl er es nicht auszudrücken vermochte, und meinte, daß sie sich nicht wirklich für seine Wohlfahrt interessierten und ihm von seinem Gesichtspunkt aus nichts besseres böten als die „Maschine".

Wenn Reformer dieser Art Herrn Platt zu bekämpfen versuchten, so stellten sie gewöhnlich entweder irgendeine ziemlich unfähige, wohlwollende Persönlichkeit auf, die alle Tage badete und nicht stahl, aber deren einziger Vorzug die „Ehrbarkeit" war, und die nichts von den großen, grundlegenden Fragen verstand, die uns beschäftigten, oder einen großen Geschäftsmann oder hervorragenden Korporationsadvokaten, der fest zu dem Unrecht und der Ungerechtigkeit unseres volkswirtschaftlichen Systems hielt und den gewöhnlichen kleinen Leuten weder durch seine Persönlichkeit noch durch sein Programm das Vertrauen einflößte, daß dieser Wechsel für sie von wesentlichem Nutzen sein werde. Wie recht sie darin hatten, erwies sich sehr



Tammany-Boß-Croker.

„Mein Bestreben ging dahin, dem Volk klarzumachen, daß nicht der nominelle Kandidat, sondern Herr Croker mein Widersacher sei, daß sie die Wahl hatten zwischen Croker und mir.“ (S. 211.)



George W. Perkins.

„Ich bewog Herrn Perkins, in die Palisaden-Park-Kommission einzutreten . . . um die Palisaden vor Vandalismus und Zerstörung zu bewahren.“ (S. 232.)



Paulistenpater Doyle.

„Mit den Paulisten war ich während meiner Amtszeit als Polizeikommissar in sehr enge Beziehungen getreten." (S. 240.)

bald dadurch, daß die ästhetischen — im Gegensatz zu den aufrichtig moralischen — Reformer es fast immer mit den Parteiführern gegen das Volk hielten, sobald eine grundlegende wirtschaftliche oder soziale Reform in Frage kam.

Die Gleichgültigkeit der Wähler.

Als ich Gouverneur wurde, war das Gewissen des Volkes durchaus noch nicht so geweckt worden, wie es seitdem geschehen ist. Das Volk tat und billigte damals viele Dinge als ganz selbstverständlich und angebracht, die es jetzt nicht dulden würde. Es hatte noch keinen klaren Begriff davon, was für Wünsche es in bezug auf Reformen hegte. Im ganzen billigte und duldete es die sogenannte „Maschine", und es waren noch keine nennenswerten Reformer erstanden, die darauf bedacht waren, die Bedürfnisse des Volkes ausfindig zu machen, und den edlen Vorsatz hegten, in anständiger Weise alles Nötige durchzuführen, um diesen Bedürfnissen abzuhelfen. Ich war jahrelang so viel mit ihnen in Berührung gekommen, daß ich sowohl die „Maschine" wie die „Seidenstrümpfe" gründlich kannte. Die „Maschine" als solche besaß gar keine Ideale, obwohl viele der Leute, aus denen sie bestand, welche hatten. Andererseits hatten die Ideale der „Seidenstrümpfe" nichts mit den wirklichen Lebensfragen unseres Volkes zu tun, und merkwürdigerweise waren diese Seidenstrümpfe in bezug auf internationale Fragen durchaus nicht zuverlässiger als der durchschnittliche unwissende Demagoge oder die kurzsichtigen Beutepolitiker. Ich hatte das Gefühl, daß diese Leute sich als schwankendes Rohr erweisen würden, wenn man sich im Kampf um die Besserung sozialer und industrieller Zustände auf sie verlassen wollte.

Appell an das Volk.

Ich besaß weder die Schulung noch die Fähigkeit, die mich instand gesetzt hätten, mich auf ihrem eigenen Gebiet mit Herrn Platt und seinen „Maschine"-Leuten zu messen. Überdies glaubte ich auch nicht, daß der Versuch, unter den obwaltenden Umständen eine eigene „Maschine" zu bauen, den Erfordernissen der Situation, soweit das Volk in Betracht kam, entsprechen würde. Deshalb versuchte ich es erst gar nicht, mir eine eigene „Maschine" zu schaffen, sondern handelte konsequent nach dem Grundsatz, über die Köpfe der Staatsbeamten und Parteiführer hinweg direkt an das hinter ihnen stehende Volk zu appellieren. Die „Maschine" übte z. B. einen mehr oder minder starken Einfluß auf die Mehrheit der Mitglieder des gesetzgebenden Körpers aus; aber wenn es zum Äußersten kam, war der Einfluß des hinter den Parlamentsmitgliedern stehenden Volkes doch noch stärker. Ich kam also zu der Überzeugung, daß die einzige Art, wie ich die Parteityrannen im Notfall zwingen konnte (und das wollte ich eben nur im Notfall versuchen), darin bestand, daß ich mich nicht etwa mit der „Maschine" einließ und auf berufsmäßige Reformer ver-

traute, sondern so direkt und nachdrücklich wie nur möglich an die Masse der Wähler appellierte — an das Volk, an die Männer, die ihren Vertretern, sobald sie nur aufgerüttelt wurden, ihren Willen aufnötigen konnten. Mein Erfolg hing davon ab, ob ich die Leute in den verschiedenen Bezirken dazu bringen konnte, die Dinge mit meinen Augen anzusehen und einen so tätigen Anteil an den Geschäften zu nehmen, daß sie imstande waren, einen Zwang auf ihre Vertreter auszuüben.

Es gab einige wenige unter den Senatoren und Kongreßmitgliedern, an die ich herankommen konnte, indem ich sie persönlich aufsuchte und ihnen meine Argumente unterbreitete; aber die meisten standen zu sehr unter dem Einfluß der „Maschine", als daß ich sie hätte losreißen können, wenn nicht die große Masse des Volkes tatkräftig hinter mir stand. Indem ich an das Volk als ganzes appellierte, hatte ich es mit einer ganz andern Wählerschaft zu tun als die war, die sich besonders in großen Städten gern als „das bessere Element" und als den besonderen Vertreter der Reform und guten Bürgertums ansah. Ich stand schlauen, dickköpfigen, gutmütigen Männern und Frauen gegenüber, die hauptsächlich durch die schwere Arbeit des Brotverdienens in Anspruch genommen waren und von Schrullen nichts wissen wollten, und die allmählich zu der Überzeugung gelangt waren, daß alles, was mit dem Wort „Reformer" zusammenhing, nicht viel mehr wert war als alles, was mit dem Wort „Politiker" zusammenhing — sie waren sehr geneigt, Tom Reeds Behauptung beizupflichten, daß Dr. Johnson, als er den Patriotismus als die letzte Zuflucht eines Hallunken bezeichnete, die unendlichen Möglichkeiten nicht kannte, die das Wort „Reform" bietet. Diese Männer und Frauen mußte ich von der Redlichkeit meiner Absichten und überdies von meiner Tüchtigkeit und meinem gesunden Menschenverstand überzeugen. Sie waren zumeist eifrige Parteigänger, und ein Frevel mußte schon sehr groß und offenbar sein, wenn sie auch nur teilweise von ihren Parteineigungen losgerissen werden sollten. Außerdem hatten sie sehr wenig Interesse für einen bloßen Kampf zwischen Persönlichkeiten. Die Seidenstrumpf-Reformideen des Herrn Platt machten auf sie fast gar keinen Eindruck. Eins wußte ich genau: wenn man sie davon überzeugt hätte, daß ich nur einen Parteikampf gegen ihn führte, bei dem es nur auf den Sieg seines oder meines Ehrgeizes ankäme, wären sie sofort gleichgültig geworden, und die Schlacht wäre für mich verloren gewesen.

Das Volk antwortet.

Aber ich fühlte, daß ich stets auf ihre Unterstützung rechnen durfte, wenn ich ihnen klarmachen konnte, daß es sich nicht um einen Kampf um des Kampfes willen, nicht um einen Parteizwist zwischen mir und Senator Platt und seiner Parteiorganisation handelte, sondern um einen Kampf, den ich aus Pflichtgefühl um wirkliche, greifbare Dinge führte, wie z. B. um die Förderung der Tüchtigkeit und Redlichkeit der Regierung, sowie darum, daß mächtige Geldmänner gezwungen werden sollten, in ihrem Verhalten auf die Allgemein-

heit die nötige Rücksicht zu nehmen. Das Volk war auf meiner Seite, als ich darauf bestand, daß das Kanalamt, das Versicherungsamt und alle übrigen Zweige der Staatsregierung wirksam und redlich verwaltet werden müßten; es war auf meiner Seite, als ich darauf bestand, daß reiche Leute, die Privilegien genossen, dem Staate zahlen müßten, was sie von Rechts wegen zu zahlen schuldig waren; und es stand auf meiner Seite, als ich bei den Streiks in Buffalo und bei dem Bau der Wasserleitung in Croton sofort die Militärmacht des Staates aufbot, um Aufruhr und Gewalttätigkeit zu unterdrücken.

Beim letzten Fall waren meine Hauptkritiker und Widersacher die Lokalpolitiker, die sich dem Willen der Arbeiter beugten, aber bei allen Fällen der beiden ersten Kategorien hatte ich ernste Schwierigkeiten mit der „Maschine". Ich tat immer mein möglichstes, um Herrn Platt und die „Maschine" zu bewegen, sich meiner Ansicht anzuschließen und sie durch mehrfache persönliche Unterredungen davon zu überzeugen, daß ich Recht hätte. Niemals habe ich sie absichtlich angefeindet oder gedemütigt. Es lag mir durchaus nichts daran, sie zu demütigen oder als Sieger über sie zu erscheinen; mir lag nur daran, die Dinge durchzusetzen, die meines Erachtens für die Männer und Frauen des Staates notwendig waren. Konnte ich sie schließlich überreden, mich zu unterstützen, nun, so war es gut: dann fuhr ich fort, in freundschaftlichstem Einvernehmen mit ihnen zusammen zu arbeiten.

Ein offener ehrlicher Kampf.

Gelang es mir aber nach mehrfachen, beharrlichen Bemühungen nicht, so ließ ich es auf einen offenen und ehrlichen Kampf ankommen, und meistens erreichte ich dann meinen Zweck und setzte das erwünschte Gesetz durch. In der Theorie hat die ausführende Gewalt nichts mit der Gesetzgebung zu tun. In der Praxis aber muß die Exekutive, wie die Dinge nun einmal liegen, die besondere Vertreterin des Volkes in seiner Gesamtheit sein. Sehr oft bietet das Eingreifen der Exekutivgewalt das einzige Mittel, durch das das Volk die Gesetze erlangen kann, die es haben will und haben muß. Deshalb muß ein guter Gouverneur unter den gegenwärtigen Verhältnissen im amerikanischen politischen Leben tatkräftig darauf bedacht sein, nicht nur seine Exekutivpflichten unter ausschließlicher Berücksichtigung der öffentlichen Wohlfahrt zu erfüllen, sondern auch für eine gute Gesetzgebung Sorge zu tragen. Mehr als die Hälfte meiner Arbeit als Gouverneur von New York bestand darin, daß ich für die Durchsetzung notwendiger und wichtiger Gesetze sorgte. Das gelang mir nur, indem ich das Interesse des Volkes wachrief und es zwang, seine Aufmerksamkeit auf das zu richten, was geschah.

Ein Gesinnungswechsel.

Allmählich erwachte das Volk mehr und mehr zu dem Bewußtsein der Tatsache, daß die „Maschine"-Politiker ihm nicht die Art von Regie-

rung verschafften, die es sich wünschte. Als dieses Bewußtsein sich immer mehr verbreitete — und zwar nicht nur in New York oder irgendeinem andern Einzelstaat, sondern in der ganzen Nation — begann die Macht der Parteiführer zu schwinden. Und nun begab sich etwas Merkwürdiges. Die gewerbsmäßigen Reformer, die am ärgsten über diese Parteiführer gezetert hatten, fingen an, ihre Ansicht ihnen gegenüber zu ändern. Zeitungsredakteure, Universitätspräsidenten, Korporationsadvokaten und große Geschäftsleute, alle miteinander hatten die Parteiführer angeklagt und sich an allen gegen sie gerichteten Reformbewegungen beteiligt, solange sich diese Reformen nur mit oberflächlichen Dingen befaßten oder auch mit wesentlicheren Dingen, die sie und ihre Genossen nicht berührten. Aber die Mehrzahl dieser Männer trat auf die Seite der Parteiführer, als es klar ersichtlich wurde, daß diese große neue Bewegung sich ebensowohl gegen die Privilegien im Geschäftsleben wie gegen die Privilegien in der Politik richtete, daß sie es ebensosehr auf soziale und industrielle wie auf politische Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit abgesehen hatte. Der große Korporationsadvokat, der den Parteiführer bei Dingen, die seiner Ansicht nach rein politischer Natur waren, beharrlich angefeindet hatte, stand Schulter an Schulter mit ihm, als die Reformbewegung die Gestalt eines direkten Angriffs auf die Verquickung von Geschäft und Politik annahm, die so viel dazu beigetragen hat, das Privilegium in der Volkswirtschaft auf den Thron zu erheben.

Dieselben Reformer, die über politische Korruption zeterten, wenn diese sich durch feile „Maschine"-Anhänger über ihre eigenen Kandidaten hermachte, zollten ihr krampfhaft Beifall, sobald diese selben Politiker sie gegen Männer benutzten, deren politisches und industrielles Programm den Reformern nicht paßte. Ich war instinktiv und von Natur von jeher Demokrat gewesen, aber wenn ich der Bekehrung zum demokratischen Ideal Amerikas bedurft hätte, würde das den Anstoß dazu gegeben haben, was ich nicht nur bei den meisten reichen Leuten, sondern auch bei denen, die sich ihrer Erziehung und Bildung rühmten, erlebte, als wir wirklich redlich anfingen, die Verkehrtheiten und Ungerechtigkeiten unseres sozialen und industriellen Systems zu bekämpfen und gegen die verantwortlichen Männer vorzugehen, wie hohe Stellungen sie auch im Geschäftsleben oder in der Politik, als Advokaten oder als Richter einnehmen mochten. Erst als ich Gouverneur war, und ganz besonders während des Kampfes um die Steuerfreiheitsvorlage, begann ich mir zum erstenmal über die wahren Gründe dieses Verhaltens sehr reicher Leute und derer, die nach ihrer Pfeife tanzten, vollständig klar zu werden.

„Wen wir auch wählen".

Sehr bald nach meinem Siege in dem Rennen um den Gouverneurposten machte ich einige Erfahrungen mit Senator Platt, die auf wahrhaft amüsante Weise bewiesen, welche unbedingte Herrschaft der „Boß" in

der damaligen Politik ausübte. Senator Platt, der im persönlichen Verkehr mit mir immer außerordentlich nett und freundschaftlich war, bat mich eines Tages, doch einmal mit ihm zu besprechen, was in Albany geschehen solle. Er hatte die zwei oder drei Männer bei sich, die dem Namen nach die Häupter der Partei waren. Sie waren seine Gehilfen, die ihn berieten und beeinflußten, deren Ratschläge er oft befolgte, die aber schließlich doch nur seine Anordnungen ausführten, wenn er zu einem endgültigen Entschluß gelangt war. Nach einigem Hinundher fragte der Senator, ob ich irgendein Mitglied des Repräsentantenhauses hätte, das ich in ein Komitee hineinhaben möchte, und er setzte hinzu, daß die Komitees jetzt gerade zusammengestellt würden. Ich verneinte und drückte meine Verwunderung über das aus, was er gesagt hatte, da meines Wissens die neugewählten Mitglieder des Hauses sich noch gar nicht über den Sprecher geeinigt hatten, der diese Komitees zu ernennen hatte. „O," entgegnete der Senator mit einem nachsichtigen Lächeln, „geeinigt haben sie sich noch nicht über ihn, aber natürlich wird derjenige, den wir für das Sprecheramt wählen, sich im voraus verpflichten, die von uns gewünschten Ernennungen vorzunehmen." Ich sagte mir in meinem Herzen, daß sie eine Enttäuschung erleben sollten, falls sie etwa mit dem neugewählten Gouverneur ebenso zu verfahren versuchten.

Ernennungen.

Hierzu fand sich schon nach einigen Tagen eine Gelegenheit. Unter der vorhergehenden Verwaltung war es zu sehr unangenehmen Skandalen über den Eriekanal gekommen, und diese Skandale hatten bei der Wahlkampagne um den Gouverneurposten eine Hauptrolle gespielt. Der Bau dieses Kanals stand unter der Aufsicht des Inspektors der Öffentlichen Arbeiten. Unter den damaligen Geschäftsverhältnissen war dies das bei weitem wichtigste der mir unterstellten Ämter, und ich hatte die Absicht, dieses Amt einem Mann von hervorragendem Charakter und ausgezeichneten Fähigkeiten zu übertragen, bei dem man sich darauf verlassen konnte, daß er seine Aufgaben nicht nur redlich und tüchtig, sondern auch ohne Rücksicht auf politische Dinge durchführen würde. Etwa acht Tage nach jenem Gespräch über den Sprecher ließ Senator Platt mich bitten, zu ihm zu kommen (er war ein alter und körperlich schwacher Mann, dem es sehr schwer wurde sich zu bewegen).

Als ich hinkam, fand ich auch den Vizegouverneur Herrn Woodruff bei ihm vor, den Platt ebenfalls zu sich gebeten hatte. Der Senator teilte mir mit, es gereiche ihm zur Freude, mir mitteilen zu können, daß ich einen vortrefflichen Inspektor der Öffentlichen Arbeiten bekommen würde, da er soeben von einem Herrn, dessen Namen er nannte, ein Telegramm erhalten habe, worin dieser ihm mitteile, daß er den Posten annehme! Er überreichte mir das Telegramm. Der betreffende Herr war ein Mann, den ich gern hatte: später habe ich ihm ein wichtiges Amt anvertraut,

in dem er sich sehr bewährte. Aber er stammte aus einer Stadt, die an dem Kanal lag, so daß ich es schon an und für sich nicht für wünschenswert hielt, ihn anzustellen. Überdies — und das fiel weit schwerer ins Gewicht — mußte es gleich zu Anfang klargestellt werden, daß die Verwaltung in meinen Händen lag und nicht in denen irgendeines andern. Deshalb erwiderte ich dem Senator sehr höflich, daß ich diesen Mann zu meinem Leidwesen nicht anstellen könne. Das rief eine Explosion hervor, aber ich ließ mich nicht dazu verleiten, heftig zu werden, sondern wiederholte nur, daß ich es ablehnen müsse, einen für mich gewählten Menschen anzustellen, und daß ich meine Männer selbst wählen müsse. Der New Yorker Verfassung gemäß kann der Gouverneur niemand anstellen oder absetzen: er kann nur Leute zur Anstellung oder Absetzung vorschlagen. Ich blieb zwar höflich, aber unerschütterlich, und schließlich mußten Herr Platt und seine Freunde die Sache aufgeben.

Ich ernannte einen Ingenieur aus Brooklyn, Oberst Partridge, einen Veteranen des Bürgerkrieges, der schon unter Mayor Low ein Amt bekleidet hatte. Er war ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mann. Er wählte als seinen Assistenten zur praktischen Beaufsichtigung der Arbeiten einen Mann namens Elon Hooker, der auf der Universität Cornell studiert und keinerlei politischen Rückhalt hatte; er hatte ihn lediglich deshalb ausgesucht, weil er sich am besten für die Stellung eignete. Dieses wichtigste aller mir unterstehenden Ressorts wurde während meiner ganzen Amtszeit ausgezeichnet verwaltet: ich bezweifle, ob irgendein Ressort der New Yorker Staatsregierung jemals auf einem höhern Standpunkt der Tüchtigkeit und Lauterkeit gestanden hat.

Die Kanäle.

Aber das war noch nicht alles, was für die Kanäle zu tun war. Das bisher eingeschlagene Verfahren war augenscheinlich sowohl unpraktisch wie töricht gewesen. Ich ernannte eine ausgezeichnete unparteiische Kommission, die aus Geschäftsleuten und erfahrenen Ingenieuren bestand und die ganze Sache eingehend untersuchte; ihr Bericht diente dann als Grundlage für unser ganzes jetziges Kanalsystem. Nun blieb nur noch die Frage übrig, ob die Kanalbeamten meines Amtsvorgängers, die ich nicht wieder bestätigt hatte, irgend etwas begangen hätten, weswegen auf gerichtlichem oder anderm Wege gegen sie vorgegangen werden konnte. Es waren ihnen während der Wahlkampagne seitens der demokratischen (einschließlich der sogenannten „unabhängigen") Presse solche verbrecherischen Handlungen vorgeworfen worden. Zur Entscheidung dieser Frage setzte ich zwei demokratische Rechtsanwälte, die Herren Fox und MacFarlane, ein (letzterer war unter Präsident Cleveland Distriktsanwalt für New York) und legte die ganze Untersuchung in ihre Hände. Diese Herren stellten monatelange genaue Ermittlungen an. Sie berichteten dann, daß schwere Vergehen in bezug auf den Arbeitsbetrieb vorgekommen seien: Vergehen, die eine öffent-

liche Mißbilligung der verantwortlichen (jetzt nicht mehr im Amt befindlichen) Männer, nicht aber eine öffentliche Anklage rechtfertigten. Diesen Bericht legte ich dem Kongreß vor mit einer Botschaft, in der ich bemerkte: „Wahrscheinlich wird es im ganzen Staat keinen hervorragenden Juristen geben, der nach eingehender Prüfung beifolgenden Berichts und der von der Untersuchungskommission überreichten Zeugnisaussagen nicht auch sagen würde, daß eine Anklageerhebung in diesem Fall nicht tunlich ist. Unter diesen Umständen bestand das einzige Heilmittel in einer gründlichen Änderung der Methoden und der Leitung. Diese Änderung ist herbeigeführt worden."

Als mein Nachfolger sein Amt antrat, legte Oberst Partridge sein Amt nieder, und da Elon Hooker bald merkte, daß er nicht mehr ohne Berücksichtigung der Politik und nur im Hinblick auf möglichst tüchtige Arbeit wirken konnte, nahm auch er seine Entlassung. Nachdem er sich dann zwölf Jahre lang in seiner geschäftlichen Laufbahn sehr bewährt hatte, wurde er schließlich Schatzmeister der nationalen Fortschrittspartei.

Reibereien.

Meine Haltung in bezug auf die Kanäle und die Leitung des Kanalbauamts durch Oberst Partridge stellte mein Verhältnis zu Herrn Platt von vornherein auf die ziemlich richtige Grundlage. Aber außer verschiedenen kleinen Unannehmlichkeiten hatten wir einige ernste Mißhelligkeiten, bevor meine Amtszeit als Gouverneur zu Ende ging. Man muß bedenken, daß Herr Platt in Wirklichkeit einen großen Teil und zuweilen sogar die Mehrheit des gesetzgebenden Körpers repräsentierte. Es gab in beiden Häusern einige wenige vollkommen unabhängige Männer, wie Nathaniel Elsberg, Reginald Post und Alford Cooley; die übrigen standen unter der Herrschaft der republikanischen oder demokratischen Parteiführer, konnten aber auch mehr oder minder durch die aufgerüttelte öffentliche Meinung beeinflußt werden. Die beiden „Maschinen" konnten auch gemeinschaftliche Sache machen, sobald ihre wesentlichsten Lebensinteressen berührt wurden. Dann war es meine Aufgabe, Methoden zu ersinnen, mittels derer die beiden „Maschinen" entweder auseinandergehalten oder vereint überwältigt werden konnten.

Mein Wunsch ging dahin, Ergebnisse zu erzielen und nicht nur Tugendkundgebungen zu erlassen. Es ist sehr leicht, erfolgreich zu sein, wenn dieser Erfolg auf Skrupellosigkeit beruht, und es ist noch leichter, tugendhaft zu sein, wenn man sich mit der rein negativen Tugend begnügt, die darin besteht, nichts Unrechtes zu tun, aber außerstande zu sein, etwas positiv Gutes zu vollbringen. Hier läßt sich wieder mein Lieblingszitat von Josh Billings anwenden: es ist viel leichter, eine harmlose Taube zu sein als eine kluge Schlange. Meine Pflicht gebot mir, Idealismus mit Erfolg zu verbinden. In jener Zeit schlummerte das Gewissen des Volkes noch in bezug auf viele Arten politischen oder geschäftlichen Mißverhaltens,

gegen die es im nächsten Jahrzehnt sehr empfindlich zu werden begann. Ich mußte mit den Werkzeugen arbeiten, die mir zur Hand waren, und dabei die bereits geschilderten Empfindungen des Volkes in Betracht ziehen. Mir kam es vor allem darauf an, mich niemals in eine Lage hineindrängen zu lassen, in der das, was ich tat, wie ein bloßer Parteikampf gegen Senator Platt aussehen konnte. Ich hatte mir vorgenommen, mich nur dann auf einen Kampf einzulassen, wenn kein ehrlicher Mensch daran zweifeln konnte, daß mein Hauptbeweggrund darin bestand, Herrn Platt oder irgend jemand sonst nur dann anzugreifen, wenn es zur Herbeiführung einer erfolgreichen und lauteren Regierung durchaus notwendig war.

„Mit Platt frühstücken".

Ich tat jedesmal mein möglichstes, Herrn Platt zu bewegen, mir keinen Widerstand zu leisten. Ich versuchte ihm klarzumachen, daß ich nicht darauf aus war, ihm seine Parteiorganisation zu entreißen, und ich habe ihm immer eingehend auseinandergesetzt, warum ich glaubte, den von mir beabsichtigten Standpunkt einnehmen zu müssen. Erst wenn ich meinen ganzen Vorrat an Geduld erschöpft hatte, sagte ich ihm, wenn er eigensinnig blieb, daß ich fest entschlossen sei, meinen Willen durchzusetzen. Der Senator war, wie gesagt, ein alter und gebrechlicher Mann, der nur wenig umhergehen konnte. Bis zum Freitag abend pflegten ihn seine Pflichten in Washington festzuhalten, während ich in Albany war. Wenn ich ihn sehen wollte, mußte ich ihn am Sonnabend in seinem New Yorker Hotel aufsuchen, und gewöhnlich frühstückte ich dann mit ihm zusammen. Das einzige, was ich niemals gestattete, war etwas, das wie eine heimliche und verstohlene Zusammenkunft aussehen konnte. Ich bestand darauf, immer offen zu Werke zu gehen. Feierliche Reformer vom Schlage des Hansnarren, die gewohnheitsmäßig auf den Namen und nicht auf die Sache achteten, waren sehr entsetzt, daß ich „mit Senator Platt frühstückte". So oft ich es tat, waren sie überzeugt, daß irgendeine schlimme und unheilvolle Sache dahintersteckte. Die guten Leute gaben sich nie die Mühe, die Reihenfolge der Vorfälle und Ereignisse selbst zu verfolgen. Hätten sie das getan, so würden sie bemerkt haben, daß eine Reihe von Frühstücken bei Platt immer bedeutete, daß ich wieder etwas zu tun beabsichtigte, was ihm nicht recht war, und mich bemühte, ihn höflich und offen mit meiner Absicht zu versöhnen. Ich wollte es ihm so leicht wie nur möglich machen, mit mir zu gehen. Solange keine Meinungsverschiedenheit zwischen uns bestand, hatte ich keine Veranlassung ihn zu besuchen; nur wenn eine solche eintrat oder drohte, mußte ich ihn sprechen. Frühstückte ich öfter bei ihm, so war das immer das Vorspiel zu einem regelrechten Kampf*. Ich habe

* Um zu zeigen, was ich meine, zitiere ich aus einem meiner Briefe an den Senator Platt vom 13. Dezember 1899. Er hatte versucht, mich zu bewegen, einen Richter X über den Kopf eines anderen Richters Y hinweg zu befördern. Ich schrieb: „Es herrscht unter den Richtern und den führenden Rechtsanwälten stark die Meinung, Richter Y

meinen Willen in der Hauptsache jedesmal durchgesetzt, wenn auch in einigen Fällen nicht ganz auf die Art, wie ich ursprünglich gehofft hatte.

Erfolge.

Bei verschiedenen Maßregeln gab er ungern und verdrießlich seine Einwilligung, ohne daß es zu einem Zwist kam. So erlangte ich z. B. die Neubestätigung des Zivildienstgesetzes, das unter meinem Vorgänger törichterweise aufgehoben worden war. Ebenso setzte ich eine Menge von Arbeitergesetzen durch, darunter den Erlaß von Gesetzen betreffend die Vermehrung der Fabrikinspektoren, die Einsetzung einer Mietskasernenkommission (deren Ermittlungen zu weiteren, vortrefflichen Gesetzen zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse führten), die Regelung und Aufbesserung der Hungerlohnarbeit, die Durchführung des Achtstundentages und der Normallohngesetze, die energische Durchführung des Gesetzes, das die Arbeitszeit der Bahnarbeiter regelt, die Verpflichtung der Eisenbahngesellschaften, auf Güterzügen Luftbremsen einzuführen, die Regelung der Arbeitszeit für Frauen, den Schutz der Frauen und Kinder vor gefährlichen Maschinen, den Erlaß guter Baugerüstbestimmungen für Bauarbeiter, die Einführung von Sitzgelegenheit für Kellnerinnen in Hotels und Restaurants, die Herabminderung der Arbeitsstunden für Angestellte in Drogengeschäften, die Einführung der Registrierung städtischer Arbeiter. Ich gab mir, leider vergeblich, die größte Mühe, ein Haftpflichtgesetz für Arbeitgeber durchzubringen, sowie ein Gesetz über die staatliche Kontrolle der Arbeitvermittlungsbureaus. Bei vielen dieser Gesetzvorlagen gab es harte Kämpfe, und was noch viel schlimmer war, es wurde mehrfach versucht, das Gesetz auf hinterlistige Weise zu umgehen oder seine unwirksame Durchführung zu sichern. Einige Männer, mit denen ich während meines Aufenthalts im Polizeidepartement in Berührung gekommen war, standen mir stets hilfreich zur Seite, Männer wie James Bronson Reynolds, der mich zuerst für das Ansiedelungswerk im Osten interessierte. Einigemal kam ich ganz unerwartet nach New York und besuchte persönlich verschiedene Mietskasernen und Hungerlohnwerkstätten. Jake Riis begleitete mich, und die Folge unserer Besichtigung war nicht nur eine Verbesserung des Gesetzes, sondern eine noch bemerkenswertere Verbesserung in seiner Durchführung. Hauptsächlich dank der Tatkraft und dem gesunden Verstande von Dr. John H. Pryor aus Buffalo und durch Anwendung jedes mir irgend zu Gebot stehenden Druckes, den ich als Gouverneur in gesetzmäßiger Weise ausüben konnte — wozu noch eine besondere Botschaft kam — gelang es uns, ein Gesetz durchzubringen zur Einrichtung des ersten staatlichen Krankenhauses für beginnende Tuberkulose. — Wir brachten auch gute Gesetze für

---

sollte nicht von Richter X übersprungen werden, und ich sehe nicht recht, wie ich den letzteren befördern kann. Ich möchte glauben, daß die Lösung, die ich Ihnen gegenüber erwähnte, diejenige ist, die ich werde wählen müssen. Denken Sie an das Frühstück bei Douglas Robinson um 8 Uhr 30."

Farmer zustande: Gesetze gegen die Verfälschung von Nahrungsmitteln, und Gesetze, die den Meiereibesitzern aufhalfen. Überdies gelang es mir, ziemlich viel für die Erhaltung der Wälder und für den Schutz unseres Wildbestandes zu tun. Alles, was ich später für die ganze Nation in bezug auf Konservierung erstrebte, versuchte ich schon damals als Gouverneur für den Staat New York durchzusetzen. Schon damals arbeitete ich mit Gifford Pinchot und Newell Hand in Hand und erreichte eine bessere Verwaltung und einige Vervollkommnungen der Gesetze selbst. Diese Verbesserung der Verwaltung und die Besetzung der Stellen der Wald- und Wildhüter mit besseren Elementen war mit die Folge einer Beratung in der Exekutivkammer, zu der ich vierzig der besten Führer und Waldläufer aus den Adirondacks einberufen hatte.

Kampf um den Versicherungsinspektor.

Bei all diesen Gesetzen, selbst bei denen über die Arbeiterverhältnisse und die Wälder, kam ich mit der Parteiorganisation ganz gut aus. Aber zweimal, als das „Großgeschäft" und die mit ihm verbündete Politik am meisten getroffen wurde, gerieten wir hart aneinander, und ein Zwist mit Senator Platt bedeutete einen Zwist mit der gesamten Organisation der republikanischen Partei und mit der organisierten Mehrheit in beiden Häusern des Kongresses. Der eine Zwist entstand über den Versicherungsinspektor, einen Mann, den sein Amt zu einem hochwichtigen Faktor in den Großgeschäftskreisen von New York machte. Der damalige Inhaber dieses Amtes war ein tüchtiger Mann, der Parteiführer eines Bezirks im Innern des Staats: ein alter, erfahrener Politiker und einer von denen, die Herrn Platts rechte Hand ausmachten. Gewisse Ermittlungen, die ich im Laufe dieses Kampfes veranlaßte, bewiesen, daß dieser Versicherungsinspektor sich an Finanzoperationen in New York beteiligt hatte, durch die er große Geldsummen verdient hatte. Diese Operationen hatten ihn in sehr enge Geschäftsverbindung der einen oder der andern Art mit verschiedenen Geldleuten gebracht; ich hielt es nicht für klug oder für passend, daß der Versicherungsinspektor während seiner Amtszeit mit diesen Leuten intimen und geheimen Verkehr pflegte, um dabei Geld zu verdienen. Überdies verkörperte dieser Herr ganz offen die alten Beutepolitiker. Deshalb war ich entschlossen, ihn nicht wieder anzustellen. Gelang es mir aber nicht, die Bestätigung seines Nachfolgers durchzusetzen, so blieb er dem Gesetz zufolge im Amt, und die republikanische „Maschine" glaubte mit Hilfe von Tammany über weit mehr als die Mehrheit aller Senatoren verfügen zu können.

Ein Ultimatum.

Herr Platt stellte mir ein Ultimatum: entweder solle ich den Mann wieder einsetzen, oder er wolle den Kampf aufnehmen, und dann werde der Inspektor auf jeden Fall im Amt bleiben, da ich ihn nicht beseitigen könne. Wie immer ließ ich mich auch diesmal Herrn Platt gegenüber nicht dazu

verleiten, heftig zu werden, was er auch sagen mochte. Er war viel zu alt und zu schwächlich, als daß ich hätte Ehre damit einlegen können, daß ich ihn wegen seiner Worte zur Rechenschaft zog; deshalb erklärte ich nur immer wieder in bester Laune, ich sei zu dem Entschluß gekommen, daß der Mann gehen müsse. Als Antwort auf seine Behauptung, daß ich die Bestätigung seines Nachfolgers nicht erreichen würde, sagte ich, daß ich den jetzigen Inspektor gleich nach der Vertagung der Kammer absetzen und vorläufig einen neuen Beamten einsetzen wolle. Herr Platt erwiderte, dieser vorläufig eingesetzte Beamte würde entlassen werden, sobald die Kammer wieder zusammentrete. Ich gab zu, daß dies möglich sei, setzte jedoch vergnügt hinzu, daß ich ihn sofort nach Vertagung der Kammer von neuem einsetzen würde. Außerdem sagte ich ihm, daß ich auf diese Weise zwar eine unangenehme Zeit durchmachen würde, doch garantierte ich ihm dafür, daß meine Widersacher sich noch unbehaglicher fühlen sollten. Wir trennten uns, ohne daß irgendeine Aussicht auf Einigung vorhanden zu sein schien.

Ehe ein endgültiger Schritt unternommen werden konnte, mußten noch einige Wochen vergehen, und der Senator war fest überzeugt, daß ich nachgeben würde. Seine besten Verbündeten waren die angeblichen Reformer, die fast alle meine offenen oder heimlichen Feinde waren und laut darauf drangen, ich müsse mich auf einen offenen Kampf mit dem Senator selbst einlassen. Das wünschte er gerade, denn damals wäre es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, ihn innerhalb der republikanischen Partei zu Fall zu bringen, und wenn ich es zugelassen hätte, daß der Zwist den Charakter eines bloßen Parteikampfes zwischen dem Gouverneur von New York und einem Bundessenator angenommen hätte, so würde ich lediglich einen Sieg der „Maschine" herbeigeführt haben. So lehnte ich es rundweg ab, die Sache zu einem persönlichen Kampf ausarten zu lassen, erklärte immer wieder, daß ich gern bereit sei, einen Mann der Organisation anzustellen, und nannte ein paar, die mir vollkommen recht sein würden; dabei betonte ich jedoch immer wieder, daß ich den jetzigen Inhaber des Amtes nicht behalten und auch keinen andern Mann seines Schlages einsetzen wolle. Inzwischen hatte der Betreffende dafür gesorgt, daß die New Yorker Geschäftswelt einen Druck auszuüben begann.

Öffentliche und private Kundgebungen.

Die großen Lebensversicherungsgesellschaften wollten sich nicht die Feindschaft des Versicherungsinspektors zuziehen, und bald reichte eine Gesellschaft nach der andern ein Gesuch ein, ich möchte den Mann doch wieder anstellen, obwohl einige der Leute, die mit unterschrieben hatten, mir im Vertrauen ängstlich auseinandersetzten, daß sie mit der Petition gar nicht einverstanden seien und hofften, ich würde den Mann beseitigen. Ein in Reformkreisen bekannter Bürger, der sich durch die katonische Strenge seiner Reformäußerungen hervortat, hatte einen Sohn, der der Rechtsbeistand einer dieser Gesellschaften war. Der Vater war damit beschäftigt, Briefe an die Zeitungen zu schreiben,

um im Namen der unbeugsamen Tugend zu verlangen, ich solle nicht nur diesen Versicherungsinspektor beseitigen, sondern an seiner Stelle irgend jemand ernennen, der Senator Platt persönlich zuwider sei — was, falls ich darauf eingegangen wäre, bedeutet hätte, daß der betreffende Versicherungsinspektor aus den bereits angeführten Gründen im Amt geblieben wäre. Inzwischen kam sein Sohn als Vertreter seiner Versicherungsgesellschaft zu mir und teilte mir mit, daß es der Gesellschaft sehr erwünscht sei, wenn ein anderer Inspektor ernannt würde. Er fügte hinzu, falls ich zum Kampf entschlossen sei, glaube die Gesellschaft vier Senatoren des Staates, Republikaner und Demokraten, beeinflussen zu können, so daß sie für die Bestätigung des von mir vorgeschlagenen Kandidaten stimmten; indessen möchte sie gern wissen, ob ich wirklich fest zum Kampf entschlossen sei, da es ungemein peinlich für sie sein würde, wenn ich mich erst dazu anschickte und dann doch klein beigäbe. Ich sagte dem jungen Mann, er brauche sich nicht zu ängstigen, ich würde den Kampf ganz gewiß durchhalten. Wer viel mit der Art von Politik zu tun hat, die sowohl die New Yorker Politiker wie die New Yorker Geschäftsleute und Rechtsanwälte angeht, wundert sich nicht leicht; deshalb erregte es in meiner Seele nur ein Gefühl bitterer Belustigung, als ich sechsunddreißig Stunden später in der Zeitung einen offenen Brief der Direktoren jener selben Gesellschaft las, in welchem sie begeistert für die Wiederernennung des Versicherungsinspektors eintraten. Gleich darauf rief mich jener Rechtsbeistand der Gesellschaft, der mich vor zwei Tagen aufgesucht hatte, telephonisch an, um mir mitzuteilen, daß die Direktoren das, was sie in dem offenen Brief aussprächen, gar nicht meinten, sondern es nur aus Angst vor dem Versicherungsinspektor geschrieben hätten: sie hätten noch immer die Absicht, mir bei seiner Beseitigung behilflich zu sein, falls sich ihnen Gelegenheit dazu biete. Ich dankte ihm und sagte, ich traute mir zu, allein mit der Sache fertig zu werden. Ich habe nichts wieder von ihm gehört, obwohl der Vater fortfuhr, öffentlich zu verlangen, ich solle reine, unbefleckte und offensive Tugend üben.

Ein zäher Einschüchterungsversuch.

Mittlerweile lehnte Senator Platt es ab, nachzugeben. Ich hatte einen vortrefflichen Menschen ausgesucht: einen Freund von ihm, von dem ich wußte, daß er einen ausgezeichneten Beamten abgeben würde, und dessen Stellung in der Parteiorganisation es mir unmöglich erscheinen ließ, daß der Senat es wagen würde, ihn abzulehnen. Indessen blieb Senator Platt noch bis zu dem Tage, der der Einsendung des Vorschlages an den Senat vorherging, unnachgiebig. Ich begab mich an dem Nachmittag zu ihm und versuchte ihn noch einmal zum Nachgeben zu bewegen, aber er sagte: „Nein!“ Wenn ich auf meinem Willen bestände, würde es einen Kampf bis aufs Messer geben, und das würde mir, und vielleicht auch der Partei, zum Verderben gereichen. Ich erwiderte, es tue

mir sehr leid, ich könne jedoch nicht nachgeben, und wenn es zum Kampf komme, so müsse es eben dazu kommen: jedenfalls würde ich am nächsten Tage den Namen des Nachfolgers jenes Inspektors einsenden. Damit trennten wir uns, und bald darauf fragte der Mann, der damals Herrn Platts rechte Hand war, bei mir an, wo er mich im Laufe des Abends sprechen könne. Ich bezeichnete den Union-League-Klub. Dieser Mann wiederholte alles bereits Gesagte, setzte auseinander, daß der Senator unter keinen Umständen nachgeben werde, daß er mich auf jeden Fall besiegen werde, daß mein Ruf dadurch vernichtet werden würde, und daß er mich vor einem so kläglichen Zusammenbruch meiner politischen Laufbahn zu bewahren wünsche. Ich konnte nur wiederholen, was ich gesagt hatte, und nach einer halben Stunde fruchtloser Unterhaltung erhob ich mich und erklärte, daß ein weiteres Gespräch zu nichts führen und ich deshalb gehen könne. Der Abgesandte des Senators erwiderte, dies sei meine letzte Chance, und er sehe mein Unglück vor Augen, falls ich sie zurückwiese; wenn ich aber auf seine Vorschläge einginge, würde alles leicht und einfach sein. Ich schüttelte den Kopf und antwortete: „Ich habe dem, was ich ausgesprochen habe, nichts mehr hinzuzufügen.“ „Sie sind fest entschlossen?“ fragte er nochmals, und ich entgegnete: „Fest entschlossen!“ „Sie wissen, daß es soviel wie Ihren Ruin bedeutet?“ beharrte er. „Das werden wir ja sehen“, lautete meine Antwort. Mit diesen Worten ging ich auf die Tür zu. „Sie verstehen mich doch recht?“ sagte er. „Der Kampf wird morgen früh beginnen und bis aufs Äußerste durchgefochten werden.“ „Gewiß“, erwiderte ich, und setzte von der Tür aus noch hinzu: „Also gute Nacht!“ Da, als ich die Tür bereits geöffnet hatte, sagte mein Gegner, dessen Miene bis zuletzt so unergründlich wie John Hamlins Gesicht beim Pokerspiel geblieben war: „Halt! Wir nehmen Ihren Vorschlag an. Senden Sie Soundso (den von mir genannten Mann) ein. Der Senator bedauert außerordentlich, aber er will Ihnen keinen weiteren Widerstand entgegensetzen.“ Eine so bis an die äußerste Grenze getriebene großtuerische Spiegelfechterei ist mir nie im Leben wieder vorgekommen. Mein Sieg in dieser Sache im Verein mit der Anstellung der Herren Partridge und Hooker sicherte mich gegen weitere Versuche, sich in meine Handhabung der Verwaltungsgeschäfte einzumischen.

Herr Perkins und das Versicherungswesen.

Im Zusammenhang mit der Versicherungsangelegenheit lernte ich Herrn George W. Perkins kennen. Er überbrachte mir einen Einführungsbrief folgenden Inhalts von dem ehemaligen Sprecher Tom Reed: „Herr Perkins ist ein persönlicher Freund von mir, dessen Gescheitheit und Offenheit Ihnen, was er auch zu sagen haben mag, gefallen wird. Wenn Sie ihm Gelegenheit geben, den Zweck seines Besuchs auseinanderzusetzen, wird das, was er zu sagen hat, ohne Zweifel des Anhörens wert sein.“ Herr Perkins wollte mich wegen einer soeben eingebrachten Gesetzvorlage sprechen,

die darauf hinzielte, die Gesamtsumme der von einer New Yorker Gesellschaft einzugehenden Versicherungen zu begrenzen. Es gab damals drei große Versicherungsgesellschaften in New York: die „Mutual Life", die „Equitable" und die „New York Life". Herr Perkins war Vizepräsident der „New Yorker Lebensversicherungsgesellschaft", und Herr John A. McCall war ihr Präsident. Ich hatte gerade den Kampf um den Versicherungsinspektor hinter mir, den wieder anzustellen ich abgelehnt hatte. Herr McCall hatte mich brieflich sehr dringend gebeten, ihn im Amt zu belassen, und alles getan, um Senator Platt bei der Durchsetzung der Wiederernennung zu unterstützen. Die Leute von der „Mutual Life" und der „Equitable" hatten öffentlich dieselbe Stellung eingenommen, aber heimlich im entgegengesetzten Sinne gewirkt. Beide unterstützten jetzt die neue Gesetzvorlage. Herr McCall war dagegen: er war in Kalifornien und hatte kurz vor seiner Abreise durch die beiden andern Versicherungsgesellschaften erfahren, daß dies Limitationsgesetz von mir begünstigt werde und durchgebracht werden würde, falls es irgendwie möglich sei. Herr McCall kannte mich nicht. Kurz vor seiner Abreise hatte er zu Perkins gesagt, nach allem, was er gehört habe, hätte ich die Absicht, die Vorlage durchzubringen, und in dem Fall würde nichts, was er mir sagen könne, mich davon abhalten: er sei tatsächlich überzeugt, daß ich sehr abgeneigt sein würde, irgendeinem seiner Wünsche zu entsprechen, weil er die Wiederanstellung jenes Inspektors so energisch verfochten habe.

Dieses Gefühl hatte ich nun durchaus nicht. Ich hatte die Sache eingehend studiert, hatte sie mit den Leuten der beiden andern Gesellschaften besprochen, ohne mich indessen bisher irgendwie zu binden, und war mir noch nicht recht darüber einig, ob die Grenze in bezug auf Umfang oder auf Verhalten gezogen werden müsse. Ich war deshalb sehr erfreut, Perkins zu sehen und einen neuen Gesichtspunkt zu hören. Ich ging die ganze Sache sorgfältig und sehr eingehend mit ihm durch, und nachdem wir alles gründlich besprochen hatten und Perkins das Verfahren europäischer Länder wie Österreich, Deutschland, der Schweiz usw. ihren Versicherungsgesellschaften gegenüber genau erläutert hatte, gewann ich die Überzeugung, daß es im Versicherungswesen allerdings große Schäden gebe. Natürlich bestanden diese Übel nicht im Versichern des Lebens, und ich konnte nicht einsehen, wie die wirklichen Übel durch die Beschränkung oder Unterdrückung der Fähigkeit einer Gesellschaft, noch mehr Leben durch Versicherung zu schützen, irgendwie auszurotten gewesen wären. Deshalb erklärte ich, daß ich eine Gesetzvorlage zur Beschränkung der Versicherungsabschlüsse nicht begünstigen und, falls sie angenommen werden sollte, nicht unterzeichnen würde. Dagegen sei ich sehr für ein Gesetz, wodurch es unmöglich gemacht werde, durch Agenten zweideutige und irreführende Policen unterzubringen oder den Agenten für Abschlüsse unerhörte Summen zu zahlen, oder Versicherungsgelder in ungeeigneten Papieren anzulegen, oder den Angestellten die Macht zu verleihen, die Fonds der Gesellschaft zum eigenen Vorteil

auszunutzen. Zu diesem Standpunkt gelangte ich zum Teil auch durch Herrn Loeb, der damals zwar nur als Stenograph in meinem Bureau arbeitete, aber bereits durch seine Tüchtigkeit wie durch seine Loyalität gegen seine früheren Arbeitgeber, die fast alle meine politischen Gegner waren, Aufmerksamkeit erregt hatte. Herr Loeb unterrichtete mich über viele ungehörige Praktiken im Versicherungswesen. Ich begann über dieses Thema Stoff zu sammeln, um eine den Übelständen abhelfende Gesetzgebung vorzubereiten, denn damals dachte ich noch, daß ich Gouverneur bleiben würde. Aber schon nach einigen Wochen wurde ich als Kandidat für die Vizepräsidentschaft aufgestellt, und mein Nachfolger hat nichts in der Sache getan.

Soweit ich mich erinnere, ist dies das erstemal gewesen, daß die Frage einer Beseitigung geschäftlicher Übel durch Beschränkung des Geschäftsumfangs mir vorgelegt worden ist, und meine Entscheidung in der Sache stimmte genau mit der Stellung überein, die ich seither immer eingenommen habe, wenn ähnliche Prinzipien in Frage kamen. Zu der Zeit, da ich mich über das Limitationsgesetz entschied, stand ich auf freundschaftlichem Fuß mit den dahinterstehenden Leuten der Mutual Life- und Equitable-Gesellschaft, während ich Herrn McCall gar nicht und Herrn Perkins nur durch unsere Unterredung über die Vorlage kannte.

Fünf Jahre später.

Erst nachher kam eine interessante Seite dieser Frage zur Entwicklung. Fünf Jahre später, als die Versicherungsermittlungen stattgefunden hatten, drang die Mutual-Life-Gesellschaft auf die Einbringung einer Limitationsvorlage, und da die öffentliche Meinung durch die Aufdeckung des ungehörigen Geschäftsverfahrens innerhalb der Gesellschaften sehr erregt worden war, fand die Vorlage auch allgemeine Billigung. Gouverneur Hughes ging auf den Vorschlag ein, die Vorlage wurde angenommen, und Gouverneur Hughes unterzeichnete sie. Dieses Gesetz veranlaßte die drei großen New Yorker Versicherungsgesellschaften, den Umfang ihres Geschäfts erheblich einzuschränken; es machte außerdem eine große Anzahl von Agenten brotlos und beschnitt die ausländischen Geschäfte der Gesellschaften, die dem Lande alljährlich große Summen zum Anlegen zugeführt hatten, auf sehr empfindliche Weise. Kurzum, der Versuch bewährte sich so schlecht, daß Gouverneur Hughes als eins der letzten Gesetze vor Ablauf seiner Amtszeit eine Bill unterzeichnete, die den Lebensversicherungsgesellschaften gestattete, ihre Geschäfte wieder jedes Jahr um eine Summe zu erweitern, die einem gewissen Prozentsatz der bisher gemachten Geschäfte entsprach. Dadurch wurde das zwei oder drei Jahre vorher gegebene Limitationsgesetz so gut wie aufgehoben. Das Experiment, den Umfang des Geschäfts nur, weil es groß war, auf gesetzgeberischem Wege einzuschränken, war gemacht worden und so vollständig fehlgeschlagen, daß die Urheber des Gesetzes es selbst wieder aufhoben. Meine Weigerung, den Versuch zu machen, wurde dadurch vollkommen gerechtfertigt.

Die Palisaden-Park-Kommission.

Infolge dieses Vorfalls bewog ich Herrn Perkins, in die Palisaden-Park-Kommission* einzutreten. Ich beteiligte mich damals sehr eifrig an dem Bemühen, die Palisaden vor Vandalismus und Zerstörung zu bewahren, indem die Staaten von New York und New Jersey dazu gebracht wurden, sie in einen öffentlichen Park einzuschließen. Es ist nicht leicht, einen verantwortlichen und fähigen Geschäftsmann zu überreden, eine solche Aufgabe zu übernehmen, die nicht bezahlt wird, große Aufwendungen an Zeit, Geld und Energie erfordert, keinerlei Belohnung bietet und mit ziemlicher Gewißheit Schmähungen und verkehrte Auslegung einbringt. Herr Perkins nahm die Stellung an und bekleidet sie seit dreizehn Jahren, indem er dem öffentlichen Wohl auf eine so uneigennützige, wirksame und nützliche Weise Dienste leistet, wie es nur irgendein Bürger der Vereinigten Staaten tun kann.

Ein Zusammenstoß mit der „Maschine".

Der wichtigste Fall, bei dem ich mit Senator Platt in Widerstreit geriet, war eine grundlegende Frage der Gouverneurspolitik und war zugleich der erste Schritt, den ich unternahm, um die großen Korporationen unter die tatsächliche Aufsicht der Regierung zu bringen. Diesmal hatte ich nicht nur gegen die republikanische, sondern auch gegen die demokratische „Maschine" zu kämpfen, denn Senator Hill und Senator Platt waren beide gegen die Maßregel, und die hinter ihnen stehenden großen Korporations- und Geschäftsleute nahmen ohne Rücksicht auf ihre sonstigen Parteiansichten dieselbe Stellung ein. Was ich tat, versetzte die Leute damals geradezu in krampfhafte Zuckungen und war der Anfang der Bemühung (wenigstens in den östlichen Staaten), eine wirkliche Verantwortlichkeit der großen Korporationen gegenüber den Volkswünschen und den Regierungsanordnungen herbeizuführen. Jetzt sind wir so weit über die Phase hinaus, in der wir damals standen, daß es nahezu unglaublich erscheint, daß meine damaligen Vorschläge überhaupt auf Widerstand stießen.

Die Privilegien der Straßenbahn.

Die Einführung der elektrischen statt der Pferdekraft bei den Straßenbahnen von New York bot vielfache Gelegenheit zu den strafbarsten Handelsgeschäften zwischen Geschäftsleuten und Politikern. Die von New York zugestandenen Rechte wurden bewilligt, ohne daß man den Versuch machte, irgendwelche Gegenleistungen in Gestalt von Steuern oder andern Dingen von den durch diese Bewilligungen Begünstigten zu erlangen. Die Tatsache, daß diese Bewilligungen durch ungehörige Begünstigungen verliehen

* Die Palisaden, Überreste aus der ersten Ansiedlerzeit, nordwestlich von New York auf dem rechten Ufer des Hudson.

wurden — Begünstigungen, die in manchen Fällen zweifellos durch Bestechung errungen worden waren —, machte viel böses Blut. Als Entgelt für die Fortdauer dieser ungehörigen Begünstigungen der Korporationen erwarteten die Politiker ungehörige Begünstigungen in Gestalt von unerhört hohen Beisteuern zu Wahlkampagnen, die zuweilen von derselben Korporation an beide Parteien entrichtet wurden. Ehe ich Gouverneur wurde, war eine Gesetzvorlage eingebracht worden, die darauf abzielte, die Rechte dieser Straßenbahnen zu besteuern. Dies Gesetz berührte eine große Anzahl von Korporationen, aber ganz besonders die in New York und in Buffalo. Man hatte es ruhig schlummern lassen, da keiner der Machthaber im Traum daran dachte, es ernst zu nehmen, und sowohl die republikanische wie die demokratische Parteiorganisation dagegen war. Nach den Vorschriften für den New Yorker Kongreß konnte eine Bill immer außer der Reihe vorgenommen und durchgebracht werden, wenn der Gouverneur es mittels einer besonderen Dringlichkeitsbotschaft beantragte.

Nachdem ich zum Gouverneur gewählt worden war, wurde ich auf die Steuerfreiheitsfrage aufmerksam gemacht, beschäftigte mich mit der Sache und gelangte zu dem Schluß, daß diese Besteuerung der Korporationen eine einfache Sache des Anstands und der Redlichkeit war, zumal sie nichts taten, was als ein Dienst angesehen werden konnte, den sie der Öffentlichkeit als Ersatz für eine Steuer leisteten. Ich hielt sie für so vernunftgemäß und billig, daß ich kaum auf den Sturm der Entrüstung und des Unwillens vorbereitet war, den mein Vorschlag hervorrief. Senator Platt und seine „Maschine" taten alles, was in ihrer Macht stand, um mich zu bewegen, meine Absicht aufzugeben. Ich sprach die Sache wie immer eingehend mit ihnen durch und tat mein möglichstes, sie zu meiner Ansicht zu bekehren. Senator Platt war, wie ich glaube, ganz ehrlich in seinem Widerstand. Er hielt nichts von der Volksherrschaft und glaubte, daß die großen Geschäftsleute berechtigt seien, ihren Willen durchzusetzen. Er hegte ein tiefes Mißtrauen gegen das Volk, und das war nur natürlich, denn die Naturen, mit denen ein solcher Parteityrann in Berührung kommt, pflegen nicht gerade sehr erhaben zu sein. Er meinte, daß es zur Anarchie führen müsse, wenn eine Änderung in dem System eintrete, durch das das Volk unter mancherlei notwendigen Mäntelchen von den Leitern der politischen und geschäftlichen Welt beherrscht werde. Er schrieb mir einen sehr energischen Protestbrief gegen meine Stellungnahme, in dem er sich zwar würdig, freundschaftlich und gemessen ausdrückte, ein Wort aber auf sehr merkwürdige Art benutzte. Dies war das Wort „altruistisch". Er schrieb, er habe nichts dagegen gehabt, daß ich in politischen Dingen meine Unabhängigkeit bewahrte, weil er der Überzeugung sei, daß mir das Wohl der Partei am Herzen liege und ich gerecht und ehrenhaft gegen sie verfahren wolle. Indessen sei er schon vor meiner Aufstellung als Kandidat gewarnt worden, ich sei ein gefährlicher Mann, weil ich „altruistisch" sei, und jetzt fürchte er ernstlich, daß mein Verhalten

diese Befürchtung bestätige. Das interessierte mich, nicht nur weil Senator Platt es offenbar ganz aufrichtig meinte, sondern wegen des Gebrauchs, den er von dem Wort „altruistisch“ als von einem Ausdruck des Vorwurfs machte, als ob es soviel wie kommunistisch oder sozialistisch bedeute — das letztere Wort pflegte er mir gegenüber dann und wann anzuwenden, wenn er fand, daß meine Vorschläge starke Mißbilligung verdienten.

Senator Platts Brief.

Senator Platts Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Als die Frage Ihrer Aufstellung als Kandidat zur Beratung stand, war eine Sache vorhanden, die mich wirklich beunruhigte. Ich hoffe, Sie werden leicht erraten, daß es nicht Ihre Unabhängigkeit war. Ich denke, unsere politische Bekanntschaft ist alt genug, daß Sie wissen, daß meine Unterstützung bei einem Konvent nicht nachfolgende ‚Wünsche‘ oder irgendeine andere Beziehung bedeutet, die nicht vernünftigerweise zum Besten der Partei bestehen kann ..... Was mich wirklich beunruhigte, war folgendes: Ich hatte aus recht vielen Quellen gehört, daß Sie ein wenig verworren waren über die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit, über Trusts und Korporationen, ja über all die zahlreichen Fragen, die vor kurzem in der Politik aufgetaucht sind, und die die Sicherheit des Erwerbs und das Recht eines Menschen angehen, sein eigenes Geschäft auf seine eigene Weise zu betreiben, natürlich innerhalb der Vorschriften der zehn Gebote und des Strafgesetzbuchs. Oder, um es noch deutlicher auszudrücken, ich erfuhr von einer Reihe von Geschäftsleuten, darunter vielen Ihrer eigenen persönlichen Freunde, daß Sie mancherlei altruistische Ideen hegten, die in ihrer Art alle sehr gut waren, die aber eingehender Prüfung bedurften, ehe sie zu Gesetzen erhoben werden konnten ..... Sie haben eben einen Kongreß vertagt, der im ganzen Staat einen guten Eindruck hervorgerufen hat. Ich beglückwünsche Sie herzlich zu dieser Tatsache, weil ich, wie auch jeder sonst, aufrichtig glaube, daß dieser gute Eindruck in hohem Maße das Ergebnis Ihres persönlichen Einflusses auf die beiden Häuser des Kongresses ist. Aber im letzten Augenblick taten Sie zu meinem sehr großen Erstaunen etwas, wobei die Geschäftswelt New Yorks sich verwundert fragte, wie weit wohl die Ideen des Populismus, wie sie in Kansas und Nebraska zum Ausdruck gekommen sind, in der republikanischen Partei des Staates New York Fuß gefaßt haben.“

Die Antwort.

In meiner Antwort wies ich den Senator darauf hin, daß ich als Gouverneur in Buffalo und an anderen Orten ohne zu zaudern eingegriffen hätte, um den Mob niederzuwerfen, ohne mich um die Tatsache zu kümmern, daß die anerkannten Arbeiterführer mich dafür wütend angriffen; daß ich aber ein Unrecht, das im Namen des Besitzes begangen worden sei, ebenso wenig ertragen könne wie ein Unrecht gegen den Besitz. Folgendes sind

einige Stellen aus meinem Briefe: „Ich wußte, daß Sie die Empfindungen hegten, die Sie beschreiben, d. h. abgesehen von meiner ‚Impulsivität' hatten Sie das Gefühl, daß unter reichen Leuten und besonders unter denen, die die Interessen großer Korporationen vertraten, die gerechtfertigte Befürchtung herrschte, ich könnte in Dingen, die Kapital und Arbeit sowie die Beziehungen des Staates zu großen Korporationen betreffen, allzu stark ‚altruistisch' empfinden. . . . . Ich weiß, daß, wenn Parteien sich nach solchen Programmen spalten [wie der Bryanismus], die Neigung besteht, jeden in eins der beiden Lager zu zwingen und Männer wie mich völlig hinauszuwerfen, die den Populismus in jeder Form ebenso sehr verdammen wie der größte Vertreter des Korporationsreichtums, aber zugleich der festen Überzeugung sind, daß viele dieser Vertreter des gewaltigen Korporationsvermögens selbst für einen Teil der Verhältnisse verantwortlich sind, gegen die die Lehre Bryans sich — ohne es zu wissen — auflehnt. Ich glaube nicht, daß es für uns als Partei klug oder geraten ist, zur bloßen Verneinung unsere Zuflucht zu nehmen und einfach zu erklären, es gebe keine Übelstände, die der Abhilfe bedürften. Mir scheint, unser Verfahren sollte darin bestehen, daß wir den Übelständen abhelfen und dadurch beweisen, daß wir Republikaner die rechte Mitte halten und uns mit gleicher Entschiedenheit dem ungehörigen Einfluß der Korporationen einerseits und dem Hetzertum und der Pöbelherrschaft andererseits widersetzen, wohingegen die Populisten, Sozialisten und andere tatsächlich den Übelständen überhaupt nicht abhelfen oder doch nur so, daß sie dafür andere in schwererer Form schaffen. Ich begriff vollkommen, daß ein solches Verfahren der Mäßigung leicht mißverstanden wird, wenn die Leidenschaften sehr erregt sind und wenn der Sieg sich wahrscheinlich den extremen Vertretern der einen oder der anderen Partei zuneigt; aber ich glaube, es ist schließlich das einzige kluge Verfahren. . . . . Ich bin mir durchaus bewußt [was Herr Platt gesagt hatte], daß jeder Beifall, den ich erringe, allzu flüchtig ist, als daß man auch nur einen Augenblick in Gedanken dabei zu verweilen brauchte. Ich bin mir durchaus bewußt, daß das Volk, das jetzt meiner Tätigkeit in der Steuerfreiheits-Vorlage lauten Beifall zollt, die ganze Sache in vierzehn Tagen vergessen wird, und daß andererseits die mächtigen Interessen, die davon betroffen worden sind, immer daran denken werden. . . . . [Die Parteiführer] redeten auf mich ein, ich persönlich könne diesen Schritt nicht unternehmen, denn unter keinen Umständen könnte ich je wieder für ein Amt kandidieren, da keine Korporation etwas zu dem Wahlfonds beisteuern würde, wenn ich auf der Kandidatenliste stände; sie würden große Summen zahlen, um mich zu schlagen. Als ich fragte, ob dies von den republikanischen Korporationen gelte, erhielt ich die zynische Antwort, daß die Korporation, die am reichlichsten zu den Wahlfonds beisteuere, unparteiisch an beide Parteiorganisationen zahle. Unter all diesen Umständen glaubte ich keine andere Wahl zu haben, als mein Möglichstes zu tun, um die Annahme des Gesetzes zu sichern."

Zwei entgegengesetzte Ansichten.

Diese beiden Briefe aus dem Frühjahr 1899 bringen klar die Ansichten der beiden Richtungen der republikanischen Partei zum Ausdruck; ihre Feindschaft wuchs allmählich, bis sie dreizehn Jahre später ihren Höhepunkt erreichte. Im Jahre 1912 rissen die politischen und finanziellen Wächter, deren Wortführer einst Herr Platt gewesen war, die Herrschaft über die Parteimaschine an sich und stießen die Männer, die ehrlich bestrebt waren, die Grundsätze der Gründer der Partei auf die Erfordernisse und Fragen der Gegenwart anzuwenden, aus der Partei aus.

Die Steuervorlage geht durch.

Ich blieb aber unerschütterlich. Ich kam bald zu der Überzeugung, daß das Gesetz durchgehen würde, falls ich eine offene Verhandlung im Kongreß erreichen könnte, denn das Volk hatte angefangen, sich für die Sache zu interessieren, so daß die Repräsentanten kaum wagen konnten, ihre Stimmen dagegen abzugeben. Infolgedessen sandte ich am 27. April 1899 eine außerordentliche Botschaft an die Kammer, die besagte, daß die sofortige Einbringung der Vorlage dringend erforderlich sei. Die Leute der „Maschine" waren sehr ergrimmt, und der Sprecher zerriß tatsächlich die Botschaft, ohne sie dem Hause vorzulesen. An jenem Abend beschäftigten sie sich sehr eifrig damit, ein Mittel zur Bekämpfung der Vorlage zu ersinnen — was nicht sehr schwierig war, da die Kammer im Begriff war sich zu vertagen. Am nächsten Morgen um sieben Uhr wurde mir gemeldet, was vorgefallen war. Um acht war ich selbst auf dem Kapitol im Zimmer des Gouverneurs und sandte eine zweite Botschaft an die Kammer, die folgendermaßen begann: „Ich erfahre soeben, daß der gestern wegen der Steuerfreiheitsvorlage von mir an das Haus eingesandte Dringlichkeitsantrag nicht verlesen worden ist. Aus diesem Grunde reiche ich hiermit eine zweite Dringlichkeitsbotschaft ein. Ich brauche das Haus nicht darauf aufmerksam zu machen, wie notwendig die sofortige Annahme dieser Vorlage ist." Diese Botschaft überbrachte mein Sekretär William J. Young dem Hause mit dem Bemerken, daß ich selbst kommen würde, um sie zu verlesen, falls es nicht sofort seitens des Sprechers geschehen sollte. Da brach die Opposition wie so oft zusammen, und die Vorlage wurde unverzüglich von beiden Häusern angenommen. Ich hatte im Hause zuverlässige Freunde wie Regis Post und Alford Cooley, Männer von Mut und Charakter; sie hätten bis zu Ende gekämpft, wenn es nötig gewesen wäre.

Versuche, das Gesetz zunichte zu machen.

Meine Nöte hatten indessen noch keineswegs ihr Ende erreicht. Die Bill legte die Besteuerung in die Hände der lokalen Bezirksbehörden, und da die Bahn zuweilen mehrere Bezirke durchquert, war das nicht praktisch. Die Session ging zu Ende, und das Haus vertagte sich. Die betroffenen Korporationen ließen mich durch verschiedene Rechtsbeistände und Partei-

führer beider Organisationen dringend ersuchen, die Bill nicht zu unterzeichnen, indem sie diesen Umstand besonders hervorhoben und mich baten, bis zum nächsten Jahr zu warten, weil sie dann eine geeignete Vorlage einbringen würden, in der diese unpraktische Vorschrift fehlen würde. Mir standen gesetzmäßig dreißig Tage für die Unterzeichnung des Gesetzes zur Verfügung. Unterschrieb ich nicht, so wurde die Bill nach Ablauf der Zeit ungültig. Ich antwortete meinen politischen und Korporationsfreunden, daß ich diesen Paragraphen auch für verkehrt hielte, daß ich das Gesetz aber lieber mit dieser Klausel als gar nicht haben wolle und nicht gesonnen sei, auf das nächste Jahr zu vertrauen. Deshalb würde ich das Haus zu einer Extrasession einberufen. Wenn das Haus die Besteuerung dann dem Staat und nicht dem Bezirk oder dem Magistrat übertrüge, würde ich mich freuen; wenn dieser Paragraph aber nicht abgeändert oder verschlechtert werden sollte, so würde ich die ursprüngliche Vorlage unterzeichnen und ihr dadurch gesetzliche Gültigkeit verleihen.

Als die Vertreter des Senators Platt und der Korporationen merkten, daß sie nicht mehr erreichen konnten, gingen sie auf meinen Vorschlag ein. Man versuchte, mich zu überlisten, indem man Änderungen einfügte, die die Wirkung des Gesetzes aufgehoben hätten, oder indem man das Gesetz zurückziehen wollte, als der Kongreß zusammentrat: dann wäre ich sofort machtlos gewesen. Am 12. Mai schrieb ich an Senator Platt, indem ich die Abänderung, die ich wünschte, angab, und sagte: „Natürlich liegt die Sache so, daß ich das vorliegende Gesetz unterzeichne, wenn das neu vorgeschlagene mit den gewünschten Änderungen etwa nicht durchgehen sollte." Am 18. Mai teilte ich dem Führer des Senats, John Raines, telegraphisch mit: „Die Legislatur hat nicht das Recht, das Ford-Gesetz zurückzuziehen. Wenn der Versuch dazu gemacht wird, unterzeichne ich es sofort." Am selben Tage telegraphierte ich Herrn Odell über die Entwürfe, die die Parteiführer vorbereiteten: „Mehrere Vorschriften des Gesetzes sind ganz und gar nicht einwandfrei. Bin bei der Arbeit am Gesetz, will es Ihnen morgen zeigen. Das Gesetz darf keine umfassenderen Änderungen enthalten als die, die ich in meiner Botschaft angegeben habe." Meine Wünsche wurden berücksichtigt, und als ich den Kongreß einberief, änderte er die Vorlage in der von mir in meiner Botschaft angegebenen Weise ab, und die so abgeänderte Bill wurde Gesetz.

Darauf erfolgte sehr bald etwas, woraus man ermessen konnte, wie ehrlich die Versicherungen der Korporationen gemeint gewesen waren. Sobald die von ihnen erbetene Abänderung des Gesetzes erfolgt war, machten sie eine Schwenkung und weigerten sich, die Steuer zu entrichten; in dem daraus folgenden Prozeß behaupteten sie, das Gesetz sei gerade wegen dieser so lärmend von ihnen verlangten Klausel verfassungswidrig. Senator David B. Hill war selbst im Auftrage der Korporationen vor mir erschienen, um diese Abänderung zu beantragen, und nun erschien er vor Gericht, um die entgegengesetzte Seite zu vertreten. Die Klage ging bis an das Ober-

bundesgericht, und dieses erklärte während meiner Präsidentschaft das Gesetz für verfassungsmäßig. —

Die Ablehnung von Begnadigungsgesuchen.

Eine der peinlichen Pflichten des höchsten Exekutivbeamten in Staaten wie New York wie auch in den Vereinigten Staaten selbst besteht in der Ablehnung von Begnadigungsgesuchen, und doch wüßte ich nichts, was vom Standpunkte rechtschaffenen Bürgertums notwendiger wäre, als daß man sein Herz gegen solche Begnadigungsgesuche stählt. In zwei Fällen ist der Druck immer besonders heftig: erstens bei Todesurteilen, und zweitens wenn der Betreffende eine hervorragende Stellung in der gesellschaftlichen und geschäftlichen Welt einnimmt und sein Vergehen infolgedessen irgendwie mit der Finanz in Zusammenhang steht.

Was die Todesstrafe betrifft, so ist das Schlimme dabei, daß erregbare Frauen und Männer immer nur an das gerade in Frage stehende Individuum denken, und nicht an sein Opfer oder an die Millionen unbekannter Individuen, denen das, was sie erbitten, schließlich zum Schaden gereichen würde. Überdies besitzt fast jeder, sei es ein noch so roher Verbrecher, gewöhnlich irgend jemanden — oft einen Menschen, dem er ein schweres Unrecht zugefügt hat —, der sich für ihn verwendet. Ist die Mutter noch am Leben, so stellt sie sich immer ein, und sie findet bestimmt, daß der Fall, der sie so nah angeht, ein ganz besonderer Fall ist, bei dem eine Begnadigung eintreten müsse. Es war geradezu herzzerreißend, wenn ich die Verwandten und Freunde der zum Tode verurteilten Mörder empfangen mußte, und die äußerst seltenen Fälle, in denen amtliche Sorgen mir den Schlaf geraubt haben, hatten ihren Grund darin, daß eine arme Mutter für einen so schlechten, so völlig verrohten und entarteten Verbrecher flehte, daß es ein Verbrechen von meiner Seite gewesen wäre, wenn ich ihm die Strafe erlassen hätte.

Bitten um Nachsicht für Schurken.

Andererseits gab es gewisse Vergehen, bei denen Bitten um Nachsicht mich nur zornig machten. Solche Verbrechen waren z. B. Notzucht, oder Verbreitung unanständiger Lektüre, oder irgend etwas, was mit Dingen zusammenhing, die jetzt als „Weißer Sklavenhandel“ bezeichnet werden, oder Gattenmord, oder Grausamkeit gegen Frauen und Kinder, oder Verführung und böswillige Verlassung, oder der Versuch eines Mannes, das von ihm verführte Mädchen zur Fruchtabtreibung zu verleiten. Ich spreche durchweg nur von Fällen, die mir während meiner Amtszeit als Gouverneur und als Präsident tatsächlich vorgekommen sind. Bei erstaunlich vielen dieser Fälle unterzeichneten hochstehende Persönlichkeiten Petitionen oder schrieben Briefe, worin sie meine Milde anriefen. Bei zwei oder drei Gelegenheiten — einmal hatten ein paar junge Strolche ein hilfloses, eben eingewandertes Mädchen genotzüchtigt, und ein andermal hatte ein sehr reicher und angesehener Arzt ein Mädchen erst verführt und dann

zur Fruchtabtreibung verleitet — verlor ich völlig die Geduld und schrieb an die Bittsteller, es tue mir aufrichtig leid, daß ich nicht imstande sei, das Urteil zu verschärfen; darauf ließ ich die Tatsachen veröffentlichen, denn ich fand wirklich, daß die Petenten eine öffentliche Bloßstellung verdienten. Ob sie diesen öffentlichen Tadel erhalten haben, vermag ich nicht zu sagen, aber ich weiß, daß meine Handlungsweise sie sehr erzürnte, und ihr Zorn bereitete mir große Genugtuung. Die Liste dieser Bittsteller war eine recht lange und umfaßte zwei Senatoren der Vereinigten Staaten, einen Gouverneur, zwei Richter, einen Redakteur und mehrere hervorragende Anwälte und Geschäftsleute.

Unterschlagungen und Bankräuber.

In Fällen, bei denen die Vergehen unter anderm in der Veruntreuung großer Geldsummen bestanden, war der Grund, weshalb ein Druck ausgeübt wurde, ein ganz anderer. Solche Fälle sind mir während meiner Präsidentschaft häufiger vorgekommen, aber auch solange ich Gouverneur war, hatte ich damit zu tun: hauptsächlich Fälle, wo Bezirksschatzmeister Fonds unterschlagen hatten. Ein Bankdirektor, ein Eisenbahnmagnat, der Angestellte einer Korporation oder ein Staatsbeamter in verantwortlicher Vertrauensstellung gehört notwendigerweise immer zu der Klasse von Männern, die es im Leben zu etwas gebracht haben. Das bedeutet, daß seine Familie ein behagliches Leben führt — vielleicht gar in Luxus und Vornehmheit schwelgt —, und daß seine Söhne und Töchter eine gute Erziehung genossen haben. In solchen Fällen sind Missetaten des Vaters für Frau und Kinder ein zermalmender Schlag, und die Angehörigen ihrer Gemeinde empfinden trotz aller Erbitterung tiefes Mitleid für die gebeugte Familie, die unter der Schuld des Vaters leidet. Es ist furchtbar, daß im menschlichen Leben die Buße für Frevel so oft andere in Mitleidenschaft zieht. Wenn es in solchen Fällen möglich wäre, nur an die Frau und die Kinder des Bankiers oder Schatzmeisters zu denken, würde jeder den Täter sofort begnadigen. Leider ist es nicht recht, nur an die Frau und die Kinder zu denken. Gerade die Tatsache, daß bei solchen Fällen ganz gewiß ein Druck von hohen Stellen aus eintreten wird — zuweilen seitens Personen, die, wenn auch nur entfernt, aus dem Verbrechen Nutzen gezogen haben — und ebensowohl ein Druck, der seinen Grund nur in ehrlichem Mitleid mit der Familie hat, macht es zur Notwendigkeit, daß ein guter Beamter trotz alles Bedauerns und Mitgefühls sein Herz verhärtet und seine Pflicht tut, indem er es ablehnt, den Missetäter frei ausgehen zu lassen. Meine Erfahrungen in bezug auf die Art, wie solche Begnadigungen oft gewährt werden, sind einer der Gründe, weshalb ich nicht glaube, daß für Mord und Notzucht lebenslängliche Gefängnishaft ein geeigneter Ersatz für die Todesstrafe ist. Die Durchschnittsdauer der „lebenslänglichen" Gefängnisstrafe beträgt bei uns zu Lande etwa vierzehn Jahre.

Wo die Begnadigung möglich war.

Natürlich gab es auch Fälle, wo ich mit großer Freude entweder die Strafe umänderte oder die Angeklagten begnadigte. Als ich Präsident war, änderte ich z. B. häufig die Strafen für Pferdediebstahl im Indianerterritorium ab, weil die Strafe für den Diebstahl eines Pferdes in gar keinem Verhältnis stand zu den Strafen für viele andere Verbrechen, und weil das Vergehen gewöhnlich von irgendeinem unwissenden jungen Burschen begangen wurde, der ein halbwildes Pferd „gefunden" und tatsächlich nicht im entferntesten ein so schweres Verbrechen begangen hatte, wie man nach der Strafe hätte annehmen müssen. Die Richter pflegten die niedrigste Strafe zu verhängen, mir aber zugleich einen Bericht einzureichen, in dem sie ausführten, daß sie ein niedrigeres Strafmaß gewählt hätten, wenn eines vorhanden gewesen wäre; ich pflegte dann die Strafe in diejenige umzuändern, die sie so bezeichneten.

Einmal habe ich einen Mann, der des Mordes zweiter Ordnung überführt worden war, glatt begnadigt, und zwar auf Fürsprache eines Freundes hin, des Paters Doyle von den Paulisten. Mit den Paulisten war ich während meiner Amtszeit als Polizeikommissar in sehr enge Beziehungen getreten und hatte mit der Zeit unbedingtes Vertrauen zu ihrem Urteil gewonnen, denn ich machte die Erfahrung, daß sie mir immer aufs genaueste über die Menschen Bescheid sagten, mochten sie ihrer Kirche angehören oder nicht. In diesem Fall war der für schuldig befundene Mann ein stämmiger, achtbarer alter Irländer, der als Nachtwächter bei mehreren großen Schlachthöfen angestellt war. Die jungen Strolche jener damals ziemlich verwahrlosten Gegend pflegten zu versuchen, das Eigentum der betreffenden Gesellschaften zu zerstören, und in einem Kampf mit einem Wächter wurde einer von dieser Bande getötet. Der Wächter wurde freigesprochen, aber über die Freisprechung herrschte in jener Gegend große Erregung. Bald darauf griff eine Rotte derselben Raufbolde einen andern Wächter an — eben den alten Irländer —, und schließlich sah dieser sich gezwungen, einen seiner Gegner in der Notwehr zu töten. Die öffentliche Meinung in dem Bezirk war sehr gegen ihn, und einige der Leute im Vorstand der Korporation gerieten in Angst und hielten es für besser, den Wächter fallen zu lassen. Er wurde also verurteilt. Nun kam Pater Doyle zu mir und sagte mir, er kenne den Wächter sehr gut; er sei eins der besten Mitglieder seiner Kirche und ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mann, und er sei bei redlicher Erfüllung seiner Pflichten ganz einfach gezwungen worden, um sein Leben zu kämpfen; dieses Urteil bedeute den Triumph des verbrecherischen Elements jener Gegend und die Aufopferung jenes Mannes seitens derjenigen, die ihm hätten beistehen müssen, aber unter dem Einfluß unwürdiger Angst gestanden hätten. Ich untersuchte den Fall, gelangte zu der Überzeugung, daß Pater Doyle recht hatte, und begnadigte den Wächter, bevor er einen Monat verbüßt hatte.



Phot. E. S. Curtis.

Sagamore Hill.



An der Haustüre in Sagamore Hill.



Das Nordzimmer in Sagamore Hill.

Die Vizepräsidentschaft.

Die verschiedenen Streitigkeiten zwischen mir und der „Maschine“, meine Siege in diesen Kämpfen und die Tatsache, daß das Volk immer lebhafteres Interesse daran zu nehmen begann, führte auf dem republikanischen Nationalkonvent des Jahres 1900 in Philadelphia eine ganz besondere Situation herbei. Senator Platt und die New Yorker „Maschine“-Führer wünschten sehr lebhaft, mich als Gouverneur loszuwerden, und zwar hauptsächlich deshalb, weil die großen Korporationsleute mir sehr feindlich gesinnt waren; andererseits hatten sie aber die Überzeugung gewonnen, daß es meiner Popularität halber schwer sein würde, mir die Wiederwahl abzuschlagen, falls ich sie wünschen sollte. Infolgedessen beschlossen sie, meine Wahl zum Vizepräsidenten zu betreiben und dabei die Tatsache auszunutzen, daß ich mich damals wirklich einiger Beliebtheit im ganzen Lande erfreute. Ich selbst war mir dieser Popularität nicht bewußt, und da ich eine große Abneigung gegen das Amt des Vizepräsidenten hegte, und mein Gouverneuramt mir sehr gefiel, erklärte ich, daß ich die Vizepräsidentschaft nicht annehmen würde. Ich war einer der Delegierten für Philadelphia. Als ich dort eintraf, fand ich eine verwickelte Sachlage vor. Senator Hanna übte eine nahezu vollkommene, und von außen betrachtet unbedingt vollkommene, Herrschaft über den Konvent aus. Er wollte meine Aufstellung als Vizepräsidentschaftskandidat durchaus verhindern. Senator Platt dagegen wollte meine Kandidatur durchaus durchsetzen. Jeder der beiden nahm eine Stellung ein, die der des andern entgegengesetzt war, aber jeder vermochte dem andern in seiner Ansicht über mich von Herzen nachzufühlen — nur die Äußerungen waren verschieden, die Gefühle und Ansichten nicht. Meine Anhänger im Staate New York wünschten nicht, daß ich als Kandidat für den Posten des Vizepräsidenten aufgestellt würde, weil sie mich als Gouverneur behalten wollten, aber in allen andern Staaten bestanden die Leute, die mich bewunderten, darauf, daß ich kandidieren müsse. Diese Leute wünschten alle, daß Präsident Mc Kinley als Präsident wiedergewählt werde, wurden aber unwillig darüber, daß Herr Hanna mich als Vizepräsidenten ablehnte. Er dagegen begriff mit einemmal, daß diese Leute sich Mc Kinleys Neuwahl widersetzen könnten, wenn er auf seinem Standpunkt verharrte, und wenn sie seine Aufstellung auch nicht hätten verhindern können, wäre eine solche Opposition doch ein harter Schlag für die bevorstehende Wahlkampagne gewesen. Senator Hanna begann daher zu schwanken.

Mittlerweile wurde eine Versammlung der New Yorker Delegierten einberufen. Die meisten Delegierten standen unter Senator Platts Befehl. Der Senator kündigte mir an, daß ich nicht wieder als Gouverneurkandidat aufgestellt werden würde, wenn ich mich weigerte, mich als Kandidaten für die Vizepräsidentschaft aufstellen zu lassen. Ich erwiderte, ich nähme die Herausforderung an und würde es auf einen offenen und ehrlichen Kampf ankommen lassen, den ich gleich eröffnen wolle, indem ich

den versammelten Delegierten von seiner Drohung Kenntnis gäbe und ihnen zugleich mitteilte, daß ich um den Gouverneurposten kämpfen würde und überdies die feste Absicht hätte, ihn zu erringen. Daraufhin wurde Senator Platt nachgiebig. Der Versuch, die New Yorker Delegierten zu beauftragen, mich vorzuschlagen, wurde aufgegeben, und Vizegouverneur Woodruff an meiner Statt als Kandidat aufgestellt.

Ich nahm an, daß der Zwischenfall damit erledigt sei, und daß man keine weitern Versuche machen werde, mich für die Vizepräsidentschaft aufzustellen. Aber die Sache hatte eine gerade entgegengesetzte Wirkung. Der „Umfall“ der New Yorker „Maschine“ bestärkte die Delegierten der andern Staaten in der Meinung, daß ich als Kandidat aufgestellt werden müsse. Schon am nächsten Tage kam Senator Hanna selbst zu der Überzeugung, daß es notwendig sei, und erklärte sich damit einverstanden. Da New York sich schon gegen mich gebunden hatte und ich nicht wollte, daß jemand vermuten könnte, die New Yorker hätten mich nur aufgestellt, um mich loszuwerden, war die Folge, daß ich von andern Staaten aufgestellt und unterstützt wurde. Kein anderer Kandidat kam in Betracht.

Wahlbetrügereien und Polizeikommissar Devery.

Inzwischen hatte sich das Haus vertagt, und der größte Teil meiner Arbeit als Gouverneur von New York war erledigt. Eine unerwartete Aufgabe hatte sich indessen noch ergeben. Es war im Jahre der Präsidentenwahl. Tammany, das Bryan im Jahre 1896 sehr kühl gegenübergestanden hatte, trat 1900 sehr energisch für ihn ein; und wenn Tammany energisch für einen Kandidaten eintritt, wird der Kandidat der Gegenpartei immer gut tun, sorgsam vor Wahlbetrügereien auf der Hut zu sein. Die städtische Verwaltung befand sich ganz in den Händen der Tammany-Leute, aber es lag in meiner Macht, den Mayor, den Sheriff und den Bezirksanwalt wegen amtlicher Vergehen oder Mißbrauchs der Amtsgewalt abzusetzen. Diese Macht war, soviel ich wußte, von keinem meiner Vorgänger ausgeübt worden, sie war aber vorhanden und konnte oder sollte immer ausgeübt werden, wenn Vergehen oder Mißbrauch der Amtsgewalt vorliegen und der Gouverneur Entschlossenheit genug besitzt.

Auf Grund eines Staatsgesetzes war in New York ein staatliches Wahlbureau geschaffen und durch den Gouverneur auch ein Wahlinspektor ernannt worden. Der Vorsteher dieses Wahlbureaus war John McCullagh, der auch bei der Polizei diente, als ich Polizeikommissar war. Polizeichef der City war William F. Devery, einer der Tammany-Führer, der im Polizeiamt alles das verkörperte, was ich als Polizeikommissar bekämpft hatte. Am 4. November befahl Devery seinen Untergebenen in der Polizeiverwaltung, sich nicht an die von McCullagh an seine Bevollmächtigten ausgegebenen Befehle zu kehren — Befehle, die von höchster Wichtigkeit waren, wenn wir in New York ehrliche Wahlen haben wollten. Ich war soeben von einer Wahlreise zurückgekehrt und befand mich in

Sagamore Hill. Ich selbst besaß keine unmittelbare Macht über Devery, wohl aber der Mayor, und ich besaß Macht über den Mayor. Infolgedessen schrieb ich sofort die nachstehenden Briefe an den Mayor von New York, den Sheriff von New York und den Bezirksanwalt von New York:

„Staat New York.

Oyster Bay, 5. November 1900.

An den Mayor der Stadt New York.

Geehrter Herr! Man hat mich auf eine von dem Polizeichef Devery erlassene Verordnung aufmerksam gemacht, worin dieser seinen Untergebenen befiehlt, sich nicht an den Chef des Staatswahlbureaus, John McCullagh, und seine Bevollmächtigten zu kehren. Sollten Sie noch keine Schritte zur Widerrufung dieser Verordnung getan haben, so muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß ich mich gezwungen sehen würde, Sie als Haupt der Stadtverwaltung für die Handlungsweise des Polizeichefs verantwortlich zu machen, falls diese irgendwelche Ruhestörungen, Einschüchterungen oder anderweitige Vergehen gegen die Wahlgesetze nach sich ziehen sollte. Die Staats- und Stadtbehörden sollten zusammen arbeiten. Ich werde nicht verfehlen, jede staatliche oder städtische Behörde energisch zur Verantwortung zu ziehen, falls eine derselben sich der Einschüchterung und des sträflichen Einverständnisses mit irgendwelchem Betrug schuldig macht oder es unterläßt, jeden gesetzlichen Wähler in seinen Rechten wirksam zu schützen. Ich kündige Ihnen hiermit an, daß ich Sie im Fall irgendwelcher Ungesetzlichkeiten infolge der nicht umgehend erfolgten Widerrufung der Deveryschen Verordnung oder irgendeiner Handlung oder Unterlassung seitens des Polizeichefs Devery notwendigerweise zur Verantwortung ziehen muß.

Ihr usw.

Theodore Roosevelt."

„Staat New York.

Oyster Bay, 5. November 1900.

An den Sheriff des Bezirks New York.

Geehrter Herr! Man hat mich auf eine Verordnung des Polizeichefs Devery aufmerksam gemacht, worin er seine Untergebenen anweist, sich nicht an den Chef des Staatswahlbureaus John McCullagh und seine Bevollmächtigten zu kehren.

Es ist Ihre Pflicht, für die ordnungsmäßige Durchführung der Gesetze zu sorgen, und ich werde Sie aufs strengste für jede Ruhestörung innerhalb Ihres Bezirks oder für jede Pflichtverletzung Ihrerseits bei Gelegenheit der bevorstehenden Wahl verantwortlich machen.

Ihr ergebener

Theodore Roosevelt."

„Staat New York.

Oyster Bay, 5. November 1900.

An den Bezirksanwalt des Bezirks New York.

Geehrter Herr! Man hat mich auf eine Verordnung des Polizeichefs Devery aufmerksam gemacht, worin er seine Untergebenen anweist, sich nicht an den Chef des Staatswahlbureaus John Mc Cullagh und seine Bevollmächtigten zu kehren.

Im Hinblick auf diese Verordnung mache ich Sie darauf aufmerksam, daß es Ihre Pflicht ist, die ordnungsgemäße Durchführung der Gesetze zu fördern, und daß Sie nicht verfehlen dürfen, in dieser Sache strengstens Ihre Pflicht zu tun.

Ihr ergebener

Theodore Roosevelt."

Diese Briefe taten ihre Wirkung. Der Mayor forderte den Polizeichef Devery umgehend auf, die anstößige Verordnung zu widerrufen, was denn auch sofort geschah. Auch der Sheriff schritt unverzüglich ein. Der Bezirksanwalt weigerte sich, meinem Brief Beachtung zu schenken, und nahm eine widerspenstige Haltung an, worauf ich ihn seines Amtes entsetzte. So kam es denn am Wahltage zu keinem Widerstreit zwischen den staatlichen und städtischen Behörden. Die Wahl verlief vollkommen ordentlich und ehrlich. (Vgl. zu diesem Kapitel Anhang 3, S. 459 ff.)

Neuntes Kapitel.

Drinnen und draußen.

Es gibt Menschen, die Gottes freie Natur lieben, aber nie ein Buch zur Hand nehmen; und andere Menschen, die Bücher lieben, denen aber das große Buch der Natur ein Buch mit sieben Siegeln und verschwommenen, unleserlichen Zeilen ist. Indessen ging bei den Menschen, die ich kennen gelernt habe, gewöhnlich die Liebe zur freien Natur mit der Liebe zu Büchern in ihrem höchsten Sinne Hand in Hand. Es ist Ziererei, wenn ein Mensch, der das Draußenleben preist, über Bücher höhnt. In der Regel haben diejenigen das tiefste Verständnis für alles, was die Natur uns bietet, die auch aus der angesammelten und verzeichneten Weisheit ihrer Mitmenschen Nutzen gezogen haben. Liebe zur freien Natur und zu einfachem, gesundem Zeitvertreib können auch Männer und Frauen betätigen, die angestrengt arbeiten und keine großen Mittel besitzen; und ebenso Liebe zu guten Büchern — nicht zu prächtigen Einbänden und ersten Ausgaben, die zwar vortrefflich in ihrer Art, aber schierer Luxus sind —, ich meine die Lust am Lesen von Büchern, die man natürlich womöglich besitzt, die man sich aber, wenn es dazu nicht reicht, auch aus guten Leihbibliotheken verschafft.

Das Haus auf der Höhe.

Der Name Sagamore Hill rührt von dem alten Sagamore Mohannis her, der vor zweieinhalb Jahrhunderten auf sein Anrecht an das Land als Häuptling seines Stammes verzichtete. Das Haus steht gerade auf dem Gipfel des Hügels, ist durch Felder und Waldgürtel von allen andern Häusern getrennt und bietet eine weite Aussicht über die Bucht und den Sund. Wir sehen die Sonne hinter weiten Strecken von Land und Wasser untergehen. Viele Vögel bewohnen die um das Haus herum stehenden Bäume, die nahen Weiden und Holzungen, und im Winter sind Bucht und Sund natürlich oft von Möwen, Tauchern und wildem Geflügel belebt. Uns sind alle Jahreszeiten gleich lieb: der Schnee und die kahlen

Wälder des Winters; das rasche Sprossen und Sprießen und die Blütenpracht des Frühlings; das gelbe Getreide, die reifenden Früchte, die dicken Maisquasten und der tiefe Laubschatten, den „der grüne Sommertanz“ verkündet; und die scharfen Herbstwinde, die all die farbenprächtigen Banner zerreißen, mit denen die Bäume das sterbende Jahr grüßen.

Die Blumen um Sagamore herum.

Der Sund ist immer schön. An den Sommerabenden beobachten wir ihn von der Veranda aus und sehen die Lichter der großen Dampfer, die vom Fall River aus regelmäßig vorüberfahren. Hin und wieder bringen wir einen Tag auf ihm zu, indem zwei von uns das leichte Ruderboot benutzen oder vielleicht noch einer der Jungen mitgenommen wird, damit wir zwei Ruder mehr haben; zum Frühstück landen wir gegen Mittag unter windgepeitschten Eichen am Rande eines niedrigen Abhanges oder in den wilden Pflaumenbüschen auf einer Landzunge von weißem Sande, während die Segel der Küstenfahrer im Sonnenlicht schimmern und das Geläut der Glockenboje über die Wasser landwärts klingt.

Long Island ist nicht so reich an Blumen wie das Tal des Hudson. Dennoch gibt es eine Menge. Anfang April pflegt ein Hügelabhang in unserer Nähe gleich einer zarten Flamme im Weiß des Fingerkrauts zu erglühen. Um dieselbe Zeit finden wir die schüchterne Kuckucksblume, den kriechenden Arbutus, und obwohl wir selten wilde Blumen pflücken, sendet ein Mitglied des Hausstandes doch jedes Jahr einen kleinen Strauß Kuckucksblumen an einen in Panama arbeitenden Freund, dessen Seele nach dem nördlichen Frühling hungert. Dann gibt es ungefähr zur Zeit der Kirschblüte Alsenbaum und zarte Anemonen; die kurze Pracht der Apfelgärten folgt, und dann füllen die dichten Hartriegelblüten die Wälder mit ihrem Glanz; und so folgt eine Blume auf die andere, bis die Frühlingsherrlichkeit mit dem Lorbeer und der schnell verblühenden, honigsüßen Akazie ihr Ende erreicht. Nun kommen die Spätsommerblumen an die Reihe: die prunkenden Lilien, die hochroten Lobelien, Eibisch und die Ringelblumen in den Sümpfen, und die Goldrute und die Astern noch später, wenn die Nachmittage kürzer werden und man schon daran denkt, in den großen Kaminen Feuer zu machen.

Unsere Vogelnachbarn.

Die meisten Vögel in unserer Gegend sind die üblichen Hausfreunde des Heims, der Scheunen, der Gehölze und der Weiden, aber dann und wann wechseln die Arten ganz sonderbar. Die fröhliche Wachtel läßt sich jetzt leider nur noch selten bei uns sehen, und den Ziegenmelker hören wir nachts nie mehr schreien. Dagegen besuchen uns jetzt verschiedene Vögel, die früher nicht zu uns kamen. Als ich ein Junge war, nistete weder das Schwarzkehlchen noch der Rotfink in unserer Gegend, und Paperlinge gab es auch nicht auf unsern Feldern. Jetzt ist der schwarzkehlige grüne

Gartensänger einer unserer gemeinsten Sommermusikanten, Rotfinken sind in Menge vorhanden, und — was das Beste ist! — auch Paperlinge kommen durchaus nicht selten vor. Ich hatte John Burroughs von diesen neuen Gästen geschrieben, und einmal, als er zu mir herauskam, konnte ich sie ihm auch zeigen.

Unsere Flatterhörnchen.

Als ich Präsident war, besaßen wir ein kleines Haus in Westvirginien: ein entzückendes Haus, wenigstens in unsern Augen, obwohl eigentlich nur ein Gehäuse aus rohen Brettern. Wir besuchten es zuweilen im Herbst, vielleicht um die Zeit des Danksagungsfestes, und da gab es selbstgeschossene Wachteln und Kaninchen, und zuweilen sogar einmal einen wilden Truthahn. Auch im Frühling waren wir manchmal dort. Natürlich waren viele der Vögel dort sehr verschieden von unsern heimischen Freunden auf Long Island. Es gab da Spottdrosseln, wohl die interessantesten unter allen Vögeln, blaue Kernbeißer und jene wundervollen Sänger, den Bewick- und Carolina-Zaunkönig. Alle diese vermochte ich John Burroughs zu zeigen, als er uns besuchte — der, nebenbei gesagt, eine andere Art unserer Hausgenossen, die Flatterhörnchen, durchaus nicht so schätzte, wie wir es taten. Wir hatten die Flatterhörnchen — Männchen und Weibchen — samt ihrer jungen Brut gern in ihrem Nest zwischen den Dachsparren, und nachts schliefen wir so fest, daß uns die wilden Sprünge der kleinen Kerle durch die Zimmer durchaus nicht störten, selbst dann nicht, wenn sie zuweilen aufs Bett herabschossen und darüber weg rannten.

Mit John Burroughs im Yellowstone.

Einmal reiste ich im April, als noch hoher Schnee lag, nach dem Yellowstone Park und nahm John Burroughs mit. Ich wollte ihm gern das Hochwild des Parks zeigen: die Tiere der Wildnis, die so erstaunlich zahm und gleichgültig gegen die Anwesenheit von Menschen geworden sind. Im Yellowstone Park scheinen die Tiere sich immer so zu benehmen, wie man es haben will! Man kann stets die Schafe, Hirsche und Antilopen zu Gesicht bekommen, und ebenso die großen Elchwildrudel, die noch scheuer sind als die kleineren Tiere. Im April fanden wir die Elche nach den Entbehrungen des harten Winters recht schwach. Einmal gelang es mir ohne große Schwierigkeiten, ein großes Rudel von ihnen zusammenzutreiben, so daß John Burroughs sich die Tiere ansehen konnte. Ich glaube indessen nicht, daß er sich so viel daraus machte wie ich. Die Vögel interessierten ihn mehr, besonders eine winzige Eule von der Größe eines Rotkehlchens, die am hellen Nachmittag gänzlich unbeeinflußt vom Sonnenschein auf einem Baum saß und ein seltsames Geräusch von sich gab, fast wie das Herausziehen eines Korkens aus einer Flasche. Ich schämte mich fast, als ich sah, wieviel besser sich seine Augen beim Erblicken der Vögel und Bemerken ihrer Unterschiede bewährten.

Das Mahl der Bärenjäger.

Wenn ich in Texas auf die Wolfsjagd und in Louisiana und Mississippi auf die Bärenjagd ging, entzückte mich nicht nur der Sport, sondern auch die fremdartigen neuen Vögel und andern Geschöpfe, sowie die mir noch unbekannten Bäume und Blumen. Dabei fällt mir ein Festmahl im Weißen Hause ein, das mir deutlicher als alle andern erinnerlich geblieben ist — sogar noch erinnerlicher als der Abend, an dem ich Joel Chandler Harris hingelockt hatte, was wirklich ein Triumph war, wie jeder, der den schüchternen Einsiedler kennt, mir zugeben wird. Es war ein „Bärenjägermahl". Ich war bei jenen Jagdausflügen so freundlich von meinen Freunden behandelt worden, und sie waren so prächtige Leute — Männer, die mich stolz darauf machten, daß sie Amerikaner waren —, daß es ein Herzenswunsch von mir war, sie zu einem Jägermahl bei mir im Weißen Hause zu vereinigen. Und das gelang mir einmal im Dezember. Es waren ihrer im ganzen etwa zwanzig oder dreißig, und alle waren so gute Jäger, so kühne Reiter und dabei so vorzügliche Bürger, wie man sie nur irgendwo finden konnte. Eine trefflichere Schar von Gästen hat niemals im Weißen Hause zu Tisch gesessen, und unter anderm kam auch das Wildbret eines schwarzen Bären auf den Tisch, den einer der Gäste geliefert hatte.

Mit John Muir im Yosemitetal.

Als ich zum erstenmal nach Kalifornien kam, war mir das Glück beschieden, die Riesenbäume, die Sequoien oder Mammutbäume, zu sehen und dann mit John Muir nach dem Yosemitetal zu reisen. Natürlich war er unter allen Menschen auf der Welt derjenige, mit dem es sich am besten verlohnte, das Yosemitetal zu bereisen. Er erzählte mir, als Emerson nach Kalifornien gekommen sei, habe er versucht, ihn zu bereden, mit ihm im Freien zu kampieren, weil das die beste Art und Weise sei, um die ganze Majestät und den Zauber der Sierren kennen zu lernen. Aber Emerson begann damals schon zu altern und konnte es deshalb nicht. John Muir erwartete mich mit ein paar Packern und zwei Maultieren, die unser Zelt und das Bettzeug, sowie Lebensmittel für einen dreitägigen Ausflug tragen sollten. Die erste Nacht war klar, und wir lagerten in den dunkelnden Gründen des Sequoienwaldes. Die majestätischen Stämme ragten in ihrer ganzen Schönheit an Farbe und Ebenmaß wie die Säulen eines Domes um uns her, mächtiger als ihn je die heiße Inbrunst des Mittelalters erdacht hat. Einsiedlerdrosseln sangen abends entzückend und stimmten morgens wieder allesamt ihren Gesang an. Ich wunderte mich ein wenig darüber, daß John Muir, im Gegensatz zu John Burroughs, sich so wenig aus Vögeln und Vogelgesang machte und so wenig von ihnen wußte. Ihm sagten die Einsiedlerdrosseln nichts, und die Bäume und Klippen alles. Die einzigen Vögel, die er bemerkte oder gern hatte, waren sehr auffallende, wie z. B. die Wasseramseln, die übrigens auch von jeher



Die Herrin von Sagamore Hill.



Das erste Enkelkind in Sagamore Hill.

meine besonderen Lieblinge gewesen sind. In der zweiten Nacht kampierten wir bei Schneesturm am Rande einer engen Felsschlucht unter den weit ausgreifenden Ästen mächtiger Silbertannen, und am nächsten Tage stiegen wir in das Wunderland des Tales selbst hinunter. Ich werde mich bis an mein Lebensende darüber freuen, daß ich mit John Muir im Yosemitetal und mit John Burroughs im Yellowstone Park gewesen bin.

Mit Sir Edward Grey in New Forest.

Gleich den meisten Amerikanern, die sich für Bücher und Vögel interessieren, weiß ich ziemlich gut über die englischen Vögel Bescheid, die in Büchern vorkommen. Ich kenne die Lerche Shakespeares, Shelleys und des Ettrickschäfers; ich kenne die Nachtigall Miltons und Keats'; ich kenne Wordsworths Kuckuck; ich kenne die Amsel und Singdrossel, die in dem lustigen grünen Wald der alten Balladen singen; ich kenne den Zaunkönig und das Rotkehlchen aus den englischen Bilderbüchern. Deshalb hatte ich mir immer sehr gewünscht, diese Vögel im wirklichen Leben zu hören, und dazu bot sich im Jahre 1910 Gelegenheit, als ich zwei bis drei Wochen in England verbrachte. Da ich bei dem sehr anstrengenden Programm von Pflichten und Vergnügungen nur wenige Stunden erübrigen konnte, mußte ich notwendig jemand bei mir haben, der sowohl den Gesang wie die Sänger zu identifizieren vermochte. In Sir Edward Grey, einem großen, vielseitigen Freund der freien Natur und vortrefflichen Gefährten, der die Weisen und Gewohnheiten der englischen Vögel wie wenige versteht, fand ich den allerbesten Führer, den man sich nur denken kann.

Wir verließen London am Morgen des 9. Juni, vierundzwanzig Stunden vor meiner Abfahrt von Southampton. In Basingstoke stiegen wir aus und fuhren nach dem hübschen, lachenden Itchental. Hier wanderten wir drei bis vier Stunden herum, fuhren dann wieder bis an den Rand des New Forest, wo wir in einem Wirtshaus Tee tranken, und wanderten dann durch den Wald bis zu einem jenseits desselben gelegenen Wirtshaus in Brockenhurst. Am Schluß unserer Wanderung stellte mein Gefährte eine Liste der Vögel auf, die wir gesehen hatten, und bezeichnete jeden, den wir auch hatten singen hören, mit einem Stern. Die Liste ergab wie folgt einundvierzig von der ersten und dreiundzwanzig von der zweiten Kategorie:

*Drossel, *Amsel, *Lerche, *Goldammer, *Rotkehlchen, *Zaunkönig, *Goldhähnchen, *Stieglitz, *Buchfink, *Grünfink, Bachstelze, Sperling, *Flüevogel (Braunelle), Misteldrossel, Star, Saatkrähe, Dohle, Schwarzkäppchen (Kohlmeise), *Gartensänger, *Weidenzeisig, *Baumläufer, *Waldzeisig, *Laubsänger, *Rohrsperling, *Uferschilfsänger, Wasserhuhn, Moorhuhn, Flußtaucher (Steißfuß), Schopfente, Wildtaube, Holztaube, *Turteltaube, Bachmöwe, Haubenmeise (Tannenmeise?) *Kuckuck, *Nachtschwalbe (Ziegenmelker), *Schwalbe, Uferschwalbe, Mauerschwalbe, Fasan, Rebhuhn.

Erhalten, nicht abschießen.

Das Itchental ist das typische England, das wir aus Romanen, Geschichten und Essays kennen. Es ist in jeder Hinsicht wunderhübsch — von einer üppigen, kultivierten, fruchtbaren Schönheit —: das reißende Flüßchen, das sich zwischen seinen Schilfufern windet, das reiche Grün der Bäume und des Grases, die stattlichen Gehölze, die Gärten und Felder, die ungemein malerischen Häuser, die großen hübschen, von Parks umgebenen Häuser. Vögel gibt es da in Mengen. Ich kenne wenige Gegenden in Amerika, wo man eine solche Fülle von Arten sehen könnte, und es wunderte mich, daß auch so große Vögel wie das Wasserhuhn, der Uferschilfsänger, der Flußtaucher, die Schopfente, Tauben und Bachmöwen vorhanden waren. In Amerika würde ich in so dicht besiedelten Gegenden wie das Itchental durchaus nicht eine solche Anzahl so großer Vögel erwarten; aber ich hoffe, daß der Einfluß der Audubonvereine und anderer Gesellschaften sich allmählich fühlbar machen wird, bis es nicht nur für jeden Amerikaner, sondern auch für jeden kleinen amerikanischen Jungen zur Ehrensache wird, alle Gattungen harmloser Tiere zu schützen. Echte Jäger sollten in dieser Richtung vorangehen, denn wenn gejagt werden soll, so muß etwas zum Schießen vorhanden sein; deshalb ist es von größter Wichtigkeit, selbst die jagdbaren Vögel nicht alle miteinander auszurotten, sondern nur eine vernunftgemäße Anzahl von ihnen abzuschießen.

Der New Forest ist eine wilde, unbewohnte Strecke Heide- und Waldland. Viele der Bäume sind alt und knorrig, und gerade diese Wildheit, Rauheit und Unkultiviertheit machten ihn in meinen Augen besonders anziehend und erinnerten mich an meine Heimat. Die Vogelwelt war natürlich lange nicht so zahlreich wie am Itchen.

Der Chorführer.

Den tiefsten Eindruck während dieser Wanderung machte auf mich die Schwarzdrossel. Nachtigallen hatte ich schon am Comer See in Mengen singen hören, und auch Lerchen hatte ich schon gelauscht, aber Schwarzdrossel, Singdrossel und schwarzköpfige Grasmücke kannte ich noch nicht, und wenn ich auch wußte, daß alle drei gute Sänger sind, wußte ich doch nicht, wie wunderschön sie singen. Schwarzdrosseln waren sehr zahlreich und spielten eine Hauptrolle in dem Chor, den wir den ganzen Tag über, aber doch wohl am lautesten in der Morgendämmerung hörten. In ihrem Wesen und ihren Gewohnheiten erinnern sie auffallend an unsere amerikanische Wanderdrossel und sehen sogar mit ihrem gelben Schnabel und kohlschwarzem Gefieder ganz wie Wanderdrosseln aus. Sie hüpfen, ganz wie unsere Wanderdrossel, überall auf den Rasenplätzen herum und leben und nisten auf dieselbe Art in den Gärten. Ihr Gesang hat auch im allgemeinen Ähnlichkeit mit dem unserer Wanderdrossel, hat aber viele weit musikalischere Töne, die geradezu an diejenigen unserer Misteldrossel erinnern. Tatsächlich hatten einzelne von denen, die wir hörten, Töne, die den Glockentönen

unserer Misteldrossel an Melodik fast gleichkamen; und es kann kein größeres Lob für einen Singvogel geben, als wenn sein Gesang mit dem einer Mistel- oder Blaudrossel verglichen wird. Ich glaube wirklich, daß man der Schwarzdrossel in Büchern keineswegs gerecht wird. Daß sie sang, war mir natürlich bekannt, aber ich wußte nicht, welch eine Sängerin sie ist! Vermutlich hat ihr teilweise, ebenso wie unserer Spottdrossel, ihr Name im Wege gestanden. Wenn sie in Balladen im Verein mit ihrer Anverwandten, der Singdrossel, als Amsel auftritt, ist es viel leichter, sie als die Gesangmeisterin anzuerkennen, die sie wirklich ist. England ist glücklich, daß es draußen im Lande einen solchen Schatz besitzt, wie diesen so häufigen, so ins Auge fallenden, so furchtlosen und so wundervoll singenden Vogel.

Sänger im Vogelchor.

Die Drossel ist auch eine achtungswerte Sängerin — besser als unsere amerikanische Wanderdrossel —, erreicht die Schwarzdrossel jedoch meines Erachtens nicht, wenn diese ihr Bestes leistet, obwohl es mir oft schwer geworden ist, den Gesang der einen von dem der andern zu unterscheiden, zumal wenn ich nur zwei oder drei Tiere davon hörte.

Die Lerchen waren natürlich sehr reizvoll. Es war fesselnd, sie aus dem Gras emporhüpfen, aufwärts kreisen, einige Minuten hoch oben schweben und singen und wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren zu sehen. Wie mein Begleiter sehr richtig bemerkte, erfüllten sie Wordsworths Schilderung auf das genaueste: sie schwangen sich auf, ohne umherzufliegen. Es ist ganz unmöglich, eine Vogelstimme und die Umgebung und Gewohnheiten dieses Vogels scharf auseinanderzuhalten. Wenn die Lerche auch gelegentlich musikalische Töne hat, ist ihr Gesang im ganzen doch nicht sehr musikalisch: aber er ist so freudig, so jubelnd und ununterbrochen und wird unter so eigenartigen Umständen hervorgesprudelt, daß er den Vogel vollkommen dazu berechtigt, den ihm von Dichtern und Prosaschriftstellern eingeräumten Ehrenplatz einzunehmen.

Der musikalischste Vogel, den wir hörten, war das Schwarzkäppchen (die Kohlmeise). Für mein Ohr war sein Gesang musikalischer als der der Nachtigall. Er war für einen so kleinen Vogel von erstaunlicher Kraft; an Fülle und Stetigkeit kann er sich mit dem Gesang der Drosseln und mancher anderen Vögel nicht messen, aber an Qualität als einzelner Melodiensatz ist er kaum zu übertreffen.

Unter den kleineren Sängern war das Rotkehlchen besonders bemerkenswert. Wir alle kennen diesen hübschen kleinen Vogel aus Büchern, und ich war darauf vorbereitet, ihn so freundlich und anziehend zu finden, wie er denn auch war, aber ich hatte nicht gewußt, daß er so hübsch singt. Sein Lied ist nicht laut, aber sehr melodisch und reizend, und man sagt, daß dieses Vögelchen eigentlich das ganze Jahr hindurch singt. Der Gesang des Zaunkönigs interessierte mich sehr, weil er nicht die geringste Ähnlich-

keit mit dem unseres gewöhnlichen Zaunkönigs, sondern im Gegenteil mit dem unseres Winterzaunkönigs hat. Die Weise ist dieselbe wie die des Winterzaunkönigs, aber der Gesang schien mir nicht ganz so hervorragend melodisch zu sein, wie der jenes winzigen Sängers unserer nordischen Wälder. Der Uferschilfsänger sang im dichten Schilf eine spöttische Bauchrednerweise, die mich zeitweilig an die minder eigenartigen Takte des Gesanges unseres gelbbrüstigen Steinschmätzers erinnerte. Der Kuckucksruf klang ungemein reizvoll und melodisch, weit mehr als der rollende, oft wiederholte Ton unserer Regenkrähe.

Wir erreichten das Wirtshaus in Brockenhurst erst etwa um neun Uhr bei Einbruch der Nacht, und ein paar Minuten vorher hörten wir einen Ziegenmelker. Es klang ganz anders als unser amerikanischer Ziegenmelker oder Whippoorwill, der immer nur einen lang gedehnten Ruf von ein oder zwei Tönen ausstößt. Der Buchfink machte sich sehr bemerkbar und sang beständig seine unbedeutende kleine Weise. Ich freute mich, die kecke, gebieterische Misteldrossel zu sehen, den Sturmhahn, wie man ihn oft zu nennen pflegt; aber dieser Vogel brütet und singt im Vorfrühling, wenn das Wetter noch stürmisch ist, und war längst verstummt, als wir ihn sahen. Die Stare, Krähen und Dohlen sangen nicht, und ihr Ruf war nur in dem Maße anziehend, wie der unseres Kuhvogels anziehend wirkt. Die übrigen Vögel, die wir singen hörten, trugen zwar ihr Teil zu dem allgemeinen Chor bei, waren aber keine besonders hervorragenden Sänger, sondern etwa von der Art unserer Baumläufer, Laubsänger und Sperlinge. Der große Frühlingschor begann schon zu ersterben, aber Feld und Wald erklang noch von entzückendem Vogelgesang, die Landschaft war reizend, das Wirtshaus so behaglich wie nur möglich, und das Bad und das Abendessen nach unserer Wanderung sehr erquickend: kurzum, genußreichere vierundzwanzig Stunden habe ich auf meiner ganzen europäischen Reise nicht durchlebt.

Zurück zu den heimatlichen Vögeln.

Zehn Tage darauf befand ich mich in Sagamore Hill wieder unter meinen heimischen Vögeln, und indem ich sie ansah und anhörte, dachte ich an die Weisen und Gewohnheiten der Vögel, die ich in England gesehen hatte. Am Abend des ersten Tages saß ich in meinem Schaukelstuhl auf der breiten Veranda und blickte über den Sund hinweg in die Herrlichkeit des Sonnenuntergangs. Der mit dichtem Gras bedeckte Hügelabhang fiel vor mir ab bis zu einem Baumgürtel, aus welchem der goldene, gemächliche, glockenartige Vespergesang der Misteldrossel emporstieg. Durch die stille Luft tönte das Trillern der Prachtmeise und des Grünspatzes herüber, und nach Dunkelwerden vernahmen wir aus demselben Laubkranz den Fluggesang einer Amsel. Zu unsern Häuptern sang in einer Trauerulme ein Pirol und unterbrach sein Lied dann und wann, um wie ein zu groß gewordener Zaunkönig zu zanken. Singspatzen und Spottdrosseln sangen

in den Gebüschen, eine Wanderdrossel hatte sich über der Vorder- und eine andere über der Hintertür ein Nest gebaut, und in den Glyzinienranken neben dem Eingang befand sich ein Sperlingsnest. Im Lauf der nächsten vierundzwanzig Stunden sah und hörte ich, entweder beim Hause selbst oder als ich durchs Gehölz zum Baden hinunterging, die nachstehenden zweiundvierzig Vogelarten:

Den kleinen grünen Reiher, Nachtreiher, Rotschwanzfalken, gelbschnabeligen Kuckuck, Königsfischer, Goldspecht, Kolibri, Schwalbe, Feldlerche, Rotdrossel, Spitzschwanzfink, Singspatz, Sperling, Laubsänger, Rotfink, Pirol, Viehstar, Wanderdrossel, Misteldrossel, Waldspötter, Spottdrossel, Scharlachtanagra, rotäugigen Sperling, Steinschmätzer, Grünfink, Vogelschnäpper, Lachmöwe, Krähe, Holzhäher, Seidenschwanz, Gelbkehlchen, Schwarzmeise, schwarzweißen Baumläufer, Hausschwalbe, weißbrüstige Schwalbe, Schwanzmeise, Distelfink, Grasammer, Indigofink, Erdrotkehlchen, Heupferdspatz und Schleiereule.

Im vollen Gesang.

Die Vögel waren noch sehr sangeslustig, denn auf Long Island läßt der Chor erst Mitte Juli nach, wenn die Blüten der Edelkastanien die Waldlandschaft mit schaumigem Graugrün bedecken. (Jetzt freilich hat ein Mehltau unsere Edelkastanien vernichtet und unsere Wälder ihrer eigenartigen Schönheit beraubt.)

Unsere herrlichsten Sänger sind die Misteldrosseln, die nicht nur frühmorgens, sondern die ganzen langen und heißen Juninachmittage über singen. Zuweilen singen sie in den unmittelbar um das Haus herum stehenden Bäumen, und wenn die Luft still ist, tönt ihr Gesang auch von den großen Bäumen am Fuß des Hügels bis zu uns herauf. Die Waldspötter singen den ganzen Tag über in den Hecken jenseits des Gartens, und die Spottdrosseln überall. Die Spottdrosseln singen so wunderhübsch, daß man sich darüber ärgert, wenn man weiß, daß sie jeden Augenblick in Gekreisch und Miauen übergehen können. Die kecken, erheiternden Weisen der Wanderdrossel kommen mir immer typisch für diese kecken, heitern Vögel selbst vor. Die Baltimore-Pirole nisten in den das Haus umgebenden jungen Ulmen, und die Grünspechte in den Apfelbäumen am Park und den Nebengebäuden. Zu den ersten Lenztönen gehört das einfache, behagliche Lied der Singspatzen, und im März hören wir auch schon die durchdringenden Kadenzen der Feldlerche — für unsere Ohren die reizendste aller Vogelweisen. Seit einigen Jahren hören wir auch dann und wann den übermütigen, perlenden Gesang des Paperlings, und wenn der Chor dieser und vieler anderer Frühlingssänger allmählich erstirbt, bleiben immer noch ein paar richtige Heiß-Wetter-Sänger über, wie z. B. die buntfarbigen Indigoammern und die Distelfinken. Unter den Finken singt eine der melodischsten und klagendsten Weisen der amerikanische Buschsperling. Ich weiß nicht, weshalb er in Büchern Feldsperling genannt

wird, denn er lebt nicht auf freiem Felde wie die Grasammer, der Savannen-Sperling und der Heuschreckenspatz, sondern zwischen den Zedern, Wachsmyrten und jungen Akazien an denselben Stellen wie die Prärie-Grasmücke. Wir freuen uns übrigens nicht nur an dem wirklichen Gesang. Auch den Ruf des Goldspechts hören wir gern und verzeihen es, wenn einzelne von ihnen, wie es manchmal vorkommt, kühn genug sind, uns in der Morgenfrühe durch Trommeln auf den Dachschindeln zu wecken. Unsern Ohren klingt auch der Ton der Rotdrossel anziehend. Es ist schwer zu sagen, wieviel von dem Reiz eines Vogelgesanges in der Melodie selbst, und wieviel in den damit verknüpften Ideenverbindungen liegt. Das ist der Grund, weshalb es so nutzlos ist, die Vogelweisen eines Landes mit denen eines andern zu vergleichen. Ein Mann, auf dessen Urteil man etwas geben kann, kann ebensowenig ganz unparteiisch über die Vogelweisen sprechen, mit denen er von Kindesbeinen an vertraut ist, wie von seiner eigenen Familie.

Dinge, die in Sagamore geschätzt werden.

Wir schätzen in Sagamore Hill vielerlei: Vögel und Bäume und Bücher, und alle schönen Dinge, Pferde, Büchsen und Kinder, und schwere Arbeit und Lebensfreude. Wir haben große Kamine, in denen die Holzklötze während der langen Winterabende knattern und knistern. Die große Veranda ist für die heißen, stillen Sommernachmittage. Wie in jedem Hause gibt es Dinge, die dem Hausvater wegen der damit verbundenen Erinnerungen lieb sind, für andere aber wenig Bedeutung haben würden. Natürlich sammeln sich bei einem Mann, der Präsident gewesen ist und andere Ämter bekleidet hat, viele solche Dinge an, ohne daß dabei besondere persönliche Verdienste mitspielen. Zu unsern geliebtesten Schätzen gehören vielleicht der „Mustangbändiger", eine Bronze von Remington, die mir meine Freiwilligen Reiter nach der Auflösung des Regiments verehrten, und eine große silberne Tiffanyvase, die die Mannschaften des Kriegsschiffs „Louisiana" meiner Frau schenkten, als wir von einer Fahrt auf ihr nach Panama zurückkehrten. Das war ein wirklich überraschendes Geschenk, das ihr im Weißen Hause im Namen der ganzen Besatzung von vier so stämmigen Kriegsschiffsmatrosen überreicht wurde, wie nur je welche einen Panzerturm gedreht und ein 35-Zentimeter-Geschütz gerichtet haben.

Die Mannschaften des Landheeres kannte ich bereits recht gut — und natürlich kannte ich die Offiziere der Armee wie der Marine genau. Aber die Mannschaften der Marine lernte ich erst besser kennen, als ich Präsident war. Auf der „Louisiana" speisten ich und meine Frau einmal an der Unteroffizierstafel, und auf einem andern Schlachtschiff, der „Missouri" (wo mich Admiral Evans und Kapitän Cowles begleiteten), sowie auf der „Sylphe" und der „Mayflower" speisten wir gleichfalls als Gäste der Mannschaft. Als unser kurzer Ausflug auf der „Louisiana" zu Ende war, hielt ich eine kurze Ansprache an die versammelte Besatzung, und zum Schluß brachte

einer der Unteroffiziere, das Musterbild eines Mannes von einem Kriegsschiff, ein dreifaches Hoch auf mich aus, und zwar in Ausdrücken, die mich sonderbar rührten als echt amerikanisch; er sagte: „Nun denn, Leute, drei Hochs für Theodore Roosevelt, den typischen amerikanischen Bürger!“ Das war die Art, wie sie von dem amerikanischen Präsidenten dachten — und fürwahr, eine sehr gute Art. Es war ein Ausdruck, auf den nur Leute, die die amerikanischen Anschauungen über Regierung und Leben völlig in sich aufgenommen hatten, gerade wie es bei den Leuten meines Regiments der Fall gewesen war, natürlicherweise kommen konnten. Ich brauche kaum zu sagen — aber ich will es doch tun um derer willen, die es noch nicht wissen —, daß diese selbstbewußte Verbindung von Interesse und Zweck nicht nur erträglich ist, sondern überhaupt nur existieren kann, wenn wahre und schöne Mannszucht herrscht, eine so strenge und echte Mannszucht, wie sie immer bei den gefürchtetsten Schlachtflotten und Heeren gewaltet hat. Disziplin und gegenseitige Achtung ergänzen sich, sie stehen nicht zueinander im Gegensatz. Während der Präsidentschaft wurden wir alle, besonders aber die Kinder, mit vielen der Matrosen gut befreundet. Die vier Überbringer der Vase wurden von unsern beiden kleinsten Jungen sofort als liebe große Brüder willkommen geheißen und auf der Stelle mitgeschleppt, damit sie sich Washington im Landauer ansähen — im „Land-ho!“ des Präsidenten, wie unsere Gäste mit Seemannswitz das Gefährt benannten. Als wir uns schon wieder im Privatleben befanden, stand meine Frau einmal auf einem Bahnhof und war in Verlegenheit wegen ihres Fahrscheins; da trat ein stattlicher, ruhiger Herr heran und fragte, ob er ihr helfen könne; er bemerkte, er habe zur Besatzung der „Mayflower“ gehört und kenne uns ganz genau. Als Antwort auf eine Frage erklärte er, er habe den Marinedienst aufgegeben, um Zahnarzt zu werden; während er sich auf diesen neuen Beruf vorbereite, verdiene er sich das Geld, das er zur Durchführung seiner Studien brauche, damit, daß er den Beruf eines Preisboxers ausübe, und er genoß in dieser Hinsicht einen Ruf.

Auch noch andere Bronzen sind vorhanden: Saint-Gaudens „Puritaner“, ein Angebinde der Offiziere meines Stabes, als ich Gouverneur war; Proctors Kuguar, das Geschenk des Tenniskabinetts, von dem ich auch noch eine wunderschöne Bowle bekam, die sich bei uns noch heute mit „owl“ (Eule) reimt, weil das Wort von dem geschätzten Freund, der für die andern Mitglieder das Wort führte und der einzige Nichtamerikaner des besagten Kabinetts war, so ausgesprochen wurde. Dann noch ein Reiter von Macmonnies und eine große Bronzevase von Kemys, nach Art der Tongefäße der südwestlichen Indianerstämme. Dazu kommen noch Geschenke aus aller Herren Ländern, von einem Messingbuddha, den mir der Dalai Lama schickte, und einem wundervollen Psalter vom Kaiser Menelik bis zu einem kostbaren altertümlichen Samuraischwert, das als Andenken an den Frieden von Portsmouth aus Japan kam, und einer

wunderschön eingelegten japanischen Miniaturrüstung, die mir mein Lieblingsheld, Admiral Togo, mitbrachte, als er mich in Sagamore Hill besuchte. Außerdem Geschenke von europäischen Freunden, ein Mosaikbild von Papst Leo XIII. in seinem Garten; eine ungeheure, sehr schöne Ausgabe des Nibelungenliedes; eine prächtige Miniatur von Windsor Castle von John Hampden; Ausgaben von Dante und den Feldzügen Prinz Eugens (eines andern, diesmal toten Lieblingshelden von mir); ein Wikingerbecher; das Staatsschwert eines Ugandakönigs; eine goldene Kapsel, in der mir das „Bürgerrecht der Stadt London" verliehen wurde; ein wunderschöner Kopf von Abraham Lincoln, den mir die französischen Behörden nach meiner Rede in der Sorbonne schenkten, und viele andere Dinge von so verschiedenen Persönlichkeiten wie dem türkischen Sultan und der Kaiserin-Witwe von China. Dann Geschenke von befreundeten Landsleuten: ein Eisbärfell von Peary; ein Siouxbüffelfell, auf das ein längstverstorbener Siouxkünstler eine Bildergeschichte von Custers Kampf gemalt hat; eine bronzene Porträtplakette von Joel Chandler Harris; der Leuchter, der beim Untersiegeln des Friedens von Portsmouth benutzt wurde, und den mir Kapitän Cameron Winslow schickte; ein mir vom Eigentümer selbst übersandter Schuh von Dan Patch, den er getragen hat, als er in 1 Minute 59 Sekunden eine Meile zurücklegte; ein Bild von einem Elchhirsch von Carl Rungius, wohl das lebendigste Tierbild, das mir je vorgekommen ist. Im Nordzimmer mit seinem Kamin, seinen Tischen, Schreibpulten und Truhen aus dem Holz, das mir von Freunden aus den Philippinen zugeschickt wurde, oder auch aus anderer Veranlassung von andern Freunden, und mit seinen Bison- und Wapitiköpfen, hängen drei Bilder von Marcus Symonds: „Wo Licht und Schatten sich treffen", „Die Porzellantürme" und „Die Sitze der Machthaber"; er ist jetzt tot und hat zu seinen Lebzeiten wenig Anerkennung gefunden, und doch war er ganz gewiß ein bedeutender, phantasiereicher Künstler, ein wundervoller Kolorist und ein Mann von noch erstaunlicherem Auffassungsvermögen. Außerdem hängt hier eins von Lungrens Bildern von den Prärien des Westens; ferner ein Bild des Grand Cañon; eins von einem skandinavischen Künstler, der das wild Malerische des Pittsburger Alltagslebens zu sehen verstand, und Skizzen vom Weißen Hause von Sargent und Hopkinson Smith.

Überall Bücher.

Bücher gibt es überall im Hause, im Nordzimmer und im Wohnzimmer — oder ist der Ausdruck „Salon" geeigneter? — ebensowohl wie in der Bibliothek. Das Gewehrzimmer ganz oben im Hause, das nebenbei gesagt die reizendste Aussicht von allen besitzt, enthält mehr Bücher als irgendeins der andern Zimmer, und es sind sogar ganz besonders nette Bücher zum Drinherumlesen, weil sie nicht viel Zusammenhang miteinander haben, was auch der Grund ist, weswegen sie dorthin verbannt sind. Aber auch alle übrigen Räume sind von Büchern überschwemmt.



Phot. E. S. Curtis

Tausendschön.



Vor dem Morgenritt.



Phot. E. S. Curtis.

Seifenblasen.



Jack und sein Herr.

Ein Prinzip, nach welchem diese Bücher angesammelt worden sind, wüßte ich nicht zu nennen. Bücher sind ebenso individuell wie Freunde. Es hat nicht den geringsten Wert, irgendwelche Regeln darüber aufzustellen. Manche entsprechen den Bedürfnissen eines Menschen, und manche denen eines andern, und jeder sollte sich vor der Hauptsünde aller Bücherliebhaber hüten, davor, daß der „wahnsinnige Stolz der Intellektualität“ — wie Edgar Allan Poe es nennt — die Gestalt anmaßenden Mitleids mit dem Menschen annimmt, der nicht dieselbe Art von Büchern liebt. Natürlich gibt es Bücher, die ein Mann oder eine Frau von Berufs wegen lesen muß: juristische, medizinische Werke, Kochbücher usw. Von diesen spreche ich nicht, denn das sind keine eigentlichen „Bücher“ — sie gehören in dieselbe Klasse wie Kursbücher, Telephonverzeichnisse und andere nützliche Hilfsmittel des zivilisierten Lebens. Ich spreche von Büchern, die dazu bestimmt sind, „gelesen zu werden“. Vorausgesetzt, daß sie rein und anständig sind, verlange ich von ihnen nichts weiter, als daß sie interessant sind. Wenn ein Buch den Leser nicht interessiert, wird es für ihn mit Ausnahme sehr seltener Fälle auch nicht von Nutzen sein. Natürlich muß jeder Leser seinen Geschmack so bilden, daß gute Bücher ihm gefallen und Plunder nicht. Ist diese Stufe aber einmal erreicht, so muß das Bedürfnis jedes Lesers auf die seinem Bedürfnis entsprechende Weise befriedigt werden. Ich persönlich habe weit mehr als aus andern gerade aus denjenigen Büchern Nutzen gezogen, bei denen der Nutzen nur die Beigabe zum Vergnügen bildete: d. h. ich las sie, weil sie mir Freude machten, weil ich sie gern las, und der Nutzen kam nur nebenbei zum Vergnügen hinzu.

Eine Hochwildbibliothek.

Natürlich hat jeder Mensch besondere Liebhabereien, die zu teilen er seinen Freunden im allgemeinen nicht zumuten kann. So bin ich z. B. sehr stolz auf meine Hochwildbibliothek. Es wird auf dem europäischen Festland, und vielleicht auch in England, möglicherweise weit reichhaltigere Bibliotheken über dieses Thema geben, aber hierzulande ist mir zufällig keine vorgekommen. Einige Originale stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert, und es sind Kopien oder Reproduktionen der zwei oder drei berühmtesten Jagdwerke des Mittelalters darunter, wie z. B. das Werk von Gaston Phoebus in der Übersetzung des Herzogs von York, und das merkwürdige Buch von Kaiser Maximilian. Ich treffe nur selten mit Personen zusammen, die sich für eins dieser Werke interessieren. Dagegen glaube ich, daß ich viele Freunde finden würde, die sich ganz von selbst einigen der alten oder neuen poetischen, romantischen oder geschichtlichen Werke zuwenden würden, die alle Mitglieder unseres Haushalts gewohnheitsmäßig zur Hand zu nehmen pflegen. Ich will noch hinzufügen, daß unsere Bibliothek durchaus nicht eine Sammlerbibliothek ist. Jedes Buch wurde angeschafft, weil ein Familienmitglied es zu lesen wünschte. Wir haben

niemals viele Überlegung auf das Äußere der Bücher verwendet; wir interessierten uns zu sehr für ihren Inhalt.

Was ein Staatsmann lesen sollte.

Dann und wann fragt mich jemand, was für Bücher ein Staatsmann lesen sollte, und meine Antwort lautet: Poesie und Romane — mit Einschluß von Novellen. Damit meine ich nicht, daß er nur Gedichte und Romane lesen soll. Wenn er nicht außerdem die hebräischen Propheten und die griechischen Dramatiker genießen kann, sollte er es bedauern. Er müßte Bücher über Geschichte und Regierung und auch wissenschaftliche und philosophische Werke lesen, und wirklich gute Bücher dieser Arten sind ebenso fesselnd wie irgendein Roman, der je in Versen oder in Prosa geschrieben worden ist. Gibbon und Macaulay, Herodot, Thucydides und Tacitus, die Heimskringla, Froissart, Joinville und Villehardouin, Parkman und Mahan, Mommsen und Ranke — ach! es gibt ja unzählige ernste geschichtliche Werke, die ebenso spannend sind wie die allerbesten Romane von bleibendem Wert. Ebenso ist es mit Darwin und Huxley, Carlyle und Emerson, Teilen von Kant und Büchern wie Sutherlands „Wachstum des moralischen Instinkts", Actons Essays und Lounsburys Studien — auch hier versuche ich nicht etwa, Bücher nach Klassen zusammenzustellen oder eins an dem andern zu messen oder eins von jedem Tausend lesenswerter Bücher anzuführen, sondern nur darauf hinzudeuten, daß ein Mann oder eine Frau von einiger Intelligenz und Bildung auf einem oder dem andern Gebiet ernster wissenschaftlicher, philosophischer, geschichtlicher, volkswirtschaftlicher oder regierungswissenschaftlicher Literatur Bücher finden kann, die nicht nur im höchsten Grade anregend sind, sondern ihnen auch das gewähren, wonach ihre Seele dürstet. Ich will keine Sekunde behaupten, daß der Staatsmann nicht etwa eine Menge verschiedener Bücher dieser Art lesen sollte, gerade wie jeder andere Mann es tun müßte. Aber schließlich muß der Staatsmann ebenso wie der Schriftsteller, der Reformer, der Vertreter neuer Ideen und der Verfechter dessen, was an alten Dingen gut ist, vor allem die menschliche Natur und die Bedürfnisse der Menschenseele kennen, und sie werden diese Natur und diese Bedürfnisse wie nirgends sonst bei den großen Romanschreibern in Prosa und in Versen dargestellt finden.

Bücher und Bücherlisten.

Der Raum für die Auswahl ist so schrankenlos, daß es meiner Ansicht nach ganz töricht ist, Kataloge aufzustellen, die angeblich an alle besten Denker appellieren sollen. Deshalb habe ich durchaus kein Verständnis für das Aufstellen von Listen *der* hundert besten Bücher oder *der* Bibliothek, die auf einem fünf Fuß langen Brett Platz hat. Ich habe gar nichts dagegen, daß jemand sich damit amüsiert, *eine* Liste von hundert sehr guten Büchern aufzustellen, und wenn er auf ein Jahr oder so irgend-

wohin geht, wo er nicht viele Bücher bekommen kann, ist es eine vortreffliche Sache, sich ein fünf Fuß langes Brett voll besonderer Bücher auszusuchen, die er gern in diesem Jahr und auf dieser Reise lesen möchte. Aber es gibt gar keine hundert Bücher, die zu jeder Zeit für alle Menschen, oder für die meisten, oder auch nur für einen Menschen die besten sind, und es gibt keine fünf Fuß lange Büchersammlung, die den Bedürfnissen eines bestimmten Menschen bei verschiedenen sich über Jahre erstreckenden Gelegenheiten gerecht werden kann. Milton paßt für eine Stimmung, und Pope für eine andere. Liebt jemand Whitman, Browning oder Lowell, so sollte ihn das nicht davon abhalten, Tennyson oder Kipling oder Körner oder Heine oder den Barden der Dumbovitza zu lesen. Tolstois Romane sind für einen Tag geeignet, und die von Sienkiewicz für einen andern, und glücklich zu preisen ist derjenige, der Salammbo, Tom Brown, die beiden Admirale, Quentin Durward, Artemus Ward, die Ingoldsbylegenden, Pickwick und den Eitelkeitsmarkt alle miteinander zu genießen vermag. Es gibt ja Hunderte solcher Bücher, die demjenigen, der sie gründlich liest und sich zu eigen macht, ganz unbewußt dazu verhelfen, Munition für den Kampf ums Dasein zu sammeln, vorausgesetzt daß sie wirklich an seine Natur appellieren.

Die Bücher sollten den Geschmack des einzelnen befriedigen.

Ein Buch muß den besondern Leser zu einer besondern Zeit interessieren. Aber es gibt Zehntausende von interessanten Büchern, und davon sind einige für eine und andere für die andere Art von Menschen mit sieben Siegeln versiegelt; einige bewegen die Seele eines Menschen zu einer gegebenen Zeit bis in die innersten Tiefen und haben ihm ein andermal gar nichts zu sagen. Der Leser — der Bücherliebhaber — muß seine eigenen Bedürfnisse befriedigen, ohne allzusehr darauf zu achten, was andere Leute über die erforderliche Beschaffenheit dieser Bedürfnisse zu sagen wissen, und muß sich nicht heuchlerisch stellen, als ob er das, was ihm nicht zusagt, gern hat. Aber zugleich muß er jene unangenehmste Äußerung hochmütiger Eitelkeit vermeiden, die darin besteht, eine individuelle und vielleicht gar bedauerliche Eigenheit als Grund zum Stolz zu betrachten. Ich habe z. B. eine Vorliebe für Macbeth, während ich Hamlet nur selten lese (so sehr mich auch einzelne Stellen darin ansprechen). Doch ich bin mir in aller Bescheidenheit und Aufrichtigkeit bewußt, daß die Schuld an mir und nicht an Hamlet liegt, und dennoch würde es mir nicht im geringsten nützen, wenn ich täte, als ob ich Hamlet ebenso liebte wie Macbeth, was nicht der Fall ist. Ich liebe einfache Epen und Balladen, vom Nibelungenlied und der Rolandsage an bis zu „Chevy Chase“ und „Patrick Spens“ und „Twa Corbies“, Scotts Gedichten und Longfellows Sage von König Olaf und Othere. Dagegen mache ich mir im allgemeinen nichts aus dem Lesen von Dramen: ich kann sie nicht mit Genuß lesen, wenn sie nicht gerade einen sehr starken Eindruck auf mich machen. Sie müssen

schon von Äschylus oder Euripides, Goethe oder Molière sein, wenn ich nicht nach dem Lesen das Gefühl haben soll als hätte ich eine Arbeit verrichtet. Nun würde ich der erste sein, der leugnen würde, daß sich selbst die entzückendste alte englische Ballade neben irgendeins der unzähligen dramatischen Werke stellen läßt, deren Verfasser ich nicht einmal genannt habe. Ich weiß, daß jeder dieser Dramatiker Sachen geschrieben hat, die mehr wert sind als eine Ballade. Aber ich habe meine Freude an der Ballade und am Drama nicht, und deshalb ist die Ballade für mich mehr wert, und diese Tatsache wird keineswegs durch die andere Tatsache umgestoßen, daß meine eigenen Mängel an dieser Sache schuld sind. Noch heute lese ich viele von Scotts Romanen immer wieder; lese ich dagegen etwas von Fräulein Austen bis zu Ende, so habe ich das Gefühl, als sei eine vollbrachte Pflicht ein Regenbogen für die Seele. Aber andere mir nah verwandte Bücherliebhaber, deren Geschmack, wie ich wohl weiß, besser ist als der meine, lesen Jane Austen beständig — und sind dabei noch sehr freundlich und bedauern mich gar nicht auf verletzende Weise, weil ich sie nicht auch lese.

Ganz abgesehen von den Meisterwerken der Literatur gibt es noch alle möglichen Bücher, die der eine entzückend findet und auch sicherlich nicht preisgeben sollte, nur weil niemand anders als er selbst an dem geliebten Buch Gefallen zu finden vermag. In unsern Bücherschränken steht ein kleiner Roman aus der Zeit vor der Regierung der Königin Viktoria, der „Das halbverlobte Paar" heißt. Er ist sehr humoristisch geschrieben: eine Geschichte von anständigen Leuten der bessern Stände, die wirklich von „besserm" Stande sind, und hat mir wirklichen Genuß bereitet. Aber außer den Gliedern meiner eigenen Familie bin ich niemals einem einzigen menschlichen Wesen begegnet, das von dem Buch gehört hätte, und werde wohl auch nie einem begegnen. Oft macht mir die Erzählung eines modernen Schriftstellers — oder einer Schriftstellerin — solche Freude, daß ich es ihm schreibe, und in der Hälfte der Fälle bereue ich es nachher, weil es den Schriftsteller dazu ermutigt anzunehmen, daß der größte Teil des Publikums meine Ansicht teilt, bis er dann allmählich merkt, daß es nicht der Fall ist.

Besser als Bücher.

Bücher sind etwas sehr Schönes, und wir lieben sie sehr, aber Kinder sind besser als Bücher. Sagamore Hill ist eins von drei beieinander liegenden Häusern, in denen kleine Nichten und Neffen glückliche Kinderjahre verbracht haben. Einmal waren in den drei Häusern alles in allem sechzehn dieser kleinen Verwandten versammelt, und eines Tages stellten wir sie alle der Größe nach auf und photographierten sie. Es gibt viele verschiedene Arten von Erfolg im Leben, die alle der Mühe wert sind. Es ist ungemein interessant und reizvoll, als Geschäftsmann, Eisenbahnbesitzer, Farmer, Rechtsanwalt oder Arzt sein Glück zu machen, oder auch als

Schriftsteller, Präsident, Ranchbesitzer, als Kommandeur eines tapfern Regiments oder als Bären- oder Löwenjäger. Aber wenn nur alles einigermaßen gut geht, so ist doch nichts so unablässig interessant und genußreich wie ein Haus voller Kinder, denn im Vergleich damit verlieren doch alle andern Arten von Erfolg und Leistungen ihre Bedeutung.

Das Land für Kinder.

Es mag wohl richtig sein, daß der am weitesten reist, der allein reist; aber das Ziel, das er so erreicht, ist nicht der Mühe wert. Und was ein Leben betrifft, das grundsätzlich nur dem Vergnügen geweiht ist — nun, das größte Glück ist das, das uns nebenher zufällt, während wir danach streben, zu tun, was getan werden muß, selbst wenn es uns Kummer verursacht. Squire Bill Widener aus Wideners Tal in Virginien gibt ein Stück hausbackener Philosophie, die des Menschen Pflicht im Leben zusammenfaßt: „Tu, was du kannst, mit dem, was du hast, wo du bist.“

Das Land ist der rechte Platz für Kinder, und wenn nicht das Land, so doch wenigstens eine Stadt, die so klein ist, daß man leicht aufs Land hinausgelangen kann. Als unsere Kinder klein waren, verlebten wir mehrere Winter in Washington, und dann wurde jeder Sonntagnachmittag von der ganzen Familie im Rock Creek Park verbracht, der damals noch vollkommen ländlich war. Dann zog ich einen Kinderwagen, und wenn die kleinsten Paar Füße es müde wurden, tapfer hinter uns her zu marschieren oder beseligt hinter Blumen oder anderen Schätzen her zu rennen, kletterten die Eigentümer dieser Füßchen in den Wagen hinein. Einer dieser Wagen, ein besonders prächtiger roter, trug in goldenen Lettern die Aufschrift „Expreß“ und hieß bei den Kleinsten nur der „'spreß“. Dies Wort brachten sie offenbar mit der Farbe in Verbindung. Während wir nun einmal in Sagamore Hill waren, verunglückte dieser geliebte „'spreß“-Wagen eines Tages, sehr zum Kummer der Kinder, und ganz besonders des Kindes, dem er gehörte. Ihre Mutter und ich traten gerade eine Spazierfahrt im Einspänner an und versprachen dem betrübten Kind, einen Laden in dem nur wenige Kilometer entfernten Dorf East Norwich zu besuchen und einen neuen „'spreß“ mitzubringen. Als wir den Laden erreichten, stellte es sich zu unserer Bestürzung heraus, daß der Wagen, den wir dort gesehen hatten, verkauft worden war. Wir konnten uns nicht entschließen, ohne das versprochene Geschenk heimzukehren, denn wir wußten, daß es auf ein Kindergehirn sehr verwirrend zu wirken pflegt, wenn es so aussieht, als ob Erwachsene nicht Wort hielten. Glücklicherweise entdeckten wir in dem Laden einen allerliebsten kleinen knallroten Tisch und Stuhl, und diese brachten wir mit nach Hause und überreichten sie feierlich dem kleinen erwartungsvollen Empfänger, indem wir erklärten, da es leider keinen „'spreß“-Wagen gegeben habe, hätten wir einen „'spreß“-Tisch und -Stuhl mitgebracht. Die Sache gelang vortrefflich: der „'spreß“-Tisch und -Stuhl erregten solchen Jubel, daß wir uns genötigt sahen, ebensolche für ein anderes

kleines Familienglied anzuschaffen, das auf besonders intimem Fuß mit dem Besitzer dieser neuen Schätze stand.

Die Komödie des Kinderlebens.

Wenn meine Frau und ich von einer Ruderfahrt heimkehrten, sahen wir die Kinder oft auf uns warten und wie Sandspinnen am Ufer entlang rennen. Sie liebten es stets, mit einem Erwachsenen von lebhaftem Temperament und erfinderischem Sinn zu schwimmen, und das Floß bot während des Badens unzählige Gelegenheiten zur Belustigung. Alle pflichteifrigen Eltern kennen das Spiel „Postkutsche"; jedes Kind erhält einen Namen, wie z. B. „Peitsche", „Handpferd", „Stangenpferd", „die alte Reisedame", und muß bei Strafe, ein Pfand zu geben, aufstehen und sich umdrehen, wenn der Erwachsene, der eine haarsträubende Geschichte improvisiert, den betreffenden Gegenstand nennt; wenn das Wort „Postkutsche" erwähnt wird, haben alle aufzustehen und sich umzudrehen. Wir pflegten nun „Postkutsche" auf dem Floß zu spielen, während es sich in Bewegung befand, und anstatt nur zahm aufzustehen und sich umzudrehen, mußte das Kind, das an die Reihe kam, über Bord springen. Wenn ich „Postkutsche" sagte, wimmelte es im Wasser ordentlich von kräftig ausstoßenden Beinchen, und dann folgte immer ein Augenblick der Spannung, während ich zählte, um sicher zu sein, daß die Zahl der auftauchenden Köpfe auch mit der Zahl der Kinder, die ins Wasser gesprungen waren, übereinstimmte.

Kein Mann und keine Frau wird jemals die Zeit vergessen, in der eins der Kinder an einer lebensgefährlichen Krankheit darniedergelegen hat. Ja, selbst weit minder ernste Leiden sind während ihrer Dauer schon unangenehm genug. Ruft man sie sich aber später in die Erinnerung zurück, so enthalten diese weniger ernsten Krankheitsfälle doch oft auch manches Komische. Ich erinnere mich eines solchen Vorfalls, der sich ereignete, als wir in Washington in einem ganz kleinen Hause wohnten, das selbst, wenn jedes Winkelchen ausgefüllt war, kaum Raum genug für die Familie bot. In diesem Hausstand brachen die Masern aus. Um die gesunden Kinder von den erkrankten fernzuhalten, mußten ihre Mutter und ich uns improvisierte Lagerstätten wählen. Als unser ältester Junge in der Genesung begriffen und schon wieder in ganz vergnügter Stimmung war, schlief ich auf einem Sofa neben seinem Bett, und dies Sofa war so kurz, daß meine Füße unter allen Umständen darüber hinausragten. Eines Tages bekam der Junge von einem mitleidigen Freund eine kleine Drehorgel geschenkt. Am nächsten Morgen wurde ich frühzeitig geweckt und sah, daß der kleine Junge äußerst lebendig war und gern „eine Geschichte" erzählt haben wollte. Nachdem ich ihm schlaftrunken die gewünschte Geschichte erzählt hatte, sagte ich: „So, nun hat Vater dir eine Geschichte erzählt. Nun amüsier' dich allein und laß Vater schlafen!" worauf der Junge sehr tugendsam erwiderte: „Ja, Vater soll schlafen, und ich werde Orgel spielen", was er denn auch in zwei Fuß Entfernung von meinem Sofa

tat. Später wurde seine ebenfalls an den Masern erkrankte Schwester in demselben Zimmer untergebracht. Der kleine Junge erholte sich bereits und war damit beschäftigt, auf der Erde mit kleinen Zinnschiffen und einigen von mir konstruierten Monitors und Rammschiffen aus Pappe zu spielen. Er gab eine sehr lebendige Darstellung von Farragut bei Mobile-Bay, so wie er sich der Sache nach meiner Erzählung erinnerte. Meine Pappmonitors und Rammschiffe waren reizend — wenn es einem Schiffbauer gestattet ist, sein eigenes Werk zu preisen — und gehörten dem kleinen Mädchen und dem kleinen Jungen zu gleichen Teilen. Das Mädchen sah vom Bett aus mit lebhaftem Mißtrauen zu, denn es war noch nicht wohl genug, um auf der Erde sitzen zu dürfen. Der Junge zählte eifrig die einzelnen Phasen des Gefechts her, das jetzt seinen Höhepunkt erreichte, und das Mädchen hegte augenscheinlich den Verdacht, daß sein Schiff die Rolle des Opfers spielen sollte.

Kleiner Junge: „Und da dampften sie bums gegen den Monitor."

Kleines Mädchen: „Bruder, bringe meinen Monitor nicht zum Sinken!"

Kleiner Junge (ohne sie zu beachten und in zunehmender Aufregung): „Und der Torpedo ging auf den Monitor los."

Kleines Mädchen: „Mein Monitor soll nicht untergehen!"

Kleiner Junge (theatralisch): „Und bums! ging der Monitor unter."

Kleines Mädchen: „Nein, das tat er nicht! Mein Monitor geht immer um sieben zu Bett, und jetzt ist es schon ein Viertel nach sieben. Mein Monitor lag im Bett und konnte gar nicht untergehen!"

Als ich Vizesekretär der Marine war, pflegten Leonard Wood und ich unsere Truppen oft zu vereinigen, indem wir die Kinder beider Familien, und zuweilen auch noch deren Spielgefährten, zusammen ausführten. Dabei stellte sich einmal heraus, daß Leonards Sohn mir die Vaterschaft an allen nicht zu seiner Familie gehörenden Kindern zuschrieb. Eines Tages brachten wir die Kinder auf einem umgestürzten Baum über den Bach hinüber. Ich stand mitten auf dem Stamm und bemühte mich, die Kinder vorm Herunterfallen zu bewahren, und indem ich nach einem besonders behenden und unachtsamen Kinde griff, fiel ich selbst ins Wasser. Als ich wieder herauskam, hörte ich den kleinen Wood in wilder Verzweiflung ausrufen: „O, o! Der Vater von all den Kindern ist in den Fluß gefallen!" Ich kam mir vor wie ein außerordentlich feuchter Patriarch.

Die Kinder interessierten sich natürlich höchlichst für die Trophäen, die ich manchmal von der Jagd heimbrachte. Als ich im Jahr 1898 zum Regiment abging, wurde der natürlich nicht ganz leichte Abschied von meiner Familie mir ein wenig durch den zweitjüngsten Sohn erleichtert, der noch keine ganz klaren Begriffe über das, was vorging, hatte, mich mit strahlender Miene um die Beine faßte und sagte: „Und geht Vater wirklich in den Krieg? Und wird er mir wohl einen Bär mitbringen?" Als ich fünf Monate später, natürlich in Uniform, zurückkehrte, wußte dieser selbe kleine Junge nicht recht, wer ich eigentlich war, obwohl er mich sehr freundlich mit den

Worten: „Guten Abend, Herr Oberst!“ begrüßte. Eine halbe Stunde darauf fragte ihn jemand: „Wo ist Vater?“, worauf er antwortete: „Das weiß ich nicht, aber der Oberst badet eben.“

Natürlich antropomorphierten — wenn das der richtige Ausdruck ist — die Kinder ihre Freunde in der Tierwelt. Zu diesen Freunden gehörte eine Zeitlang das Bäckerpferd, und eines Tages hörte ich das gerade zum Fenster hinaussehende kleine Mädchen mit wehmütigem Kopfschütteln sagen: „O, da ist Krafts armes Pferd, ganz quatschnaß!“

Als ich im Weißen Hause wohnte, verkehrte mein jüngster Sohn sehr viel in einem kleinen und ziemlich schmutzigen Tierladen, und der gutmütige Besitzer erlaubte ihm zuweilen, irgendein geliebtes Tier zum Spielen mit nach Hause zu nehmen. Einmal unterhielt ich mich gerade mit einem hervorragenden Kongreßmitglied, Onkel Pete Hepburn, über die Eisenbahntarifvorlage. Die Kinder waren streng daran gewöhnt, mich nie zu stören, aber diesmal ließ der kleine Junge sich von seinen Gefühlen hinreißen. Er hatte eine Abgottschlange geliehen, die, wie alle Naturfreunde wissen, nicht nur eine nützliche, sondern sogar eine wunderhübsche Schlange und sehr zutraulich gegen Menschen ist, und kam herbeigestürmt, um mir seinen Schatz zu zeigen. Er hielt sie unter seiner Jacke, und dabei hatte sie sich zum Teil in seinen Ärmel hineingewunden. Onkel Pete Helpurn hatte natürlich nicht ganz verstanden, was der kleine Junge sagte, indem er sich bemühte, seine Jacke loszuwerden, und stand freundlicherweise auf, um ihm dabei zu helfen — sprang aber sehr geschwind zurück, als der kleine Kerl und die Schlange zugleich aus der Jacke herausfielen.

Spiel und Spielkameraden.

Es kann gar keinen gesündern und angenehmeren Fleck Erde geben, um Kinder darin aufzuziehen, als jenen Winkel Alt-Amerikas, in welchem Sagamore Hill liegt. Jedenfalls habe ich nie in meinem Leben kleines Volk gesehen, das eine schönere Zeit und eine bessere Vorbereitung auf die bevorstehende Lebensarbeit genossen hätte, als jene drei Familien von Vettern und Kusinen in Sagamore Hill. Es war wirkliches Landleben, und vom objektiven Standpunkt des Vaters aus betrachtet, möchte ich behaupten, daß es für die Kinder gerade die richtige Mischung von Freiheit und Leitung enthielt. Nie wurde ihnen gestattet, ungehorsam zu sein oder sich um Unterricht und Arbeit zu drücken; dabei wurde ihnen aber soviel Spaß wie nur möglich gegönnt. Sehr oft gingen sie barfuß, zumal in den vielen Stunden, die an und in dem Wasser der Bucht mit den mannigfaltigsten aufregenden Vergnügungen verbracht wurden. Sie schwammen, wanderten, ruderten, sie rodelten und liefen Schlittschuh, sie standen auf intimem Fuß mit Kühen, Hühnern, Schweinen und andern Haustieren. Sie besaßen nacheinander zwei Ponys: erst General Grant, und dann, als die Beine des Generals so schwach wurden, daß er sich zu oft und zu unvermutet auf der Landstraße hinlegte, einen Schecken namens Algonquin, der noch



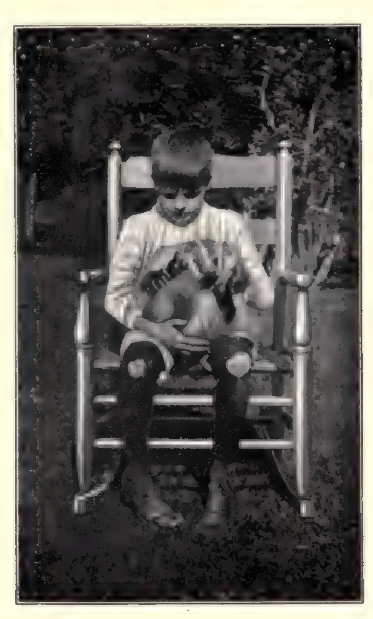
Hindernisrennen durch die alte Scheune. (S. 266.)



Sechzehn Nichten und Neffen. (S. 260.)



Roosevelts Jüngster im Weißen Hause.



Josiah und sein Herr.

heute ein ehrenvoll müßiges Leben im Stall und auf der Weide führt — wo man ihn übrigens anpflöcken muß, da er sonst die Kühe jagt. Der bedächtige Pony Grant pflegte den Wagen zu ziehen, in welchem die Kinder spazieren fuhren, als sie noch sehr klein waren. Den Kutscher machte dabei ihre alte Kinderfrau Mame, die die Mutter schon am Tage ihrer Geburt in den Armen gehalten hatte und ebensosehr an ihnen hing, als ob sie durch Bande des Bluts mit ihnen verbunden gewesen wäre. Ich wüßte nicht, daß ich Mame jemals gekränkt oder beleidigt gesehen hätte, bis auf ein einziges Mal, als die Kinder aus reiner mißverstandener Liebe ein Schwein nach ihr benannt hatten. Den Pony Grant liebten sie sehr. Einmal sah ich, wie der damals dreijährige Junge zärtlich seine Vorderbeine umarmte. Indem er sich verbeugte, kippte sein Strohhut in die Höhe, und Pony Grant knabberte bedächtig an seinem Rande, worauf der kleine Junge mit einem lauten Klagegeschrei zu ihm aufblickte, da er offenbar dachte, der Pony habe beschlossen, ihn wie ein Radieschen zu behandeln.

Die Kinder hatten natürlich auch ihre eigenen Tiere. Darunter spielten die Meerschweinchen eine Hauptrolle, denn ihre sehr gleichmütige Natur macht sie in hohem Grade für den Umgang mit vergötternden, aber überbegeisterten jungen Herren und Herrinnen geeignet. Außerdem besaßen sie Flatterhörnchen, sanfte zutunliche Känguruhratten und einen nicht gerade geduldigen, aber im Grunde doch freundlich gesinnten Dachs. Dieser Dachs trug den Namen Josiah, und der kleine Junge, dessen spezielles Eigentum er war, pflegte ihn herumzutragen, indem er seine Arme um den Teil seines Körpers schlang, der seine Taille gewesen wäre, wenn er eine gehabt hätte. Da der Dachs, wenn er sich auf festem Boden befand, sehr lebhaft mit dem kleinen Jungen Zeck zu spielen und ihn dabei in die nackten Beine zu zwicken pflegte, erlaubte ich mir die Äußerung, daß es außerordentlich unangenehm sein würde, wenn der Dachs aus der Umarmung des kleinen Jungen Vorteil ziehen sollte, um ihn ins Gesicht zu beißen; aber dieser Gedanke wurde als ein unwürdiger Angriff auf Josiahs Charakter mit Verachtung zurückgewiesen. „In die Beine beißt er manchmal, aber in die Gesichter nie", sagte der kleine Junge. Wir hatten auch einen jungen schwarzen Bären, den die Kinder Jonathan Edwards getauft hatten, teilweise als Aufmerksamkeit gegen ihre Mutter, die von jenem berühmten puritanischen Geistlichen abstammte, und teilweise auch, weil sich im Charakter des Bären Trübsinn und Charakterstärke in einem Verhältnis vereinten, das die Kinder für ausgesprochen kalvinistisch hielten. Hunde waren natürlich in Menge vorhanden, und zu ihren Lebzeiten waren sie hochgeschätzte und intime Freunde der Familie, während ein Todesfall in der Hundeschar jedesmal ein Trauerspiel bedeutete. Einer von ihnen, ein großes gelbes Tier aus verschiedenen guten Rassen, der sich mehr durch psychische als durch physische Vorzüge auszeichnete, wurde von seinen kleinen Besitzern zum Andenken an eine geliebte weiße Kuh „Susan" genannt,

wobei der Umstand, daß beide verschiedenen Geschlechts waren, als unwesentlich übergangen wurde. Bei weitem der bedeutendste und charaktervollste all dieser Hunde war Sailor Boy, ein Hund von der Chesapeake Bay. Er war eine Herrschernatur und besaß starkes Pflicht- und Selbstgefühl. Er ließ es nicht zu, daß die andern Hunde sich bissen, und er selbst tat es nur, wenn die Umstände es gebieterisch erforderten; wenn er aber biß, war er mörderisch. Er liebte nicht nur das Wasser ungemein, wie zu erwarten war, sondern hatte auch eine wahre Leidenschaft für Schießpulver in jeder Form, denn er schwärmte für Feuerwaffen und schwelgte geradezu in den Freudenfesten des 4. Juli. Diese waren nicht gerade gefahrlos, denn die Kinder protestierten eifrig dagegen, daß etwas „Vernünftiges und Gesundes" in sie hineinkam, und Fälle, in denen sie bei Raketen, Leuchtkugeln und Fröschen nur mit knapper Not unversehrt davonkamen, ereigneten sich in normaler Anzahl.

Zeitvertreib in der alten Scheune.

Ein sehr beliebter Spielplatz, besonders bei Regenwetter, war die alte Scheune. Diese war ungefähr hundert Jahre alt und so nett, wie es die lieblichste alte Scheune nur sein kann. Sie stand an einer Stelle, wo drei Zäune zusammentrafen. Ein Lieblingsvergnügen bestand in einem Hindernisrennen, wenn die Scheune voller Heu war. Die Wettbewerber wurden nacheinander unter Festsetzung der Startzeit draußen vor der Tür abgelassen. Sie stürmten hinein, kletterten über das Heu oder arbeiteten sich hindurch, je nachdem es ihnen paßte, sprangen aus einem durch ein losgegangenes Brett entstandenen Loch, kletterten über oder unter den Zäunen hindurch und rannten zum Startplatz zurück. Als sie noch klein waren, erwarteten sie von ihren Vätern, daß sie sich an den Wettrennen beteiligten, und als diese Väter das mit zunehmenden Jahren ablehnten, waren die Kinder allesamt über diese Abnahme des Sportsinns tief bekümmert.

Am Sund.

Ein anderer bekannter Platz für Wettrennen war Cooper's Bluff: eine riesige, etwa zwei Kilometer vom Hause am Meeresstrand beginnende Sandbank. Fand das Rennen zur Flutzeit statt, so war es noch aufregender, denn dann rannten sicherlich ein paar der Kinder ins Wasser.

Sobald die kleinen Jungen schwimmen gelernt hatten, erhielten sie die Erlaubnis, allein in Booten auszufahren und nachts am Sund zu kampieren. Manchmal fuhr ich mit, um auch den kleineren Kindern das Vergnügen zu verschaffen. Einmal scheiterte ein Schoner an einer etwa zehn Kilometer entfernten Stelle. Nachdem alles bis auf den Schiffskörper selbst in Sicherheit gebracht worden war, hielt er noch eine Zeitlang zusammen, und das gab willkommene Gelegenheit zu nächtlichen Ausflügen, an denen auch die Mädchen teilnehmen konnten, denn sie wurden in den Kajüten untergebracht, während die Knaben am Strande kampierten.

Die kleine Buchtschule.

Meine Kinder besuchten in jungen Jahren eine in der Nähe befindliche öffentliche Schule, die sogenannte kleine Buchtschule. Seit fast dreißig Jahren liefern wir dieser Schule den Weihnachtsbaum. Von mir wird ein für allemal erwartet, daß ich vor der Bescherung eine Rede halte, die immer gnädig kurz bemessen wird, da meine Kinder mir sehr offenherzig die Ansicht anderer Kinder über derartige Reden auseinandergesetzt haben. Natürlich gibt es dabei auch Kinderaufführungen, bei denen die Eltern bewundernde Zuschauer abgeben und verständnisvoll zuhören, wenn ihre Sprößlinge etwas hölzern „Darius Green und die Flugmaschin'" oder „Der Berg und das Eichhörnchen zankten sich" hersagen. Aber der Baum und die Geschenke machten alle Mängel wieder gut.

Weihnachten.

Für den Winter hatten wir einen Schlitten. Aber wenn bei tiefem Schnee die ganze Familie irgendwohin wollte, pflegten wir das Obergestell des Planwagens auf Gleitschienen zu setzen und alle hineinzuklettern. Wir alle freuten uns über den Schnee zur Weihnachtszeit und über die Schlittenfahrt hinunter zur Kirche am heiligen Abend.

Einer der Choräle, die jedesmal am Weihnachtsabend gesungen werden, fängt an: „Christfest ist auf dem Flusse, Christfest ist auf der Bucht." Alle wackern Dorfeingeborenen glauben fest, daß dieser Choral hier am Ort und mit direkter Beziehung auf die Oyster Bay geschrieben worden ist, obwohl das Wort „Fluß" in diesem Fall in hyperbolischem Sinne aufgefaßt werden müßte, da das, was dem Flusse am nächsten kommt, der Dorfteich ist. Ich teilte diese Überzeugung früher selbst, bis sie durch eine Dame aus Denver erschüttert wurde, die mir schrieb, sie habe diesen Choral schon in ihrer Kindheit in Michigan gesungen, und ihre kleinen Babys in Denver liebten ihn auch sehr, obwohl der Fluß in ihrem Fall nicht einmal durch einen Dorfteich dargestellt werde.

Kirche, Studium und Lektüre.

Als wir in Washington waren, gingen meine Kinder mit der Mutter in die Episkopalkirche, während ich die Holländisch-Reformierte besuchte. War ein Kind aber unartig gewesen, so wurde es manchmal am nächsten Sonntag mit mir in die Kirche geschickt, weil man annahm, daß meine Begleitung einen besänftigenden Einfluß ausüben würde — und das tat sie auch, da ich und das Kind in aller Ehrbarkeit nebeneinander her wanderten und einander in beständiger Erwartung unerwarteter Dinge aufmerksam im Auge behielten. Einmal, als das Benehmen des betreffenden Kindes solche strenge Maßnahmen nahezu, aber nicht ganz rechtfertigte, beschloß seine Mutter ihre Ermahnungsrede vorm Betreten der Kirche mit

einem Zitat, das eine sehr ungenaue Erinnerung an die Trauungs- und Taufformeln bewies: „Nein, mein Junge, wenn du dich weiter so beträgst, werde ich denken, daß du mich weder liebst, noch ehrst, noch mir gehorchst!“ Der kleine Missetäter war völlig von dem Gefühl durchdrungen, daß er die übernommenen Pflichten nicht erfüllt hatte, daher war das Ergebnis ebenso befriedigend, als wenn das Zitat aus der richtigen Formel entnommen gewesen wäre.

Was nun die Erziehung der Kinder anbelangt, so war natürlich viel harte Arbeit und Schererei damit verbunden. Daneben gab es viel Übung, die mit unterlief, und vielleicht ebenso wertvoll war — nicht als Ersatz, sondern als Zugabe. Solange sie klein waren, kamen die Kinder nach ihrem Abendessen in das Zimmer ihrer Mutter hinaufgetrabt, um sich vorlesen zu lassen, und ich war immer überrascht zu sehen, wie sehr verschieden die Bücher, die sie interessierten, waren: von Howard Pyles „Robin Hood“, Mary Alicia Owens „Voodoo Geschichten“ und Joel Chandler Harris' „Aaron im Wilden Wald“ bis zu „Lycidas“ und „König Johann“. War ihre Mutter einmal nicht zu Hause, so versuchte ich — in sehr unzulänglicher Weise, fürchte ich — die Vizemutter zu spielen, indem ich beim Abendessen die Aufsicht führte und nachher vorlas. Die Kinder wollten dann nicht, daß ich aus denselben Büchern wie ihre Mutter vorlesen sollte, und ich wählte deshalb Werke wie „Hereward the Wake“ oder „Guy Mannering“ oder den „Letzten der Mohikaner“, oder auch Geschichten über einen menschenfressenden Tiger oder Löwen aus meiner Jagdbibliothek. Diese letzteren Erzählungen waren immer sehr beliebt, und da die Verfasser sie in der ersten Person zu erzählen pflegten, nannten die lebhaft interessierten Zuhörer sie „Ich-Geschichten“ und betrachteten sie als Abenteuer, die alle einunddderselben Person begegnet seien. Als der Afrikajäger Selous uns besuchte, bewog ich ihn, den kleinen Kindern zwei oder drei der Geschichten zu erzählen, mit denen sie schon vertraut waren, und da Selous ein sehr packender Erzähler ist und immer ganz in den Empfindungen nicht nur seiner selbst, sondern auch der Löwen und Büffel aufgeht, wurde mein eigener Vortrag dieser Begebnisse vollständig in den Schatten gestellt.

Abgesehen von den kanonischen Büchern über Erziehung waren uns auch gewisse minder orthodoxe Artikel und Essays sehr von Nutzen. Ich ergreife diese Gelegenheit, um meiner innigen Dankbarkeit für einige solche — nicht gerade didaktisch gemeinte — Bücher auszusprechen, wie z. B. „Philips Tollheit“ von Josephine Dascom Dodge, „Mrs. White's“ von Flandreau, „Madigans“ von Michelson, und Myra Kellys Erzählungen über ihre kleinen Schülerinnen aus dem Osten von New York. Man tut recht daran, das Leben und seine Pflichten ernst zu nehmen. Man tut aber auch gut zu bedenken, daß der Sinn für Humor ein gesundes Gegenmittel gegen jene schwerfällige Ernsthaftigkeit ist, die ihren Zwecken selbst im Wege steht.

Das Heranwachsen.

Auch als sie heranwuchsen, blieb Sagamore Hill für die Kinder immer noch ein wonniger Aufenthalt. Da gab es Picknicks und Ritte, Tanzfeste im Nordzimmer, zuweilen sogar Maskeraden, und gesunden Zeitvertreib im Freien auf den grünen Tennisplätzen beim Hause eines der Vettern. Jetzt sind die Kinder nicht mehr Kinder. Die meisten von ihnen sind Männer und Frauen und schaffen sich in der großen Welt ihr eigenes Geschick, einige bei uns in der Heimat, andere jenseits des Weltmeeres oder in den Ländern der tropischen Nächte unterm Südlichen Kreuz. Einige haben bereits selbst Kinder; die einen haben diesen, die andern jenen Beruf ergriffen und arbeiten auf Kabelschiffen, in kaufmännischen Bureaus, in Fabriken, Redaktionen, beaufsichtigen Kiesbahnen und Dampfschaufeln, legen Schienen oder überwachen Frachtverkehr. Sie haben Freude und Leid, Triumphe und Rückschläge erfahren und werden sie noch wieder erleben. Aber ich glaube, daß sie alle um so besser daran sind, weil sie eine glückliche und gesunde Kindheit verlebt haben.

Die großen Preise des Lebens lassen sich nun einmal nicht erringen, ohne daß man sich Gefahren aussetzt, und die größten Preise von allen sind diejenigen, die mit dem Heim zusammenhängen. Kein Vater, keine Mutter darf hoffen, ohne Kummer und Sorgen davonzukommen, und es gibt furchtbare Augenblicke, in denen der Tod ganz nah an das, was wir lieben, herantritt, wenn er auch vielleicht einstweilen vorübergeht. Aber das Leben ist ein großes Abenteuer, und die schlimmste aller Ängste ist die Angst vorm Leben. Es gibt viele verschiedene Arten von Erfolgen und Triumphen. Aber es gibt keinen einzigen Erfolg, der irgendwie oder in irgendwelcher Gestalt an den heranreicht, der den meisten der vielen, vielen Männer und Frauen mit richtigen Idealen offensteht. Das sind die Männer und Frauen, die einsehen, daß es vor allem auf die vertrauten und häuslichen Dinge ankommt. Es sind die Männer und Frauen, die mutig genug sind, um das Glück anzustreben, das nur durch Arbeit, Anstrengung und Selbstaufopferung errungen wird und nur denen zufällt, deren Lebensfreude zum Teil der Arbeitskraft und dem Pflichtgefühl entspringt.

Zehntes Kapitel.

Die Präsidentschaft.

Wie man eine alte Partei zum Fortschritt bringt.

Am 6. September 1901 verübte ein Anarchist in Buffalo ein Attentat auf den Präsidenten McKinley. Ich begab mich sofort nach Buffalo. Der Zustand des Präsidenten schien sich zu bessern, und nach einigen Tagen wurde uns mitgeteilt, daß er so gut wie außer Gefahr sei. Darauf kehrte ich zu meiner Familie zurück, die sich in den Adirondacks am Fuße des Mount Tahawus aufhielt. Einige Tage später machten wir eine lange Wanderung durch die Wälder, und nachmittags erstieg ich den Mount Tahawus.

Nachdem ich den Gipfel erreicht hatte und eben ein paar hundert Meter bis zu einem kleinen vorspringenden Plateau mit einem See herabgestiegen war, sah ich unten einen Führer aus dem Wald hervor auf unserer Fährte herankommen. Sofort sagte mir eine innere Stimme, daß er schlimme Nachricht bringe, und wirklich überreichte er mir ein Telegramm des Inhalts, daß es dem Präsidenten sehr viel schlechter gehe, und daß ich unverzüglich nach Buffalo kommen müsse. Es war spät am Nachmittag, und als ich endlich das Wirtshaus erreichte, in dem wir abgestiegen waren, war die Dunkelheit hereingebrochen. Es dauerte eine Weile, bis ich mir einen Wagen für die Fahrt nach der etwa siebzig bis achtzig Kilometer entfernten Eisenbahnstation verschafft hatte. Die Wege waren die üblichen Wildniswege, und die Nacht war finster. Aber wir wechselten zwei- oder dreimal die Pferde — unter „wir" verstehe ich den Kutscher und mich, denn weiter war niemand mit — und erreichten die Station bei Tagesanbruch, um dort von Herrn Loeb zu erfahren, daß der Präsident tot sei. Am Abend desselben Tages legte ich im Hause Ansley Wilcox' in Buffalo den Amtseid ab.

Keine Änderung der Politik.

Schon dreimal war der Vizepräsident durch den Tod des Präsidenten zur Präsidentschaft gelangt. Jedesmal hatte eine völlige Umwälzung der

Parteipolitik und ein nahezu vollständiger Wechsel im Personal der höheren Ämter, und ganz besonders des Kabinetts, stattgefunden. Ich war nie der Ansicht gewesen, daß dies von irgendeinem Standpunkt aus klug war. Wenn ein Mann überhaupt für das Amt des Präsidenten tauglich ist, wird er bald derartig auf die Beamten einwirken, daß die befolgte Politik allemal die seinige sein wird, und dann braucht er sich nicht darüber den Kopf zu zerbrechen, ob er sie wechseln soll, oder nicht. Was aber die ihm unterstellten Ressorts anbelangt, so kommt es für ihn nur darauf an, daß seine Untergebenen ihre Abteilungen gut verwalten. Der Untergebene wird das schon um seiner selbst willen wünschen, und wenn er der geeignete Mann dazu ist, dessen Ansichten über politische Dinge gesund sind und dessen Fähigkeiten ihn zu seiner Stellung berechtigen, so wird er sich fast unter jedem Chef mit denselben Absichten gut bewähren.

Das Kabinett unverändert.

Ich verkündete sofort, daß ich McKinleys Politik zur Ehre und zum Gedeihen des Landes unverändert weiter verfolgen würde, und bat alle Kabinettsmitglieder, zu bleiben. Es trat keine weitere Veränderung ein, als in den Fällen, in denen von mir ernannte Nachfolger zur Anstellung gelangten. Ich verfolgte McKinleys Politik weiter und entwickelte und erweiterte sie nur insofern, als die öffentlichen Fragen sich änderten und die öffentlichen Bedürfnisse sich entwickelten. Einige meiner Freunde schüttelten darüber die Köpfe und sagten mir, die im Dienst gebliebenen Leute würden mir nicht treu sein, und ich würde den Anschein erwecken, als ob ich nur „eine blasse Kopie von McKinley" sei. Ich erwiderte ihnen, daß ich davor keine Angst hätte, und daß die von mir beibehaltenen Beamten mir die Treue, auf die es mir am meisten ankomme, dadurch entgegenbringen würden, daß sie treu ihres Amtes walteten; falls sie das nicht täten, würde ich sie sowieso absetzen. Was die „blasse Kopie von McKinley" betreffe, so sei es überhaupt nicht meine Hauptsorge, ob ich in seinen Fußtapfen bleiben wolle oder nicht, sondern nur, wie ich an die neu entstehenden Aufgaben herantreten solle; falls ich überhaupt tauglich sei, würde ich schon Gelegenheit genug haben, meine Tauglichkeit durch Taten zu beweisen, ohne mir den Kopf darüber zu zerbrechen, wie ich die Menschen davon überzeugen könne.

Staat und Nation.

Aus den schon im achten Kapitel angegebenen Gründen hatte sich die in Lincolns Tagen als radikale Fortschrittspartei der Nation gegründete republikanische Partei im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts genötigt gesehen, die Interessen der Volksregierung gegen einen törichten und verkehrten Scheinradikalismus zu verfechten. Sie blieb die nationale Partei, im Gegensatz zur partikularistischen, die die Rechte des Einzelstaates vertrat, und insoweit blieb sie durchaus gesund; denn auf die Dauer kann

nur wenig Gutes von einer Partei geleistet werden, die den Götzen der Staatsrechte verehrt und die sich nicht dazu aufschwingen kann, den Staat wie den Bezirk oder die Stadtgemeinde einfach als eine bequeme Einheit für die lokale Selbstverwaltung anzusehen, während in allen nationalen Angelegenheiten, die für das ganze Volk von Bedeutung sind, die Nation über dem Staat, dem Bezirk und der Stadtgemeinde stehen muß.

Die Erfordernisse des Tages.

Aber der Götze der Staatsrechte, der allerdings sowohl von den Gerichten wie vom Kongreß schon mehrfach mit Erfolg verwendet worden war, um notwendige Bundesgesetze, die sich gegen die großen Korporationen richteten oder das Wohl der Arbeiter im Auge hatten, unmöglich zu machen, spielte zu der Zeit, von der ich spreche, nicht die Hauptrolle. In den Jahren 1896, 1898 und 1900 drehten sich die Wahlkampagnen um zwei große moralische Fragen: 1. die unbedingte Notwendigkeit einer gesunden und ehrlichen Währung, und 2. die Notwendigkeit, nach 1898 mannhaft und redlich mit den durch den Spanischen Krieg erwachsenen Exterritorialitätsproblemen fertig zu werden. In bezug auf diese beiden wichtigen Fragen war die republikanische Partei im Recht, und diejenigen Männer, die dagegen waren und vorgaben, Radikale zu sein, sowie ihre Verbündeten unter den sentimentalen Leuten hatten vollkommen und hoffnungslos unrecht.

Die reaktionäre Gefahr.

Dies hatte bedauerlicher-, aber vielleicht unvermeidlicherweise dazu geführt, die Partei in die Arme nicht nur der Konservativen, sondern der Rückschrittler zu treiben: in die Arme von Leuten, die zuweilen aus persönlichen und ungehörigen Gründen, aber weit öfter in vollkommener Aufrichtigkeit und lauterer Absicht allem, was fortschrittlich war, mißtrauten und den Radikalismus geradezu fürchteten. Diese Männer zollten noch immer aus reiner Gewohnheit allen radikalen Maßregeln Abraham Lincolns gegen die Mißbräuche seiner Zeit warmen Beifall, aber sie wendeten den Geist, in dem Lincoln verfuhr, nicht auf die Mißbräuche ihrer eigenen Zeit an. Von solchen Männern wurden beide Häuser des Kongresses beherrscht. Die Führer im Senat waren die Herren Aldrich und Hale. Als ich Präsident wurde, war Herr Henderson Sprecher des Abgeordnetenhauses, aber ein Jahr darauf trat Herr Cannon an seine Stelle, der trotz aller Verschiedenheit in kleinen Dingen doch dieselbe Richtung der öffentlichen Meinung vertrat wie Senator Aldrich. Es gab viele Dinge, in denen ich mit Herrn Cannon und Herrn Aldrich übereinstimmte, und einige, über die Senator Hale und ich einer Meinung waren. Ich machte den energischen Versuch, mit allen dreien und mit ihren Anhängern auszukommen, und ich zweifle nicht daran, daß sie sich ebenso bemühten, mit mir auszukommen. Es gelang uns, trotz zunehmender Reibungen, jahrelang zusammen zu arbeiten, indem ich vorwärts drängte und sie zurückhielten. Mit der Zeit



Phot. Frances B. Johnson. Pinx. John S. Sargent.

Präsident Roosevelt.

Das Originalbild befindet sich im Weißen Hause.



Pinx. F. Hopkinson Smith.

Das Weiße Haus.

Gartenseite.

sah ich mich aber genötigt, es aufzugeben, jedesmal zu versuchen, sie zu mir herüberzuziehen, und darauf brachte ich nur dadurch etwas zustande, daß ich über die Köpfe der Senats- und Kongreßführer hinweg an das Volk appellierte, das Herr über uns alle war.

Erfolge.

Auf diese Weise fuhr ich fast bis ans Ende meiner Amtszeit fort, Ergebnisse zu erzielen, und die republikanische Partei wurde wieder zur fortschrittlichen, ja sogar zur ziemlich radikalen fortschrittlichen Partei der Nation. Als jedoch mein Nachfolger gewählt war, hielten die Führer beider Häuser, oder doch die meisten unter ihnen, es für sicher, mit mir zu brechen, und in der letzten oder kurzen Kongreßsession, die in den zwischen der Wahl und dem Amtsantritt meines Nachfolgers liegenden vier Monaten stattfand, kam es zwischen den Mehrheiten beider Häuser und dem Präsidenten zu einer Reihe von Kämpfen, die so erbittert waren, als ob sie und ich verschiedenen Parteien angehört hätten. Aber ich hielt stand. In den ganzen vier Monaten gelang es mir zwar nicht, irgendeine von mir gewünschte Vorlage durchzubringen, aber es gelang mir, sie daran zu verhindern, irgend etwas zu tun, was ich nicht wünschte, oder etwas ungeschehen zu machen, was ich bereits durchgesetzt hatte.

Treue Diener des Volkes.

Es gab natürlich sowohl im Senat wie im Unterhause viele Männer, mit denen ich bis zuletzt in herzlicher Eintracht und zunehmendem gegenseitigen Verständnis weiter zusammen gearbeitet habe. Leider habe ich nicht Raum genug, um diese Männer, wie ich wohl möchte, einzeln aufzuführen. Alles, was mit unsern internationalen Beziehungen zu tun hatte — von Panama und der Marine bis zu der Alaska-Grenzfrage, den Algeciras-Verhandlungen und dem Frieden von Portsmouth —, besprach ich sicherlich mit Senator Lodge, sowie mit einigen andern Mitgliedern des Kongresses, wie Senator Turner aus Washington und dem Abgeordneten Hitt aus Illinois. Jedes Arbeitergesetz und alle Maßnahmen zur Kontrolle der großen Geschäftsleute und zur wirksamen Regulierung der riesenhaften Eisenbahnsysteme besprach ich ebenso gewiß mit Senator Dolliver oder den Kongreßmitgliedern Hepburn oder Cooper. Mit Männern wie dem Senator Beveridge und den Kongreßmitgliedern Murdock und Dixon (später Senator), deren Ansichten über äußere und innere Angelegenheiten sich fast genau mit den meinigen deckten, besprach ich so ungefähr alles. Es gab noch viele, viele andere. Ein furchtloserer und hochsinnigerer Vertreter des Volkes der Vereinigten Staaten als der jetzige Senatspräsident Clark aus Arkansas ist mir z. B. niemals vorgekommen. Er gehörte zu den Leuten, bei denen sich Ergebenheit gegen den eigenen Staat mit Ergebenheit gegen das ganze Volk der Vereinigten Staaten verband. Politisch war er mein Gegner; wenn aber die Interessen des Landes in Frage

kamen, war er nicht imstande, Parteiunterschiede zu berücksichtigen; und ebenso ging es ihm bei internationalen Angelegenheiten, besonders in bezug auf Verträge, denen sich die meisten seiner Kollegen in engherzig-unpatriotischer Weise und mit gänzlicher Unterordnung der nationalen Interessen unter diejenigen der Partei widersetzten. Niemals bin ich besseren, pflichttreueren, uneigennützigeren und begabteren Dienern des Staates begegnet als dem republikanischen Senator O. H. Platt aus Connecticut und dem demokratischen Senator Cockrell aus Missouri. Beide waren schon alte Leute, als ich Präsident wurde, und es gab zweifellos Dinge, in denen ich ihnen extrem und radikal erscheinen mußte; doch mit der Zeit fanden sie heraus, daß unsere Beweggründe und Überzeugungen dieselben waren, und sie taten alles, was in ihrer Macht stand, um jede Bewegung zu fördern, die dem Wohl des Volkes als Ganzem dienlich war. Ich hatte sie kennen gelernt, als ich Zivildienstkommissar und Unterstaatssekretär der Marine war. Bei beiden brauchte ich nichts weiter zu tun, als sie davon zu überzeugen, daß eine Maßnahme, für die ich eintrat, recht war; dann taten sie sofort ihr möglichstes, um sie durchzubringen. Vermochte ich sie nicht zu überzeugen, nun, dann war das meine Schuld oder mein Unglück; gelang es mir aber, so brauchte ich nie wieder darüber nachzudenken, ob sie mich wohl unterstützen würden oder nicht.

„Wenn er mir gefällt, werde ich ihn kaufen.“

Es gab noch viele andere hervorragende Männer in beiden Häusern, mit denen ich in einigen Dingen zusammenarbeiten konnte, während wir in andern Punkten verschiedener Ansicht waren. Dazu gehörte z. B. ein sehr einflußreicher Parteiführer, ein plumper, energischer, in mancher Hinsicht bewunderungswürdiger Mann, der aber die nach dem Kriege aufgekommene geschäftliche und politische Schule durchgemacht hatte, so daß sein Verhalten dem Leben gegenüber mich ein wenig an Artemus Wards Ausspruch über den Tower von London erinnerte: „Wenn er mir gefällt, werde ich ihn kaufen.“ Es war damals seitens der Regierung eine große Arbeit zu vergeben, für die sich dieser Führer lebhaft interessierte, und in bezug auf die er immer wünschte, daß ich einen Mann, zu dem er großes Vertrauen hatte und den ich Pitt Rodney nennen will, zu Rate zöge. Eines Tages erwiderte ich ihm: „Das Schlimme an Rodney ist, daß er sein Verhältnis zum Kosmos falsch einschätzt!“, worauf er entgegnete: „Kosmos — Kosmos? Von dem habe ich nie gehört. Halten Sie sich nur an Rodney! Das ist der rechte Mann für Sie.“

Hilfe von außen.

Außer diesen Männern der Öffentlichkeit gab es Unmengen von Leuten in Redaktionen, Kontoren, Geschäften und Läden, auf Farmen und in wissenschaftlichen Berufen, die tatkräftig für die von mir vertretene Politik eintraten und ebenso tüchtige und wirksame Führerarbeit taten, wie die Leute

in öffentlichen Ämtern. Ohne die energische Unterstützung dieser Männer wäre ich machtlos gewesen. Besonders die führenden Zeitungskorrespondenten in Washington waren im ganzen ungemein tüchtige, zuverlässige, auf das Wohl des Volkes bedachte Männer und die wirksamsten Helfer in dem Kampf um eine erfolgreiche, anständige Regierung.

Erfolgreiche Arbeit.

Was meine Untergebenen in der Exekutive anbelangt, so kann ich meine Dankesschuld gegen sie gar nicht hoch genug anschlagen. Am meisten fiel es mir auf, was für hingebende, eifrige und tüchtige Arbeit alle, von den Abteilungsvorstehern, den Kabinettsmitgliedern an abwärts, leisteten, sobald sie begriffen hatten, daß unser aller gemeinsames Interesse darin bestand, die Regierung zum besten Werkzeug zur Förderung der Wohlfahrt des Volks in seiner Gesamtheit, der Wohlfahrt der Durchschnittsmänner und -frauen der Vereinigten Staaten und ihrer Kinder zu machen. Ich glaube nicht, daß ich übertreibe, wenn ich behaupte, daß die meisten meiner Untergebenen, die das Tüchtigste leisteten, das Gefühl hatten, als ob wir Kameraden seien, alle in bezug auf Absichten und Dienst auf derselben Stufe ständen, und daß es gar nicht darauf ankomme, welche Stellung jeder von uns einnehme, solange nur jeder in der seinen das Beste hergab, dessen er fähig war.

Das Tenniskabinett und andere.

Wir arbeiteten sehr angestrengt, aber ich machte es mir zur Regel, jeden Tag ein paar Stunden für ebenso herzhaften Zeitvertreib zu erübrigen. Die Männer, mit denen ich mich damals im Freien zu vergnügen pflegte, und die wir aus Spaß das „Tenniskabinett" nannten, sind bereits in einem früheren Kapitel im Zusammenhang mit dem Geschenk genannt worden, das sie mir bei dem letzten Frühstück im Weißen Hause überreichten. Es gab unter meinen Beamten viele, die zufällig nicht an diesem Zeitvertreib teilnahmen, ihren Anteil an der gemeinsamen Arbeit aber ebenso wirksam verrichteten, wie wir vom Tenniskabinett es taten. Natürlich hätte während meiner Amtszeit nichts getan werden können, wenn der Eifer, die Intelligenz, die meisterhafte Fähigkeit und harte Arbeit der zahllosen mir unterstellten Beamten nicht gewesen wären. Ich wäre nicht imstande gewesen, irgend etwas auszurichten, wenn meine Gedanken und Anordnungen nicht von ihnen in die Tat umgesetzt worden wären. Und mehr als das! Je mehr sich jeder von ihnen in sein Amt hineinarbeitete, um so öfter brachte er mich auf den rechten Gedanken und veranlaßte die rechte Anordnung. Es wird mir natürlich schwer, mit kühler und leidenschaftsloser Parteilichkeit von diesen Männern zu sprechen, die mir ebenso nahe standen, wie die Leute meines Regiments. Aber außenstehende Beobachter, die am besten geeignet waren ein Urteil abzugeben, hatten dasselbe Gefühl wie ich.

Lob von Herrn Bryce.

Am Ende meiner Amtszeit sagte mir der britische Botschafter Bryce, er habe in einem langen Leben, in dessen Verlauf er die Regierungen vieler verschiedenen Länder genau kennen gelernt habe, niemals in irgendeinem Lande einen eifrigeren, hochsinnigeren und tüchtigeren Beamtenstand gesehen — Männer, die ihrem Lande mehr genützt und mehr zur Ehre gereicht hätten —, als diejenigen, die damals in Washington und im ganzen Regierungsgebiet tätig waren. Ich gebe diesen Ausspruch hier mit Genehmigung des Herrn Bryce wieder.

Etwa um dieselbe Zeit oder etwas früher, im Frühjahr 1908, erschien in der englischen „Fortnightly Review" ein Artikel, offenbar von einem sachverständigen Augenzeugen, der dieselben Ansichten, denen der britische Botschafter privaten Ausdruck verlieh, mehr im einzelnen darlegte. Es hieß dort unter anderm: „Herr Roosevelt hat einen Stab von Staatsbeamten um sich versammelt, die nirgends übertroffen werden, ja ich möchte sogar bezweifeln, ob man ihnen irgendwo auch nur gleichkommt an Tüchtigkeit, Selbstaufopferung und unerschütterlicher Hingebung an das Wohl des Vaterlandes. Viele von ihnen sind arme, mittellose Leute, die freiwillig auf das ehrgeizige Streben in ihrem Berufe verzichtet und dem lohnenden Geschäftsleben den Rücken gekehrt haben, um ihrem Lande gegen ein nicht nur unangemessenes, sondern geradezu unanständig niedriges Gehalt zu dienen. Es ist kein einziger darunter, dem nicht unablässig geschäftliche, finanzielle und juristische Stellungen angeboten werden, die den materiellen Ehrgeiz, mit dem er sein Leben begann, völlig befriedigen würden. Es ist kein einziger darunter, der nicht, wenn er wollte, außerhalb Washingtons zehn- bis zwanzigmal soviel verdienen könnte wie im Staatsdienst. Aber diese Leute sind ebenso gleichgültig gegen Geld und gegen die Macht, die das Geld verleiht, wie gegen die Lockungen Newports und New Yorks, gegen rein persönliche Auszeichnungen und die nur auf das Kaufmännische zugeschnittenen Ideale, die die meisten ihrer Landsleute unbesehen anerkennen. Sie sind damit zufrieden, und mehr als zufrieden, im Staatsdienst aufzugehen, ohne an persönliche Beförderung zu denken, ja, oft sogar unter Aufopferung weltlicher Ehren, und sich weiter zu plagen . . . gestärkt durch den eigenen, angeborenen Trieb, den Patriotismus zu einem wirksamen Werkzeug des allgemeinen Fortschritts zu machen."

Die Diplomaten.

Das amerikanische Volk würdigt nur selten die gute Arbeit, die manche unserer Diplomaten leisten — eine Arbeit, die gewöhnlich völlig unbemerkt und unbelohnt bleibt und uns allen zum Vorteil und zur Ehre gereicht. Der erfolgreichste Mann im ganzen diplomatischen Dienst war während meiner Präsidentschaft und viele Jahre vorher Henry White; ich sage dies, obwohl ich die vortreffliche Arbeit so bewundernswerter Botschafter und Gesandten wie Bacon, Meyer, Straus, O'Brien, Rockhill und Egan —

um ihrer nur einige wenige zu nennen — durchaus anerkenne. Als ich die Präsidentschaft niederlegte, war White Botschafter in Frankreich; kurz darauf wurde er von Herrn Taft entlassen, und zwar aus Gründen, die mit dem Wohl des Dienstes nichts zu tun hatten.

Erweiterte Anwendung der Exekutivgewalt.

Abgesehen davon, daß ich auf Mut, Redlichkeit und dem echt demokratischen Wunsch, dem gemeinen Volke zu dienen, bestand, bildete den wichtigsten Faktor bei der Erweckung des rechten Geistes in meiner Verwaltung mein Beharren bei der Theorie, daß die Exekutivgewalt nur durch die in der Verfassung enthaltenen oder vom Kongreß auf verfassungsmäßigem Wege auferlegten besonderen Einschränkungen und Verbote begrenzt sei. Meiner Ansicht nach war jeder Exekutivbeamte, ganz besonders wenn er eine hohe Stellung einnahm, nur als ein Diener des Volks anzusehen, der verpflichtet war, tatkräftig und positiv alles was er nur konnte für das Volk zu tun und sich nicht mit dem negativen Verdienst zu begnügen, seine Talente unbeschädigt im Taschentuch aufzuheben. Ich ließ mich nicht zu der Meinung bekehren, daß etwas für die Nation unbedingt Notwendiges nicht von dem Präsidenten getan werden könne, wenn er nicht imstande sei, eine ausdrückliche Ermächtigung dazu nachzuweisen. Ich vertrat die Überzeugung, daß es nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht sei, alles für die Nation unbedingt Erforderliche zu tun, falls es nicht ausdrücklich durch die Verfassung oder die Gesetze untersagt sei. Bei dieser Auffassung der Exekutivgewalt tat und veranlaßte ich viele Dinge, die früher von den Präsidenten und den Mitgliedern des Kabinetts nicht getan worden waren. Ich maßte mir keine Gewalt an, sondern ich erweiterte die Anwendung der Exekutivgewalt ganz bedeutend. Mit andern Worten, ich wirkte für die Wohlfahrt des ganzen Volkes, wann und wie es mir nötig erschien, es sei denn, daß die Verfassung oder die Gesetze es geradezu verboten.

Nicht Form, sondern Inhalt.

Ich machte mir keinen Deut aus der leeren Form oder dem äußeren Anschein der Gewalt, aber ich machte mir ungeheuer viel aus dem Nutzen, der aus dem Inhalt gezogen werden konnte. Der Senat protestierte einmal dagegen, daß ich durch den Druck mit ihm verkehrte, und zog die teure, törichte und mühsame Praxis vor, die Botschaften mit der Hand auszuschreiben. Es war unmöglich, zu der überlebten Methode, mit der Hand zu schreiben, zurückzukehren, aber wir bemühten uns, den Druck so hübsch wie möglich ausführen zu lassen. Ob ich schriftlich oder mündlich mit dem Kongreß verkehrte, ob mit Maschinen- oder Handschrift, war vollkommen unwichtig. Wichtig war das, was ich mitteilte, und die Beachtung, die meine Mitteilung fand. Ebenso hielt ich es mit meinen Zusammenkünften mit Senatoren, Kongreßmitgliedern, Politikern, Geldleuten

und Arbeiterführern: ich beriet mich mit allen, die mich zu sprechen wünschten, und ließ jeden kommen, den ich zu sprechen wünschte, aber wo die Unterredung stattfand, war eine höchst unwichtige Frage. Ich beriet mich mit jedem in der aufrichtigen Hoffnung, aus seinem Rat etwas lernen und ihn befolgen zu können. Ich fragte jedes Kongreßmitglied, das um Rat angegangen zu werden wünschte, indem ich hoffte, mich über den einzuschlagenden Weg mit ihm einigen zu können, und handelte schließlich jedesmal so, wie mein Gewissen und der gesunde Menschenverstand es mir geboten.

Über Anstellungen.

Was die Anstellungen betraf, so war ich durch die Verfassung gezwungen, mich darüber mit dem Senat zu beraten. Altem Herkommen gemäß bedeutete dies, daß die Beratung in der Praxis mit einzelnen Senatoren und sogar mit angesehenen Politikern stattfand, die hinter den Senatoren standen. Ich besaß nur die Hälfte der Anstellungsgewalt: ich schlug einen Kandidaten vor, aber die Bestätigung lag beim Senat. In der Praxis lehnte es der Senat aus Höflichkeit ab, irgendeine Ernennung zu bestätigen, wenn der Senator des betreffenden Staats dagegen protestierte. In Ausnahmefällen, wenn es mir gelang, die öffentliche Aufmerksamkeit zu erregen, konnte ich die Anstellung trotz des Widerstandes der Senatoren erzwingen; aber in gewöhnlichen Fällen war das unmöglich. Andererseits konnte der Senator natürlich nichts für einen Menschen tun, wenn ich ihn nicht ernannte. Infolgedessen nötigte die Verfassung selbst den Präsidenten und die Senatoren der einzelnen Staaten, sich über die Anstellungen in und aus den betreffenden Staaten zu einigen.

Ich bestand ein für allemal auf unbedingter Tauglichkeit — einschließlich Redlichkeit — als Vorbedingung für jede Ernennung; ebenso darauf, daß Entlassungen nur aus triftigen Gründen erfolgten. Wenn ein solcher Fall eintrat, so lehnte ich es ab, mit dem in Betracht kommenden Senator über die Weiterbeschäftigung des untauglichen Beamten auch nur zu reden. Auf Grund dieser Erwägungen berücksichtigte ich die Empfehlungen jedes Senators für gewöhnliche, alltägliche Ämter, wie z. B. die der Postmeister; aber ich bestand darauf, die Männer für schwierigere, wichtigere Posten selbst auszusuchen. Ich war gern bereit, jeden anständigen Mann als Postmeister anzustellen; handelte es sich aber um einen Richter oder Bezirksanwalt oder Kanalkommissar oder Botschafter, so pflegte ich entweder auf einer gegebenen Persönlichkeit oder doch auf einem Mann mit bestimmten Fähigkeiten zu bestehen. Täuschte mich der Senator, so sorgte ich dafür, daß er keine Gelegenheit erhielt, eine solche Täuschung zu wiederholen.

Zwei Fälle als Beispiel.

Meine Theorie läßt sich vielleicht am besten durch zwei Beispiele erläutern. In New York arbeiteten Gouverneur Odell und Senator Platt

zuweilen im besten Einvernehmen miteinander, bisweilen standen sie sich feindlich gegenüber, und beide wünschten zu Rate gezogen zu werden. Am 22. Juli 1903 schrieb ich an einen Kongreßfreund, der auch mit ihnen befreundet war, den folgenden Brief:

„Ich möchte mit Odell zusammen arbeiten, und ich möchte mit Platt zusammen arbeiten. Ich möchte beide unterstützen und den Rat beider entgegennehmen. Aber schließlich muß ich natürlich selbst beurteilen, ob ich den erhaltenen Rat befolgen soll. Habe ich, wie bei der Besetzung der Richterstelle, die Überzeugung, daß beide mir verkehrt geraten haben, so werde ich immer handeln, wie ich es bei Holts Ernennung getan habe. Wenn ich einen Freund von Odell finde, der wie Cooley in jeder Hinsicht für die betreffende Stellung geeignet ist, so macht es mir große Freude, ihn zu ernennen. Schlägt Platt mir einen Mann wie Hamilton Fish vor, so stelle ich ihn ebenfalls mit Vergnügen an."

Dieser Brief bezog sich auf Vorkommnisse, die dazu führten, daß ich mich weigerte, auf Senator Platts und Gouverneur Odells Vorschläge betreffs der Anstellung eines Bundesrichters und eines Bundesbezirksanwalts einzugehen, und darauf bestand, erst den Richter Hough und später den Distriktsanwalt Stimson anzustellen, weil ich in beiden Fällen die Empfindung hatte, daß die zu leistende Arbeit von zu hoher Art war, als daß ich einen gewöhnlichen Menschen hätte nehmen können.

In dem andern Fall handelte es sich um Senator Fulton aus Oregon. Ich ließ damals durch Francis Heney gewisse Leute verklagen, die in ein ungeheures Netz von Übergriffen gegen das Gesetz betreffend den Diebstahl von Staatsländereien in Oregon verstrickt waren. Ich hatte mich in der gewohnten Weise nach Senator Fultons Empfehlungen gerichtet, Heney aber hatte mir versichert, daß Fulton mit den verklagten Leuten im Bunde stehe und mir ungeeignete Leute vorgeschlagen habe. Fulton hatte Einspruch dagegen erhoben, daß ich Heneys Rat befolgte, und zwar besonders in bezug auf die Ernennung Wolvertons zum Bundesrichter. Schließlich legte Heney mir einen Bericht vor, der mich von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugte. Darauf schrieb ich am 20. November 1905 wie folgt an Fulton:

„Sehr geehrter Herr Senator Fulton! Anbei übersende ich Ihnen eine Abschrift des von Herrn Heney erstatteten Berichts. Ich habe die Originale der darin erwähnten Briefe von Ihnen und Senator Mitchell gesehen. Über den Bericht selbst, der natürlich dem Oberstaatsanwalt vorgelegt werden muß, möchte ich mich jetzt nicht äußern. Aber ich bin leider zu der schmerzlichen Überzeugung gekommen, daß Ihre eigenen darin wiedergegebenen Briefe darauf schließen lassen, daß Sie B. zum Distriktsanwalt vorschlugen, obwohl Sie guten Grund zu der Annahme hatten, daß er sich selbst betrügerischer Handlungen schuldig gemacht habe; daß Sie ferner C. nur aus dem Grunde für dieselbe Stellung empfahlen, weil es in B.s Interesse lag, daß er dazu empfohlen wurde, und weil er sich dem Anschein

nach verpflichtet hatte, die Sporteln im Fall seiner Anstellung mit B. zu teilen; und daß Sie schließlich die Wiederanstellung von H. befürworteten, weil Sie wußten, daß er kein Strafverfahren gegen B. einleiten würde, was zugleich der Grund war, um dessentwillen auch B. für H.s Ansprüche auf Wiederernennung eintrat. Wenn Sie sich irgendwie zu der Sache zu äußern wünschen, werde ich Ihre Mitteilungen natürlich mit Freude entgegennehmen. Zum Bezirksanwalt von Oregon werde ich den Richter Wolverton ernennen." Natürlich hatte ich die hier nur mit Anfangsbuchstaben angeführten Namen in dem Brief ausgeschrieben. Senator Fulton gab keine Erklärung ab. Infolgedessen nahm ich davon Abstand, ihn weiter bei der Anstellung von Beamten im Justiz- und im inneren Dienst zu Rate zu ziehen, da dies die beiden Verwaltungszweige waren, in denen sich die Unredlichkeiten ereignet hatten. In den andern Staatsämtern kamen keine Unredlichkeiten in Frage, und sie konnten daher auf die übliche Weise behandelt werden. Gegen seinen Kollegen im Senat und einen seiner Kollegen im Kongreß wurde die Klage eingeleitet, und der erstere wurde überführt und zu Zuchthaus verurteilt.

Prüfung der Gesetzmäßigkeit.

Es kam öfter vor, daß in den Gerichtshöfen über die Gesetzlichkeit meiner Exekutivmaßnahmen verhandelt wurde. Sie wurden jedoch in allen Fällen aufrechterhalten. Zum Beispiel hatte man vor dem Jahre 1907 Statuten, die sich auf den Verkauf von Kohlenländereien bezogen, dahin ausgelegt, daß sie den Preis von 42 bis 84 Mark für den Morgen festsetzten. Infolgedessen wurden wertvolle Kohlenländereien zu vollkommen unzulänglichen Preisen, in der Hauptsache an große Korporationen, verkauft. Durch Exekutivverordnung wurden die Kohlenländereien nunmehr gesperrt und erst zum Verkauf freigegeben, nachdem sie durch Regierungsbeamte richtig abgeschätzt worden waren. Alles zeterte darüber, daß ich mir die gesetzgebende Gewalt anmaßte; aber die Verordnungen wurden erst vor Gericht angegriffen, als wir auf Ungültigkeitserklärung von Käufen klagten, die Einzelpersonen oder Korporationen abgeschlossen hatten, um sich größere Gebiete zu verschaffen, als statutengemäß gestattet war. Diese Stellungnahme wurde unter der Begründung angefochten, daß die auferlegten Beschränkungen ungesetzlich seien, und daß die Exekutivverordnung ungesetzlich sei. Das Oberbundesgericht trat auf die Seite der Regierung. Ebenso wurde auch unsere Stellungnahme in bezug auf die Wasserkraftfrage gebilligt, indem das Oberbundesgericht den Standpunkt vertrat, daß die Unionsregierung die von uns beanspruchten Rechte über Flüsse besitze, die vom Kongreß als schiffbar erklärt worden seien oder noch erklärt werden würden. Ein andermal sahen wir uns, als Oklahoma ein Staat wurde, genötigt, die Exekutivgewalt zum Schutz der Indianerrechte und -territorien aufzubieten, denn beim Erwerb von Indianerländereien durch Weiße waren ungeheure Betrügereien vorgekommen. Hier bezichtigte man uns, wir maßten

uns die Macht über einen Staat sowie eine Gewalt an, die der Exekutive nicht zustehe. Das Oberbundesgericht erklärte unsere Maßnahme für gültig.

Der Schutz der Indianer.

Übrigens war es in bezug auf die Indianer immer und immer wieder nötig, die Stellung des Präsidenten als Sachwalter des gesamten Volkes zu betonen. Ich hatte einen vortrefflichen Indianerkommissar, Francis E. Leupp. Wie ich bald merkte, konnte ich mich darauf verlassen, daß er mich nie unnötig in Kämpfe verwickelte, und unterstützte ihn daher immer bis aufs äußerste, wenn er mir sagte, daß ein Kampf unvermeidlich sei. Einmal nahm der Kongreß z. B. ein Gesetz an, demzufolge in Oklahoma etwa eine halbe Million Morgen Indianerland zu 6.30 Mark der Morgen an Ansiedler verkauft werden sollte. Ich weigerte mich, das Gesetz zu unterzeichnen und übergab Leupp die Sache. Darauf wurde die Bill zurückgezogen und so abgeändert, daß die Wohlfahrt der Indianer gesichert und der Mindestpreis auf 21 Mark für den Morgen erhöht wurde. Dann unterzeichnete ich das Gesetz. Wir verkauften dieses Land mittels versiegelter Angebote und erzielten für die Kiowa-, Comanche- und Apachenindianer etwa siebzehn Millionen Mark — dreizehnundeinehalbe Million mehr, als sie erhalten haben würden, wenn ich das Gesetz in der ursprünglichen Fassung unterzeichnet hätte. Ein andermal, als die Sac- und Foxindianer sich getrennt hatten und ein Teil des Stammes nach Iowa übersiedelte, brachten die Kongreßmitglieder für Iowa, unterstützt von zwei aus Iowa gebürtigen Mitgliedern meines Kabinetts, ein Gesetz durch, das jenem ausgewanderten Teil des Stammes eine Summe von etwa zwei Millionen Mark bewilligte. Sie hatten sich nicht mit dem staatlichen „Bureau für die Angelegenheiten der Indianer" ins Einvernehmen gesetzt. Leupp erhob gegen das Gesetz Einspruch, und ich legte mein Veto ein. Dann wurde eine von jenem Bureau entworfene Vorlage eingebracht, die den ganzen Streit an die Gerichte verwies, und das Oberbundesgericht rechtfertigte schließlich unser Vorgehen, indem es gegen die Abtrünnigen entschied und das Geld den in Oklahoma gebliebenen Indianern zusprach.

Die Ansicht Lincolns und Buchanans.

Über alle Maßnahmen dieser Art gibt es seit langer Zeit zwei verschiedene Auffassungen, die beide mit gleicher Aufrichtigkeit verfochten werden. Die Scheidung ist im allgemeinen nicht eine Sache der Politik, sondern des Temperaments. Der von mir eingeschlagene Weg — nämlich daß ich die Exekutive als einzig und allein dem Volk untertan und als verfassungsgemäß verpflichtet betrachtete, dem Volk in allen Fällen positive Dienste zu leisten, in denen die Verfassung diese Dienstleistungen nicht ausdrücklich verbietet — war im großen und ganzen auch von Andrew Jackson und Abraham Lincoln befolgt worden. Andere ehrenwerte und wohlmeinende Präsidenten, wie z. B. James Buchanan, waren der entgegengesetzten und

meines Erachtens engherzig legalistischen Ansicht, daß der Präsident mehr ein Diener des Kongresses als des Volkes sei und, auch wenn es noch so dringend notwendig sei, nichts tun könne, falls die Verfassung diese Handlungsweise nicht ausdrücklich vorschreibt. Sehr tüchtige Juristen, die über die mittleren Jahre hinaus sind, vertreten diese Meinung, und ebenso eine große Anzahl gutgesinnter, achtbarer Bürger. Mein Nachfolger im Amt teilte über die Rechte und Pflichten eines Präsidenten die Ansicht Buchanans.

Der Schutz der Staatsländereien.

Während meiner Amtszeit stellte es sich heraus, daß die beliebteste Methode derer, die öffentliches Staatsgebiet zu stehlen wünschten, darin bestand, die Entscheidung des Ministers des Innern vor Gericht zu bringen. Indem wir uns diesem Verfahren energisch widersetzten — und nur auf die Art —, vermochten wir die Politik zu verfolgen, das Staatsgebiet gehörig zu schützen. Mein Nachfolger nahm nicht nur den entgegengesetzten Standpunkt ein, sondern empfahl sogar dem Kongreß die Einbringung eines Gesetzes, das den Gerichtshöfen in diesen Landangelegenheiten geradezu die Appellationsgewalt über den Minister des Innern verliehen hätte. Diese Vorlage wurde von dem Vorsitzenden des Kongreßkomitees für Staatsländereien, Herrn Mondell, zur Annahme empfohlen, von einem Kongreßmitglied, das bei jeder Maßregel zur Verhinderung der Erhaltung unserer natürlichen Hilfsquellen und der Behütung unseres Nationalgebiets zugunsten von Heimstättengründern obenan stand. Glücklicherweise lehnte der Kongreß dieses Gesetz ab. Seine Annahme wäre auch geradezu ein Unheil gewesen.

Ich verfuhr nach dem Grundsatz, daß der Präsident jederzeit nach seinem Ermessen jedes Gebiet der Vereinigten Staaten dem Verkauf entziehen und es für die Beforstung, für Wasserkraftanlagen, für die Bewässerung und andere öffentliche Zwecke reservieren könne. Ohne eine solche Maßregel wäre es unmöglich gewesen, der Tätigkeit der Landdiebe ein Ziel zu setzen. Niemand wagte es, ihre Gesetzmäßigkeit durch einen Prozeß zu erproben; mein Nachfolger stellte sie dagegen selbst als zweifelhaft hin und legte die Sache dem Kongreß vor. Wieder bewies der Kongreß seine Weisheit, indem er ein Gesetz erließ, das dem Präsidenten die Macht verlieh, die er längst ausgeübt hatte, und deren mein Nachfolger sich selbst beraubt hatte.

Der Fall Ballinger.

Vielleicht tritt der scharfe Unterschied zwischen dem, was man mit Bezug auf ihre Ansichten über die Rechte und Pflichten des Präsidenten die Lincoln-Jackson- und die Buchanan-Taft-Schule nennen kann, am deutlichsten hervor, wenn man das Verhalten meines Nachfolgers gegen seinen Minister des Innern, Herrn Ballinger, der grober Amtsvergehen beschuldigt wurde, mit meinem Verhalten gegen die Mitglieder meines Kabinetts und gegen andere mir unterstellte Beamten vergleicht. Mehr als einmal wurden

während meiner Präsidentschaft meine Beamten durch den Kongreß angegriffen, und zwar meistens deshalb, weil sie ihre Pflichten gut und furchtlos erfüllt hatten. Jedesmal stand ich meinen Beamten bei und weigerte mich zuzugeben, daß der Kongreß das Recht habe, sich in meine Angelegenheiten einzumischen, es sei denn, daß es durch öffentliche Anklage oder auf anderm verfassungsmäßigen Wege geschah. Stellte es sich aber heraus, daß der Beamte wirklich für seine Stellung nicht geeignet war, so beseitigte ich ihn umgehend, selbst wenn die einflußreichsten Kongreßmitglieder für ihn eintraten. Nach Jackson-Lincolnscher Ansicht sollte ein tüchtiger Präsident imstande sein, sich selbst ein Urteil über seine Untergebenen zu bilden, und zwar ganz besonders über die, die am höchsten stehen und mit denen er deshalb in engste und intimste Berührung kommen muß. Meine Minister und ihre Unterbeamten waren mir verantwortlich, und ich nahm die ganze Verantwortung für alles, was sie taten, auf mich. Solange ich mit ihnen zufrieden war, stand ich ihnen gegen jeden Ankläger oder Kritiker in- und außerhalb des Kongresses bei, und was nun gar die Idee betraf, daß der Kongreß meine Ansicht über sie beeinflussen könnte, so wäre der Gedanke mir ganz einfach unbegreiflich vorgekommen. Mein Nachfolger nahm den entgegengesetzten oder Buchanan-Standpunkt ein, als er dem Kongreß gestattete, ja ihn sogar darum bat, über die gegen Herrn Ballinger als Exekutivbeamten erhobenen Beschuldigungen sein Urteil abzugeben. Diese Beschuldigungen wurden beim Präsidenten anhängig gemacht, dem Präsidenten lagen die Tatsachen vor, und sie waren ihm jeden Augenblick zur Hand; er allein besaß die Macht zu handeln, falls die Beschuldigungen sich als wahr erwiesen. Dennoch gestattete er dem Kongreß nicht nur, gegen Herrn Ballinger eine Untersuchung einzuleiten, sondern ersuchte ihn geradezu darum. Die Parteiminderheit des Untersuchungskomitees und ein Mitglied der Mehrheit erklärten die Beschuldigungen für wohlbegründet und sprachen sich für Herrn Ballingers Absetzung aus. Die andern Mitglieder der Mehrheit erklärten die Beschuldigungen für wenig begründet. Der Präsident hielt sich an die Ansicht der Mehrheit. Natürlich würden Anhänger der Jackson-Lincoln-Ansicht über die Stellung des Präsidenten nicht damit einverstanden sein, daß auf solche, bei einer Volksversammlung übliche Mehrheits- und Minderheitsmethode von einem andern Regierungsressort über etwas entschieden wird, das der Präsident doch wohl selbst entscheiden sollte, wenn er mit den Beamten seiner eigenen Verwaltung zu tun hat.

Tätigkeit oder Untätigkeit.

Es gibt viele brave Menschen, die die Buchanan-Methode als eine rein historische Sache ansehen, die Jackson-Lincoln-Methode aber im wirklichen Leben noch viel energischer verwerfen, wenn sie praktisch angewendet wird. Diese Leute glauben ganz gewissenhaft, der Präsident müsse jeden Zweifel zugunsten der Untätigkeit und gegen die Tätigkeit lösen; es sei seine Aufgabe, die verfassungsmäßige Verleihung von Machtvollkommenheiten an

die Nationalregierung und den Präsidenten innerhalb dieser Nationalregierung buchstäblich genau aufzufassen. Dabei sind aber neben denen, die aus hohen, wenn auch meines Erachtens verkehrten Beweggründen dieses Verfahren für richtig halten, auch wieder Männer vorhanden, die sich nur deshalb den Anschein geben daran zu glauben, weil es sie instand setzt, einen ihnen verhaßten Präsidenten aus persönlichen und Parteigründen anzugreifen und womöglich in Verlegenheit zu bringen. Dann gibt es wieder andere, bei denen — zumal wenn sie selbst im Amt sind — die praktische Befolgung des Buchanan-Prinzips nicht etwa gründlich durchdachte Hingebung an ein unkluges Verfahren, sondern ganz einfach Charakterschwäche und den Wunsch, Unannehmlichkeiten und der Verantwortung zu entgehen, bedeutet. Unglücklicherweise macht es in der Praxis sehr wenig Unterschied, welche Vorstellungen den Präsidenten beeinflussen, der durch seine Handlungsweise einen beengenden Präzedenzfall schafft. Mag er hochsinnig und querköpfig oder nur willensschwach sein, mag er wohlmeinend aber schwach sein, oder auch gebunden durch eine unheilvoll verkehrte Auffassung der Machtvollkommenheiten und Pflichten der Nationalregierung und des Präsidenten — immer wird das Ergebnis dasselbe sein. Die Pflicht des Präsidenten besteht darin, so zu handeln, daß er und seine Untergebenen imstande sind, tüchtige Arbeit für das Volk zu leisten, und diese tüchtige Arbeit können er und sie nicht verrichten, wenn es dem Kongreß gestattet wird, für ihn darüber zu beschließen, wie er das verrichten soll, was offenbar einzig und allein seine Pflicht ist.

Unbesoldete Kommissionen.

Eine der Arten, wie wir durch selbständiges Vorgehen instand gesetzt wurden, eine ungeheure Menge von Arbeit für das öffentliche Wohl zu verrichten, bestand in der Tätigkeit freiwilliger, unbesoldeter Kommissionen, die vom Präsidenten ernannt wurden. Diese Arbeit durch freiwillige Kommissionen erledigen zu lassen, war nur möglich infolge der Begeisterung für den Staatsdienst, die in den höheren Stellungen in Washington zuerst in die Erscheinung trat und sich in sämtlichen Verwaltungszweigen fühlbar machte. Wie ich schon sagte, habe ich niemals von irgendwelchen Menschen schwerere und uneigennützigere Arbeit verrichten sehen, als damals von den Männern und Frauen aller Stände im Dienst der Regierung verrichtet wurde. Der Gegensatz zwischen dem lebendigen Interesse an ihrer Arbeit und der herkömmlichen bureaukratischen Stumpfsinnigkeit, die so oft den Grundton bei der Regierungstätigkeit in Washington abgegeben hat, war wirklich außerordentlich. Der größte Teil dieses von freiwilligen Kommissionen geleisteten Dienstes, der ohne einen Pfennig Besoldung für die Leute und ohne alle Kosten für die Regierung verrichtet wurde, war das Werk von Männern, die meistens schon im Staatsdienst standen und so viel Verantwortlichkeit zu tragen hatten, daß es eigentlich für einen Mann schon vollauf genügte.

Die erste dieser Kommissionen war die Kommission für die Organisierung der wissenschaftlichen Arbeiten der Regierung, in der Charles D. Walcott den Vorsitz führte. Am 13. März 1903 eingesetzt, bestand ihre Aufgabe darin, dem Präsidenten auf direktem Wege Bericht zu erstatten „über die Organisation, den gegenwärtigen Stand und die Mängel der Regierungsarbeiten von teilweise oder ganz wissenschaftlicher Natur, sowie über die Schritte, die etwa getan werden müßten, um die mehrfache Erledigung solcher Arbeiten zu verhüten, ihre verschiedenen Zweiggebiete einander nebenzuordnen, ihre Brauchbarkeit und Verwendungsmöglichkeit zu erhöhen und ihre Nutzbarmachung für die ganze Nation zu fördern." Diese Kommission verbrachte vier Monate mit einer Untersuchung, die sich auf die Arbeiten von etwa dreißig der größeren wissenschaftlichen und Verwaltungsbureaus der Regierung erstreckte, und erstattete einen Bericht, der die Grundlage für zahllose Verbesserungen im Staatsdienst gebildet hat.

Verwaltungsmethoden.

Eine andere, am 2. Juni 1905 eingesetzte Kommission beschäftigte sich mit den Verwaltungsmethoden — Charles H. Keep führte den Vorsitz — und sollte „feststellen, was für Veränderungen notwendig seien, um die Handhabung der Verwaltungsgeschäfte der Regierung der besten modernen Geschäftspraxis gemäß in allen ihren Zweigen auf die billigste und erfolgreichste Basis zu bringen". Der Brief, durch welchen diese Kommission ernannt wurde, stellte neun Grundsätze für eine erfolgreiche Regierungstätigkeit auf, worunter der wichtigste der folgende war: „Das Vorhandensein irgendeiner Methode, Richtschnur, Sitte oder Praxis ist kein Grund für ihre Beibehaltung, wenn sich eine bessere bietet." Diese Kommission, die wie die eben beschriebene aus Männern bestand, welche bereits wichtige Aufgaben zu erledigen hatten, verrichtete ihre Funktionen, ohne daß es der Regierung einen Pfennig kostete. Sie wurde von etwa siebzig Sachverständigen aus den Regierungsressorts unterstützt, die wegen ihrer besonderen Fähigkeiten ausgewählt worden waren, um die besten Geschäftsmethoden zu studieren, und die unter der Leitung des Sekretärs der Kommission, Overton W. Price, zu Hilfskomitees zusammengefaßt wurden. Diese Hilfskomitees, deren Mitglieder daneben sämtlich ihre regelmäßige Arbeit verrichteten, reichten ihre Berichte im Laufe der zweiten Hälfte des Jahres 1906 ein. Die Kommission orientierte sich eingehend über die Geschäftsmethoden fast jedes einzelnen Zweiges der Regierung und bewirkte eine merkliche Erhöhung der allgemeinen Leistungsfähigkeit im ganzen Staatsdienst.

Die Erledigung der täglichen Regierungsgeschäfte war noch nie zuvor gründlich untersucht worden, und diese Erhebungen hatten die Aufstellung einer Anzahl von Grundsätzen für die Erledigung der Staatsgeschäfte zur Folge, die heute noch ebenso zuverlässig und gesund sind wie an dem Tage, an dem die Kommission ihre Arbeit beschloß. Die etwas umständlichen

und kostspieligen Untersuchungen über die bei der Regierung herrschenden Geschäftsmethoden, die später angestellt worden sind, haben nur dazu gedient, die Feststellungen jener Kommission für Verwaltungsmethoden zu bestätigen, die der Regierung keinen Dollar gekostet haben. Die tatsächlichen Ersparnisse im Geschäftsbetrieb der Regierung infolge der auf solche Weise eingeführten bessern Methoden beliefen sich auf viele hunderttausend Dollars; aber noch viel mehr wurde dadurch gewonnen, daß es dieser Kommission so vortrefflich gelungen ist, unter den Staatsbeamten eine ganz neue Auffassung von ihrer Arbeit einzuführen.

Ein verspäteter Ofen.

Wie sehr der Geschäftsbetrieb der Regierung einer Verbesserung bedurfte, läßt sich wohl am klarsten durch ein Beispiel erläutern. Ein Beamter, der eine Indianeragentur leitete, beantragte im Herbst einen Ofen für dreißig Mark und erklärte zugleich, er sei notwendig, um die Krankenstube während des bevorstehenden Winters warm zu erhalten, weil der alte Ofen ganz abgenutzt sei. Daraufhin gingen die üblichen Schreiben den üblichen Dienstweg, ohne daß irgendwo eine ungewöhnliche Verzögerung eingetreten wäre. Die ganze Sache bewegte sich wie ein Gletscher mit Würde ihrem bestimmten Endpunkt zu, und der Ofen erreichte die Krankenstube unversehrt zu einer solchen Zeit, daß der Regierungsagent sein Eintreffen mit nachstehenden Worten melden konnte: „Der Ofen ist da, und der Frühling auch."

Zivildienst und Ämterjägerei.

Die Zivildienstkommission unter der Leitung von Männern wie John Mc Ilhenny und Garfield leistete Dienste, ohne die die Regierung weder erfolgreich noch ehrenhaft hätte durchgeführt werden können. Die Politiker waren nicht die einzigen Schuldigen; fast ebensoviel ungehöriger Druck zwecks Erlangung von Anstellungen kommt auf Rechnung unangebrachten Mitgefühls und jener geistlosen Unfähigkeit, die ein Staatsamt als einen sicheren Hafen für die Untauglichen erstrebt. Eine lustige Seite bei der Ämterjägerei ist der Umstand, daß jeder, der ein Amt zu haben wünscht, geneigt ist, auf alle andern, die dasselbe Ziel verfolgen, herabzublicken, als ob sie eine Anstoß erregende Klasse bildeten, mit der er nichts gemein habe. Als bei dem Ausbruch des Mont-Pelé unter andern auch der amerikanische Konsul seinen Tod fand, bewarb sich ein Mann, der schon lange auf eine Anstellung gelauert hatte, umgehend um die freigewordene Stelle. Es war ein guter Mensch von beträchtlicher Ausdauer, und er hatte das Gefühl, ich sei seinen Verdiensten gegenüber ein wenig blind gewesen. Am Morgen nach dem Unglück schrieb er und teilte mir mit, da der Konsul tot sei, möchte er gern seine Stelle haben; ich könne sie ihm sicher geben, „weil selbst die Ämterjäger sich doch noch nicht hätten darum bewerben können".

Andere Kommissionen.

Dieselbe Methode, die bei der Ernennung und Arbeit der beiden vorher beschriebenen Kommissionen befolgt worden war, wurde auch bei der Einsetzung von vier andern Kommissionen angewandt, von denen eine jede ihre Aufgabe ohne Gehalt oder Ausgaben für ihre Mitglieder und ohne irgendwelche Kosten für die Regierung erledigte. Die andern vier Kommissionen waren:

die Kommission für Staatsländereien,
die Kommission für die Wasserstraßen des Binnenlandes,
die Kommission für das Leben auf dem Lande,
die Kommission für die Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen.

Alle diese Kommissionen wurden mir von Gifford Pinchot vorgeschlagen, der in allen mitarbeitete. Die Tätigkeit der vier letzten wird noch in dem Kapitel über die natürlichen Hilfsquellen Erwähnung finden.

Die Stelleninhaber und die Politiker erheben Einspruch.

Diese Kommissionen kamen durch ihre Berichte und Feststellungen vielen Amtsinhabern, die ungenügende Arbeit leisteten, in die Quere; ihre Berichte sowie die Maßregeln, die die Verwaltung auf Grund derselben ergriff, kamen denjenigen Beamten in den verschiedenen Verwaltungszweigen, und besonders im Geheimdienst, zustatten, die gegen Landdiebe und andere Übeltäter vorgingen. Überdies erregte der bloße Umstand, daß sie dem Staat unter Bedingungen, die den eingefleischten und zynischen Veteranen des alten Beutesystems ganz neu waren, erfolgreiche Dienste leisteten, heftige Feindschaft. Senatoren wie Herr Hale und Kongreßmitglieder wie Herr Tawney waren über diese Kommissionen ganz besonders erbittert, und gegen Ende meiner Amtszeit schlossen sich die meisten ihrer Gesinnungsgenossen in beiden Häusern ihnen an, nachdem sie allmählich durch die offenen und heimlichen Feindseligkeiten der Finanz- oder Wallstreet-Größen und der Redakteure und Politiker, die ihnen im Interesse der Privilegien zu Diensten standen, von mir abgezogen worden waren. Diese Senatoren und Kongreßmitglieder behaupteten, sie hätten das Recht, dem Präsidenten zu verbieten, aus den unbezahlten Ratschlägen uneigennütziger Fachmänner Nutzen zu ziehen. Natürlich weigerte ich mich, das Vorhandensein eines solchen Rechtes anzuerkennen, und ließ die Kommissionen weiterbestehen. Mein Nachfolger erkannte jenes Recht an, trat der Auffassung der in Frage stehenden Politiker bei und löste die Kommissionen zum dauernden Schaden des ganzen Volkes auf.

Verringerung der Staatsschuld.

Eins muß hervorgehoben werden: Während der siebenundeinhalb Jahre meiner Amtszeit erweiterten wir das Gebiet der Regierungstätigkeit bedeutend und auf nützliche Weise und verringerten dabei dennoch die Lasten der Steuerzahler, denn wir verringerten die zinstragende Schuld um etwa

380 Millionen Mark. Eine merkbare Hebung der erfolgreichen Tätigkeit und zugleich eine Zunahme der Sparsamkeit zu erreichen, ist keine leichte Sache, aber wir haben sie vollbracht.

Ausrottung der Korruption.

Eine häßliche und hochnotwendige Aufgabe war noch zu lösen: sie bestand in der Ermittlung und Ausrottung der Korruption, wo immer sie in irgendeinem Verwaltungszweige entdeckt wurde. Vor allem mußte ganz klar zu verstehen gegeben werden, daß keinerlei Einfluß politischer, gesellschaftlicher oder geschäftlicher Art auch nur einen Augenblick in Betracht gezogen werden würde, wenn die Redlichkeit eines Staatsbeamten in Frage kam. Es erforderte ein wenig Zeit, bis diese Tatsache in den Köpfen der im Dienst stehenden Männer wie auch der außenstehenden politischen Führer feste Wurzel gefaßt hatte. Das Kunststück gelang aber so vollkommen, daß jeder Versuch, irgendwie in den Gang der Gerechtigkeit einzugreifen, ein für allemal aufgegeben wurde. Die meisten Betrügereien, wenn auch nicht alle, kamen in der Postverwaltung und im Landamt vor.

Die Betrügereien in der Postverwaltung.

In der Postverwaltung wurden zuerst die Grundsätze eingeführt, die sich nachher im ganzen Staatsdienst einbürgerten. Es waren Gerüchte über Korruption in der Postverwaltung in Umlauf, und ich sprach schließlich darüber mit dem ersten Hilfsgeneralpostmeister, späteren Generalpostmeister Robert J. Wynne. Er berichtete nach einigen Ermittlungen, daß seiner Ansicht nach allerdings Korruption vorliege, daß es aber sehr schwer sei, ihr auf den Grund zu kommen, und daß die Missetäter zuversichtlich und trotzig seien, weil ihre Vergehen so weit verzweigt seien und sie so starken politischen und geschäftlichen Rückhalt hätten. Als ich die Sache mit ihm besprach, kam ich zu der Überzeugung, daß der rechte Mann zur Durchführung dieser Untersuchung der damalige vierte Hilfsgeneralpostmeister (jetzt Senator für Kansas) Joseph L. Bristow sei, der die eherne Furchtlosigkeit besaß, die notwendig war, um einer solchen Lage zu trotzen. Herr Bristow hatte notgedrungen ziemlich viel von der Schattenseite der Politik und von der weitgehenden Skrupellosigkeit gesehen, mit der mächtiger Einfluß zum Schutz von Übeltätern aufgewandt wurde. Bevor er die Untersuchung übernahm, kam er zu mir und sagte, er möchte sich nicht darauf einlassen, ohne sicher zu wissen, daß ich persönlich hinter ihm stehe und ihn unterstützen und vor unberufener Einmischung beschützen würde, wohin seine Ermittlungen ihn auch immer führen sollten. Ich erwiderte, daß ich das ganz bestimmt tun würde. Nun ging er mit rücksichtsloser Energie, beharrlichem Mut und großem Scharfsinn an die Untersuchung. Der Erfolg war vollkommen, und seine Verdienste um die Nation lassen sich nicht leicht übertreiben. Er deckte eine wirklich schreckliche Menge von Korruption auf



Phot. Arthur Lee. Pinx. P. Laszlo.

Präſident Theodore Rooſevelt in ſeinem Reitanzug.



Phot. Frances B. Johnston. Pinx. Theobald Chartan.

Mrs. Theodore Roosevelt.

und verrichtete seine Aufgabe mit einer so unbedingten Gründlichkeit, daß die Korruption vollständig ausgerottet wurde.

Wir machten natürlich die bei solchen Untersuchungen üblichen Erfahrungen. Anfangs wollte niemand glauben, daß viel hinter diesen Beschuldigungen stecke oder daß viel ermittelt werden würde. Dann, als die Korruption erwiesen wurde, entstand auf allen Seiten ein Wutgeheul, und darauf folgte eine Zeit, in der jeder angeschuldigte Mensch ohne weiteres vom Publikum für schuldig gehalten wurde und die Zeitungen heftig darauf bestanden, daß nicht nur gegen solche Leute Anklage erhoben werden solle, bei denen vernunftgemäße Aussicht auf Überführung und Bestrafung vorlag, sondern auch gegen solche, deren Verhalten zwar eine Amtsentsetzung rechtfertigte, aber gegen die nicht das Beweismaterial erhältlich war, das bei einer Kriminalklage eine Überführung wahrscheinlich machte.

Gegen alle Beamten, die wir überführen zu können hofften, wurde Klage erhoben; aber das Publikum beklagte sich aufs bitterste, daß nicht noch mehr Prozesse eingeleitet wurden. Wir setzten mehrere Verurteilungen durch, und darunter die Verurteilung der Hauptmissetäter. Die Untersuchungen nahmen sehr viel Zeit in Anspruch. Inzwischen richtete sich die öffentliche Aufmerksamkeit auf etwas anderes. Auf die erste Erregung folgte Gleichgültigkeit, und auf irgendeine unerklärliche Weise schien sich diese Gleichgültigkeit auch den Geschworenen mitzuteilen. Einer der schlimmsten Übeltäter wurde vom Gerichtshof freigesprochen, worauf nicht wenige derselben Leute, die über die pflichtvergessene Regierung gezetert hatten, weil sie nicht jeden verklagte, dessen Vergehen so erwiesen waren, daß eine Amtsenthebung geboten war, eine Schwenkung machten, und in Anbetracht der Tatsache, daß das Gericht diesen Mann nicht für schuldig befunden hatte, verlangten, daß er wieder in sein Amt eingesetzt werden müßte! Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß diesem Verlangen nicht entsprochen wurde. Nun folgten noch mehrere Freisprechungen hervorragender Leute, die nicht Beamte waren. Dennoch war das Ergebnis, daß die meisten der schlimmsten Missetäter ins Gefängnis geschickt und die übrigen aus dem Staatsdienst entlassen wurden, wenn sie ein öffentliches Amt bekleideten, oder wenn das nicht der Fall war, wenigstens so in Verruf gebracht wurden, daß sie unmöglich je wieder etwas mit der Regierung zu tun haben konnten.

Die Postverwaltung wurde gründlich gesäubert und wurde eine der besten der ganzen Regierung. Mehrere Senatoren kamen zu mir — Herr Garfield war dabei zugegen — und sagten, sie freuten sich, daß ich der Korruption ein Ende machte, aber sie hofften, ich würde jeden Skandal vermeiden; wenn ich an einem Mann ein Exempel statuieren und dann die andern geräuschlos den Abschied nehmen lassen würde, so würde das eine Aufregung vermeiden, die der Partei schaden könnte. Sie rieten mir in gutem Glauben, und meine Antwort war so höflich wie möglich; aber ich setzte ihnen auseinander, daß ich gegen die Übeltäter mit äußerster Strenge

würde vorgehen müssen, ohne Rücksicht darauf, welchen Einfluß das auf die Partei haben könne, und daß ich außerdem nicht der Ansicht sei, daß es der Partei schaden könne. Es hat der Partei nicht geschadet, es hat ihr genützt. Im politischen Leben Amerikas hat ein beliebter Kriegsruf immer gelautet: „Werft die Schufte hinaus!“ Wir bewiesen, daß dieses Kriegsgeschrei in unserm Falle sinnlos war: wir warfen unsere Schufte selbst hinaus.

Die Landbetrügereien.

In mehreren Weststaaten wurden bedeutende und erfolgreiche Prozesse wegen Landbetrügereien durchgeführt. Vielleicht die bedeutendsten waren diejenigen, die in Oregon von Francis J. Heney geführt wurden; ihn unterstützte William J. Burns, ein Geheimpolizist, der damals seine Laufbahn als großer Detektiv antrat. Die Dienste, die diese beiden Männer der Sache des Anstands und der Redlichkeit geleistet haben, lassen sich gar nicht zu hoch einschätzen. Herr Heney war von Berufs wegen und privatim mein vertrauter Berater, nicht nur, wenn es galt, den Betrügereien in bezug auf Staatsländereien Einhalt zu tun, sondern auch bei manchen andern Dingen, die für die Republik von wesentlichem Interesse waren. Kein Mann im ganzen Lande hat mutiger, erfolgreicher und mit herzlicherer Hingebung an das öffentliche Wohl für nationale Redlichkeit gekämpft, und keiner ist ärger von den verbrecherischen Kreaturen und Vertretern der dunklen Mächte des Übels verleumdet und angefeindet worden.

Bei den Prozessen in Oregon setzte er die Verurteilung mehrerer Männer durch, die politisch und in der Finanzwelt eine hohe Stellung einnahmen; er und Burns befleißigten sich mit peinlicher Sorgfalt eines anständigen und schicklichen Benehmens; aber die Dienste, die sie dem Volke leisteten, zogen ihnen den bitteren Haß derer zu, die dem Volk unrecht getan hatten, und als ich aus dem Dienst schied, wandte sich die Bundesverwaltung gegen sie. Einer der hervorragendsten Männer, deren Verurteilung herbeizuführen ihnen gelungen war, wurde vom Präsidenten Taft begnadigt — trotz der Tatsache, daß der den Vorsitz führende Richter, Hunt, die Meinung vertreten hatte, das Beweismaterial rechtfertige reichlich die Verurteilung, und den Mann mit Gefängnis bestraft hatte. Natürlich lieferten die 146 Männer, die in Oregon wegen Landdiebstahls angeklagt worden waren, darunter die angesehensten Führer der Partei im Staate, das Rückgrat des Widerstandes, der mir bei dem Kampf um die Präsidentschaft im Jahre 1912 entgegengesetzt wurde. Der Widerstand sammelte sich hinter den Herren Taft und La Follette, und obwohl ich in den Urwahlen gut abschnitt, traten die Hälfte der Delegierten aus Oregon, obwohl sie den Auftrag hatten, für mich zu stimmen, im Nationalkonvent auf die Seite meiner Gegner — bei einigen von ihnen bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß der Hauptgrund für ihre Handlungsweise in den Umtrieben lag, die darauf abzielten, die Begnadigung mehrerer der Männer zu erwirken, deren Verurteilung Heney durchgesetzt hatte.

Schwindler in großem Maßstabe.

Fälle von Betrug bei den Staatsländereien und im Postdienst waren nicht die einzigen. Wir verfolgten mit besonderem Eifer alle die „höheren“ Übeltäter im Reiche der Politik und der Finanz, die in großem Maßstabe betrogen. Besondere Gehilfen des Oberstaatsanwalts, wie Herr Frank Kellogg aus St. Paul, und mehrere ausgezeichnete Bundesbezirksanwälte in verschiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten, errangen bemerkenswerte Erfolge: z. B. Herr Stimson und seine Gehilfen, die Herren Wise, Denison und Frankfurter, in New York in dem Prozeß gegen den Zuckertrust und den Bankier Morse, sowie in dem gegen eine große New Yorker Zeitung, die ihre Spalten unflätigen und unmoralischen Anpreisungen geöffnet hatte; in St. Louis die Herren Dyer und Nortoni, die unter anderm auch durchsetzten, daß der Senator Burton aus Kansas verurteilt und mit Gefängnis bestraft wurde; in Chicago Herr Sims, der in seinem Amt das Höchstmögliche leistete, die Verurteilung des Bankiers Walsh und des Rindfleischtrusts durchsetzte und als erster den Panzer des Petroleumtrusts (Standard Oil Trust) durchbrach. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß diese Männer und andere vom gleichen Schlage eine vollständige Revolution in der Durchführung der Bundesgesetze hervorriefen und ihre Bureaus zu organisierten, dem Gesetze dienenden Maschinen machten, die fähig und bereit waren, vernichtende Kämpfe für die Rechte des Volkes zu führen und die Beobachtung der Gesetze in aggressiver Weise zu erzwingen. Als ich die Präsidentschaft antrat, hörte man häufig die bittere Redensart, daß ein großer, ein reicher Mann nicht ins Gefängnis zu bringen sei. Wir haben viele große und reiche Männer ins Gefängnis gesteckt, z. B. zwei Senatoren der Vereinigten Staaten, und unter andern zwei große Bankiers, einen in New York und einen in Chicago. Der eine Senator starb, der andere büßte seine Gefängnisstrafe ab. (Einer der Bankiers wurde nach Ablauf meiner Amtszeit auf Befehl des Präsidenten freigelassen.) Dies waren nur einige Fälle unter vielen andern von gleicher Art. Überdies verfuhren wir ebenso unbarmherzig beim Bestrafen gewalttätiger Verbrechen unter den zuchtlosen und rohen Klassen, wie beim Bestrafen der Betrügereien und Schliche, deren sich manche reichen Männer und hervorragenden Politiker schuldig machten.

Herr Sims in Chicago war besonders erfolgreich darin, nach dem Juli 1908, wo ich durch Proklamation den Beitritt unserer Regierung zu dem internationalen Abkommen über die Unterdrückung des Mädchenhandels bekannt gemacht hatte, die schändlichen Kerle, die sich vom Handel mit „weißen Sklavinnen“ mästen, scharenweise ins Zuchthaus zu befördern.

Die Frage der Begnadigungen.

Die Ansichten, die ich damals hegte und noch heute vertrete, finden in einem Memorandum Ausdruck, das ich verfaßte, als ein Neger wegen Ver-

gewaltigung eines fast noch im Kindesalter stehenden Negermädchens verurteilt wurde und man mir ein Begnadigungsgesuch einreichte:

„Weißes Haus, Washington, 8. August 1904.

Das Gesuch um Milderung der über John W. Burley verhängten Strafe wird abgelehnt. Dieser Mann hat das abscheulichste Verbrechen begangen, das unsere Gesetze kennen, und hat schon zweimal vorher Verbrechen von ähnlicher, wenn auch nicht ganz so scheußlicher Art begangen. Meines Erachtens liegt keinerlei Grund vor, die Behauptung, daß er nicht ganz bei Verstande sei, gelten zu lassen — eine Behauptung, die erst nach der Untersuchung und der Verurteilung aufgestellt worden ist. Kein Mensch wird behaupten, daß er jemals einen solchen Grad von Geistesstörung an den Tag gelegt hat, daß man es auch nur in Erwägung gezogen haben würde, ihn in eine Anstalt zu bringen, wenn er dies Verbrechen nicht begangen hätte. Unter solchen Umständen sollte man ihn sicherlich für geistig gesund genug halten, um die Strafe für seine ungeheuerliche Tat abzubüßen. Ich vermag der Vorschützung von Geistesstörung, um einen Menschen vor den Folgen seines Verbrechens zu retten, nicht viel Mitgefühl entgegenzubringen, solange es unmöglich gewesen sein würde, irgendeine verantwortliche Behörde zu bewegen, ihn als irrsinnig einer Anstalt zu überweisen, falls er das Verbrechen nicht begangen hätte. Es gibt unter den gefährlichsten Verbrechern, und zumal unter denen, die zu dieser besonderen Art von Vergehen neigen, viele Leute von so teuflischer und brutaler Natur, daß sie unmöglich mit einem andern als einem tierischen Grad von Verstand vereint sein kann. Aber diese Menschen sind nichtsdestoweniger für ihre Handlungen verantwortlich, und nichts trägt so sehr dazu bei, solche Leute zu Verbrechen zu ermutigen, wie der Glaube, daß es ihnen durch Vorschützung von Geistesstörung oder auf irgendeine andere Weise möglich sein wird, sich der gerechten Strafe für ihre Verbrechen zu entziehen. Das in Frage stehende Verbrechen ist eins von der Art, der wir hauptsächlich jenen Geist der Gesetzlosigkeit verdanken, der sich in der Lynchjustiz zu äußern pflegt. Es ist ein so empörendes Verbrechen, daß der Verbrecher keinen Schatten von Anspruch auf Mitleid seitens eines menschlichen Wesens besitzt. Es ist durchaus notwendig, daß die Strafe dafür nicht nur gewiß sein, sondern unmittelbar erfolgen sollte. Die Geschworenen haben in diesem Falle ihre Pflicht getan, indem sie die Verhängung der Todesstrafe empfahlen. Es ist bedauerlich, daß wir in solchen Fällen keine Bestimmungen für ein abgekürzteres Verfahren haben. Je mehr wir das unsrige dazu tun, daß eine gewisse und unverzügliche Strafe solchen Verbrechen auf dem Fuße folgt, um so energischer wirken wir jenem Geist der Lynchjustiz entgegen, der ein so unheilvolles Omen für unser Volk bedeutet, weil er ein ruchloses Verbrechen durch ein anderes von der gleichen Ruchlosigkeit zu rächen sucht.

Das Gesuch ist abgelehnt, und das Urteil wird vollstreckt werden.

(gez.) Theodore Roosevelt."

Der Bergmannskrieg in Nevada.

Einer der merkwürdigsten Fälle von Gesetzlosigkeit, mit dem ich jemals zu tun gehabt habe, betraf einen ganzen Staat. Der Staat Nevada versank im Jahre 1907 allmählich in einen Zustand vollkommener Regierungsunfähigkeit und vollständiger Anarchie. Die Bevölkerung war im Grunde ganz ordentlich, aber man hatte die schlechten Elemente die Oberhand erlangen lassen, und einstweilen waren die braven Bürger außerstande, sich durchzusetzen, da sie nicht fähig waren, einerseits die habgierigen Korporationen zu kontrollieren, andererseits die mörderische Gewalttätigkeit gewisser zuchtloser Arbeitervereine zu unterdrücken. Der Gouverneur des Staates war ein Demokrat und Südstaatler und der Theorie nach ein starker Anhänger der Lehre von den Sonderrechten des Staates. Aber seine Erfahrungen brachten ihn schließlich zu der Überzeugung, daß er nur durch Eingreifen der Bundesregierung Ordnung schaffen könne; und dann ging er gleich zu weit und wollte, daß die Bundesregierung für ihn die Polizeiarbeit verrichtete. In den Felsengebirgsstaaten hatte seit Jahren eine Art von Kriegszustand zwischen den reichen Minenbesitzern und dem Grubenarbeiterbund des Westens geherrscht, an dessen Spitze die Herren Haywood, Pettibone und Moyer standen, die etwa um dieselbe Zeit der Ermordung des Gouveurneurs von Idaho bezichtigt wurden. Auf beiden Seiten war viel geschehen, was gesetzlos und nicht zu verteidigen war. Das Abgeordnetenhaus von Nevada sympathisierte mit Haywood, Pettibone, Moyer und Genossen, oder scheute sich doch wenigstens, nicht sein Mitgefühl für sie zum Ausdruck zu bringen.

Der Staat war so gut wie polizeilos, und der Gouverneur hatte die Einrichtung eines staatlichen Gendarmeriekorps nach Art der texanischen Reiter empfohlen, aber das Haus lehnte seine Forderung ab. Der Gouverneur schilderte mir in seinem Bericht die Zustände wie folgt: Im Laufe des Jahres 1907 spaltete sich der Goldfielder Minenbezirk in zwei feindliche Lager. Die Hälfte der Mitglieder des Grubenarbeiterverbandes ging stets bewaffnet, und der Verband als solcher kaufte Waffen und Munition und hielt sie vorrätig, während die Minenbesitzer ihrerseits zahlreiche Wächter und Wachen einstellten, die auch bewaffnet und beständig im Dienst waren. Außer diesen beiden feindlichen Mächten gab es, dem Bericht des Gouverneurs zufolge, ein ungewöhnlich starkes Aufgebot gewalttätiger und verbrecherischer Elemente, die ein neu aufblühendes Goldminenlager immer anlockt. Unter diesen Umständen waren die Zivilbehörden so gut wie machtlos, und da der Gouverneur nicht imstande war, einen Bürgerkrieg abzuwenden, so ersuchte er mich, Ordnung zu schaffen. Ich ließ daher ein Korps regulärer Truppen unter General Funston einmarschieren. Diese hielten die Ordnung vortrefflich aufrecht, und der Gouverneur war so davon befriedigt, daß ihm der Gedanke kam, er möchte sie dauernd dort behalten! Dies erschien mir nicht ratsam, und am 28. Dezember 1907 teilte ich ihm mit, wenn ich auch meine Pflicht zu tun gedächte, so sei es doch vor allem nötig,

daß auch die Staatsbehörden die ihrige täten, und daß der erste Schritt dazu die Einberufung des Kongresses sei. Mein Telegramm schloß mit den Worten: „Wenn Sie binnen fünf Tagen nach Empfang dieser Depesche die erforderliche Verordnung zur Einberufung des Kongresses von Nevada erlassen, werde ich die Truppen noch drei Wochen lang dort lassen. Ist diese Verordnung aber nach Ablauf dieses Termins von fünf Tagen nicht erfolgt, so werde ich die Truppen unverzüglich in ihre bisherigen Standorte zurückbeordern." Ich hatte die Sachlage bereits durch ein Komitee untersuchen lassen, das aus dem Vorsteher des Korporationsbureaus Herrn H. K. Smith, dem Vorsteher des Arbeitsbureaus Herrn C. P. Neill und dem Schatzkontrolleur Herrn Lawrence Murray bestand. Auf diese Männer konnte ich mich fest verlassen, und ihr Bericht, der für beide Seiten nicht sehr vorteilhaft ausfiel, hatte mich davon überzeugt, daß gute Ergebnisse nur zu erzielen waren, wenn man darauf bestand, daß die Bewohner des Staates selbst sich mit ihren Nöten befaßten und sie lösten. Der Gouverneur berief den Kongreß, er trat zusammen, und das Gendarmeriegesetz wurde angenommen. Die Truppen blieben in Nevada, bis die Staatsbehörden Zeit gehabt hatten, ihr Korps so zu organisieren, daß jeder Gewalttätigkeit sofort gesteuert werden konnte. Dann wurden sie zurückgezogen.

Kalifornien und die Japaner.

Nicht nur in bezug auf ihre innern Angelegenheiten hatte ich zuweilen mit den Behörden eines Staates in Verbindung zu treten und handelnd einzugreifen. In Kalifornien hat stets eine allgemeine und starke Abneigung gegen die Einwanderung asiatischer Arbeiter geherrscht, einerlei ob es Fabrikarbeiter oder Ackerbauer sind. Ich halte dies für ein im Grunde ganz richtiges und gesundes Gefühl, für einen Standpunkt, auf dem man bestehen muß, auf dem man aber in einer Weise bestehen kann, die bei den asiatischen Völkern keinen berechtigten Anstoß erregt. Auf der heutigen Stufe des Weltfortschritts ist es durchaus nicht ratsam, daß Völker in ganz verschiedenen Stadien der Zivilisation oder von ganz verschiedener, wenn auch gleich hoher Kultur in enge Berührung miteinander gebracht werden. Dies ist besonders dann nicht wünschenswert, wenn nicht nur ein Unterschied der Rasse, sondern auch der Lebensweise besteht. In Kalifornien wurde die Frage brennend, als es sich um die Zulassung der Japaner handelte. Ich habe das japanische Volk von jeher aufrichtig und herzlich bewundert und tue es noch heute. Ich glaube an die Japaner, ich achte ihre großartigen Eigenschaften, ich wollte, die Amerikaner besäßen viele derselben. Japanische und amerikanische Studenten, Reisende, Gelehrte, Schriftsteller, Kaufleute, die dem internationalen Handelsverkehr dienen, und andere Leute dieser Art können auf vollkommen gleichem Fuß miteinander verkehren und sollten beiderseits in den beiden Ländern den ungehindertsten Zulaß finden. Aber die Japaner würden es nie dulden, daß eine große Masse von Amerikanern in ihr Land eindringt, die das japanische Geschäft im eigenen Lande bei-

seite drängen würden. Meiner Ansicht nach haben sie vollständig recht. Ich würde der erste sein, der zugäbe, daß Japan das unbedingte Recht besitzt, selbst zu entscheiden, unter welchen Bedingungen Ausländer im Lande zur Arbeit zugelassen werden, Grundbesitz erwerben oder Bürger werden sollen. Amerika hat dasselbe Recht und muß es behaupten. Die kalifornische Bevölkerung war ganz im Recht, als sie darauf bestand, daß die Japaner nicht in Mengen zugelassen werden sollten, daß kein Zufluß von Arbeitern, Ackersleuten oder kleinen Geschäftsleuten — kurzum, keine Massenansiedlung oder -einwanderung gestattet werden dürfe.

Die Frage der japanischen Schulkinder.

Unglücklicherweise verfielen während des letzten Teils meiner Amtszeit unkluge Volksaufhetzer in Kalifornien auf den Gedanken, ihre Mißbilligung der japanischen Einwanderung dadurch an den Tag zu legen, daß sie sehr törichterweise versuchten, ein Gesetz zustande zu bringen, das den japanischen Kindern untersagte, mit weißen Kindern zusammen die Schule zu besuchen; und bei Gelegenheit dieses Versuchs wurden kränkende und beleidigende Ausdrücke gebraucht. Die Bundesregierung trat sofort mit den kalifornischen Behörden in Verbindung, und ich kam mit ihnen in persönliche Berührung. Auf meine Aufforderung hin suchten mich der Mayor von San Francisco und andere Leiter der Bewegung in Washington auf. Ich erklärte, die Pflichten der Bundesregierung seien zwiefältig: erstens habe sie jeden vernünftigen Wunsch und jedes wirkliche Bedürfnis Kaliforniens oder irgendeines andern Staates im Verkehr mit einer fremden Großmacht zu befriedigen; zweitens habe sie selbst das Recht, mit dieser fremden Großmacht zu verhandeln, ausschließlich und voll und ganz auszuüben. Da letzten Endes — auch bezüglich jenes letzten aller Auswege, des Krieges — die Verhandlungen notwendigerweise zwischen der fremden Macht und der Bundesregierung geführt werden müßten, so sei unmöglich zuzugeben, daß die Lehre von der Souveränität der Einzelstaaten in einem solchen Fall in Anspruch genommen werde. Sobald gesetzgeberische oder andere Maßnahmen eines Staates eine fremde Nation berühren, werde die Sache zur Bundessache; der Staat sollte nur mittels der Bundesregierung mit der fremden Macht verhandeln.

Betonung der Verantwortlichkeit der Bundesregierung.

Ich setzte auseinander, daß ich in bezug auf die Frage einer japanischen Masseneinwanderung mit dem kalifornischen Volk vollkommen in Übereinstimmung stände, aber natürlich wünschte, den von ihnen ins Auge gefaßten Zweck auf eine Weise zu erreichen, die gegen die Empfindungen der Japaner am rücksichtsvollsten und höflichsten sei; alle Beziehungen zwischen den beiden Völkern müßten auf gegenseitiger Gerechtigkeit beruhen, und es sei ein Schimpf und eine Schande, wenn Zeitungen und Männer in hervorragenden Stellungen über ein hochstehendes, empfindliches und befreundetes Volk

eine herausfordernde und beleidigende Sprache führen; Maßnahmen wie die vorgeschlagene Schulverordnung könnten nur böse Wirkungen haben und in keiner Weise den Zweck erreichen, den die Kalifornier beabsichtigten. Ferner erklärte ich, daß ich alle Mittel der Bundesregierung aufwenden würde, um die Japaner in ihren Vertragsrechten zu schützen, und darauf rechnete, daß mir die Staatsbehörden darin bis aufs äußerste beistehen würden. Kurzum, ich bestand auf zweierlei: 1. daß die Bundesregierung, und nicht die Einzelstaaten, solche Dinge von internationaler Bedeutung erledigen und fremde Mächte durchaus höflich und achtungsvoll behandeln müsse, und 2. daß die Bundesregierung sofort wirksame und entsprechende Schritte tun werde, die den kalifornischen Ansprüchen genügen würden. Ich betonte einerseits die Macht der Bundesregierung und bot andererseits volle Erfüllung der Forderungen des Staates. Das ist der richtige und der einzig richtige Weg. Das Verkehrteste in solchen Fällen ist, zu versäumen, auf den Rechten der Bundesregierung zu bestehen, den Staaten kein Eingreifen der Bundesregierung zur Abstellung der Übelstände zu bieten und doch zu versuchen, den Staat zu überreden, daß er etwas unterläßt, wozu er irrtümlicherweise berechtigt zu sein glaubt, da man ihm keinen andern Ausweg bietet.

Ein befriedigender Beschluß.

Nach längerem Hinundherreden einigten wir uns auf vollkommen befriedigende Weise. Das leidige Schulgesetz wurde fallen gelassen, und ich brachte ein Übereinkommen mit Japan zustande, nach dem die Japaner selbst jede Auswanderung von Arbeitern nach den Vereinigten Staaten verhindern wollten; dabei war ausdrücklich abgemacht, daß wir sofort ein Ausschließungsgesetz erlassen würden, falls eine solche Auswanderung doch stattfinden sollte. Es war natürlich ungeheuer viel besser, daß die Japaner ihre Arbeiter selbst davon zurückhielten herüberzukommen, als daß wir es tun mußten; aber es war notwendig, daß wir uns diese Machtvollkommenheit vorbehielten. Leider wurde später, als ich nicht mehr Präsident war, Japan gegenüber eine sehr verkehrte und unbesonnene Politik verfolgt, die sowohl Unfrieden schuf als auch erfolglos war und in einem Vertrag, in dem wir dieses wichtige und nötige Recht aufgaben, ihren Höhepunkt erreichte. Als Entschuldigung wurde angeführt, daß in dem Vertrag gleich für seine etwaige Aufhebung Sorge getragen sei; aber natürlich ist ein Vertrag, durch den die Macht, ein notwendiges Recht auszuüben, ausdrücklich vorbehalten wird, unendlich viel besser als ein Vertrag, der so abgefaßt ist, daß man erst zu dem äußersten Schritt, ihn aufzuheben, schreiten muß, wenn es jemals notwendig wird, das in Rede stehende Recht auszuüben.

Das Abkommen, das wir schlossen, bewährte sich ausgezeichnet und erfüllte durchaus seinen Zweck. Unsern Erfolg verdankten wir zum nicht geringen Teil der Tatsache, daß es uns gelang, bei den Japanern den Eindruck hervorzurufen, daß wir sie aufrichtig achteten und bewunderten und den Wunsch hegten, sie mit der größten Rücksicht zu behandeln.

Unrecht und Torheit der Beleidigung.

Ich kann meine Entrüstung über Männer, die für die Öffentlichkeit reden und schreiben und mit grober und gemeiner Frechheit das japanische Volk beschimpfen und dabei nicht nur Japan, sondern auch ihrem eigenen Vaterlande den größten Schaden zufügen, nicht stark genug zum Ausdruck bringen. Ein solches Benehmen stellt den Höhepunkt der Unbildung und der Torheit dar. Die Japaner gehören zu den Großmächten der Welt und haben Anspruch darauf, mit jeder Nation Europas oder Amerikas auf dem Fuße voller Gleichberechtigung zu stehen. Ich bewundere sie von Herzen. Sie können uns viel lehren. Ihre Kultur ist in mancher Hinsicht höher als die unsrige. Es ist durchaus nicht wünschenswert, daß Japaner und Amerikaner den Versuch machen, in Scharen beieinander zu wohnen; jeder derartige Versuch würde mit Sicherheit ein verhängnisvolles Ende nehmen, und die weitblickenden Staatsmänner beider Länder sollten gemeinsam dafür sorgen, daß er verhindert wird. Aber der Grund liegt nicht darin, daß das eine Volk dem andern nachsteht; er liegt darin, daß beide verschieden sind.

Zwei verschiedene Zivilisationen.

Die beiden Völker vertreten zwei Zivilisationen, die zwar in vieler Hinsicht gleich hoch, aber doch in ihrer Vorgeschichte so vollkommen verschieden sind, daß es müßig ist zu erwarten, diese Verschiedenartigkeit werde sich in einigen Menschenaltern überbrücken lassen. Die eine Zivilisation ist so alt wie die andere, und bei keiner von beiden fällt die Herkunft der Kultur mit der Herkunft des Volksstammes zusammen. Zweifellos waren in der fernen Vorzeit, die den Ursprung der Kulturvölker sah, auf die die Amerikaner und Japaner von heute ihre Zivilisation zurückführen, die Vorfahren der modernen Amerikaner und der modernen Japaner der großen Mehrzahl nach Barbaren. Aber die Entwicklungslinien dieser beiden Zivilisationen, der morgen- und der abendländischen, sind schon Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung getrennt verlaufen und haben sich voneinander entfernt — sicherlich seit jener eisgrauen Zeit, da die akkadischen Vorfahren der chaldäischen Semiten in Mesopotamien die Herrschaft behaupteten. Der Versuch, die Völker, welche die Höhepunkte zweier solcher Linien der sich voneinander entfernenden Kulturentwicklung bezeichnen, miteinander zu vermischen, wäre gefährlich, und zwar — ich wiederhole dies — weil die beiden verschieden sind, nicht weil das eine dem andern nachsteht. Kluge Staatsmänner, die an die Zukunft denken, werden für die Gegenwart darauf bedacht sein, die beiden Völker von der Massenberührung und Vermischung zurückzuhalten, gerade weil sie zwischen beiden dauernd gute und freundschaftliche Beziehungen aufrechterhalten wollen.

Ein Brief an Kalifornien.

Was gerade in dem besonderen Falle geschah, von dem ich spreche, geht aus dem folgenden Brief hervor, den ich, nachdem unsere Maßregeln

erfolgreich in Wirksamkeit getreten waren, an den damaligen Sprecher im kalifornischen Unterhause schrieb:

„Weißes Haus, Washington, 8. Februar 1909.

Herrn P. A. Stanton, Sprecher des Repräsentantenhauses,

Sacramento, Kalifornien.

Das Verhalten der Unionsregierung wird hoffentlich nicht mißverstanden werden. Wir sind eifrig bemüht, die Interessen Kaliforniens und des gesamten Westens den Wünschen unserer westlichen Bevölkerung gemäß zu wahren. Durch freundschaftliche Einigung mit Japan bringen wir jetzt eine Politik zur Ausführung, die allen Interessen und Wünschen der Bevölkerung an der Küste des Stillen Ozeans gerecht wird und doch nicht nur mit beiderseitiger Selbstachtung, sondern auch mit gegenseitiger Achtung und Bewunderung zwischen Amerikanern und Japanern vereinbar ist. Die japanische Regierung bietet offen und ehrlich die Hand dazu, diese Politik ebenso wie die amerikanische Regierung durchzuführen. Diese Politik zielt auf Gegenseitigkeit der Verpflichtung und des Verhaltens hin. Demgemäß verfolgt sie den Zweck, daß die Japaner ebenso hierher kommen sollen wie die Amerikaner nach Japan gehen, was besagen will, daß Reisende, Studenten, internationale Geschäftsleute, Leute, die sich zum Vergnügen oder zu Studienzwecken im Lande aufhalten usw., ungehinderten Zutritt von einem Lande zum andern haben und der besten Behandlung sicher sein sollen, daß aber keine Massenansiedlung des einen Volkes bei dem andern stattfinden soll. Während der letzten sechs Monate dieser Politik haben mehr Japaner unser Land verlassen, als hergekommen sind, und die Gesamtsumme in den Vereinigten Staaten hat sich um mehr als zweitausend verringert. Diese Zahlen sind genau und können nicht angefochten werden. Mit andern Worten: wenn die gegenwärtige Politik konsequent durchgeführt wird und sich in Zukunft ebenso bewährt wie jetzt, werden alle Schwierigkeiten und Ursachen für Reibungen aufhören, während jede Nation ihre Selbstachtung und das Wohlwollen der andern behalten wird. Aber ein Gesetz wie dieses Schulgesetz trägt buchstäblich nichts zur Erreichung dieses Zweckes bei und liefert gerechten und ernsten Anlaß zur Erbitterung. Abgesehen davon hätte die Bundesregierung sich genötigt gesehen sofort Maßregeln zu ergreifen, damit das Gesetz von dem Oberbundesgericht geprüft würde, da wir es für eine unverkennbare Verletzung des Vertrages halten. In dieser Hinsicht verweise ich Sie auf die zahlreichen Entscheidungen des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten in bezug auf Staatsgesetze, die irgendwelchen Vertragspflichten der Vereinigten Staaten zuwiderlaufen. Das Gesetz würde keinen Nutzen bringen, würde sicherlich Schaden stiften und vielleicht sogar sehr ernste Unannehmlichkeiten verursachen. Kurzum, die Politik der Regierung besteht darin, das Maximum in bezug auf die Erfüllung der Wünsche der Bevölkerung am Stillen Ozean mit einem

Minimum von Reibung und Unannehmlichkeiten zu vereinen, während die irregeleiteten Leute, die ein Vorgehen wie das von mir gemißbilligte befürworten, eine Politik verfolgen, die ein Minimum von Nutzen mit einem Maximum von beleidigender Herausforderung verbindet und ohne irgendwelchen Nutzen zu stiften ungeheuren Schaden tun könnte. Sollte das Vorgehen der Bundesregierung im Laufe der nächsten paar Jahre nicht mehr das bewirken, was es jetzt bewirkt, so muß es durch weitere Tätigkeit des Präsidenten und des Kongresses zu vollkommener Wirksamkeit ausgestaltet werden. Ich bin überzeugt, Herr Sprecher, daß Sie in Ihren Bemühungen von dem guten Willen des kalifornischen Volkes unterstützt werden. Lassen Sie mich nochmals wiederholen, daß wir zurzeit genau das tun, was das kalifornische Volk wünscht. Ein Umstoßen der Vereinbarung, auf Grund deren es getan wird, würde also keinen Nutzen, aber vielleicht großen Schaden bringen. Sollte sich im Laufe der nächsten paar Jahre herausstellen, daß sich das Abkommen, das sich in den letzten sechs Monaten so sehr bewährt hat, nicht mehr bewährt, so würde Veranlassung zu Klagen und zur Abänderung der jetzt von der Bundesregierung verfolgten Politik vorliegen. Aber gegenwärtig bewährt es sich gut, und ehe es sich nicht schlecht bewährt, würde es ein großes Unglück bedeuten, wenn es geändert würde. Und wenn es geändert wird, so kann diese Änderung in wirksamer Weise nur durch die Bundesregierung herbeigeführt werden.

Theodore Roosevelt.“

Die rechte auswärtige Politik.

Sowohl was die innern wie die auswärtigen Angelegenheiten anging, war die während meiner Amtszeit befolgte Politik eine sehr einfache. In auswärtigen Angelegenheiten hielten wir unentwegt an dem Prinzip fest, daß die Nation sich andern Nationen gegenüber genau so benehmen müsse, wie sich ein starker, ehrenhafter und rechtschaffener Mann seinen Mitmenschen gegenüber benimmt. Es gibt keine internationalen Gesetze in dem Sinne, wie es städtische oder Staatsgesetze gibt. Innerhalb eines Volkes gibt es immer einen Richter und einen Polizisten, der hinter dem Richter steht. Das ganze Gesetzsystem hängt erstens von der Tatsache ab, daß ein zum Richten befugter Richter vorhanden ist, und zweitens von der Tatsache, daß irgendein zuständiger Beamter vorhanden ist, der die Pflicht hat, das gefällte Urteil, im Notfall mit Gewalt, zur Ausführung zu bringen. Im internationalen Gesetz gibt es keinen Richter, es sei denn, daß die betreffenden Parteien sich dahin einigen, einen zu bestellen, und ebensowenig ist ein Polizist zur Ausführung des von dem Richter gefällten Urteils vorhanden. Infolgedessen muß sich einstweilen jede Nation auf sich selbst verlassen, um sich zu schützen. Das entsetzliche Mißgeschick, das China nur deshalb betroffen hat, weil es nicht die erforderliche Macht der Selbstverteidigung besaß, sollte es jedem verständigen amerikanischen Bürger unmöglich machen, Anspruch auf patriotische Gesinnung zu erheben und doch zu versäumen,

dafür einzutreten, daß die Vereinigten Staaten in einer Verfassung erhalten werden, die sie befähigt, ihre Rechte im Notfall mit starkem Arm zu verfechten. Es ist eine geradezu verbrecherische Torheit, daß unser Volk die Flotte nicht imstand erhält, die wichtigen strategischen Punkte nicht befestigt und nicht für eine ihren Bedürfnissen entsprechende Armee sorgt. Andererseits ist es schlecht, daß unser Volk es im Verkehr mit einer andern, sei es großen oder kleinen Macht, an Gerechtigkeit, Höflichkeit oder Rücksicht fehlen läßt. John Hay war Minister des Auswärtigen, als ich Präsident wurde, und hatte den Posten bis zu seinem Tode inne; seine und meine Ansichten über das Verhalten unseres Volkes in bezug auf internationale Angelegenheiten stimmten vollkommen überein, ebensowohl betreffs unserer Pflicht, stets imstande zu sein, uns gegen Starke zu schützen, als auch unserer Pflicht, nicht nur gerecht, sondern großmütig gegen Schwache zu verfahren.

John Hay.

John Hay war ein ganz vorzüglicher Gesellschafter, einer der liebenswürdigsten aller Männer von Bildung und Tatkraft. Obwohl wir in auswärtigen Angelegenheiten immer einer Meinung waren, hatte er natürlich in innern Dingen viel konservativere Ansichten, als er als junger Mann und Privatsekretär des großen radikal-demokratischen Führers der sechziger Jahre, Abraham Lincoln, gehabt hatte. Er neckte mich gern mit meinem angeblich gefährlichen Hang, die Arbeit dem Kapital gegenüber zu begünstigen. Als ich am 4. März 1905 in mein Amt eingeführt wurde, trug ich einen Ring, den er mir am Abend zuvor geschickt hatte, und der Haare von Abraham Lincoln enthielt. Dieser Ring steckte an meinem Finger, als der Präsident des Obersten Gerichtshofs mir den Amtseid abnahm. Ich habe John Hay nachher öfter gesagt, da ich bei einer solchen Gelegenheit einen solchen Ring getragen hätte, hätte ich mich mehr als je verpflichtet gefühlt, die Verfassung nach der Art Abraham Lincolns als ein Dokument anzusehen, das die Menschenrechte über die Eigentumsrechte stellte, wenn beide einander widersprächen. Am letzten Weihnachtsfest, das er erlebte, schickte mir John Hay das Manuskript einer nordischen Saga von William Morris und schrieb dabei:

„Weihnachtsabend 1904.

Lieber Theodore! In Deiner Eigenschaft als Wikinger sollte diese nordische Saga Dir gehören, und in Deiner Eigenschaft als Feind des Kapitals wird dieses Manuskript von William Morris Dir zusagen. Indem ich Dir ein fröhliches Fest und noch viele glückliche Jahre wünsche, bleibe ich Dein getreuer John Hay."

Besserung der sozialen Verhältnisse.

Was die innern Angelegenheiten betrifft, so kann ich nicht sagen, daß ich mein Amt mit irgendwelchen vorgefaßten und weitreichenden Ideen über

soziale Reformen angetreten hätte. Ich besaß indessen sehr starke Überzeugungen und war sehr darauf aus, eine Gelegenheit zur Verwirklichung dieser Überzeugungen zu finden. Ich hatte mir vorgenommen, die Regierung zu einem möglichst wirksamen Werkzeug zu machen, mit dem das Volk der Vereinigten Staaten sich in jeder Hinsicht, politisch, sozial und industriell, zur Besserung seiner Lage verhelfen könnte. Ich glaubte von ganzem Herzen an wirkliche, durchgreifende Demokratie und wollte diese Demokratie gern zu einer industriellen wie politischen ausgestalten, obwohl ich mir über die meiner Ansicht nach zu befolgenden Methoden erst teilweise klar geworden war. Ich glaubte an die Rechte des Volkes und deshalb genau in dem Grade, in welchem sie diese sicherten, auch an die Rechte der Union und die Rechte der Einzelstaaten.

Ich glaubte daran, daß sich die Bundesmacht unbeschränkt für jedes nationale Bedürfnis anrufen lassen sollte, und ich glaubte, daß die Verfassung als das großartigste Dokument betrachtet werden sollte, das je von Menschenwitz erdacht worden war, um einem Volk dazu zu verhelfen, jede zur Verbesserung seiner Lage erforderliche Gewalt auszuüben, und nicht als eine listig erdachte Zwangsjacke zur Verhinderung des Wachstums. Was die besondern Methoden zur Verwirklichung dieser Ideen betraf, so begnügte ich mich damit, abzuwarten und zu sehen, welche Methode sich für jeden vorkommenden Fall als notwendig erweisen würde; und ich war mir ganz sicher, daß solche Fälle sich bald genug ergeben würden.

Die Kandidatur von 1904.

Als die Zeit für die Präsidentschaftskandidatur des Jahres 1904 heranrückte, stellte es sich heraus, daß ich an den Angehörigen der Partei einen starken Rückhalt hatte, daß aber unter vielen der großen Parteiführer und besonders unter vielen der Wallstreet-Leute eine tiefe Abneigung gegen mich herrschte. Eine Anzahl dieser Leute trat zu einer Konferenz zusammen, um den Widerstand zu organisieren. Es sollte in aller Heimlichkeit geschehen. Aber solche Geheimnisse sind sehr schwer zu bewahren. Ich erfuhr sehr schnell alles, was damit zusammenhing, und traf danach meine Maßnahmen. Die „großen Männer", von denen ich spreche, die große Macht besaßen, so lange sie in sicherer Deckung arbeiten konnten oder solange sie nur zwischen ziemlich gleich stehenden Parteien ihr Gewicht hier oder dort in die Wagschale warfen, waren völlig ratlos, wenn sie allein und offen kämpften. Ich habe nie erfahren, daß die meisten der Leute, die an der Konferenz teilgenommen hatten, auch nur irgendeine praktische Maßregel versucht hätten. Drei oder vier von ihnen versuchten jedoch etwas. Der Leiter einer großen Korporation versuchte mir die Abgeordneten von New Jersey, Nordkarolina und einigen Golfstaaten abspenstig zu machen. Der Präsident eines großen Eisenbahnsystems hatte einen höheren Ehrgeiz und traf Anstalten, die Delegierten aus Iowa, Kansas, Nebraska, Kolorado und Kalifornien von mir abzuziehen. In finanzieller Hinsicht war

er ein sehr mächtiger Mann, aber politisch war seine Macht weit begrenzter, und er begriff nicht einmal seine eigene Beschränktheit; ja auch die Lage selbst war ihm nicht bekannt, mir aber. Aus Iowa, Nebraska oder Kansas hätte er mir nicht einen einzigen Delegierten abwendig machen können. In Kolorado und Kalifornien hätte er es auf einen Kampf ankommen lassen können, aber selbst dort, glaube ich, wäre er völlig geschlagen worden. Lange jedoch, bevor die Zeit für den Konvent herannahte, wurde allgemein zugegeben, daß es aussichtslos sei, meiner Wiederwahl irgendwelchen Widerstand entgegenzusetzen. Der Versuch wurde aufgegeben, und ich wurde einstimmig als Kandidat aufgestellt. Richter Parker wurde von den Demokraten als Gegenkandidat aufgestellt. Tatsächlich waren alle die Zeitungen der großen Städte, die am meisten gelesen wurden, gegen mich; in New York waren mir von sechzehn Zeitungen fünfzehn feindlich. Ich siegte mit einer Volksmehrheit von etwa zweiundeinerhalben Million, und in der Entscheidungswahl trug ich mit 330 gegen 136 Stimmen den Sieg davon. Es war bei weitem die größte Volksmehrheit, die bisher je einem Präsidentschaftskandidaten zuteil geworden war.

Die Frage der dritten Amtsperiode.

Während des Wahlfeldzuges hatten meine Gegner großen Nachdruck auf meinen angeblichen persönlichen Ehrgeiz und auf meine Absicht gelegt, das Präsidentenamt zu benutzen, um mich dauernd in der Macht festzusetzen. Vor der Wahl sagte ich hierüber nichts, da ich nichts sagen wollte, was man als ein Versprechen auffassen konnte, das als Entschädigung abgegeben worden sei, um dadurch die Stimmen von Wählern zu gewinnen. Aber am Abend des Wahltages, als das Ergebnis bereits bekannt war, gab ich die folgende Erklärung ab: „Die weise Sitte, welche die Präsidentschaft auf zwei Amtsperioden beschränkt, betrifft den Inhalt und nicht die Form; daher will ich unter keinen Umständen abermals kandidieren oder eine mir angetragene Kandidatur annehmen."

Der Grund, weshalb ich gerade diese Ausdrucksweise wählte, war ein zweifacher. Erstens behaupteten viele meiner Anhänger, da ich in meiner ersten Amtsperiode nur dreiundeinhalbes Jahr gedient hätte — ich kam nach der Ermordung McKinleys von der Vizepräsidentschaft aus ins Amt —, so hätte ich in Wirklichkeit erst eine regelrechte Amtsperiode hinter mir, so daß die Sitte betreffs der dritten Periode auf mich keine Anwendung finde; diesen Gedanken wollte ich zurückweisen. Ich hielt damals (wie noch heute) die Sitte oder Überlieferung bezüglich der dritten Amtsperiode für eine heilsame Einrichtung und war daher entschlossen, sie dem Sinne nach aufzufassen und nicht an den Worten herumzudeuteln, die gewöhnlich angewandt wurden, um sie auszudrücken. Andererseits wollte ich nicht einfach und bestimmt sagen, daß ich 1908 nicht kandidieren wolle; denn wenn ich ein bestimmtes Jahr angegeben hätte, in dem ich nicht kandidieren wollte, so hätte man das allgemein so aufgefaßt, als ob ich damit sagen wollte,

daß ich die Absicht hegte, in einem andern Jahr zu kandidieren; und diese Absicht hatte ich nicht, ich dachte gar nicht daran, daß ich je wieder kandidieren würde. Einige Zeitungsberichterstatter fragten mich, ob ich beabsichtigte, meinen Verzicht auch auf das Jahr 1912 auszudehnen, und ich antwortete, ich dächte weder an 1912, noch 1920 noch 1940, und ich müsse es ablehnen, irgend etwas anderes zu sagen als das, was in meiner Erklärung stand.

Die Präsidentschaft ist ein großes Amt, und die Macht des Präsidenten kann erfolgreich angewendet werden, um eine Wiederaufstellung zu sichern, besonders wenn der Präsident von gewissen großen politischen und finanziellen Interessenkreisen unterstützt wird. Aus diesem Grunde, und nur aus diesem Grunde ist das gesunde Prinzip, einen Beamten, der sich als fähig erwiesen hat, so lange im Amte zu belassen wie er es verwalten will, auf die Präsidentschaft nicht anwendbar. Daher hat das amerikanische Volk verständigerweise die Sitte eingeführt, die es nicht gestattet, daß jemand dieses Amt mehr als zweimal hintereinander innehat. Aber jede Spur der Macht, die ein Präsident während seiner Amtszeit ausübt, schwindet völlig, wenn er einmal das Amt verlassen hat. Ein Expräsident nimmt genau dieselbe Stellung ein wie jeder andere private Bürger und hat nicht einen Deut mehr Macht, eine Kandidatur oder Wahl durchzusetzen, als wenn er überhaupt nie Präsident gewesen wäre — ja möglicherweise hat er gerade deswegen sogar noch weniger Einfluß. Daher finden die Gründe, auf denen die Sitte betreffs der dritten Amtsperiode beruht, auf einen Expräsidenten überhaupt keine Anwendung; sie beziehen sich überhaupt auf nichts weiter als auf Amtsperioden, die unmittelbar aufeinander folgen. Als eine Schranke der Vorsicht gegen mehr als zwei aufeinanderfolgende Perioden verkörpert die Sitte einen wertvollen Grundsatz. Wenn sie in anderer Weise angewandt wurde, wurde sie zu einer bloßen Formel und wie alle Formeln zu einer möglichen Quelle gefährlicher Verwirrung. Bei dieser meiner Auffassung hatte die Sitte praktisch für einen Präsidenten, der nur siebenundeinhalbes Jahr im Amt gewesen war, dieselbe — wenn auch nicht völlig gleiche — Geltung wie für einen Präsidenten, der acht Jahre gedient hatte; deshalb hatte ich im Jahre 1908 die Empfindung, daß die Sitte dem Sinne nach auf mich Anwendung fand, obwohl meine eigene Partei mich fast einmütig bat, noch einmal die Kandidatur anzunehmen, und obwohl es ziemlich gewiß war, daß die Kandidatur bei den Wahlen gutgeheißen worden wäre. Andererseits fand sie auf kein menschliches Wesen irgendwelche Anwendung; sie konnte nur angerufen werden in dem Falle, wo jemand eine dritte, den beiden andern unmittelbar folgende Amtsperiode begehrte.

Nachdem ich so den tatsächlichen Beweis dafür geliefert habe, daß ich selbst die Sitte achte, halte ich es für meine Pflicht, noch eine Erklärung hinzuzufügen. Ich glaube, daß es gut ist, wenn eine solche Sitte allgemein beobachtet wird, daß es aber sehr unklug wäre, wenn man sie ein für alle-

mal zu einem verfassungsmäßigen Verbot verdichtete. Es ist in der Regel nicht wünschenswert, daß jemand zwölf Jahre hintereinander das Amt des Präsidenten ausübt; aber ganz gewiß ist das amerikanische Volk imstande, für sich selbst zu sorgen, es bedarf keiner unwiderruflichen, selbstverleugnenden Vorschrift. Es sollte sich nicht binden, etwas nie zu tun, was unter manchen ganz verständlichen Umständen durchaus zu seinem großen Vorteil wäre. Es ist doch offenbar von der höchsten Wichtigkeit für die Sicherheit einer Demokratie, daß sie in Zeiten wirklicher Gefahr in der Lage ist, über die Dienste eines jeden ihrer Bürger gerade an der Stelle, wo die geleisteten Dienste am wertvollsten sind, frei zu verfügen. Es wäre eine Nachtwächter-politik, wenn in solchem Falle ein Mann von dem höchsten Amt streng ausgeschlossen bliebe, der während seiner Amtsdauer tatsächlich die höchste Fähigkeit bewiesen hatte, die Staatsgewalt mit größtem Erfolg zur Verteidigung des Volkes auszuüben. Wenn z. B. am Ende der zweiten Amtsperiode eines Mannes wie Lincoln eine so furchtbare Krisis hereingebrochen wäre wie sie am Ende seiner ersten tatsächlich hereingebrochen ist, so wäre es ein wahres Unglück, wenn das amerikanische Volk nicht das Recht hätte, die Dienste des einen Mannes weiter in Anspruch zu nehmen, der, wie es wußte und nicht nur hoffte, es durch die Krisis hindurchbringen konnte. Die Überlieferung hinsichtlich der dritten Amtsperiode kommt nur in Betracht, wenn es sich um drei aufeinanderfolgende Amtsperioden handelt. Während es gut ist, wenn sie als Sitte beobachtet wird, wäre es doch seitens des amerikanischen Volkes ein Zeichen der Schwäche und der Unklugheit, wenn sie als Vorschrift in die Verfassung aufgenommen würde; sie könnte ihm nichts nützen und möglicherweise bei gegebener Gelegenheit geradezu Schaden anrichten.

Eine Lieblingskarikatur.

Es gibt eine Karikatur aus jener Zeit, auf der auch ich erschien und die mir immer besonderes Vergnügen bereitet hat. Sie stellte einen alten Farmer mit Backenbart dar, der in Hemdsärmeln und ohne Stiefel am Feuer saß und die Botschaft des Präsidenten las. An den Füßen trug er Strümpfe von einer Sorte, die ich in den Tagen, da ich nach der Stadt kam und in der kleinen Stube überm Laden übernachtete, zu Dutzenden in Joe Ferris' Geschäft in Medora habe hängen sehen. Unter dem Bild stand: „Sein Lieblingsschriftsteller." Das war der alte Bursche, der mir immer vor der Seele stand. Er hatte wahrscheinlich in seiner Jugend den Bürgerkrieg mitgemacht; er hatte schwer gearbeitet, seit er aus dem Heer ausgetreten war; er war ein guter Gatte und Vater gewesen; er hatte seine Jungen und Mädchen zur Arbeit erzogen; er wollte gegen niemand ungerecht sein, wollte aber auch, daß man ihm und seinesgleichen Gerechtigkeit widerfahren ließ; und ich war verpflichtet, ihm diese Gerechtigkeit zu sichern, wenn es in meiner Macht lag, es zu tun.

Ich glaube, daß ich diesen Ehrgeiz ziemlich gut zur Ausführung gebracht habe. Um die Wahrheit dieser Behauptung zu bestätigen, werde ich

meine Feinde heranziehen. Die New Yorker „Sun" äußerte sich kurz vor dem Nationalkonvent von 1904 wie folgt über meine Person:

„Präsident Roosevelt meint, daß seine Aufstellung als Kandidat auf dem republikanischen Nationalkonvent von 1904 eine feststehende Sache sei. Er verhehlt seine dahingehende Überzeugung nicht, und sie wird von seinen Freunden rückhaltlos geteilt. Wir glauben, daß Präsident Roosevelt recht hat.

Es liegen starke und überzeugende Gründe vor, aus denen der Präsident annehmen darf, daß sein Sieg gesichert ist. Er hat die von ihm vorgefundenen oder geschaffenen Gelegenheiten benutzt, und zwar hat er sie mit vollendetem Geschick und unleugbarem Erfolg benutzt.

Der Präsident hat alle seine Feinde entwaffnet. Jede alte oder neue Waffe, über die sie verfügten, ist ihnen entwunden und dem unangreifbaren Roosevelt-Arsenal einverleibt worden. Weshalb sollten die Leute sich darüber wundern, daß Herr Bryan sich an Silber klammert? Hat Herr Roosevelt nicht jedes Tüpfelchen des Programms von Kansas City, das irgendeine Spur von praktischem Wert hat, ausgebeutet und mit Beschlag belegt? Gesetzt, Herr Bryan wäre zum Präsidenten gewählt worden. Was hätte er im Vergleich zu dem, was Roosevelt vollbracht hat, vollbringen können? Werden seine leidenschaftlichsten Anhänger auch nur einen Augenblick behaupten, daß Herr Bryan eine solche Verfolgung der Trusts zu ersinnen oder gar durchzuführen vermocht hätte, wie diejenige, die Herr Roosevelt eben so glänzend zu Ende geführt hat? Wird Herr Bryan selbst behaupten, daß die Bundesgerichte sich seinen Absichten gegenüber so freundschaftlich verhalten hätten wie gegen diejenigen Herrn Roosevelts?

Wo ist die ‚Regierung durch richterlichen Befehl' geblieben? Es ist geradezu unmöglich, die Richtigkeit dieser einstmals so wirksamen Redensart zu beschreiben! Ein ganzes Regiment von Bryans könnte sich im Behelligen von Trusts, im Niederzwingen von Reichtum und im Verwirklichen der wildesten Träume Bryanscher Wahlagitatoren nicht mit Herrn Roosevelt messen. Er hat sie alle übertroffen.

Und wie gründlich hat der Präsident die Ansprüche Herrn Bryans und der ganzen demokratischen Horde in bezug auf organisierte Arbeit aus dem Felde geschlagen! Wie nichtssagend waren alle ihre Behauptungen, ihre Prahlereien und ihr Geheul im Vergleich zu den einfachen und anspruchslosen Taten des Präsidenten! Auf seine eigene gerade Art verhängte er in einer kurzen Stunde des Kohlenstreiks eine empfindlichere Demütigung über das Kapital, als Bryan ihnen in einem ganzen Jahrhundert hätte zufügen können. Er ist der Führer der Arbeiterverbände der Vereinigten Staaten. Herr Roosevelt hat sie über das Gesetz und über die Verfassung gestellt, weil sie in seinen Augen das amerikanische Volk bedeuten." (Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß dies nur eine rhetorische Redensart ist, um auszudrücken, daß ich die Arbeiterverbände ebenso behandelte wie die Korporationen.)

Senator La Follette schreibt in seiner Zeitschrift vom März 1909, unmittelbar nach dem Ablauf meiner Amtszeit:

„Roosevelt tritt mit Grazie von der Bühne ab. Er hat seine Partei zum großen Teil gegen ihren Willen beherrscht. In den letzten sieben Jahren hat er in der Weltarbeit eine hervorragende Rolle gespielt. Die Betätigungen seiner außerordentlich energischen Persönlichkeit sind so mannigfaltig, daß es lange währen wird, bis er von den Menschen richtig und endgültig eingeschätzt werden wird. Man sagt, seiner Ansicht nach seien seine Haupterfolge die Inangriffnahme und der Bau des Panamakanals und seine rasche und wirksame Förderung, der Friede zwischen Rußland und Japan und die Weltumsegelung unserer Flotte.

Das sind wichtige Dinge, aber viele werden darin nicht seine bedeutendsten Dienste sehen. Der Panamakanal wird der Menschheit großen Nutzen bringen, wenn er erst eröffnet ist, und die Organisierung der Arbeit scheint eine vortreffliche zu sein. Aber bisher vermag noch niemand zu sagen, ob dies Unternehmen einen Riesenerfolg oder einen Riesenfehlschlag zur Folge haben wird; und die Aufgabe ist von einer Art, daß sie der Natur der Dinge nach doch bald hätte unternommen und durchgeführt werden müssen. Für den Frieden von Portsmouth verantwortlich zu sein, ist eine schöne Sache, und Roosevelts gute Dienste haben unzweifelhaft eine große und blutige Schlacht in der Mandschurei verhütet. Aber der Krieg war ausgefochten und die Parteien zum Abtreten bereit, und es liegt Grund vor zu der Annahme, daß die guten Dienste des Präsidenten der Vereinigten Staaten erst dann erbeten wurden, als es soweit war. Die Flottenfahrt war ein energischer politischer Schachzug, durch welchen wir Japan zu verstehen gaben, daß wir unsere Flotte aussenden werden, wann und wohin es uns beliebt. Die Sache hatte eine sehr gute Wirkung.

Aber viele Menschen werden sagen, daß keins von diesen Dingen Roosevelts andern Taten an die Seite zu stellen ist. Es mag sein, daß er sich nicht gern als Reformer feiern läßt, denn er pflegt dieses Wort mit Anführungszeichen zu schreiben und ziemlich absprechend über ‚Reform‘ zu reden.

Trotz alledem hat dieser Verächter von ‚Reformern‘ die Reform in den Vereinigten Staaten zu Ehren gebracht, und dieser Tadler der ‚Schmutzaufwühler‘ hat hauptsächlich dazu beigetragen, die Geschichte des ‚Schmutzaufwühlens‘ in den Vereinigten Staaten zu einer nationalen, allgemein als nutzbringend anerkannten zu gestalten. Er hat vom Weißen Hause aus viele Doktrinen gepredigt, aber am tiefsten hat er der amerikanischen Seele die eine große Wahrheit wirtschaftlicher Gerechtigkeit eingeprägt, die er mit dem treffenden und scharfen Ausdruck ‚ehrlich Spiel‘ bezeichnet. Die Aufgabe, der Reform in einer kommerzialisierten Welt zur Achtung zu verhelfen und der Nation in einem Worte einen Kriegsruf zu bieten, ist größer als der Mann, der sie vollbringt, selbst denken wird.

Dazu kommt noch die großartige und staatsmännische Bewegung zur Erhaltung unserer nationalen Hilfsquellen, in die sich Roosevelt gerade in dem Augenblick mit Begeisterung hineinstürzte, als die Nation in ihrer

Gesamtheit noch gar nicht wußte, daß wir uns so rasch wie nur möglich ruinierten und bankrott machten. Dies ist ohne Zweifel Roosevelts bedeutendste Tat. Dieser Erdball ist das Kapital der Menschheit; er bedeutet soundso viel Kohle, Petroleum und Gas. Dieser Vorrat kann sparsam angewendet oder vergeudet werden. Ebenso steht es mit den Phosphaten und Mineralvorräten. Unser Wasserreichtum ist gewaltig, und wir fangen erst an, ihn auszunutzen. Unsere Wälder sind vernichtet und müssen wieder hergestellt werden. Unser Boden wird ausgesogen und muß gepflegt und gekräftigt werden.

Das alles sind nicht etwa Fragen unserer Zeit oder eines Menschenalters. Sie gehören alle der Zukunft an. Ihre Berücksichtigung erfordert jenen hohen moralischen Ton, der die Erde als Heim einer Nachkommenschaft betrachtet, gegen welche wir heilige Pflichten haben.

Diesen gewaltigen Gedanken hat der große Staatsmann Roosevelt der Nation unablässig ins Ohr geschrien, bis die Nation aufmerksam wurde. Er hielt ihn so hoch, daß er die Aufmerksamkeit der Nachbarnationen unseres Kontinents erregte und sich derartig verbreitet und verstärkt, daß wir noch erleben werden, daß Weltkongresse sich mit ihm beschäftigen werden.

Etwas Schöneres oder Großartigeres als dies kann es nicht geben. Es ist so schön und so großartig, daß die Geschichtschreiber der Zukunft bei der Besprechung Theodore Roosevelts wahrscheinlich sagen werden, er habe viele bemerkenswerte Dinge getan und unter anderm die Bewegung hervorgerufen, die schließlich zur Losung ‚ehrlich Spiel‘ geführt habe; aber seine bedeutendste Tat sei doch das Ersinnen und tatsächliche Anregen einer Weltbewegung zur Verhinderung der Vergeudung der Erdengüter und zur Erhaltung derjenigen Dinge für die Menschenrasse, auf welche sich ein großes, friedliches, fortschreitendes und glückliches Leben einzig und allein begründen läßt.

Welcher Staatsmann der ganzen Geschichte hat irgend etwas vollbracht, was einen so weiten Blick und so erhabene Absichten erfordert?“

Elftes Kapitel.

Die natürlichen Hilfsquellen der Nation.

Als Gouverneur von New York hatte ich mich, wie schon erwähnt, mit Gifford Pinchot und F. H. Newell beraten und mich dann in allem, was ich in bezug auf Waldwirtschaft empfahl, hauptsächlich nach ihren Vorschlägen gerichtet. Wie andere Menschen, die überhaupt über die Zukunft der Nation nachgedacht haben, begann ich mir immer mehr Sorgen über die Vernichtung unserer Wälder zu machen.

Bewässerung im Westen.

Während ich im Westen lebte, war ich mir darüber klar geworden, daß die Bewässerung für dieses Land geradezu ein Lebensbedürfnis war, und ich amüsierte und ärgerte mich über das Verhalten der Männer des Ostens, die vom Kongreß Geldbewilligungen zur Erschließung von Häfen errangen und doch dagegen ankämpften, daß die Bundesregierung ihre Macht gebrauchte, um die Bewässerungsanlagen im Westen zu entwickeln. Major John Wesley Powell, der Erforscher des Grand Cañon und Direktor der Geologischen Landesaufnahme, war der erste, der für die Bewässerung eintrat, und er hat die Annahme des Urbarmachungsgesetzes* und den Beginn der Arbeiten noch erlebt. Der gegenwärtige Direktor dieses Urbarmachungsbureaus, Herr F. H. Newell, begann seine Arbeit als Hilfswasserbauingenieur unter Major Powell und unterschied sich darin von diesem, daß er ebensowohl die Notwendigkeit der Erhaltung der Wälder und des Bodens, wie die Notwendigkeit der Bewässerung anerkannte. Zwischen Powell und Newell stand als Direktor der Geologischen Aufnahme Charles D. Walcott, der es nach der Annahme des Gesetzes durch seine Energie, seine Hartnäckigkeit und seinen Takt wirklich durchsetzte, daß dies Gesetz auf die wirksamste Weise angewendet wurde. Senator Francis G. Newlands aus Nevada ver-

* Weite, öde Strecken sind urbar gemacht worden mittels künstlicher Bewässerung; die so gewonnenen Ländereien werden an Farmer verkauft, und der Preis, den sie zahlen, fließt wieder in den „Urbarmachungsfonds", so daß die Auslagen der Regierung für Bewässerungsanlagen allmählich zurückerstattet werden.

wandte sich im Kongreß auch sehr energisch für diese Urbarmachungsfrage. Er versuchte, seinen Staat zum Handeln anzuspornen, und als diese Hoffnung sich zerschlug, vermochte er die Bundesregierung dazu zu bewegen. Dabei wurde er sehr geschickt von Herrn G. H. Maxwell unterstützt, einem Kalifornier, der sich außerordentlich für Bewässerungsfragen interessierte. Später war Dr. W. J. McGee einer von denen, die die Sache in die Hand nahmen.

Gifford Pinchot als Führer.

Aber Gifford Pinchot ist der Mann, dem die Nation am meisten Dank schuldet für alles, was in bezug auf die natürlichen Hilfsquellen unseres Landes geschehen ist. Er leitete, ja, er verkörperte während der entscheidenden Zeit geradezu den Kampf um die Erhaltung durch die Benutzung unserer Wälder. Er spielte eine der Hauptrollen bei den Bemühungen, die Nationalregierung zum Hauptwerkzeug für die Entwicklung der Bewässerung im dürren Westen zu machen. Er war der Anführer in dem großen Kampf um die Vereinigung aller unserer sozialen und Regierungsmächte in dem Bestreben, eine vernunftgemäße und weitblickende Politik zur Sicherung der Erhaltung unserer nationalen Hilfsquellen zur Annahme zu bringen. Er war bereits der Leiter der Forstverwaltung, als ich Präsident wurde, und blieb während meiner Amtszeit nicht nur in dieser Stellung, sondern war bei den meisten Erhaltungsarbeiten der fördernde und leitende Geist und ein Helfer und Ratgeber bei den meisten andern Arbeiten im Ministerium des Innern. Bedenkt man die mannigfache Natur der von ihm verrichteten Arbeit und ihre hohe Bedeutung für die Nation, sowie auch die Tatsache, daß er in mancher Hinsicht ganz neue Bahnen betrat, und zieht man seine unermüdliche Energie und Tätigkeit, seine Furchtlosigkeit, seine völlige Uneigennützigkeit, seine aufrichtige Hingebung an die Interessen des gemeinen Volkes und seine ungewöhnlichen Erfolge in Betracht, so ist es meines Erachtens nicht mehr als gerecht zu behaupten, daß er unter den vielen, vielen Beamten, die dem Volk der Vereinigten Staaten während meiner Amtszeit buchstäblich unschätzbare Dienste geleistet haben, wohl im ganzen genommen obenan stand. Wenige Monate nachdem ich die Präsidentschaft niedergelegt hatte, wurde er von Präsident Taft entlassen.

Urbarmachung: die alten, beschränkten Ansichten.

Die erste Sache, die ich in die Hand nahm, als ich Präsident wurde, war die Urbarmachung. Sobald ich nach Präsident McKinleys Ermordung nach Washington gekommen war — ich wohnte vor unserer Übersiedelung nach dem Weißen Hause noch bei meiner Schwester, Frau Cowles —, machten Pinchot und Newell mir einen Besuch und legten mir ihre Pläne für die Bewässerung der dürren Ländereien des Westens und für die Konsolidierung der staatlichen Forstarbeiten in der Forstverwaltung vor.

Damals herrschte in den einzelnen Verwaltungszweigen ein engherzig legalistischer Gesichtspunkt in bezug auf natürliche Hilfsquellen und beein-

flußte auch die gesamte Verwaltungsmaschinerie. Die staatlichen Hilfsquellen wurden von dem Landamt und andern Verwaltungsbureaus den engherzigen Rücksichten auf kleinliche gesetzliche Formalitäten gemäß gehandhabt und veräußert, statt dabei in Übereinstimmung mit den großen Prinzipien schöpferischer Entwicklung zu verfahren; und die Gewohnheit, zum Schaden des Gemeinwohls womöglich immer zugunsten der Privatinteressen zu entscheiden, hatte sich fest eingebürgert. Es war ebensowenig üblich, die ehrlichen Ansiedler und Heimstättengründer zu bevorzugen — da dies dem strengen Wortlaut des Gesetzes widersprochen hätte —, als es üblich war, das Gesetz zur Vereitelung der Unternehmungen der Landräuber zur Anwendung zu bringen. Die äußerliche, buchstäbliche Befolgung des Gesetzes war alles, was verlangt wurde.

Man war noch immer der Überzeugung, daß unsere natürlichen Hilfsquellen unerschöpflich seien, und über ihre Ausdehnung und ihren Zustand wußte niemand Bescheid. Der Zusammenhang zwischen der Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen und den Problemen der Volkswohlfahrt und der nationalen Leistungsfähigkeit war dem Geist des Volkes noch nicht aufgedämmert. Die Urbarmachung der dürren Staatsländereien im Westen war immer noch Sache privaten Unternehmungsgeistes, und unser großartiges Stromsystem mit seinen außerordentlichen Möglichkeiten für den Nutzen des Volkes wurde von der Bundesregierung nicht als Einheit, sondern als eine zusammenhanglose Reihe von „Pökeltonnenproblemen" angesehen, die nur durch ihre Einwirkung auf die Wiederwahl oder Niederlage dieses oder jenes Kongreßmitgliedes von Interesse waren — eine Theorie, die, wie ich zu meinem Leidwesen gestehen muß, noch heute herrscht.

In volkswirtschaftlicher Hinsicht war die Stellung des Farmers noch immer die eines Mannes, der Nahrungsmittel hervorbringt, damit sie von andern verzehrt werden; seine menschlichen Interessen und Bedürfnisse sowie die seiner Frau und Kinder wurden von der Regierung überhaupt nicht in Betracht gezogen.

Alle Wälder, die den Vereinigten Staaten gehörten, wurden von ein und demselben Departement verwaltet, und alle Forstbeamten in Regierungsdiensten gehörten einem andern Departement an. Forsten und Forstbeamten hatten nicht das geringste miteinander zu tun. Die Staatswälder im Westen (damals hießen sie „Forstreservate") waren an Ausdehnung völlig unzulänglich für die Zwecke, denen sie ihre Entstehung verdankten, während die Notwendigkeit eines Waldschutzes im Osten dem Publikum überhaupt noch nicht aufgegangen war.

Die neuen Ideen.

So lagen die Dinge, als Newell und Pinchot zu mir kamen. Ich war von der Notwendigkeit der Urbarmachung und Forstwirtschaft überzeugt, und nachdem ich meine beiden Gäste angehört hatte, bat ich sie, mir die Unterlagen zu liefern, die ich für meine erste Botschaft an den Kongreß

vom 3. Dezember 1901 benutzen könnte. Diese Botschaft legte den Grundstein zu der Entwicklung der Forst- und Bewässerungswirtschaft der nächsten siebenundeinhalb Jahre. Sie legte den neuen Standpunkt in bezug auf die natürlichen Hilfsquellen in folgenden Worten dar: „Die Forst- und Wasserprobleme sind vielleicht die hauptsächlichsten internen Probleme der Vereinigten Staaten."

Am Tage der Verlesung dieser Botschaft wurde ein Komitee von Senatoren und Kongreßmitgliedern aus dem Westen gebildet, das sich mit der Aufstellung einer den Vorschlägen entsprechenden Gesetzesvorlage befassen sollte. Am emsigsten von allen Senatoren bemühte sich Herr Newlands um die Ausarbeitung und Durchbringung dieses Gesetzes, das später unter seinem Namen bekannt geworden ist. Der Entwurf der Vorlage wurde in mehreren Konferenzen von mir und andern durchgesehen und in wichtigen Punkten abgeändert. Ich mußte persönlich eingreifen, um zu verhindern, daß das Gesetz durch eine unangebrachte Betonung der Rechte der Einzelstaaten unwirksam wurde, was Herr Mondell und andere Kongreßmitglieder anstrebten, indem sie die örtlichen und Privatinteressen beharrlich gegen die Interessen des Volkes in seiner Gesamtheit verfochten.

Dieses „Urbarmachungsgesetz" wurde am 17. Juni 1902 angenommen. Es ordnete an, daß die Erträge des Verkaufs von Staatsländereien dazu verwendet werden sollten, die brachliegenden Ländereien des dürren Westens durch Bewässerung sonst wertloser Gebiete nutzbar zu machen und auf diese Weise neue Heimstätten in jenen Gegenden zu schaffen. Das aufgewendete Geld sollte der Regierung durch die Ansiedler zurückerstattet werden und dann als sich ständig erneuernder Fonds jederzeit für solche Arbeiten verfügbar bleiben.

Ungeduldige Erwartung der Erfolge.

Die Bevölkerung des Westens brannte derartig darauf, die unmittelbaren Resultate des Urbarmachungsgesetzes zu sehen, daß die Arbeit unter Hintansetzung aller bureaukratischen Gewohnheiten mit einer in der Verwaltung noch nie dagewesenen Geschwindigkeit in Angriff genommen wurde. Später wurde, wie fast immer in solchen Fällen, der Vorwurf angeblicher Ungesetzlichkeit und Übereilung erhoben, der sich so leicht erheben läßt, wenn wirkliche Ergebnisse erzielt worden sind und das Bedürfnis für Maßnahmen, ohne die nichts hätte geschehen können, nicht mehr vorhanden ist.

Die Sache wurde auf genau dieselbe Art kritisiert wie die Erwerbung Panamas, die Beilegung des Anthrazitstreiks, die Prozesse gegen die großen Trusts, die Verhinderung der Panik des Jahres 1907 durch das Eingreifen der Bundesverwaltung in bezug auf die „Tennessee-Kohlen- und Eisen-Kompanie" und wie die meisten der besten Leistungen, die während meiner Amtszeit zustande kamen.

Bei all diesen Unternehmungen mußten die damit betrauten Leute die Erfahrung machen, daß sie sich ins Wasser stürzen müßten, wenn sie

schwimmen lernen wollten. Überdies sahen sie bald, daß ich sie bis aufs äußerste zu decken pflegte, wenn sie redlich und kühn vorgingen und furchtlos die Verantwortung auf sich nahmen. In diesem wie in jedem andern Falle rechtfertigte die Kühnheit der Handlungsweise sich selbst.

Der Erfolg gesichert.

Jede Einzelheit des ganzen jetzt in Wirksamkeit befindlichen großen Urbarmachungsplans wurde in den Jahren 1902 bis 1906 in Angriff genommen. Im Frühling des Jahres 1909 war der Erfolg gesichert, und die Regierung war nunmehr genötigt, die Arbeiten fortzusetzen. Sie unterstanden anfangs dem Bureau der Geologischen Landesaufnahme, an dessen Spitze Charles D. Walcott stand. Im Frühling 1908 wurde dann unter Leitung von Frederick Hayes Newell, dem wir den ganzen Plan verdanken, das Urbarmachungsdepartement geschaffen. Newells aufrichtige Hingebung an die große Aufgabe, die schöpferische Einbildungskraft, die ihn befähigt hatte, sie zu ersinnen, und das Organisationstalent und die vornehme Gesinnung, womit er und sein Assistent, Arthur P. Davis, eine musterhafte Verwaltung schufen — alles das machte ihn zu einem vorbildlichen Beamten. Den allerbesten Beweis für seine Verdienste lieferten Gesinnung und Persönlichkeit der Männer, die ihn später angriffen.

Obwohl die durch das Urbarmachungsgesetz erwachsenen Gesamtausgaben noch nicht so hoch sind wie die für den Panamakanal, sind die zu überwindenden technischen Schwierigkeiten doch fast ebenso groß und die politischen Hindernisse sogar noch größer gewesen. Die Arbeiten mußten an weit auseinanderliegenden Stellen, fern von den Eisenbahnen und unter sehr schwierigen technischen Umständen ausgeführt werden. Die achtundzwanzig in den Jahren von 1902 bis 1906 begonnenen Projekte bezweckten die Bewässerung von mehr als drei Millionen Morgen Land und die Wasserversorgung von mehr als dreißigtausend Farmen. Viele der Dämme, die für diese Riesenaufgabe erforderlich waren, sind höher als irgendein bisher in der ganzen Welt errichteter Damm. Sie speisen Hauptkanäle von etwa zwölftausend Kilometer Länge und erfordern Zehntausende von Nebenanlagen, wie Übergänge und Brücken.

Was das Urbarmachungsgesetz für das Land getan hat, beschränkt sich keineswegs auf seine materielle Durchführung. Dieses Gesetz und die aus ihm hervorgehenden Ergebnisse haben sehr dazu beigetragen, der Nation zu beweisen, daß sie ihre eigenen Hilfsquellen selbst verwalten und sie auf direktem, geschäftsmäßigem Wege beherrschen kann. Wenn die dem dürren Westen durch dies Gesetz zugeführte Bevölkerung auch im Vergleich zu dem dichtbevölkerten Osten verhältnismäßig gering ist, bildet sie doch eine sehr wirkungsvolle Zugabe für das Nationalleben, denn sie hat viel dazu beigetragen, die sozialen Zustände des Westens umzugestalten und diejenigen Einrichtungen zu festigen, auf denen die Wohlfahrt des ganzen Landes beruht. Sie hat die unzähligen, wandernden Schafherden mit ihren von ab-



Der Roosevelt-Damm in Arizona.

„Als ich im Frühjahr 1911 den Roosevelt-Damm in Arizona besuchte und das Sammelbecken eröffnete . . .“ (S. 313.)



Der Roosevelt-Damm. — Bewässerte Landstrecken.

„. . . die brachliegenden Ländereien des dürren Westens durch Bewässerung sonst wertloser Gebiete nutzbar machen und neue Heimstätten in jenen Gegenden schaffen . . .“ (S. 311.)

wesenden Besitzern besoldeten Hirten durch echte, wirkliche Heimstättenbegründer ersetzt, die sich mit ihren Familien im Lande niedergelassen haben.

Schimpfliche Angriffe.

Die neuerlichen Angriffe auf das Urbarmachungsdepartement und Herrn Newell rühren zum großen Teil, wenn nicht ganz, von dem systematischen Bestreben her, die Verpflichtung der Ansiedler zur Wiedererstattung der Ausgaben der Regierung für die Urbarmachung des Landes abzuleugnen. Die Nichtanerkennung einer Schuld findet immer Unterstützung, und in diesem Fall wird sie nicht nur von manchen Leuten unter den Ansiedlern verfochten, die dadurch von der Abtragung der Schuld befreit zu werden hoffen, sondern auch von einer verschiedenartigen Menge skrupelloser Politiker, von denen einige hochgestellte Persönlichkeiten sind. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie durch ihr Bemühen, den Westen seines sich stets erneuernden Bewässerungsfonds zu berauben, etwas anderes erreichen werden, als daß diese Politiker sich in den Augen aller redlichen Menschen bloßstellen.

Als ich im Frühjahr 1911 den Roosevelt-Damm in Arizona besuchte und das Sammelbecken eröffnete, hielt ich eine kurze Rede. Ich sagte unter anderm zu den anwesenden Ingenieuren, daß ich ihnen im Namen aller guten Bürger für ihre ebenso vorzügliche wie ehrliche, nach den höchsten Normen des Staatsdienstes geleistete Arbeit danke. Als ich die männlichen, energischen und eifrigen Gesichter der Leute sah, die anwesend waren, und der nicht gegenwärtigen Männer in den höheren Stellungen gedachte, die nicht minder für die verrichtete Arbeit verantwortlich waren, sagte mir eine ahnungsvolle innere Stimme, daß sie niemals Anerkennung für das von ihnen Vollbrachte ernten würden. Ich warnte sie in halb humoristischen Worten davor, irgendwelche Anerkennung oder Genugtuung zu erwarten als das eigene Bewußtsein, ein vortreffliches Werk vollendet zu haben; die einzige Aufmerksamkeit, die der Kongreß ihnen erweisen werde, dürfte vielleicht eine Untersuchung sein. Und richtig, ein Jahr darauf wurde wirklich ein Komitee zur Prüfung ihrer Arbeiten eingesetzt. Diese Untersuchung war auf Anstiften mehrerer gewissenlosen Politiker und einiger Ansiedler, die keine Lust zur Abtragung ihrer gerechten Verpflichtungen hatten, eingeleitet worden. Und die Mitglieder dieses Komitees beteiligten sich an dem Angriff auf eine Schar der prächtigsten und ehrenwertesten Beamten, die der Staat jemals besessen hat: an einem Angriff, der lediglich deshalb veranstaltet wurde, weil diese Beamten ehrenwert, tüchtig und treu für die Interessen der Regierung wie für die der Ansiedler eingetreten waren.

Geschulte Leute für den Forstdienst.

Als ich Präsident wurde, war das Forstbureau (seit 1905 Forstamt der Vereinigten Staaten) ein kleines, aber stetig anwachsendes Ressort unter Gifford Pinchot, das sich hauptsächlich damit befaßte, durch wissenschaftliche

Studien den Grund zu einer amerikanischen Forstwirtschaft zu legen und die Forstwirtschaft auf Privatländereien zu fördern. Es umfaßte alle geschulten Forstleute in Regierungsdiensten, besaß aber keine Vollmacht über irgendwelche Staatswälder. Für die Forstreservate der Regierung hatte eine Abteilung im Generallandamt zu sorgen, und diese stand unter Leitung von Beamten, die nichts von der Forstwirtschaft verstanden und von denen sehr wenige — wenn überhaupt — jemals einen Fußbreit der Wälder gesehen hatten, für die sie verantwortlich waren. Deshalb wurden die Forstreservate weder zweckentsprechend geschützt noch richtig ausgenutzt. Es gab keine Förster unter den Leuten, die für die Staatsforsten zu sorgen hatten, und keine Staatsforsten, die von Regierungsförstern verwaltet wurden.

In meiner ersten Botschaft an den Kongreß trat ich energisch für die Zentralisierung des Forstwesens in den Händen geschulter Leute aus dem Forstbureau ein. Ich empfahl dies noch mehrfach in weiteren Botschaften, aber der Kongreß gab meinem Vorschlag erst drei Jahre später Folge. Inzwischen wurden durch gründliches Studium der Staatsforsten die Aufgaben festgestellt, die dem Forstbureau zufallen sollten, sobald ihm die Aufsicht über die Staatsforsten übertragen würde. Es lag auf der Hand, daß man einer beträchtlichen Anzahl geschulter amerikanischer Forstleute bedürfen würde, und deshalb wurde in Yale eine Forstakademie gegründet, die sie ausbilden sollte.

Untersuchung der Tatsachen an Ort und Stelle.

Auf Vorschlag des Präsidenten ersuchte der Staatssekretär des Innern, Herr Hitchcock, im Jahre 1901 das Forstbureau in aller Form um fachmännischen Rat betreffs der Verwaltung der Staatswälder, worauf eine eingehende Prüfung des Zustandes und der Bedürfnisse dieser Forsten vorgenommen wurde. Im selben Jahr begann man Studien über den vorgeschlagenen Nationalpark in den Appalachen zu machen, der damals nur erst geplant war und seitdem zur Ausführung gekommen ist. Ein Jahr später wurden die ersten Versuchspflanzungen in den Nationalforsten gemacht und zugleich vorbereitende Studien für die Anwendung praktischer Forstwirtschaft in den Indianerterritorien unternommen. Die Arbeiten des Forstbureaus vermehrten sich so rasch, daß im Jahre 1903 bereits die Auswahl von Land für neue Forstreservate zu dem Studium der schon geschaffenen hinzukam. Das Forstland der verschiedenen Staaten wurde geprüft und mit einigen derselben über das Studium und die Bewirtschaftung der Wälder ein Einvernehmen erzielt. Während diese praktischen Aufgaben rasch gefördert wurden, mehrte sich das fachmännische Wissen über die amerikanischen Forsten ebenso rasch. Die erworbenen Spezialkenntnisse wurden in gedruckten Berichten bekannt gegeben, und zugleich unternahm das Bureau die Aufgabe, das ganze Volk der Vereinigten Staaten durch die Zeitungen und Zeitschriften über die Bedürfnisse und Zwecke der praktischen Forstwirtschaft zu unterrichten.

Es ist zweifelhaft, ob es jemals unter der Regierung irgendeines Landes so ergebnisreiche Veröffentlichungen — nur im Interesse des Volkes — gegeben hat, die so wenig gekostet haben. Bevor dieser erzieherischen Tätigkeit des Forstbureaus unter dem Präsidenten Taft ein Ende gemacht wurde, verbreitete es Aufklärung über Forstwirtschaft in 50 Millionen Zeitungsexemplaren monatlich, und zwar zu einem Gesamtkostenpreis von jährlich etwa 25000 Mark. Das Forstamt hat niemals auch nur einen Cent für die Veröffentlichung und den Druck dieser Mitteilungen ausgegeben. Sie wurden umsonst abgegeben und kostenlos gedruckt, weil es eben Neuigkeiten waren. Ohne diese Veröffentlichungen hätte das Forstamt die von Vertretern großer Spezialinteressen im Kongreß gegen dieses Bureau erhobenen Angriffe nicht überlebt, und außerdem hätte die Forstwirtschaft nicht so rasche Fortschritte gemacht.

Ein vortrefflicher Stab von Sachverständigen.

Infolge der ganzen, oben in kurzen Worten geschilderten Tätigkeit war Ende des Jahres 1904 im Forstbureau das einzige Kollegium von Forstsachverständigen der Regierung vereinigt; so ziemlich alle aus erster Hand bezogenen Nachrichten über Staatsforsten, die überhaupt vorhanden waren, fanden sich hier zentralisiert. Da man im Jahre 1905 einzusehen begann, wie albern es war, die Forsten und die Förster noch weiter getrennt zu halten, und der erste nationale Forstkongreß in Washington das auch stark betonte, kam endlich das Gesetz vom 1. Februar 1905 zustande, das die Nationalforsten dem Ministerium des Innern entzog und dem Ackerbauministerium unterstellte, und das zur Schaffung des jetzigen Forstressorts der Vereinigten Staaten führte.

Die Männer, denen die Verantwortung für die Verwaltung von sechzig Millionen Morgen Staatsforstgebiet übertragen wurde, waren bereit, sowohl im Bureau wie draußen an die Arbeit zu gehen, weil sie sich schon seit fünf Jahren darauf vorbereitet hatten. Ohne Säumen begannen sie unter der Führerschaft Gifford Pinchots die bereits von ihnen aufgestellten Grundsätze in Anwendung zu bringen. Einer dieser Grundsätze bestand darin, alle Hilfsquellen der Nationalforsten regelmäßig auszunutzen; ein anderer darin, jeden Teil des Gebiets auf die Weise zu benutzen, wie er dem Publikum die besten Dienste leisten konnte. Diesem Grundsatz entsprechend wurde das Gesetz vom 11. Juni 1906 aufgezeichnet und im Kongreß durchgebracht. Dieses Gesetz eröffnet den Ansiedlern alles Land in den Nationalforsten, das sich bei der Untersuchung als hauptsächlich für Ackerbau geeignet erweist. Bisher war alles derartige Land der Ansiedlung verschlossen gewesen.

Staatsrechte und Privatrechte.

Die also aufgestellten und angewendeten Grundsätze lassen sich zu dem Satz zusammenfassen, daß die Rechte des Gemeinwesens auf natürliche Hilfs-

quellen schwerer ins Gewicht fallen als Privatrechte und stets zuerst berücksichtigt werden müssen. Bis zu jener Zeit hatte man es zugelassen, daß in allen die Staatsforsten und Staatsländereien betreffenden Dingen fast immer die Privatrechte begünstigt wurden. Die jetzt bewirkte Änderung war gerecht und war sogar ein Lebensbedürfnis, rief aber natürlich den erbitterten Widerspruch der Privatinteressen wach.

Einer der Grundsätze, deren Anwendung zur Quelle heftiger Anfeindungen wurde, war der folgende: Es ist besser, daß die Regierung einem armen Mann dazu verhilft, sich und seine Familie zu ernähren, als daß sie einem reichen Mann dazu verhilft, noch mehr Profit für seine Aktiengesellschaft herauszuschlagen. Dieser Grundsatz war zu gesund, um offenkundig angefochten zu werden. Er ist einer der Grundsätze, denen Politiker mit Vorliebe salbungsvoll huldigende Worte zu widmen pflegen. Aber wir setzten die Worte in Taten um, und als sie merkten, daß das der Fall war, erwachten bei vielen reichen Männern, besonders bei den Schafherdenbesitzern, feindliche Regungen, und sie benutzten die unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Kongreßmitglieder, um uns anzugreifen, wobei sie von gewissen Demagogen unterstützt wurden, denen es ebensolche Freude machte, reiche Leute auf ungehörige Weise öffentlich anzuschuldigen wie den reichen Leuten im Geheimen Dienste zu erweisen. Das Forstamt setzte Regeln fest — und führte sie auch durch —, die den Ansiedler dem großen Viehzüchter gegenüber bevorzugten, verlangte, daß eine notwendig werdende Verringerung des in Staatsforsten weidenden Viehbestandes erst auf den großen Viehzüchter Anwendung finden müsse, ehe die paar Tiere, von denen der Ansiedler und seine Familie lebten, davon betroffen würden, und setzte es durch, daß das Grasen in den Nationalforsten nicht mehr ein Hindernis für dauernde Ansiedlung, sondern ein Ansporn dazu war. Infolgedessen wurden die kleinen Ansiedler und ihre Angehörigen im ganzen die besten Freunde des Forstwesens, obwohl die Hetzer ihre Unwissenheit in einzelnen Gegenden ausnutzten, um sie gegen eine Politik einzunehmen, die in ihrem eigensten Interesse lag.

Zahlung für das, was man bekommt.

Ein anderer Grundsatz, der ganz besonders erbittert bekämpft wurde, war dieser: Wer (außer richtigen, echten Ansiedlern) Staatseigentum zur Privatausnutzung an sich bringt, muß für das, was er erhält, bezahlen. Um diesen Grundsatz anwenden zu können, erlangte das Forstamt eine Entscheidung des Generalstaatsanwalts, derzufolge es rechtens war, für das Weiden von Rindvieh und Schafen in den Gebieten der Nationalforsten Zahlung zu verlangen. Dementsprechend wurde im Sommer des Jahres 1906 zum erstenmal ein solches Verlangen gestellt und trotz erbitterten Widerstandes auch durchgesetzt.

Wasserkraftmonopol.

Bis zu der Zeit, wo die Nationalforsten dem Forstamt unterstellt wurden, hatte das Ministerium des Innern noch nicht den Versuch gemacht,

eine öffentliche Regulierung und Kontrolle der Wasserkräfte einzuführen. Sobald diese Übertragung stattgefunden hatte, eröffnete das Ministerium sofort den Kampf um die Wasserkraftmittel in den Nationalforsten, um jeder Spekulation und Monopolwirtschaft vorzubeugen und der Regierung angemessene Erträge zu sichern. Am 1. Mai 1906 wurde ein Gesetz angenommen, durch das der „Edison Electric Power Company" die Ausnutzung bestimmter Wasserkräfte in Südkalifornien überlassen wurde. Dieses Gesetz beschränkte die Dauer der Überlassung auf Vorschlag des Ministeriums auf einen Zeitabschnitt von vierzig Jahren und legte der Gesellschaft die Zahlung einer Jahrespacht auf, und diese Bedingung wurde in Zukunft vom Ministerium als Grundlage für jede Erlaubnis zur Anlage von Wasserkraftwerken benutzt. Nun entstand ein heißer Kampf zwischen dem Ministerium und den Wasserkraftinteressenten. Das Recht, für die Ausnutzung der Wasserkraft Bezahlung zu verlangen, wurde jedoch vom Generalstaatsanwalt aufrechterhalten.

Ums Jahr 1907 wurde die Bodenfläche der Nationalforsten durch Proklamation des Präsidenten um mehr als dreiundvierzig Millionen Morgen erweitert. Alles zur vollen Ausnutzung der Forsten Erforderliche, wie Straßen, Wege und Telephonleitungen, wurde in großem Maßstabe beschafft; die gleichmäßige Berücksichtigung von Männern der Praxis und der Bureaus wurde zur dauernden Regel erhoben, damit ein Widerstreit zwischen ihnen vermieden wurde, der für jedes Geschäft so verderblich ist, und die wahrhaft wirksame Verwaltung des ungeheuren Staatsforstengebiets fing an gesichert zu sein.

Forstwirtschaftliche Ausbildung.

Bei aller Tätigkeit im Freien wurde der Fortschritt der technischen Forstwirtschaft und der Volksaufklärung doch nicht vernachlässigt. Beispielsweise wurden im Jahre 1907 einundsechzig Veröffentlichungen über verschiedene Fragen der Forstwirtschaft in einer Anzahl von mehr als einer Million Exemplaren ausgegeben, während im Jahre 1901 nur drei in zweiundachtzigtausend Exemplaren erschienen waren. Nun war der Widerstand der Vasallen der Spezialinteressen im Kongreß auch immer stärker zur Entwicklung gelangt, und bei den Verhandlungen über die Gesetzentwürfe wurde alljährlich mehr Zeit auf die Angriffe gegen das Forstamt als auf alle übrigen Regierungsressorts zusammen verwendet. Das Forstamt mußte jedes Jahr um seine Existenz kämpfen.

Ausschalten der Landräuber.

Ein Zwischenfall bei einem dieser Angriffe ist des Erwähnens wert. Als im Jahre 1907 im Senat über das Ackerbaugesetz verhandelt wurde, setzte Senator Fulton aus Oregon einen Zusatz durch, durch den festgesetzt wurde, daß der Präsident in den sechs nordwestlichen Staaten keine weiteren Nationalforsten reservieren dürfe. Das bedeutete, daß auf Kosten des Ge-

meinwohls etwa sechzehn Millionen Morgen der Ausbeutung von Landräubern und Vertretern der großen Spezialinteressen vorbehalten wurden. Nun hatte das Forstamt aber seit vier Jahren Notizen über die zu reservierenden Forsten in diesen Staaten gesammelt und war deshalb bereit, zu handeln. Es war ebenso unerwünscht, ein Veto gegen das ganze Gesetz einzulegen, als es einschließlich dieses Zusatzes zu unterzeichnen. Deshalb legte Herr Pinchot mir einen Plan vor, der es ermöglichte, den erforderlichen Nationalforst in diesen Staaten zu schaffen, bevor dieses Ackerbaugesetz angenommen und unterzeichnet werden konnte. Ich billigte ihn. Die erforderlichen Papiere wurden sofort ausgefertigt, und ich unterzeichnete die letzte Proklamation mehrere Tage ehe die Vorlage durch meine Unterschrift zum Gesetz wurde. Als nun die Freunde der Spezialinteressen im Senat ihren Zusatz durchgebracht hatten und aufwachten, entdeckten sie, daß sechzehn Millionen Morgen Waldgebiet für das Volk gerettet worden waren, indem sie zu den Nationalforsten geschlagen worden waren, bevor die Landräuber an sie heran konnten. Die Gegner des Forstamts schlugen Rad vor Wut und stießen wilde Drohungen gegen die Verwaltung aus, aber sie vermochten diese Drohungen nicht auszuführen, so daß diese in Wirklichkeit nur eine Ehrenbezeigung für die Wirksamkeit unserer Handlungsweise waren.

Waldbrände.

Das Forstamt hatte sich so erfolgreich um die Verhütung von Waldbränden bemüht, daß im Jahre 1908 bereits sechsundachtzig Prozent aller vorkommenden Brände auf einen Raum von fünf Morgen oder noch weniger beschränkt wurden, und die Holzverkäufe, die 1905 etwa 250000 Mark ergaben, brachten im Jahre 1908 schon mehr als dreiundeinehalbe Million Mark ein. Im selben Jahr wurde dem Forstamt außer allen Nationalforstgeschäften auch noch die Sorge für die richtige Bewirtschaftung der Indianerforsten übertragen, und dabei blieb es sehr zum Vorteil der Indianer, bis die Verordnung infolge eines nach meiner Amtszeit veranstalteten Ansturms gegen die Konservierungspolitik zurückgezogen wurde.

Fünfmalhunderttausend Morgen.

Am 4. März 1909 waren nahezu fünfmalhunderttausend Morgen Ackerland in den Nationalforsten auf Grund des Gesetzes vom 11. Juni 1906 für die Ansiedlung erschlossen worden. Die Geschäftsleitung des Forstamts wurde dank dem bemerkenswerten Verwaltungstalent des unter meinem Nachfolger verabschiedeten Hilfsforstchefs Overton W. Price eine so vortreffliche, daß eine bekannte Geschäftsfirma erklärte, sie könne sich zu ihrem Vorteil mit den am besten geleiteten großen Privatkorporationen messen: eine Ansicht, die durch den Bericht einer Untersuchungskommission des Kongresses und den Bericht des Präsidentschaftskomitees für Geschäftsmethoden bestätigt wurde. Der Flächenraum der Nationalforsten war von 43 auf 194 Millionen Morgen angewachsen, die Beamtenzahl von etwa 500 auf mehr als 3000.

In den siebenundeinhalb Jahren, bis zum 4. März 1909, sind zum Nutzen des Gemeinwesens mehr Ländereien der Nationalforsten gerettet worden, als in den gesamten vorhergehenden und nachfolgenden Jahren.

Verwaltung für das Volk.

Der Gedanke, daß die Bundesregierung die Verwalterin des öffentlichen Wohls ist, wurde zum erstenmal von dem Rechtsbeistand des Forstamts, George Woodruff, aufgebracht und in die Tat umgesetzt. Die Gesetze waren oft unzulänglich, und es wurde nahezu zur Unmöglichkeit, sie im Interesse des öffentlichen Wohls abzuändern, sobald die Privilegiumsvertreter im Kongreß einmal begriffen hatten, daß ich nichts unterzeichnen wollte, was dem Interesse der Allgemeinheit widersprach. Man mußte die vorhandenen Gesetze benutzen und sie dann durch Verwaltungsmaßregeln ergänzen. Die Praxis der strengen Untersuchung jedes Anspruchs auf Nationalland, ehe man es in Privatbesitz übergehen läßt, kann als gutes Beispiel für diese Politik gelten. Diese seitdem allgemein gewordene Praxis wurde zuerst in den Nationalforsten angewendet. Es wurden dadurch ungeheure Gebiete staatlicher Waldländereien vor gaunerischer Aneignung gerettet: in einem einzigen Fall einmal mehr als 250000 Morgen.

Als gute Erläuterung zu dieser Theorie von der Verwalterschaft kann die Einführung der Wasserkraftpolitik gelten. Bis zu der Zeit, da das Forstamt einen andern Weg einschlug, wurde die Wasserkraft an schiffbaren Flüssen, im Staatsgebiet und in den Nationalforsten umsonst und fast an den ersten besten abgegeben. Endlich begründete das Forstamt nach dem Grundsatz, daß Staatseigentum bezahlt werden muß und nicht auf immer abgegeben werden sollte, wenn es sich vermeiden läßt, die Politik, die Ausnutzung dieser Kraft in den Nationalforsten im öffentlichen Interesse zu regeln und Bezahlung für den erhaltenen Wert zu fordern. Das war der Anfang der Wasserkraftpolitik, an die sich das Publikum nun schon so gut wie gewöhnt hat, und die ohne Zweifel sehr bald zum Gesetz erhoben werden wird. Anfangs erregte sie aber heftigen Widerstand bei den Wasserkraftgesellschaften und solchen Kongreßvertretern ihrer Interessen wie Herrn Tawney und Herrn Bede.

Viele Gesetzvorlagen, die im Kongreß eingebracht wurden, zielten darauf hin, die Wasserkraftgesellschaften auf eine oder die andere Art von der Beaufsichtigung und der Zahlungspflicht zu befreien. Wenn diese Gesetze mir unterbreitet wurden, verweigerte ich meine Unterschrift, und der Schaden, den ihre Annahme für das öffentliche Wohl zur Folge gehabt hätte, wurde dem Publikum durch meine Botschaft vom 26. Februar 1908 aufs schärfste zum Bewußtsein gebracht. Von den Gesetzvorlagen war dann nicht mehr die Rede.

Nach demselben Prinzip von der Verwalterschaft wurden Eisenbahngesellschaften und andern Korporationen, die sich um Rechte in den Nationalforsten bewarben und sie erhielten, bestimmte Vorschriften über den Gebrauch dieser Rechte gemacht. Kurzum, die der Obhut des Forstamts an-

vertrauten natürlichen Hilfsquellen wurden ganz ehrlich und offenkundig zum Besten des Gemeinwohls verwendet, in voller Übereinstimmung mit dem scharf umrissenen und klar hervorgehobenen Grundsatz, daß die Rechte der Allgemeinheit in erster und die Interessen der Privatleute in zweiter Reihe stehen.

Der Kampf um die Sonderinteressen.

Als natürliche Folge dieser neuen Auffassung wurde von den Vertretern der Sonderinteressen in jeder nur möglichen Form erklärt, daß das Forstamt seine gesetzmäßigen Machtvollkommenheiten überschreite und die Absichten des Kongresses vereitele. Sobald sich eine Gelegenheit dazu ergab, wurden Prozesse angestrengt. Es ist der Erwähnung wert, daß trotz der Neuheit und Kompliziertheit der gesetzlichen Fragen, die es dabei zu berücksichtigen hatte, kein einziges Gericht der höchsten Instanz jemals gegen das Forstamt entschieden hat. Diese Feststellung umfaßt auch zwei einstimmige Entscheidungen des Oberbundesgerichts.

Bei der Verwaltung der Nationalforsten entdeckte das Forstamt, daß wertvolle Kohlengebiete in Gefahr standen, ohne angemessene Vergütung und ohne Sicherung gegen Monopol in Privathände überzugehen, und daß die bestehenden Gesetze nicht hinreichten, um dies zu verhindern. Als ich von diesen Zuständen erfuhr, entzog ich etwa achtundsechzig Millionen Morgen Kohlenland in den Vereinigten Staaten, einschließlich Alaskas, dem Verkauf in irgendeiner Form. Einzig und allein die Weigerung des Kongresses, im Interesse des Volkes zu handeln, war daran schuld, daß diese Ländereien gesperrt wurden.

Die Wasserstraßen und ihre Konservierung.

Die Bewegung zur Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen ging direkt aus der Forstbewegung hervor. Sie war nichts weiter als die Anwendung der im Forstwesen befolgten Grundsätze auf unsere andern natürlichen Hilfsquellen. Ohne die Grundlage einer öffentlichen Meinung, die für den Schutz der Wälder interessiert worden war, und ohne das Beispiel staatlicher Voraussicht zum Schutz dieser unserer natürlichen Hilfsquelle, die zu den bedeutendsten gehörte, wäre die Konservierungsbewegung unmöglich gewesen. Der erste formelle Schritt war die Einsetzung einer Kommission für die Wasserstraßen des Binnenlandes am 14. März 1907. In meinem Brief, der die Einsetzung anordnete, lenkte ich die Aufmerksamkeit auf unsere Ströme als bedeutende natürliche Hilfsquellen und auf die Notwendigkeit eines fortschreitenden Planes für ihre Entwicklung und Beaufsichtigung, und sagte: „Es ist nicht möglich, einen so umfassenden Plan wie diesen für die Beaufsichtigung unserer Flüsse aufzustellen, ohne die ordnungsmäßige Entwicklung anderer natürlicher Hilfsquellen in Betracht zu ziehen. Deshalb verlange ich von der Kommission für Wasserstraßen des Binnenlandes, daß sie den Zusammenhang der Ströme mit der Ausnutzung der großen dauern-



Der Krater-See in Oregon.
Einer der fünf neuen Nationalparks. (S. 331.)



Die Mississippi-Fahrt.

1. Roosevelt. 2. William Loeb.

„Das interessanteste Ereignis in der Geschichte der Kommission für Wasserstraßen des Binnenlandes war die Fahrt auf dem Mississippi im Oktober 1907.“ (S. 321.)

den natürlichen Hilfsquellen und ihre Erhaltung zum Zweck der Erschaffung und Unterhaltung gedeihlicher Heimstätten in Erwägung zieht."

Ein Jahr später äußerte ich mich in einem Schreiben über den Bericht der Kommission wie folgt:

„Der vorläufige Bericht der Kommission für Wasserstraßen des Binnenlandes war in jeder Hinsicht vortrefflich. Er entwirft einen allgemeinen Plan für die Verbesserung der Wasserstraßen, der, falls er angenommen wird, die Sicherheit bietet, daß die Verbesserungen praktische Ergebnisse in bezug auf eine Zunahme der Schiffahrt und des Wassertransports erzielen werden. In jedem seiner wesentlichsten Züge ist der von der Kommission empfohlene Plan neu. In dem Grundsatz, alle Ausnutzungen der Gewässer zusammenzufassen und doch jedes Wasserstraßensystem als Einheit zu betrachten, in dem Grundsatz, den Wasserverkehr mit dem Eisenbahn- und anderm Landverkehr in Zusammenhang zu bringen, in dem Grundsatz sachverständiger Aufstellung von Entwürfen, die mit kaufmännischer Voraussicht und den Bedürfnissen eines wachsenden Landes in Einklang stehen, in dem Grundsatz der gemeinsamen Arbeit von Einzelstaaten und Bundesregierung bei der Verwaltung und Ausnutzung der Wasserstraßen usw. ist der von der Kommission vorgelegte Plan neu und zugleich vernünftig und einfach. Der Entwurf verdient allgemeine Unterstützung. Ich bedaure, daß er nicht vom Kongreß angenommen worden ist, bin aber überzeugt, daß er schließlich angenommen werden wird."

Den Mississippi hinab.

Das interessanteste Ereignis in der Geschichte dieser Kommission war die Fahrt auf dem Mississippi im Oktober 1907, bei der ich als Präsident der Vereinigten Staaten der Ehrengast war. Dieser Ausflug verschaffte mit den Versammlungen, die dabei veranstaltet wurden, und dem allgemeinen Aufsehen, das er erregte, der Entwicklung unserer binnenländischen Wasserstraßen eine neue Stellung in der öffentlichen Meinung. Unterwegs wurde ein Brief verfaßt und mir überreicht, worin ich ersucht wurde, eine Konferenz für die Erhaltung unserer natürlichen Hilfsquellen einzuberufen. In Memphis (Tennessee) wurde dann in einer großen Versammlung angekündigt, daß ich beschlossen hätte, eine solche Konferenz einzuberufen.

Eine nationale Bewegung zur Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen.

Im November desselben Jahres schrieb ich an die Gouverneure der verschiedenen Staaten und die Präsidenten mehrerer bedeutenden Nationalgesellschaften, die mit unsern natürlichen Hilfsquellen zu tun hatten, und forderte sie auf, an der Konferenz teilzunehmen, die dann vom 13. bis 15. Mai 1908 im Ostsaal des Weißen Hauses stattfand. Es ist die Frage, ob — abgesehen von Kriegszeiten — einer Nation jemals eine neue Idee von gleicher Bedeutung vorgelegt und so wirksam und schnell ange-

nommen worden ist wie diese Bewegung zur Erhaltung unserer Hilfsquellen, die dem amerikanischen Volke von dieser Konferenz der Gouverneure vorgelegt wurde. Das erste Ergebnis war die einstimmige Erklärung der Gouverneure aller Staaten und Territorien über die Frage der Erhaltung: ein Schriftstück, das in jeder Schule im ganzen Lande hängen sollte. Des weiteren wurden sechsunddreißig staatliche Kommissionen zur Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen und am 8. Juni 1908 die Bundeskommission ernannt. Die Aufgabe der letzteren bestand darin, ein Inventar (und zwar das erste, das je für eine Nation aufgestellt worden ist) aller natürlichen Hilfsmittel vorzubereiten, die der Nation gehörten. Die Aufstellung dieses Inventars wurde durch eine Verordnung des Präsidenten ermöglicht, die der Kommission alle Hilfsmittel der Regierungsressorts zu Gebote stellte und die Organisation von Hilfskomitees ermöglichte, durch welche die wirklichen Tatsachen für das Inventar vorbereitet und bearbeitet wurden. Gifford Pinchot wurde zum Vorsitzenden dieser Kommission ernannt.

Der Bericht der Bundeskommission zur Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen war nicht nur das erste Inventar unserer Hilfsquellen, sondern stand wegen der Menge und Mannigfaltigkeit der zusammengebrachten Tatsachen in der Geschichte der Unionsregierung einzig da. Er wurde in sechs Monaten fertiggestellt. Er legte dem amerikanischen Volk klar und deutlich die wesentlichen Tatsachen über unsere natürlichen Hilfsquellen dar, da Tatsachen als Grundlage für unsere aufbauende Tätigkeit hochnotwendig waren. Dieser Bericht wurde dem Generalkongreß im Dezember vorgelegt, bei welchem zugegen waren: die Gouverneure von zwanzig Staaten, die Vertreter von zweiundzwanzig staatlichen Kommissionen und die Vertreter von sechzig Nationalorganisationen, die bereits früher bei der Konferenz im Weißen Hause vertreten gewesen waren. Der Bericht fand allgemeine Billigung und wurde mir am 11. Januar 1909 überwiesen. Am 22. Januar 1909 übermittelte ich den Bericht der Nationalen Konservierungskommission an den Kongreß und fügte ihm eine besondere Botschaft bei, in der er treffend „als eins der wichtigsten Dokumente, die jemals dem amerikanischen Volke vorgelegt wurden", bezeichnet war.

Ganz Nordamerika hat Interesse.

Die Generalkonferenz im Dezember 1908 hatte mir die Veranstaltung einer Nordamerikanischen Konferenz als ausführbar in Vorschlag gebracht. Ich beauftragte Gifford Pinchot, diese Einladung persönlich dem Generalgouverneur von Kanada, Lord Grey, Sir Wilfrid Laurier und dem Präsidenten Diaz von Mexiko zu überbringen, und fügte in meinem Einladungsbrief als Erläuterung zu diesem unsern Vorgehen hinzu: „Es liegt auf der Hand, daß natürliche Hilfsquellen nicht durch die Scheidegrenzen zwischen Nationen begrenzt sind, und daß das Bedürfnis, sie zu erhalten, auf diesem Kontinent ebenso groß ist wie das Gebiet, auf welchem sie vorhanden sind."

Dieser Aufforderung zufolge, die auch an die Kolonie Neufundland ergangen war, versammelten sich die Kommissare am 18. Februar 1909 im Weißen Hause. Kommissare für die Vereinigten Staaten waren: Gifford Pinchot, Robert Bacon und James R. Garfield. Nach einer fünftägigen Sitzung einigte sich die Konferenz auf eine Darlegung der Grundsätze und schlug dem Präsidenten der Vereinigten Staaten vor, „alle Nationen aufzufordern, zu einer Konferenz über die Hilfsquellen der Welt, ihre Zusammenstellung, ihre Erhaltung und weise Ausnutzung zusammenzutreten." Dementsprechend richtete Staatssekretär Robert Bacon am 19. Februar 1909 an fünfundvierzig Nationen Einladungsbriefe, in denen sie aufgefordert wurden, „Delegierte zu einer zu gelegener Zeit im Haag abzuhaltenden Konferenz zu entsenden, um dort mit den Delegierten anderer Länder zusammenzutreffen und zu beraten, um einen allgemeinen Plan für eine Aufstellung eines Inventars aller natürlichen Hilfsquellen der Welt in Erwägung zu ziehen und einen Entwurf für die Bekanntgabe der Ergebnisse eines solchen Inventars zu ersinnen, damit ein allgemeines Verständnis und eine Würdigung der Vorräte der Welt an den Materialien erzielt wird, die der Entwicklung der Zivilisation und der Wohlfahrt aller Völker der Erde zugrunde liegen". Nachdem ich aus dem Weißen Hause geschieden war, geriet dieses Projekt in Vergessenheit.

Kampf gegen Betrügereien.

Während der ersten Jahre meiner Amtszeit bestand meine ganze Staatslandpolitik hauptsächlich darin, diese Ländereien gegen Diebstahl und Betrug zu verteidigen. Die dahingehenden Bemühungen des Ministers Hitchcock führten zu den Prozessen wegen Gaunerei in Oregon, die mit der Verurteilung Senator Mitchells endeten und dazu beitrugen, Francis J. Heney als einen der besten und tüchtigsten Staatsdiener im ganzen Volk bekannt zu machen. Diese von Heney veranstalteten Untersuchungen wegen Betruges, sowie das der Annahme des Urbarmachungsgesetzes vorhergehende Studium der Staatsländereien und die Prüfung der Landbesitztitel in den Nationalwäldern durch das Forstamt trugen alle miteinander dazu bei, einen klareren Begriff von der Notwendigkeit der Landgesetzreform zu schaffen, und führten so zur Einsetzung des Generallandamts.

Die Kommission für Staatsländereien.

Die von mir am 22. Oktober 1903 eingesetzte Kommission für Staatsländereien war angewiesen, dem Präsidenten „über den Zustand, die Anwendung und Wirkung der heutigen Gesetze über Staatsländereien zu berichten und solche Änderungen vorzuschlagen, die erforderlich erscheinen, um die möglichst weitgehende Übertragung von Staatsländereien an wirkliche Ansiedler zu bewirken, die bleibende Heimstätten darauf gründen, und um ferner eine dauernde, vollkommene und wirksame Ausnutzung der Hilfsquellen dieser Staatsländereien zu sichern". Sie machte sich ohne Zeit-

sprechenden Verordnung wurde ihre Einsetzung folgendermaßen begründet: „Es ist sehr die Frage, ob sich irgendeine andere Nation in bezug auf die Aufmerksamkeit, die sowohl die Bundes- wie die Staatsregierung landwirtschaftlichen Fragen widmet, mit uns messen kann. Indessen sind unsere Bemühungen bisher nur darauf gerichtet gewesen, eine Vermehrung der Ernteergebnisse zu erzielen. Wir haben unsere ganze Aufmerksamkeit der Vervollkommnung der Bewirtschaftung zugewendet. Anfangs war es unbedingt richtig, das zu tun. Der Farmer muß vor allem gute Ernten erzielen, um sich und seine Familie zu erhalten. Ist diese Vorbedingung aber gesichert, so sollte das Bemühen, gut zu wirtschaften, nicht mehr alleinstehen, sondern von dem Bestreben begleitet sein, bessere Geschäfte zu machen und besser auf der Farm zu leben. Es ist mindestens ebenso wichtig für den Farmer, den größtmöglichen Gewinn an Geld, Behaglichkeit und gesellschaftlichen Vorteilen aus seinen Ernten zu ziehen, als die größtmöglichen Ernten auf dem von ihm bewirtschafteten Boden zu erzielen. Der Ackerbau macht nicht das ganze Landleben aus. Die großen ländlichen Interessen sind menschliche Interessen, und gute Ernten haben wenig Wert für den Farmer, wenn sie nicht einem freundlichen, behaglichen Leben auf der Farm den Weg ebnen."

Die Kommission für das Landleben hat Vortreffliches geleistet. Mittels eines weitverbreiteten Fragebogens unterrichtete sie sich über den Zustand des Landlebens in der ganzen Nation. Ihre Rundreise durch den Osten, Süden und Westen brachte sie mit einer großen Anzahl von Farmern und ihren Frauen in Berührung, verschaffte den Kommissaren sehr wertvolle Aufschlüsse aus erster Hand und legte den Grund zu dem bemerkenswerten Interesse für das Landleben, das seitdem in allen Kreisen der Nation erwacht ist.

Die Geschichte eines Farmers.

Unter den vielen Antworten, die auf die Rundfragen der Kommission einliefen, war eine der verständigsten — und beiläufig gesagt auch amüsantesten — die Geschichte eines Farmers aus Missouri. Er berichtete, daß er eine Frau und elf lebende Kinder habe, daß er wie seine Frau im dreiundfünfzigsten Lebensjahre stehe und daß sie 520 Morgen Land besäßen, ohne daß irgendeine Hypothek über ihren Köpfen schwebe. Ihm selbst war es gut gegangen, und seine Ansichten über die Gründe, weshalb es seinen Nachbarn nicht so gut ging, gaben zu denken. Diese Gründe waren in knappem und derbem Englisch ausgedrückt und können nicht wörtlich wiedergegeben werden. Er schreibt: die Farmstätten in seiner Gegend seien nicht so gut wie sie sein sollten, weil zu viele von ihnen mit Hypotheken belastet seien; die Schulen bildeten die Knaben und Mädchen nicht auf befriedigende Weise zum Leben auf den Farmen aus, weil sie den Kindern den Gedanken in den Kopf setzten, daß das Stadtleben besser sei; um dem zu steuern, müßten sie in praktischer Arbeit auf der Farm unterwiesen werden. Auf

die Frage, ob die Farmer und ihre Frauen in seiner Gegend zweckmäßig organisiert seien, erwidert er: „O, es gibt bei uns eine kleine Bande von Leuten, die nur ein Pferd besitzen, und jeder verflixte Kerl denkt, er sollte König sein.“ Auf die Frage: „Machen die Farmpächter in Ihrer Gegend gute Geschäfte?“ erwidert er: „Nein, weil sie zuviel umherzappeln, um sich nach etwas Besserm umzusehen.“ Auf die Frage: „Haben Sie in Ihrer Gegend genug Arbeiter?“ gibt er zur Antwort: „Nein. Weil die Leute das Babygeschäft aufgegeben haben.“ Als er gefragt wird, ob er ein Mittel dagegen wisse, antwortete er: „Geben Sie jeder Mutter, die auf amerikanischem Boden sieben lebendige Jungen zur Welt bringt, eine Pension.“ Die Antwort auf die Frage: „Sind die Bedingungen in Ihrer Gegend vorteilhaft für den Tagelöhner?“ lautet: „Ja, wenn er kein versoffener Kerl ist“, mit der hinzugefügten Bemerkung, daß er am liebsten jede Brennerei in die Luft sprengen und Bier und Whisky ausrotten möchte. Auf die Frage: „Sind die sanitären Verhältnisse auf den Farmen in Ihrer Nachbarschaft im ganzen befriedigend?“ erwidert er: „Nein. Zu liederlich mit den Hühnerhöfen, und ungenügend eingedeckte Brunnen. In einem Brunnen auf einer benachbarten Farm habe ich in der Brunnenwand sieben Schlangen gezählt, und sie benutzten das Wasser täglich. Jetzt ist seine Frau tot und der Farmer sieht sich nach einer andern um.“ Zum Schluß erklärt er, zur Besserung des Landlebens sei das Allernötigste „gute Landstraßen“, aber aus seinen Antworten geht sehr deutlich hervor, daß es vor allem auf das individuelle Gleichgewicht der Männer oder Frauen ankommt.

Kosten: keinen Cent.

Wie alle andern in diesem Kapitel geschilderten Kommissionen kostete auch die Kommission für das Landleben die Regierung keinen Cent, verschaffte dem Präsidenten und dem Lande aber eine Menge so genauer und so ungemein wichtiger Aufschlüsse, daß die Verteidiger der bestehenden Zustände erheblich in ihrer Ruhe gestört wurden; und deshalb erregte sie die erbitterte Opposition der Reaktionäre. Der Bericht der Kommission für das Landleben wurde dem Kongreß am 9. Februar 1909 durch mich übermittelt. In der beigefügten Botschaft beantragte ich 100000 Mark für den Druck und die Verbreitung des Berichtes und die Vorbereitung zur Veröffentlichung der ungeheuren Menge von Material, das von der Kommission gesammelt und noch nicht bekannt gegeben war. Die Antwort des Kongresses bestand nicht nur in der Ablehnung der nachgesuchten Summe, sondern in dem ausdrücklichen Verbot, diese Arbeit fortzusetzen. Der Tawneysche Zusatz zum Sundry-Civil-Gesetz untersagte dem Präsidenten, weitere Kommissionen einzusetzen, wenn er nicht vom Kongreß die ausdrückliche Ermächtigung dazu erhalte. Wäre dieses Verbot früher zum Gesetz erhoben und befolgt worden, so hätte es die Einsetzung der sechs Roosevelt-Kommissionen unmöglich gemacht. Aber ich hätte mich der Zusatzbestimmung

nicht gefügt. Herr Tawney, einer der eifrigsten Verfechter der Sonderinteressen gegenüber dem Staatswohl, den es im ganzen Hause gab, hat es später im Verein mit Senator Hale und andern fertig gebracht, meinen Nachfolger zur Annahme seines Standpunktes zu bewegen. In einem meiner letzten Regierungserlasse erwiderte ich dem Kongreß: wenn ich den Tawneyschen Zusatz nicht für verfassungswidrig hielte, würde ich gegen das ganze Sundry-Civil-Gesetz, worin er enthalten sei, mein Veto einlegen, und wenn ich im Amt bliebe, würde ich mich weigern, dem Gesetz zu gehorchen. In dem Memorandum hieß es:

„Der Hauptzweck dieser Verordnung besteht übrigens darin, den Präsidenten zu verhindern, das zu wiederholen, was er im vergangenen Jahr in bezug auf die Kommission zur Erhaltung der natürlichen Hilfskräfte und die Kommission für das Landleben getan hat. Dem Volke dieses Landes steht es zu, darüber zu entscheiden, ob es an die von den beiden genannten Kommissionen geleistete Arbeit glaubt oder nicht . . . .“ „Wenn es dafür ist, daß unsere Wasserstraßen gebessert werden, daß der Vergeudung unsres Bodens vorgebeugt wird, daß die Wälder erhalten und die Mineralschätze unseres Landes auf zweckmäßige Weise zum Besten der Nation und nicht lediglich zum Vorteil der Privatmonopole ausgenutzt werden, und daß die Lebensverhältnisse der auf den Farmen lebenden Männer und Frauen günstiger gestaltet werden, dann wird es die Handlungsweise jedes irgendwie für die Einfügung dieses Zusatzes verantwortlichen Menschen unbeschränkt verdammen und wird alle Mitglieder des Kongresses, die gegen die Einfügung waren, energisch unterstützen. Ich würde das Gesetz überhaupt nicht unterzeichnen, wenn ich das Amendement für wirksam hielte. Aber der Kongreß kann den Präsidenten nicht daran verhindern, Rat einzuholen. Jeder künftige Präsident kann tun, was ich getan habe, nämlich uneigennützige Männer, die dem Gemeinwohl zu dienen wünschen, ersuchen, dem Volke diese Dienste unentgeltlich in Kommissionen zu leisten . . . .“ „Mein Nachfolger, der gewählte Präsident, hat in einem Brief an die Senatskommission für die Bewilligung der Gelder die Beibehaltung und Unterstützung der Kommission für die Erhaltung der Naturschätze beantragt. Diese Kommission ist auf Ansuchen der Gouverneure von mehr als vierzig Staaten eingesetzt worden, und fast alle diese Staaten haben seitdem eigene Kommissionen ernannt, die in Gemeinschaft mit der Bundeskommission arbeiten. Fast alle bedeutenden Nationalorganisationen, die mit unsern natürlichen Hilfsquellen zu tun haben, wirken bereitwilligst mit der Kommission zusammen.

Angesichts all dieser ihm bekannten Tatsachen hat der Kongreß es abgelehnt, ein Gesetz zur Beibehaltung und Ausstattung dieser Kommissionen anzunehmen, und jetzt nimmt er ein Gesetz an, das den Zweck verfolgt, den Präsidenten daran zu hindern, die Kommission überhaupt beizubehalten. Die Regierung muß jetzt also diese Arbeiten aufgeben und die Mitwirkung der Staaten ablehnen, oder sie muß die Arbeit persönlich und durch von ihr ernannte Regierungsbeamte fortsetzen.“

Charles D. Walcott.

„Direktor der Geologischen Aufnahme, der durch seine Energie, seine Hartnäckigkeit und seinen Takt wirklich durchsetzte, daß das Urbarmachungsgesetz auf die wirksamste Weise angewendet wurde.“ (S. 308.)



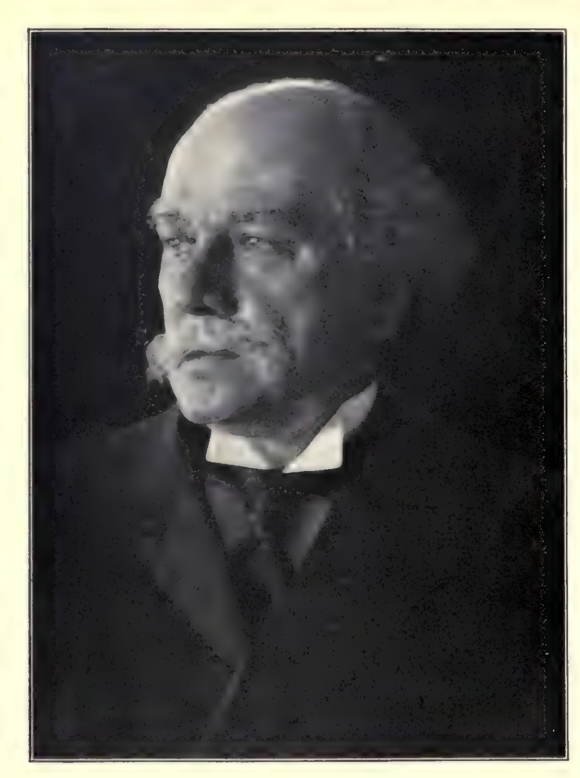
Francis J. Heney.



„Die Bemühungen des Ministers Hitchcock führten zu den Prozessen wegen Gaunerei in Oregon, die dazu beitrugen, Francis J. Heney als einen der besten und tüchtigsten Staatsdiener bekannt zu machen.“ (S. 323.)

Senator Francis G. Newlands.

„Am emsigsten von allen Senatoren bemühte sich Herr Newlands um die Ausarbeitung und Durchbringung des Urbarmachungsgesetzes, das später unter seinem Namen bekannt geworden ist.“ (S. 311.)



Staatssekretär Hitchcock.

„Auf Vorschlag des Präsidenten ersuchte der Staatssekretär des Innern, Herr Hitchcock, im Jahre 1901 das Forstbureau um fachmännischen Rat betreffs Verwaltung der Staatswälder.“ (S. 314.)

Die Handelskammer von Spokane in Washington, eine außerordentlich energische und weitblickende Organisation, veröffentlichte selbst den Bericht, den zu veröffentlichen sich der Kongreß so schmählich geweigert hatte.

Das Bureau für Holzkorporationen.

Die Tätigkeit des Korporationsbureaus unter Herbert Knox Smith bildete von Anfang an einen wichtigen Bestandteil der Bewegung. Herr Smith war Mitglied der Kommission für die Wasserstraßen des Binnenlandes und der Kommission zur Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen, und sein Bureau lieferte wertvolles Material für die Berichte beider Kommissionen. Die Prüfung des Holzbestandes der Vereinigten Staaten durch das Korporationsbureau lieferte zum erstenmal positiven Aufschluß über die bestehenden Tatsachen. Das Bureau befaßte sich mit mehr als neunhundert waldreichen Bezirken und brauchte dazu fünf Jahre. Die wichtigsten Tatsachen, die festgestellt wurden, waren, daß vor vierzig Jahren dreiviertel der Wälder in den Vereinigten Staaten Eigentum des Staates waren, während sich zur Zeit des Berichtes vier Fünftel des Waldbestandes in Privatbesitz befanden. Die Konzentration des Privateigentums hatte sich in so erstaunlichem Maße entwickelt, daß etwa zweihundert Eigentümer fast die Hälfte aller in Privatbesitz befindlichen Wälder der Vereinigten Staaten besaßen; und davon gehörten über zehn Prozent den drei größten Waldbesitzern: der Süd-Pazific-Bahn, der Nord-Pazific-Bahn und der Weyerhäuser Holzkompanie. Herr Smith äußert sich über diese Arbeiten wie folgt:

„Es war tatsächlich sehr wichtig für uns, diese Tatsachen kennen zu lernen, damit wir geeignete Schritte zur Rettung der noch vorhandenen Staatsforsten tun konnten. Aber noch viel wichtiger war es, daß diese Geschichte (und ebenso die Geschichte anderer Hilfsquellen) ein helles Licht auf die Haltung, die Überlieferung und die Regierungsauffassung des amerikanischen Volkes wirft. Der ganze Standpunkt des Volkes in bezug auf die rechten Ziele der Regierung, in bezug auf das Verhältnis des Besitzes zum Bürger und des Besitzes zur Regierung wurde zum erstenmal durch diese Arbeiten klargelegt."

Herbert Knox Smith über die Wasserkraft.

Auch in bezug auf die Wasserkraft leistete dieses Bureau Erstaunliches. Es lenkte nicht nur die öffentliche Aufmerksamkeit durch den Stoff, den es für meine Botschaft zur Begründung meines Vetos gegen das James-River-Deich-Gesetz lieferte, auf die Konzentration der Wasserkraftausbeutung, sondern es brachte durch seine Tätigkeit auch zur öffentlichen Kenntnis, daß zehn große Interessenten samt ihren Verbündeten über nahezu sechzig Prozent der entwickelten Wasserkräfte der Vereinigten Staaten verfügten. Kommissar Smith sagt: „Der wichtigste Teil der ganzen Arbeit bestand vielleicht in der deutlichen Klarlegung der Tatsache, daß der einzig richtige Ort für eine

Kontrolle der Wasserkräfte im allgemeinen Interesse diese Wasserkraftstellen selbst sind, und daß es bei den noch in Staatsbesitz befindlichen Kräften vor allem notwendig ist, daß der Staat den Anspruch darauf behält .... Die einzige Art, auf welche der Staat den natürlichen Nutzen an dem Wasserkraftplatz zurückgewinnen kann, ist, daß er den Platz für eine Summe pachtet, die vereint mit den Kosten der Krafterzeugung die Gesamtkosten der Wasserkraft auf dieselbe Höhe bringt wie die der Heizkraft, und daß er dann beide zum selben Preise abgibt, d. h. zum Preise der Heizkraft."

Über den Kampf um die Rechte der Einzelstaaten, den die Wasserkraftleute auf dem Kongreß zur Erhaltung der natürlichen Hilfsquellen im September 1909 in St. Paul ausfochten, sagt Herr Smith:

„Es war der erste offenkundige Beweis für die Schwenkung zur Demokratie, die von den Vertretern der Sonderinteressen eines logischen politischen Grundes wegen unternommen wurde, nämlich wegen der Benutzbarkeit des Gedankens von den Rechten der Einzelstaaten für die Zwecke der großen Korporationen. Diese Schwenkung bezeichnete offen den völligen Umschwung."

Eisenbahnen und Wasser.

Herr Smith machte die Kommission für Wasserstraßen des Binnenlandes auf die grundlegende Bedeutung aufmerksam, die für die Wasserstraßen in ihrem Verhältnis zu den Eisenbahnen besteht: auf den Umstand, daß der größte Teil des Verkehrs ein Verkehr auf weite Entfernungen ist, daß er nicht die ganze Entfernung auf dem Wasserwege zurücklegen kann, während er per Bahn überallhin geleitet werden kann, und daß deshalb die Macht der Eisenbahnen, sich mit den Wasserstraßen ins Einvernehmen zu setzen oder nicht, auf den praktischen Wert eines Flusses oder eines Kanals entscheidend einwirken muß. Auch den gewaltigen Wert der Endstationen hob er hervor, sowie den Umstand, daß unter fünfzig unserer wichtigsten Häfen mehr als die Hälfte der benutzbaren Wasserkante von einundzwanzig in den Händen der Eisenbahnen ist. Überdies wurden noch sehr wertvolle Berichte für beide Kommissionen ausgearbeitet. Abgesehen von dieser Darlegung der fundamentalen Tatsachen in bezug auf benutzbare Holzbestände, Wasserstraßen, Wasserkraft und Eisenerze trug Herr Smith noch mit dazu bei, den Gedanken, daß die Nation das Besitzrecht auf unsere natürlichen Hilfsquellen behalten und es durch Pachtsystem ausnutzen sollte, nicht nur aufzubringen, sondern der Volksseele fest einzuprägen.

Schöne Künste und „Pökelfässer".

Die oben aufgezählten Arbeiten übten einen sofortigen Einfluß auf die volkswirtschaftliche Wohlfahrt unseres Volkes aus. Es wurden auch noch gewisse Dinge unternommen, die darauf weniger einwirkten, aber im allgemeinen günstig für das Volkswohl waren, weil sie zur Verschönerung des Lebens und dadurch zur Freude am Leben beitrugen. Dazu zählt z. B.

die Heranziehung des großen Künstlers Saint-Gaudens, dem wir die schönsten Münzen verdanken, die es seit dem Verfall des alten Griechenlands gegeben hat. In diesem Fall vermochte ich der Münze selbst zu befehlen, Saint-Gaudens mit der Sache zu beauftragen. Die erste und allerschönste seiner Münzen wurde zu Tausenden ausgegeben, ehe der Kongreß zusammentrat und sich einmischen konnte, und alle übrigen Münzen wurden sehr viel schöner, als sie gewesen waren. Auf dieselbe Weise erhielten wir auf den Rat und Vorschlag Frank Millets hin einige wirklich vortreffliche Medaillen von hervorragenden Bildhauern. Auf meine Verfügung mußten alle in Washington errichteten neuen Gebäude nach Plänen der ersten Baumeister und Landschaftsarchitekten gebaut und in ein richtiges Verhältnis zu dem schon Vorhandenen gebracht werden. Ich setzte auch einen Rat der Schönen Künste ein: eine unbesoldete Körperschaft aus den besten Architekten, Malern und Bildhauern des Landes, mit denen sich die Regierung über die Errichtung und Ausschmückung aller neuen Gebäude beriet. Die „Pökelfaß"-Senatoren und -Kongreßmitglieder brachten dieser Körperschaft eine instinktive und von ihrem Standpunkt aus auch wohl natürliche Abneigung entgegen, und mein Nachfolger hat die Ernennung wenige Monate nach seinem Amtsantritt widerrufen und den Rat aufgelöst.

Tierleben.

Fast noch wichtiger waren die Maßnahmen zum Schutz der schönen und wunderbaren wilden Geschöpfe, deren Dasein durch Habgier und Mutwillen bedroht wurde. Im Laufe der siebenundeinhalb Jahre, die mit dem 4. März 1909 ihren Abschluß fanden, wurde mehr für die Beschirmung des Tierlebens der Vereinigten Staaten getan als während der ganzen vorhergehenden Jahre, wenn man von der Schaffung des Yellowstone-Nationalparks absieht. Es wurden fünf Nationalparks geschaffen: der Krater-See in Oregon; Wind Cave in Süddakota; Platt in Oklahoma; Sully Hill in Norddakota und Mesa Verde in Colorado; vier Asyle für Großwild in Oklahoma, Arizona, Montana und Washington; einundfünfzig Vogelschutzgebiete; außerdem wurden Gesetze zum Schutz des wilden Tierlebens in Alaska, Columbien und den National-Vogelschutzgebieten erlassen. Diese Maßnahmen seien wie folgt kurz aufgezählt:

Regulierung des Exports von Köpfen und Trophäen großer wilder Tiere und Verhütung der Wildmetzelei zur Fellgewinnung in Alaska durch die ersten Jagdgesetze für Alaska im Jahre 1902 und 1908.

Sicherung eines Staatsbeitrages zur Erhaltung der Büffel und zur Gründung der ersten und jetzt auch größten der Regierung gehörigen Büffelherde im Yellowstone-Nationalpark, 1902.

Schaffung des Wichita-Wildschutzgebiets, des ersten seiner Art, durch Gesetz vom 24. Januar 1905. Zwei Jahre später wurden 12000 Morgen dieses Schutzgebiets mit Drahtzaun eingehegt, um die vom New Yorker Zoologenverein geschenkte Herde von fünfzehn Büffeln aufzunehmen.

Schaffung des Wildschutzgebiets im Grand Cañon, Arizona, das heute 1492928 Morgen umfaßt, durch Gesetz vom 29. Juni 1906.

Erlaß des Naturdenkmals-Gesetzes vom 8. Juni 1906, durch welches eine Menge Gegenstände von wissenschaftlichem Interesse auf immer erhalten bleiben werden. Dazu gehören die Muirwälder, das Nationaldenkmal in Kalifornien und das Mount-Olympus-Nationaldenkmal im Staate Washington, die alle wichtige Asyle für Tiere bilden.

Der Erlaß des Gesetzes 'vom 30. Juni 1906, das das Jagen im Distrikt Columbia regelt und drei Viertel der Umgebung der Bundeshauptstadt innerhalb des Distrikts tatsächlich zu einem nationalen Zufluchtsort macht.

Einrichtung eines National-Bisonbezirks in Montana laut Gesetz vom 23. Mai 1908. Diese Weidestrecke enthält etwa 18000 Morgen Land von dem ehemaligen Territorium der Flachkopfindianer, auf dem jetzt achtzig Bisonbüffel untergebracht sind. Den Grund zu diesem großen Bestand hat ein Geschenk des amerikanischen Bisonvereins an die Regierung gelegt.

Vogelschutzverfügung für das Niobrara-Militärgebiet in Nebraska, die diesen ganzen Bezirk in ein Vogelschutzgebiet umschuf (1908).

Regierungs-Verfügungen vom 14. März 1903 bis zum 4. März 1909, durch welche einundfünfzig National-Vogelschutzgebiete in siebzehn Staaten und Territorien von Porto Rico bis Hawaii und Alaska gegründet wurden. Durch die Schaffung dieser Schutzgebiete nahmen die Vereinigten Staaten in Sachen des Weltvogelschutzes mit einem Schritt den ersten Platz ein. Zu diesen Schutzgebieten zählten u. a. der berühmte Krähenforst auf der Pelikaninsel im Indian River, Florida; das Schutzgebiet an der Mosquitobucht in Florida, das nördlichste Heim des Lamantin; die ausgedehnten Sümpfe am Klamath und Malheur-See in Oregon, früher der Schauplatz ruchloser Entenmetzelei zu Verkaufszwecken und erbarmungsloser Vernichtung schön gefiederter Vögel für den Putzmacherhandel; Tortugas Key in Florida, wo im Verein mit dem Carnegie-Institut Experimente über den Heimkehrinstinkt der Vögel angestellt wurden; und die großen Vogelkolonien auf Laysan und andern kleinen Inseln in Hawaii, die zu den größten Seevogelkolonien der Welt zählen.

Zwölftes Kapitel.

Der dicke Stock und ein ehrlicher Handel.

Eine der wichtigsten Fragen, mit denen ich als Präsident zu tun hatte, war das Verhalten der Nation gegenüber den großen Korporationen. Wer die tiefgründige Philosophie der Lincolnschen Schule des amerikanischen politischen Denkens begreift und nach ihr handelt, kann nicht umhin, in seinem Glauben an eine starke und tüchtige Nationalregierung Anhänger Hamiltons und in seinem Glauben an das Volk als höchste Autorität und an die Wohlfahrt des Volkes als Endzweck und Ziel der Regierung Anhänger Jeffersons zu sein.

Freiheit und Erlaubnis, unrecht zu tun.

Die Männer, die zuerst die extremen demokratischen Theorien auf das amerikanische Leben anwandten, waren wie Jefferson Ultraindividualisten, denn damals verlangte unser Volk die weitgehendste Freiheit für das Individuum. Im Laufe des seit Jeffersons Präsidentschaft verflossenen Jahrhunderts hat sich dieses Bedürfnis in das direkte Gegenteil verwandelt. In unserm Lande war es zu einer wahren Schwelgerei im individualistischen Materialismus gekommen, in welcher sich die vollkommene Freiheit für den einzelnen — das was Präsident Wilson hundert Jahre nach der Zeit, wo der Ausdruck verzeihlich war, die „Neue Freiheit" genannt hat — in der Praxis in die vollkommene Freiheit der Starken zur Unterdrückung der Schwachen umgestaltet hat. Der vollständige Mangel irgendeiner Kontrolle seitens der Regierung hatte in der Welt der Finanz und Industrie zu einem unheimlichen Anwachsen natürlicher Individuen wie auch künstlicher Individuen — d. h. der Korporationen — geführt. In keinem andern Lande der Welt waren so ungeheure Vermögen angesammelt worden. In keinem andern Lande der Welt besaßen die Männer, die diese Vermögen erworben hatten, solche Macht; und diese Männer arbeiteten fast immer durch oder doch mittels der riesenhaften Korporationen, die sie beherrschten. Die Gewalt der mächtigen Industriebarone des Landes hatte mit Riesenschritten zu-

genommen, während alle Methoden, sie seitens des Volkes mittels der Regierung zu beaufsichtigen und ihre Mißbräuche abzustellen, veraltet und infolgedessen so gut wie wirkungslos waren.

Die Gerichte als Förderer der Reaktion.

Die Gerichtshöfe waren begreiflicher-, aber bedauerlicherweise und sehr zum Schaden des Volks und ihres eigenen Ansehens seit einem Vierteljahrhundert Handlanger der Reaktion gewesen und hatten es durch widersprechende, aber im ganzen doch dem Volkswohl feindliche Entscheidungen so weit gebracht, daß sowohl die Nation wie die Einzelstaaten so gut wie außerstande waren, mit den großen Korporationen fertig zu werden. Manchmal verboten sie der Nation, sich überhaupt einzumischen, weil eine solche Einmischung eine Beeinträchtigung der Rechte der Einzelstaaten sei; manchmal verboten sie wieder den Einzelstaaten jede Einmischung (und oftmals taten sie klug daran), weil eine solche einen Eingriff in die Rechte der Nation bedeute. Aber immer, oder doch fast immer war ihre Tätigkeit den Volksinteressen gegenüber rein negativ und fein ersonnen, um die Macht gegen das Unrecht zu beschränken, statt positiv zu sein und dem Volk das Recht zu verleihen, das Unrecht gutzumachen. Sie hatten diese Entscheidungen oft geradezu als Verfechter der Eigentumsrechte gegen die Menschenrechte abgegeben, indem sie besonders eifrig darauf bedacht waren, die Rechte gerade der Leute zu wahren, die durchaus imstande waren, für sich selbst zu sorgen — und das sogar zuweilen im Namen der Freiheit — der sogenannten „neuen", aber in Wirklichkeit uralten Freiheit —, die den Mächtigen erlaubte, die Armen und Hilflosen auszubeuten.

Die falschen und die richtigen Heilmittel.

Das schlimme war, daß die Leute, die diese Übel erkannten und zu heilen suchten, auf zwei ganz verschiedene Arten zu Werke gingen, und gerade die große Mehrzahl auf eine Art, die sehr wenig Besserung versprach. Sie versuchten (nach der Methode des Sherman-Gesetzes), einen Individualismus aufrechtzuerhalten, der sich bereits als nichtig und verderblich erwiesen hatte, und durch noch größeren Individualismus die gedrängte Machtfülle zu heilen, die die unvermeidliche Folge des bereits herrschenden Individualismus war. Sie sahen das Unheil, das die großen Korporationen anrichteten, und suchten ihm abzuhelfen, indem sie die Korporationen vernichteten und das Land auf die wirtschaftlichen Zustände der Mitte des Jahrhunderts zurückführten. Das war ein hoffnungsloses Beginnen, und alle, die sich darauf einließen, waren, obwohl sie sich als radikale Fortschrittler betrachteten, in Wirklichkeit doch nur eine Abart der echten, bäurischen Konservativen. Sie verwechselten Monopole mit großen Geschäftskorporationen, und indem sie beide zu unterbinden trachteten, statt das eine energisch zu verbieten und das andere wirksam zu kontrollieren, gelang es ihnen nur, zu verhindern, daß beiden wirksam gesteuert wurde.

Andererseits sahen einige wenige Menschen ein, daß Korporationen und Genossenschaften für die Geschäftswelt unentbehrlich geworden waren, daß es töricht war, sie verhindern zu wollen, aber ebenso töricht, keinerlei Kontrolle über sie auszuüben. Diese Männer begriffen, daß die Lehrsätze der alten Laissez-faire-Nationalökonomen, der Verfechter des unbeschränkten Wettbewerbs und des unbeschränkten Individualismus, beim gegenwärtigen Stand der Dinge verkehrt und schädlich waren. Sie begriffen, daß die Regierung nunmehr eingreifen mußte, um die Arbeit zu schützen, um die großen Korporationen dem Gemeinwohl unterzuordnen und List und Betrug genau in derselben Weise unschädlich zu machen, wie sie seit Jahrhunderten die physische Kraft unschädlich gemacht hat, die durch Gewalttat unrecht tut.

Die Tyrannei der Geldherrschaft.

Die großen Reaktionäre der Geschäftswelt und ihre Werkzeuge und Verbündeten unter den Politikern und Redakteuren machten sich diese Spaltung der Meinungen zunutze, und ganz besonders den Umstand, daß die meisten ihrer Gegner sich auf dem verkehrten Wege befanden, und wandten alle Kampfmittel auf, um alles beim alten zu erhalten. Diese Leute verlangten für sich selbst eine Befreiung von der staatlichen Kontrolle, die, falls sie gewährt worden wäre, ebenso töricht und ruchlos gewesen wäre, wie die gleiche unbeschränkte Freiheit für die Barone des zwölften Jahrhunderts. Viele von ihnen waren schlechte Menschen. Manche andere waren ebenso gute Leute wie einige jener Barone, aber sie waren ebenso vollkommen unfähig wie irgendein mittelalterlicher Baron zu begreifen, worin das Allgemeinwohl eigentlich bestand. Es hat Aristokratien gegeben, die auf gewissen Stufen der menschlichen Entwicklung eine bedeutende und wohltätige Rolle gespielt haben. Aber wir waren auf der Stufe angelangt, wo unser Volk einer wirklichen Demokratie bedurfte, und von allen Gestalten der Tyrannei ist die abstoßendste und gemeinste die Tyrannei des bloßen Reichtums, die Tyrannei einer Plutokratie.

Die Macht, die Kontrolle auszuüben.

Als ich Präsident wurde, war die Frage der Methode, durch welche die Regierung die Korporationen kontrollieren sollte, noch nicht sehr wichtig, und zwar ganz einfach deshalb, weil die große Lebensfrage, ob die Regierung überhaupt die Macht dazu besäße, noch nicht zugunsten der Bundesregierung entschieden war. Es war nutzlos, über Methoden zur Kontrolle großer Korporationen zu reden, ehe es unzweifelhaft festgestellt war, daß die Bundesregierung die Macht besaß, eine solche Kontrolle auszuüben. Eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofs hatte, anscheinend endgültig, bestimmt, daß die Bundesregierung diese Macht nicht besitze. Diese Entscheidung ließ ich durch den Gerichtshof, der sie gefällt hatte, aufheben; und die jetzige Macht, wirksam gegen die Trusts vorzugehen, verdankt die Bundesregierung einzig und allein dem Umstande, daß es der Verwaltung gelang,

das Oberbundesgericht zur Aufhebung seiner früheren Entscheidung zu bewegen.

Die Verfassung war in der Hauptsache deshalb geschaffen worden, weil es unbedingt nötig geworden war, irgendeiner Zentralbehörde die Macht zu verleihen, den Handel zwischen Staat und Staat zu regeln und zu kontrollieren. Zu jener Zeit, da die Korporationen erst in den Kinderschuhen steckten und große Genossenschaften noch ganz unbekannt waren, machte die Ausübung der übertragenen Gewalt keinerlei Schwierigkeiten. In der Theorie unterlag das Recht der Nation auf die Ausübung dieser Machtvollkommenheit noch immer keinem Zweifel. Aber die wechselnden Umstände verdunkelten die Frage in den Augen des Volkes, und die bewußten und unbewußten Verfechter eines unbeschränkten und unkontrollierbaren Kapitalismus verstanden es, dies theoretische Kontrollrecht der Nation allmählich zu beschneiden, bis es so gut wie verschwunden war. Nach dem Bürgerkrieg trat zugleich mit dem gewaltigen Anwachsen der Industrieunternehmungen in diesem Lande eine Periode reaktionärer Gerichtsentscheidungen ein, die in bezug auf Korporationen in dem sogenannten Knightschen Falle ihren Höhepunkt erreichten.

Der Knightsche Fall.

Das Shermansche Antitrustgesetz kam zustande, weil die Entstehung des Tabaktrusts und des Zuckertrusts, der beiden einzigen großen Trusts, die es damals bei uns gab (abgesehen von dem Petroleumtrust, der allmählich gewachsen ist), beim Volk das Verlangen nach Gesetzen zur Vernichtung von Monopolen und zur Niederhaltung industrieller Genossenschaften erweckte, das jenes Antitrustgesetz befriedigen sollte. Die Präsidenten Harrison und Cleveland legten dies Gesetz augenscheinlich so aus, als ob es solche Gründungen für die Zukunft untersagte, die schon bestehenden aber nicht verurteilte. Aber im Jahre 1895 brachte der Zuckertrust, dessen Produktion ursprünglich fünfundfünfzig Prozent des gesamten in den Vereinigten Staaten hervorgebrachten Zuckers umfaßte, drei andere Zuckergesellschaften in Philadelphia in seine Gewalt, indem er seine Aktien gegen die ihrigen austauschte, und vergrößerte sein Geschäft dadurch so, daß er schließlich achtundneunzig Prozent der Gesamtproduktion in Händen hatte. Unter Cleveland eröffnete die Regierung ein Verfahren gegen den Zuckertrust, indem sie sich auf das Antitrustgesetz berief und die Aufhebung der Hinzunahme jener drei Korporationen beantragte.

In dem entscheidenden Prozeß handelte es sich um die Aufsaugung der Knight Company. Das Oberbundesgericht entschied mit nur einer abweichenden Stimme gegen die Regierung. Es ging von dem Standpunkt aus, daß die von der Verfassung verliehene Macht zur Regelung und Kontrolle des Handels zwischen Staat und Staat sich nicht auf die Erzeugung oder Fabrikation von Handelsartikeln innerhalb eines Staates erstrecke, und daß kein Paragraph des Antitrustgesetzes eine Korporation hindere, durch Austausch ihrer Aktien gegen die der andern sämtliche Aktien anderer Kor-



Gifford Pinchot.

„Gifford Pinchot ist der Mann, dem die Nation am meisten Dank schuldet für alles, was in bezug auf die natürlichen Hilfsquellen unseres Landes geschehen ist.“ (S. 309.)



James R. Garfield.

„Die am 4. März 1907 erfolgte Ernennung James R. Garfields zum Minister des Innern führte für die Auslegung und Anwendung der Gesetze für Staatsländereien eine ganz neue Ära herauf." (S. 324.)

porationen an sich zu bringen; ein solcher Austausch war nach Ansicht des Gerichts kein „Handel", selbst wenn die Korporation durch diese Erwerbung in den Stand gesetzt wurde, die gesamte Produktion eines zum Leben notwendigen Artikels an sich zu bringen.

Die Aufhebung des Antitrustgesetzes.

Das Ergebnis dieser Entscheidung war nicht nur die vollkommene Aufhebung des Antitrustgesetzes, insoweit es industrielle Korporationen betraf, sondern auch die tatsächliche Erklärung, daß die Bundesregierung der Verfassung gemäß kein wahrhaft wirksames Gesetz zur Vernichtung oder Kontrolle solcher Geschäftskombinationen erlassen könne.

Infolge dieser Entscheidung war die Regierung, oder vielmehr das Volk der Vereinigten Staaten, vollkommen machtlos in bezug auf die großen Korporationen des modernen Geschäftslebens. Bei Gelegenheit anderer Fälle bestätigten die Gerichte die Macht der Bundesregierung zur Durchführung des Antitrustgesetzes, soweit die Frachttarife der zwischen verschiedenen Staaten verkehrenden Eisenbahnen in Betracht kommen. Aber solange die Trusts in der Lage waren, die Produktion von Handelsartikeln ohne Einmischung seitens der Regierung zu beherrschen, war es ihnen ziemlich einerlei, wie sich der Transport dieser Ware gestaltete — zumal da das Gesetz gegen die Tarifermäßigungen damals ein toter Buchstabe war; und das Gericht hatte durch seine Entscheidung im Falle Knight dem Präsidenten und dem Kongreß jede Einmischung in die Erzeugung von Handelsartikeln untersagt. Auf diesen Ausgang des Knight-Prozesses hin sind dann alle großen Trusts der Vereinigten Staaten, bis auf die schon erwähnten, geschaffen worden. In der Regel wurden sie als abhängige Gesellschaften organisiert; jede brachte die kleineren Korporationen in ihre Gewalt, indem sie ihre Aktien gegen die jener eintauschte, ein Verfahren, das der Entscheidung des Oberbundesgerichts gemäß von der Unionregierung weder untersagt noch kontrolliert, noch geregelt oder überhaupt beanstandet werden konnte.

Die „Nördliche Hypothekengesellschaft".

So stand es mit unseren Gesetzen, als ich die Präsidentschaft antrat. Kurz zuvor hatte sich eine kleine Gruppe von Geldleuten zusammengetan, um die Hilflosigkeit, in die der Knight-Prozeß die Regierung versetzt hatte, auszunutzen und so gut wie das ganze Eisenbahnsystem des Nordwestens in ihre Gewalt zu bringen, und zwar sollte das fraglos nur der erste Schritt zur Beherrschung des gesamten Eisenbahnsystems der Vereinigten Staaten sein. Diese Beherrschung der Eisenbahnsysteme des Nordwestens sollte durch die Organisierung einer neuen Gesellschaft und den Austausch ihrer Aktien gegen die der verschiedenen Korporationen, die in jenem gewaltigen Gebiet den Eisenbahnverkehr besorgten, bewerkstelligt werden, genau so, wie der Zuckertrust die Knight-Gesellschaft und andere Betriebe in seine Gewalt ge-

bracht hatte. Die Gesellschaft nannte sich die „Nördliche Hypothekengesellschaft“ (Northern Securities Company). Ich war erst seit kurzer Zeit Präsident, als ich auf den Rat des Generalstaatsanwalts Knox, und durch ihn, ein Verfahren zwecks Auflösung dieser Gesellschaft einleiten ließ. Soweit man nach ihren damaligen Aussprüchen urteilen durfte, war Knox unter allen bedeutenden Juristen der Vereinigten Staaten der einzige, der glaubte, daß dieses Vorgehen Erfolg haben könne. Die Verteidigung gründete sich direkt darauf, daß das Oberbundesgericht im Knight-Prozeß die Gründung einer Gesellschaft wie der „Nördlichen Hypothekengesellschaft“ ausdrücklich gutgeheißen habe. Die Vertreter der Privilegien deuteten an oder behaupteten auch wohl ganz offen, daß ich durch Einleitung dieser Klage einen Mangel an Achtung vor dem Oberbundesgericht bewiesen hätte, da es ja die Frage schon mit acht Stimmen gegen eine entschieden habe. Der Richter (jetzige Oberrichter) White legte diesen Standpunkt mit einer meines Erachtens unwiderleglichen Logik dar. Indem er die Gründe der abweichenden Minorität in bezug auf die von mir erhobene Anklage auseinandersetzte, sagte er:

„Die Parallele zwischen den beiden Fällen (dem Fall Knight und dem der ‚Nördlichen Hypothekengesellschaft‘) ist eine vollkommene. Die eine Korporation brachte die Aktien anderer Konkurrenzkorporationen durch Austausch gegen ihre eigenen an sich. Es wurde in jenem Falle zugegeben, daß dadurch ein Monopol auf Zuckerraffinerie zustande gebracht wurde, daß der zu erzeugende Zucker zu einem Handelsartikel zwischen Staat und Staat werden konnte, und es zum Teil ganz gewiß werden müßte. Dennoch wurde entschieden, daß die Macht des Kongresses sich nicht auf diese Sache erstrecke, weil der Besitz der Aktien seitens der Korporationen an und für sich kein Handel sei.“

Aufhebung der Entscheidung im Falle Knight.

Darin hatte Herr White vollkommen recht. Die Fälle waren vollkommene Parallelfälle. Es war im Interesse des Volkes gegen Monopol und Privilegium erforderlich, den Knightschen Fall umzustoßen, gerade wie es nötig gewesen war, den Dred Scottschen Fall im Interesse des Volkes gegen Sklaverei und Privilegium umzustoßen -- und wie es später nötig wurde, den New Yorker Bäckerladenprozeß im Interesse des Volkes gegen diejenige Form monopolisierten Privilegiums umzustoßen, die die Eigentumsrechte über die Menschenrechte stellte, wo es sich um Arbeiter handelte.

Das Oberbundesgericht widerrief sein Urteil im Knight-Prozeß mit fünf Stimmen gegen vier und trat damit in den Prozeß gegen die Northern Securities Company auf die Seite der Regierung. Die Machtvollkommenheit, sich mit Industriemonopolen zu befassen und Geschäftskombinationen zu beaufsichtigen und zu regeln, deren der Fall Knight die Bundesregierung beraubt hatte, wurde ihr also durch den Prozeß gegen die „Nördliche Hypothekengesellschaft“ zurückgegeben.

Der Tabak- und der Petroleumtrust.

Nachdem dieses Urteil gefällt war, wurde auf meine Veranlassung auch Klage gegen die „Amerikanische Tabakgesellschaft“ und gegen die „Petroleumgesellschaft“ (Standard Oil Company) erhoben. Beide wurden durch Gerichtsspruch für „verbrecherische Verschwörungen“ erklärt und aufgelöst. Der Fall Knight war endgültig für hinfällig erklärt. Die häßliche Lehre, die er verkörperte, ist jetzt kein Hindernis mehr, das der Gerechtigkeit den Weg versperrt, wenn sie das Monopol angreift. Die Herren Knox, Moody und Bonaparte, die nacheinander das Amt des Generalstaatsanwalts unter mir so vortrefflich verwalteten, waren grundgelehrte Juristen und furchtlose, begabte Männer, und sie haben der neueren und heilsameren Lehre, nach der die Bundesregierung jetzt gegen monopolisierte Genossenschaften und Verschwörungen vorgehen kann, zur Anerkennung verholfen.

Die in diesen Fällen auf meinen Antrag ergangenen Entscheidungen bilden die ganze Autorität, auf der ein Verfahren beruhen muß, das eine Beschränkung der Monopolwirtschaft seitens der Bundesregierung bezweckt. Die Männer, die an der Spitze der Northern Securities Company standen, waren zugleich die leitenden Kräfte in der Stahlkorporation, die seitdem auch in Anklagezustand versetzt wurde. Das Verfahren gegen den Zuckertrust wegen Bestechung im Zusammenhang mit dem New Yorker Steueramt ist interessant genug, um besonders betrachtet zu werden.

Die Macht zu vernichten, aber nicht zu regeln.

Was die Tatsache anbetrifft, daß der Nationalregierung volle Gewalt über die Korporationen gegeben wurde, die in verschiedenen Staaten ihr Geschäft betrieben, so ist das Urteil in dem North-Securities-Prozeß sowie alle andern ähnlichen gerichtlichen Entscheidungen in bezug auf andere Korporationen, deren Auflösung verfügt wurde, von einer Bedeutung, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Der Sieg in dem Verfahren gegen die Northern Securities Company stellte die Macht der Regierung, gegen große Korporationen einzuschreiten, endgültig fest. Wäre dieser Sieg nicht gewesen, so hätte die Bundesregierung in bezug auf die wichtigsten ihrer innern Funktionen in der Hilflosigkeit verharren müssen, in die der Fall Knight sie versetzt hatte. Aber wenn es uns auch gelungen war, die Macht der Bundesregierung zur Beschränkung der Monopole festzustellen, so war damit doch noch nicht die richtige Methode, diese Gewalt auszuüben, festgestellt. Die Macht hatten wir errungen; die richtige Methode, sie zur Anwendung zu bringen, hatten wir noch nicht entdeckt.

Monopole können, wenn auch auf ziemlich umständliche Weise, durch Prozesse umgestoßen werden. Große Geschäftsverbindungen lassen sich aber nicht durch bloße Prozesse von schädlichen in nützliche Industriefaktoren umgestalten, und noch weniger durch Prozesse, von denen man glaubt, daß sie ihre Vernichtung und nicht nur ihre Beaufsichtigung und Regelung bezwecken. Ich begann sofort, dem Kongreß die dringende Notwendigkeit von Ergän-

zungsvorlagen zum Antitrustgesetz darzulegen, denn dieses Gesetz traf alle, die guten wie die schlechten großen Geschäfte gleichermaßen; es reichte, wie sich sehr bald zeigte, durchaus nicht zur Hemmung der schädlichen großen Geschäfte hin, wohingegen es für anständige Geschäftsleute eine ständige Drohung bedeutete. Ich beantragte aufs dringendste die Aufstellung eines gründlichen und durchgreifenden Systems zur staatlichen Regelung und Beaufsichtigung aller großen Geschäftsverbindungen, die in verschiedenen Staaten ihr Geschäft betrieben.

Widerstand gegen die Beaufsichtigung.

In dieser Hinsicht war es mir nur vergönnt, einen geringen Teil von dem, was ich zu vollbringen hoffte, durchzusetzen. Mir standen dabei nicht nur die törichten Radikalen gegenüber, die alle großen Geschäfte zu vernichten wünschten, weil ihnen das unmögliche Ideal vorschwebte, zu den Industrieverhältnissen der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zurückzukehren, sondern auch die großen privilegierten Interessen selbst, die diese in der Regel — aber nicht immer ganz — wohlmeinenden „Locktauben-Fortschrittler" zur Förderung ihrer Sache benutzten. Die schlimmsten Vertreter des Großgeschäfts unterstützten das Gezeter nach vollkommener Beseitigung des Großgeschäfts, weil sie wußten, daß man ihnen auf die Art nichts anhaben konnte, und daß ein solches Gezeter die Aufmerksamkeit des Publikums von den wahrhaft wirksamen Methoden zu ihrer gerechten, aber strengen Beaufsichtigung ablenkte, die von vernünftigen Reformern empfohlen wurden. Indessen gelang es uns doch, einen guten Anfang zu machen, indem wir den Erlaß eines Gesetzes erreichten, das das „Amt für Handel und Arbeit" und damit die Gründung des Korporationsamtes ins Leben rief. Der erste Leiter des Amtes für Handel und Arbeit war der spätere Schatzsekretär Herr Cortelyou; ihm folgte Herr Oscar Straus. Der erste Leiter des Korporationsamtes war Herr Garfield, dem Herr Herbert Knox Smith folgte. Vom Standpunkt des Volkes aus konnte es keine besseren Staatsdiener geben als diese vier Männer.

Die Petroleumgesellschaft stand an der Spitze der Opposition gegen diese Gesetzgebung. Das war nur natürlich, denn sie hatte am ärgsten dadurch gesündigt, daß sie durch allerlei ungehörige Methoden auf Kosten ihrer Konkurrenten und des Publikums ungeheure Vermögen anhäufte, und war nicht vor der Bestechung von Staatsbeamten zurückgescheut. Wenn jemand dieses Urteil für zu scharf hält, so verweise ich ihn auf die offiziellen Worte, die das Oberbundesgericht in seiner Entscheidung gegen die Petroleumgesellschaft gebrauchte. Sie tat ihr möglichstes, um das Gesetz für die Einrichtung eines Korporationsamtes durch ihre Rechtsanwälte und durch Briefe und Telegramme von verschiedenen Hauptquartieren der Standard-Oil-Organisationen aus zu hintertreiben. Aber ich bekam einige dieser Briefe und Telegramme in die Hände und veröffentlichte sie sofort; und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, waren die Männer, die allmächtig

waren, solange sie im Geheimen und hinter verschlossenen Türen wirken konnten, ganz machtlos, sobald man sie vor die Öffentlichkeit drängte. Das Gesetz wurde ohne weitere Schwierigkeiten angenommen.

Der richtige Weg: eine Bundeskommission.

Die einzig richtige Art, mit Monopolen umzugehen, besteht darin, sie durch Verwaltungsmaßnahmen zu verhindern, ehe sie so mächtig werden, daß die Gerichte selbst dann, wenn sie gegen sie entscheiden, vor ihrer Vernichtung zurückscheuen. Bei dem Verfahren gegen den Tabak- und Petroleumtrust verurteilte das Oberbundesgericht diese Trusts z. B. in sehr starken Ausdrücken; aber das Endergebnis der Entscheidung war für die Missetäter geradezu vorteilhaft, und dies hat dazu beigetragen, unser ganzes Gesetz an Stellen, wo es durchaus geachtet, ja geehrt werden sollte, in Mißkredit zu ringen. Ich wollte die Schaffung einer Bundeskommission sichern, die die Monopole weder entschuldigen noch dulden, sondern sie womöglich verhindern und, wenn sie entdeckt wurden, ausrotten sollte; außerdem sollte sie alle großen Geschäftsverbindungen wirksam beaufsichtigen und regulieren und dem redlichen Geschäft Gewißheit über das Gesetz selbst geben und Sicherheit gewährleisten, solange das Gesetz befolgt würde. Eine solche Kommission würde dauernde sachverständige Aufsicht verbürgen, eine Aufsicht, die sich den Umständen anpaßt; die Auflösung ist weder eine Aufsicht noch eine Regelung, sondern etwas rein Negatives, und negative Heilmittel sind auf die Dauer von geringem Wert. Eine solche Kommission würde befugt sein, jede große Korporation zu prüfen, die sich mit dem Handel zwischen Staat und Staat befaßte oder befassen wollte. Sie würde befugt sein, scharf zwischen redlichen und unredlichen Korporationen zu unterscheiden; und die Unterscheidung zwischen redlichen und unredlichen würde in so klaren und deutlichen Ausdrücken festgestellt werden, daß niemand sie nicht verstehen

Stellte es sich heraus, daß eine Gesellschaft Gewinn anstrebt, indem sie die Produktion anspornt, indem sie sich aller Eingriffe in die Rechte anderer mit peinlicher Sorgfalt enthält (unter „andern" verstehe ich ihre Konkurrenten, ihre Angestellten, ihre Kunden, die Allgemeinheit und die Gesetze), so sollte sie durch den energischsten Schutz der Regierung zu noch größerer Produktion ermutigt werden, wie groß ihr Kapital und ihr Geschäftsbetrieb auch sein mögen. Fände sich dagegen eine Gesellschaft, die durch Schädigung und Unterdrückung des Gemeinwesens zu profitieren sucht, oder durch Verringerung der Produktion durch Kniffe oder Anschläge, durch Komplotte gegen Wettbewerber, oder durch Herabsetzung des Arbeitslohns und der Erpressung hoher Preise für den Handelsartikel, dessen Verminderung sie selbst künstlich bewirkt hat, so sollte sie, falls ihre schlimmen Absichten rechtzeitig enthüllt werden, an ihrer Organisation verhindert oder mit aller Macht der Regierung verfolgt und unterdrückt werden, wenn sie ihre Tätigkeit bereits begonnen hat. Eine solche Kommission mit den von mir empfohlenen

Befugnissen würde allen Mißbräuchen in großen wie in kleinen Korporationen ein Ende bereiten; sie würde die Grenzlinie nach dem Verhalten und nicht nach dem Umfang ziehen, Monopole vernichten und den größten Geschäftsmann im Lande nötigen, sich streng nach den vom amerikanischen Volk niedergelegten Grundsätzen zu richten; und zugleich würde sie dem kleinen Mann ehrliches Spiel und Klarheit darüber verschaffen, was sowohl für den großen wie für den kleinen Mann erlaubt und nicht erlaubt ist.

Tarifermäßigungen bei der Eisenbahn.

Wenn die Bundesregierung auch laut Gerichtsentscheidung Macht über die Eisenbahnen besaß, merkte ich doch sehr bald nach meinem Amtsantritt, daß diese Macht entweder überhaupt nicht oder in sehr unzulänglicher Weise ausgeübt wurde. Das Gesetz gegen Tarifermäßigungen war ein toter Buchstabe. Man hatte allen gewissenlosen Eisenbahnleuten gestattet, es ungestraft zu übertreten, und infolgedessen hatten sich die gewissenhaften und anständigen Eisenbahnleute auch zu solchen Übertretungen gezwungen gesehen, weil sie sonst durch ihre skrupellosen Konkurrenten aus dem Felde geschlagen worden wären. Das war nicht die Schuld dieser anständigen Leute, sondern die Schuld der Regierung.

Mit Hilfe eines ausgezeichneten Eisenbahnbesitzers, Paul Morton aus Santa Fé (Sohn des Ackerbauministers unter Präsident Cleveland), gelang es mir, diesem Brauch ein für allemal Einhalt zu tun. Herr Morton erbot sich, der Regierung bei der Abschaffung der Tarifermäßigungen behilflich zu sein. Er gab ganz ehrlich zu, daß er sich dieser Gesetzübertretung ebenso wie alle andern schuldig gemacht habe, hob aber hervor, daß er die Gefühle aller anständigen Eisenbahnleute im Lande ausdrücke, wenn er sage, er hoffe, daß diesen Praktiken ein Ende bereitet werden würde. Wenn ich das also tun und nicht nur den Anschein erwecken wolle, so wolle er Zeugnis ablegen, das die Regierung instand setzen würde, der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. Das tat er denn auch, und auf Grund seiner Aussagen waren wir wirklich imstande, durch die zwischenstaatliche Handelskommission und das Justizministerium, sowie durch ergänzende Gesetze solche Maßregeln zu ergreifen, daß dieses Übel vollkommen ausgerottet wurde. Auf diese Weise leistete er dem Volke aus eigenem Antrieb, auf seine eigene Gefahr und aus durchaus uneigennützigen Beweggründen einen unschätzbaren Dienst — einen Dienst, den kein anderer von denen, die es vermocht hätten, hatte leisten wollen.

Der Angriff auf Paul Morton.

Die unmittelbare Folge davon war, daß das uralte Bündnis zwischen Blifil und Black George gegen Paul Morton sofort wieder erneuert wurde. Indem er Tarifermäßigungen gewährte, hatte er nur getan, was jeder redliche Eisenbahnmann im Lande zu tun genötigt gewesen war, weil die Regierung es versäumte, das Verbot unredlichen Eisenbahnmännern gegenüber durch-

zusetzen. Aber im Gegensatz zu seinen Kollegen hatte er dann den Mut und das Pflichtgefühl gegen das Volk bewiesen, das ihn trieb, an die Regierung heranzutreten und offen und ehrlich einzugestehen, was er getan hatte, um uns instand zu setzen, diesen Praktiken ein Ende zu machen. Und das taten wir, und zwar nur deshalb, weil er solchen Mut und Patriotismus bewiesen hatte. Die skrupellosen Eisenbahnleute, deren unredlichen Gepflogenheiten dadurch Einhalt getan wurde, und die skrupellosen Hetzer, die entweder unter dem Einfluß dieser Leute standen oder sich bei gedankenlosen und unwissenden Menschen Ansehen verschaffen wollten, wer auch dadurch geschädigt werden mochte, stimmten in das Gezeter über Herrn Morton ein. Sie wünschten geradezu, daß ich die Klage gegen ihn anstrengen sollte, obwohl das eine große Undankbarkeit und Treulosigkeit seitens des Publikums gegen ihn gewesen wäre — denn ich handelte in dieser Sache lediglich in meiner Eigenschaft als Sachwalter des Volkes. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich ihm beistand. Später hat er als Marineminister unter mir gedient und war ein ganz vorzüglicher Marineminister.

Das Hepburngesetz.

Wir setzten nicht nur das Aufhören der Tarifermäßigungswirtschaft durch, sondern waren auch imstande, mit dem Hepburnschen Tarifgesetz eine Maßregel durchzubringen, welche der „Interstaatlichen Handelskommission" zum erstenmal wirkliche Gewalt über die Eisenbahnen verlieh. In dem Kampf über diese Gesetzvorlage kamen zwei oder drei lustige Zwischenfälle vor. Alle großen Geschäftsintereffen, die der Regierungskontrolle feindlich gegenüberstanden, taten sich zusammen, um sie zu bekämpfen, und fanden Unterstützung bei redlichen Leuten ultrakonservativen Schlages, die jede Veränderung fürchten, sei sie gut oder schlecht. Schließlich brachten wir das Gesetz mit Gewalt durch. Im Senat wurde es einem Komitee übertragen, in welchem die republikanische Mehrheit unter der Führung des Senators Aldrich stand, der im Kampf gegen die Vorlage die Führerrolle spielte. Es gab jedoch einen Republikaner in diesem Komitee, über den Senator Aldrich keine Macht besaß, nämlich Senator Dolliver aus Iowa.

Senator Tillman und das Gesetz.

Der leitende Demokrat im Komitee war Senator Tillman aus Süd-Carolina, mit dem ich nicht gut stand, da ich mich genötigt gesehen hatte, eine an ihn ergangene Einladung zum Essen im Weißen Haus rückgängig zu machen, weil er einen seiner Kollegen aus Südkarolina im Sitzungssaal des Senats tätlich angegriffen hatte. Später mußte ich wegen seines ungehörigen Benehmens in bezug auf Landangelegenheiten gegen ihn einschreiten. Senator Tillman war für das Gesetz. Die republikanische Mehrheit unter Senator Aldrich lehnte die Vorlage ab und überwies sie an Senator Tillman, wodurch sie ihm die Patenschaft für die Bill auf-

drängte. Damit bezweckte sie nichts anderes als die Schaffung einer unmöglichen Situation wegen der Beziehungen des Senators Tillman zu mir. Ich hielt das für eine ganz kindische Handlungsweise. Es war ein merkwürdiges Beispiel dafür, was für Fehler begabte und kluge Männer zuweilen begehen, weil sie schlechterdings nicht imstande sind, die Stärke eines uneigennützigen Beweggrundes bei andern zu verstehen. Mir war es vollkommen gleichgültig, ob Herr Tillman den Dank für das Gesetz erntete oder damit betraut war. Ich war mit Freuden bereit, mit ihm oder jedem andern zu gehen, solange unser Weg derselbe war — und länger nicht.

Eine unsinnige Situation.

Noch ein anderer spaßhafter Zwischenfall bei der Durchbringung dieses Gesetzes verdient Erwähnung. Alle weisen Verfechter der Regierungsbefugnis zur Einmischung in Korporationsangelegenheiten wissen, daß diese Kontrolle durch Verwaltungs- und nicht durch Justizbeamte ausgeübt werden muß, wenn sie irgendwie wirksam sein soll. Man sollte alles mögliche tun, um zu verhindern, daß über die Entscheidungen des Verwaltungsbeamten an die Gerichte appelliert wird. Aber es ist verfassungsmäßig unmöglich und wahrscheinlich nicht einmal wünschenswert, dieses Appellationsrecht ganz abzuschaffen. Unkluge Eiferer wollten den Versuch machen, das Appellationsrecht im Zusammenhang mit der Hepburn-Bill zu beseitigen. Vertreter der Sonderinteressen wünschten, es so zu erweitern, daß es Dinge umfaßte, die es nicht umfassen durfte. Zwischen diesen beiden Parteien standen viele Leute, die das Gesetz durch ihre Stimmen entweder durchbringen oder zu Falle bringen konnten, und die sich nach keiner Seite hingezogen fühlten. Drei oder vier ihrem Inhalt nach ziemlich gleiche Zusatzanträge waren eingebracht worden, als wir uns plötzlich einer ganz lächerlichen Situation gegenüber befanden. Die guten Leute, die mit uns gehen wollten, dabei aber konservative Bedenken in bezug auf die Ultraradikalen hatten, wollten einen guten Zusatzantrag nicht genehmigen, wenn er von diesen eingebracht worden war, und die Radikalen wollten nicht für ihren eigenen Zusatzantrag stimmen, wenn einer der Konservativen ihn einbrachte. Beide Parteien gerieten in solche Erregung, daß sie nicht mehr imstande waren, die Dinge richtig aufzufassen. Jede schickte sich an, auf gleichgültigen Kleinigkeiten zu bestehen, und jede verkündete mit hysterischer Leidenschaftlichkeit — die Reformer ebenso hysterisch wie die Reaktionäre —, daß die Entscheidung in bezug auf jede belanglose Einzelheit den Wert oder den Unwert der Maßnahme ausmache. Nach und nach brachten wir eine maßvolle Rückkehr zu vernünftiger Würdigung der Hauptsache zuwege. Schließlich erklärten sich beide Parteien widerwillig bereit, den sogenannten Allison-Zusatz anzunehmen, der die Vorlage in Wirklichkeit nicht im geringsten abänderte. Der Antrag wurde nach einer Beratung mit der Interstaatlichen Handelskommission von Generalstaatsanwalt Moody aufgesetzt und von mir an Senator Dolliver weitergegeben. Er wurde angenommen und die Vorlage dadurch zum Gesetz erhoben.

Gerechtigkeit für die Eisenbahnen.

Dank diesem Gesetz und der Unterstützung, die die Interstaatliche Handelskommission bei der Verwaltung fand, wurde die Kommission unter Männern wie Prouty, Lane und Clark zu einem der mächtigsten Faktoren zum Guten. Etwas von dem Guten, das wir durchgesetzt hatten, wurde nach Ablauf meiner Amtszeit durch die unselige Einsetzung eines Kaufmannsgerichts aufgehoben, aber der Hauptteil der von uns bewirkten ungeheuren Fortschritte blieb bestehen. Auf einem Punkt habe ich immer bestanden, und man sollte auch immer darauf bestehen. Die Kommission kann keinen dauernden Nutzen schaffen, wenn sie den Korporationen nicht ebensoviel Gerechtigkeitssinn entgegenbringt, wie sie ihn von den Korporationen verlangt. Das Publikum, die Verfrachter, die Aktionäre und Obligationsinhaber und die Angestellten und Arbeiter — alle haben ihre Rechte, und keinem von ihnen sollten auf Kosten anderer ungehörige Privilegien zugestanden werden. Das Verwässern der Aktien und Schwindeleien aller Art sollten nicht nur verhindert, sondern bestraft werden. Wird eine Eisenbahn aber gut und redlich betrieben, so sollte die Regierung dafür sorgen, daß sie nicht so belastet wird, daß es unmöglich ist, sie mit Gewinn zu betreiben. Viele gute Gesetze sind erforderlich, um die Sicherheit des Publikums zu gewährleisten oder — wie die Arbeiterentschädigung — die Wohlfahrt des Angestellten zu sichern, und doch legen die Gesetze den Eisenbahnen eine solche Bürde auf, daß sie zwischen dem großen Publikum und den Korporationen geteilt werden muß, wenn es überhaupt Dividenden geben soll. In einem solchen Fall kann es die höchste Pflicht der Kommission sein, den Tarif zu erhöhen; und um den Besitzern der Eisenbahn gerecht zu werden, sollte die Kommission, sobald sie sich von der Notwendigkeit überzeugt hat, ebensowenig davor zurückscheuen, den Tarif zu erhöhen, wie sie ihn unter andern Umständen herabsetzen würde.

Das genüge für den „dicken Stock" im Umgang mit den Korporationen, wenn sie sich schlecht betrugen. Nun mag noch ein Beispiel für den „ehrlichen Handel" folgen.

Am Rande des Unglücks.

Im Herbst 1907 traten ernste Geschäftsstörungen und finanzielle Gedrücktheit ein; sie erreichten ihren Höhepunkt in einer Panik, die in New York entstanden war und sich über das ganze Land verbreitete. Der bereits angerichtete Schaden war groß, und der Schaden, von dem wir noch bedroht waren, unberechenbar. Die Panik wurde jedoch, hauptsächlich dank den Maßregeln der Regierung, beschwichtigt, bevor sie von einer empfindlichen Geschäftsstörung zu einem entsetzlichen nationalen Unglück ausartete. Tagelang zitterte die Nation am Rande eines solchen Unglücks und Unheils.

Die Angelegenheit der Kohlengesellschaft in Tennessee.

Während dieser Tage standen sowohl der Schatzsekretär wie ich selbst in stündlicher Verbindung mit New York; wir verfolgten jede Veränderung

der Lage und suchten immer die Weiterentwicklung zu erraten. Es war offenbar die Pflicht der Verwaltung, jede nur mögliche Maßnahme zu treffen, um ein furchtbares Unglück dadurch abzuwenden, daß der Ausbreitung der Panik Einhalt getan wurde, bevor sie so anwuchs, daß sie nicht mehr zu unterdrücken war. Und die Ereignisse jagten einander mit solcher Schnelligkeit, daß man bei Eintritt jeder neuen Krisis augenblicklich entscheiden und handeln mußte, wenn man etwas vollbringen wollte. Der Schatzsekretär griff teils aus eigenem Antrieb, teils auf meine Anweisung hin mehrmals handelnd ein.

Eines Abends spät wurde mir gemeldet, daß zwei Vertreter der Stahlkorporation mich am nächsten Morgen zu früher Stunde zu sprechen wünschten, ohne daß der genaue Zweck ihres Kommens angegeben wurde. Am Morgen darauf saß ich noch beim Frühstück, als man mir meldete, Herr Frick und Herr Gary erwarteten mich im Bureau. Ich ging sofort hinüber, und da der Generalstaatsanwalt, Herr Bonaparte, noch nicht aus Baltimore zurückgekehrt war, wo er übernachtet hatte, ließ ich den Staatssekretär, Herrn Root, der gleichfalls Jurist war, bitten, sich uns anzuschließen, was er auch tat. Am Schluß unseres Gesprächs, und in Gegenwart der genannten drei Herren, diktierte ich einen Brief an Herrn Bonaparte und teilte ihm genau mit, was die Herren Frick und Gary vorgeschlagen und was ich ihnen geantwortet hatte, damit jedes Mißverständnis unmöglich gemacht würde. Dieser Brief wurde noch während meiner Amtszeit in einem Senatsdokument veröffentlicht. Ich gebe ihn hier wieder.

„Weißes Haus, Washington, 4. November 1907.

Sehr geehrter Herr Generalstaatsanwalt!

Richter E. H. Gary und Herr H. C. Frick haben mich soeben im Namen des Stahlverbandes aufgesucht. Sie sagen, es gebe eine gewisse Geschäftsfirma (deren Name ich nicht erfahren habe, die aber eine bedeutende Stellung in der New Yorker Geschäftswelt einnimmt), die zweifellos noch in dieser Woche bankrott machen würde, wenn man ihr nicht beispränge. Zu ihrem Aktivbestand gehöre die größere Hälfte der Obligationen der Kohlengesellschaft in Tennessee. Der Stahlverband ist dringend ersucht worden, diese Obligationen zu erstehen, weil dies das einzige Mittel sei, einen Bankrott abzuwenden. Richter Gary und Herr Frick teilen mir mit, daß sie keine Lust haben, diese Papiere nur als Geschäftssache zu erstehen; daß sie unter gewöhnlichen Umständen gar nicht daran denken würden, weil die Erwerbung der Obligationen dem Stahlverbande nicht viel nützen würde; sie seien sich bewußt, daß die Erwerbung als Waffe gegen sie benutzt werden würde, um zu behaupten, daß sie die Monopolisierung des Geschäfts anstrebten und jeden Wettbewerb verhindern wollten — was ihnen natürlich nicht aus ehrlicher Überzeugung, sondern mit rücksichtsloser Unwahrheit nachgesagt werden würde.

Des weitern teilen sie mir mit, daß der Stahlverband es tatsächlich abgelehnt habe, mehr als sechzig Prozent des Stahleigentums zu erstehen, und daß sie diese Politik mehrere Jahre hindurch befolgt hätten, um solchen Angriffen zuvorzukommen; daß ihr Eigentum sich sogar ein wenig verringert habe, so daß es sich auf weniger als 60 Prozent belaufe und selbst nach Erwerbung der in Frage stehenden Obligationen nicht über sechzig Prozent hinausgehen würde. Sie haben aber das Gefühl, daß es von ungeheuerm Vorteil für sie und jeden verantwortlichen Geschäftsmann sei, zu versuchen, diesmal eine Panik und einen allgemeinen Industriekrach zu verhüten, und sind deshalb bereit, sich auf diese Transaktion einzulassen — was sie sonst nicht tun würden —, weil sie nach Ansicht der berufensten Geschäftsleute von New York ein sehr wichtiger Faktor zur Verhütung eines Zusammenbruchs sein würde, der sonst verhängnisvoll wirken könnte, und weil die solidesten Bankiers von New York, die jetzt alles aufbieten, um die Situation zu retten, sie dringend darum ersuchen. Sie erklären jedoch, daß sie es nicht tun wollen, wenn ich es für unzulässig hielte. Ich erwiderte ihnen, wenn ich ihnen auch natürlich nicht zu der in Frage stehenden Transaktion raten könne, so hielte ich es doch nicht für meine Amtspflicht, Einwendungen dagegen zu erheben.

Ihr ganz ergebener

(gez.) Theodore Roosevelt.

Herrn Charles J. Bonaparte, Generalstaatsanwalt."

Herr Bonaparte erhielt diesen Brief nach etwa einer Stunde und kam noch am selben Morgen zu mir, um den Empfang zu bestätigen und mir zu sagen, meine Antwort sei die einzig richtige gewesen, da sie sowohl dem Gesetz als auch den Erfordernissen der Situation entspreche. Er erklärte, daß die gesetzliche Lage sich dadurch in keiner Weise geändert habe, und daß kein Grund vorliege, gegen den Stahlverband vorzugehen. Aber ich hatte lediglich aus eigenem Antrieb gehandelt und trug die Verantwortung für meine Handlungsweise ganz allein.

Die Panik in New York.

Ich war sehr genau über die Lage in New York unterrichtet. Das Wort „Panik" bedeutet Angst, unvernünftige, unüberlegte Angst. Um einer Panik Einhalt zu tun, ist es erforderlich, das Vertrauen wieder herzustellen, und in jenem Augenblick waren die sogenannten „Morgan-Geschäfte" die einzigen, die sich noch das volle Vertrauen der New Yorker Bevölkerung bewahrt hatten — nicht nur der Geschäftsleute, sondern der ungeheuren Menge von Männern und Frauen, die kleine Summen angelegt und ihre Ersparnisse in Banken und bei Trustgesellschaften untergebracht hatten. Herr Morgan und Genossen kämpften natürlich wacker, um dies Vertrauen vor dem Wanken zu bewahren und zu verhüten, daß

eine immer mehr zunehmende Panik auch andere große Finanzinstitute zu Fall brachte, denn das hätte wahrscheinlich zu einem allgemeinen, über die ganze Welt verbreiteten Krach geführt. Die Knickerbocker Trust Company hatte schon Bankrott gemacht, und ein Sturm auf zwei oder drei andere große Trustgesellschaften hatte bereits eingesetzt oder drohte doch wenigstens.

Diese Gesellschaften hatten nun den Kampf durchzuführen, und es lag im Interesse aller, ihnen beizustehen, um die Situation womöglich zu retten. Man wußte oder glaubte doch allgemein, daß sie oder die an ihrer Spitze stehenden Gesellschafter Obligationen der Kohlen- und Eisengesellschaft in Tennessee besäßen, die keinen Marktwert hatten und als Hilfsmittel zur Stärkung in einem etwa eintretenden Notfall nutzlos waren. Die Stahlverbandobligationen dagegen waren sofort verkäuflich, da ihr hoher Wert bekannt und in der ganzen Welt anerkannt war — wie es sich bald zeigte. Der Vorschlag der Herren Frick und Gary ging dahin, daß der Stahlverband unverzüglich die Kohlen- und Eisengesellschaft in Tennessee aufkaufen und dadurch in den Beständen der bedrohten Geschäfte (die sie mir übrigens nicht nannten) die augenblicklich wertlosen Papiere durch andere von augenblicklichem und hohem Wert ersetzen sollte.

Sofortiges Handeln nötig.

Ich mußte mich unverzüglich entschließen, ehe die Börse eröffnet wurde, denn die Lage in New York war derartig, daß eine Stunde entscheidend werden und das Versäumen unverzüglichen Einschreitens alle späteren Bemühungen vollkommen nutzlos machen konnte. Der besten mir zu Gebote stehenden Auskunft gemäß glaubte ich (was auch tatsächlich richtig war), daß der Zuwachs durch Erwerbung des Besitzes der Kohlen- und Eisengesellschaft das Verhältnis des Stahlverbandbesitzes nur um etwa vier Prozent vermehren und von achtundfünfzig auf zweiundsechzig Prozent des Gesamtbestandes im Lande bringen würde: eine Vermehrung, die meines Erachtens keine Änderung in dem gesetzlichen Status des Stahlverbandes hervorrief (diese meine Ansicht teilte nicht nur der Generalstaatsanwalt, sondern jeder sachverständige Jurist). Die Verminderung im Prozentsatz der Aktien und der Produktion ist beständig fortgeschritten; der Prozentsatz beträgt jetzt etwa zehn Prozent weniger als vor zehn Jahren.

Die Panik vorüber; dem Geschäft ist geholfen.

Diese Transaktion lag durchaus im Interesse der Allgemeinheit; sie bot die einzige Möglichkeit, die Panik aufzuhalten, und hat ihr denn auch wirklich ein Ende bereitet. Ich antwortete den Herren Frick und Gary, wie aus dem oben angeführten Briefe ersichtlich, daß ich es nicht für meine Pflicht hielte einzugreifen, d. h. ihre Handlungsweise zu verbieten, da sie tatsächlich mehr als irgend etwas sonst die Lage rettete. Das Ergebnis rechtfertigte meine Ansicht. Die Panik war vorüber, und das allgemeine Vertrauen zur Zahlungsfähigkeit der bedrohten Geschäfte war sofort wieder hergestellt.

Das, was ich tat, hat dem Geschäft wesentlich aufgeholfen. Der Nutzen war nicht nur ein augenblicklicher, sondern ein dauernder. Ganz besonders war dies im Süden der Fall. Drei oder vier Jahre später kam ich nach Birmingham. Jeder Mensch, den ich sprach — ohne Ausnahme — und der es zu beurteilen vermochte, sagte mir, der von uns eingeschlagen Weg habe für Birmingham, und folglich auch für Alabama, die glücklichsten Ergebnisse gehabt, denn die Industrie habe von dem Wechsel des Besitzers in erstaunlichem Grade profitiert, und zwar nicht nur vom Geschäftsstandpunkt aus, sondern auch vom Standpunkt der Allgemeinheit und der Arbeiter. Mein damals gefaßter Entschluß war in jeder Hinsicht von Vorteil und überdies durchaus notwendig gewesen für die Wohlfahrt des Volkes der Vereinigten Staaten.

Eine Krisis verlangt entschiedenes Handeln.

Es würde geradezu pflichtvergessen von mir gewesen sein, und ich würde mich als ein furchtsamer und unwürdiger Staatsdiener erwiesen haben, wenn ich in jener außerordentlichen Krisis nicht genau so gehandelt hätte, wie ich es tat. Bei jeder solchen Krisis liegt eine starke Versuchung zur Unentschlossenheit und zum Nichthandeln vor, denn es gibt immer Entschuldigungen für das Nichthandeln, und das Handeln bedeutet für den, der handelt, jedesmal ein Risiko und die Gewißheit, getadelt zu werden. Ist der Mann aber sein Salz wert, so wird er seine Pflicht tun, er wird dem Volk die Wohltat des Zweifels überlassen und so handeln, wie es die Interessen des Volkes erfordern und soweit es nicht ausdrücklich durch das Gesetz untersagt ist, ohne sich daran zu kehren, daß er, sobald die Krisis und die Gefahr vorüber ist, wegen seiner Handlungsweise angegriffen werden wird.

Jeder Schritt, den ich in dieser Sache tat, lag offen zutage und war allem Volk im Augenblick bekannt. Die Presse brachte genaue Berichte über meine Unterredung mit den Herren Frick und Gary und posaunte das Ergebnis dieser Zusammenkunft nach allen Richtungen hin beifällig aus. Die Freude und Erleichterung über das Geschehene war damals allgemein. Man stand noch so unter dem Eindruck der drohenden furchtbaren Gefahr, daß man nicht geneigt war, diejenigen zu tadeln, die sie abgewandt hatten. Ich war aber durchaus darauf vorbereitet, daß man mich angreifen würde, sobald keine Gefahr mehr vorlag und man die Furcht vergessen hatte, und nach Verlauf eines Jahres setzte dieser Angriff auch tatsächlich ein und ist seitdem in einzelnen Abständen immer wieder erneuert worden; der mich gewöhnlich angriff, war ein Politiker von ziemlich billiger Sorte.

Wenn ich mich auf einem Segelschiff befände, würde ich mir für gewöhnlich nicht mit der Takelage zu schaffen machen; wenn aber eine plötzliche Bö aufkäme und das Großsegel festsäße, so daß die Gefahr des Kenterns vorläge, würde ich mich keinen Augenblick besinnen, es loszuschneiden, auch wenn ich genau wüßte, daß der Besitzer, wie dankbar er

mir im Augenblick auch wäre, weil ich ihm das Leben gerettet hätte, mich ein paar Wochen später wegen des zerschnittenen Taus verklagen würde, sobald er seine Gefahr und seine Furcht vergessen hätte. Aber ich empfinde eine herzliche Verachtung für den Eigentümer, der so handelte.

Untersuchung des Fleisches und reine Nahrungsmittel.

Auch sonst hatten wir mancherlei mit Korporationen zu tun. So wurde z. B. infolge der Aufdeckung skandalöser Mißbräuche in den Schlächtereien von Chicago das Fleischschaugesetz erlassen. Dieses Gesetz hatte ein merkwürdiges Ergebnis, das viel Ähnlichkeit mit den Vorgängen im Zusammenhang mit dem Gesetz zur wirksamen Regulierung der Eisenbahnen hatte. Die großen Rindviehbesitzer widersetzten sich dem Gesetz, ebenso wie die Eisenbahnmagnaten sich dem Hepburn-Gesetz widersetzt hatten. Und doch kam drei oder vier Jahre nach der Annahme dieses Gesetzes jeder redliche Mann im Vieh- und Eisenbahngeschäft zu der Überzeugung, daß es vorteilhaft und nicht hemmend auf anständige Geschäfte einwirkte. Es schadete nur denen, die so handelten, wie sie es nicht durften. Das Gesetz zur Einführung einer Beaufsichtigung der Schlachthäuser und das Nahrungsmittelverfälschungs- und Drogengesetz waren auch ungemein wichtig, und die Art, in der sie zur Anwendung gebracht wurden, noch wichtiger. Es ist kaum möglich, die Dienste, die Männer wie Moody und Bonaparte und ihre Helfer vom Schlage Frank Kelloggs in all diesen Fällen geleistet haben, zu hoch einzuschätzen.

Es verlohnt sich nicht, alle von uns erhobenen Klagen aufzuzählen. Einige von ihnen sind bereits erwähnt worden. Andere, wie z. B. die Prozesse gegen die Harrimanschen Eisenbahnverbände, die wir gewannen und die infolge des unerhörten Verhaltens der betreffenden Verbände zur unbedingten Notwendigkeit geworden waren, boten keine besonders interessanten Punkte. Das Verfahren gegen den Zuckertrust mag indessen erwähnt werden, um klarzulegen, was getan wurde, und was für Hindernisse bei solchen Prozessen auftauchten und überwunden werden mußten.

Die Betrügereien des Zuckertrusts.

Die Anklage gegen den Zuckertrust, die zur Enthüllung großer Betrügereien dieses Verbandes und der mit ihm zusammenhängenden Gesellschaften in Sachen der Zuckereinfuhr führten, wurde auf den Rat meines Sekretärs (und späteren Direktors des New Yorker Zollamts) William Loeb angestrengt. Loeb hatte mir bereits mehrmals gesagt, daß seiner Überzeugung nach bei der Einfuhr des Zuckertrusts im New Yorker Zollamt Betrügereien vorkämen. Schließlich teilte er mir gegen Ende des Jahres 1904 mit, daß ein Angestellter des New Yorker Abschätzungsgeschäfts namens Richard Parr (der viel an den Anlegeplätzen der Schiffe zu tun hatte, wo er die Waren musterte) zu ihm gekommen sei, um ihm zu

sagen, seiner Ansicht nach werde die Regierung von den Zuckergesellschaften beim Wiegen betrogen, und wenn man ihn zum Inspektionsbeamten des Schatzamts ernennen wolle, glaube er mit Sicherheit klarlegen zu können, daß es dort nicht mit rechten Dingen zugehe. Parr war in Albany mit Loeb zusammen in die Schule gegangen, und Loeb hielt ihn für einen zuverlässigen, redlichen und tüchtigen Menschen. Deshalb trug er mir die Sache vor und riet zur Anstellung Richard Parrs beim Schatzamt, mit dem ausdrücklichen Auftrag, die angeblichen Zuckerbetrügereien aufzudecken.

Ich erteilte dem Schatzamt eine dahingehende Anweisung und erhielt zur Antwort, daß unter den Spezialbeamten gerade keine Stelle frei sei, daß man ihn aber berücksichtigen werde, sobald eine Vakanz einträte. Im Frühjahr 1905 kam Parr wieder zu Loeb und sagte, er habe sich noch weiteren Aufschluß über die Zuckerbetrügereien verschafft und wolle gern sobald wie möglich seine Untersuchungen eröffnen. Loeb sprach nochmals mit mir, und ich ordnete an, daß Parr sofort im Schatzamt angestellt werden sollte. Am 1. Juni 1905 wurde er ernannt und erhielt eine Anstellung am Hafen von Boston, um dort als Inspizient Erfahrungen zu sammeln. Noch im selben Monat wurde er von dort nach Portland im Mainebezirk versetzt, wo er bis zum März 1907 blieb. Dort enthüllte er weitgehende Schmuggeleien in Wolle. Als diese Sache erledigt war, wandte er sich wieder an Loeb, um seine Versetzung nach New York zu betreiben und dort endlich an die Untersuchung der Zucker-Untergewichtsbetrügereien herantreten zu können. Nun machte ich den Schatzsekretär Cortelyou persönlich auf die Sache aufmerksam, damit er dafür sorgte, daß Parr nicht etwa durch irgendwelche Unterbeamte behindert würde, denn die Verschwörung war offenbar eine weitverzweigte, die Mittel der Übeltäter waren groß und die Bestechlichkeit unter den Beamten weit verbreitet, und überdies gab es, wie es immer bei „achtbaren“ Gesetzübertretern der Fall ist, viele wackere Leute, die ganz ehrlich nicht an die Möglichkeit der Korruption bei Männern von so hoher Stellung in der Finanzwelt zu glauben vermochten. Parr wurde Anfang März 1907 in New York angestellt und eröffnete sofort eifrige Untersuchungen in bezug auf die Zustände in den Zuckerdocks.

Die kleine Stahlfeder.

Dies führte am 20. November 1907 zur Entdeckung einer Stahlfeder an einer Wage der Docks von Havemeyer & Elder in Brooklyn, und dadurch zur Enthüllung der ungeheuerlichsten Betrügereien, die wohl jemals im Zolldienst vorgekommen sind. Während des ganzen Verlaufs seiner Ermittlungen, vom März 1907 bis zum 4. März 1909, fand sich Parr von Zeit zu Zeit bei Loeb im Weißen Hause ein, um ihm über den Fortgang seiner Untersuchung zu berichten, und durch Loeb wurde ich dann wiederum auf dem Laufenden erhalten. Einmal wurde der Versuch gemacht, Parr zu verdrängen und durch einen andern Beamten des Schatzamts zu ersetzen, der

im Verdacht stand, Beziehungen zu den beobachteten Gesellschaften zu haben. Aber Parr berichtete sofort an Loeb, ich ließ mir den Schatzsekretär Cortelyou kommen, und Cortelyou griff unverzüglich selbst ein und beauftragte Parr von neuem mit der Untersuchung.

Parr wurde im Lauf dieser Untersuchungen auf alle mögliche Weise behelligt. Man versuchte sogar, ihn durch den Dockaufseher der Firma Havemeyer & Elder, Herrn Spitzer, zu bestechen, wofür Spitzer verklagt und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Ein Spezialagent namens Brzezinski, der Parr zur Unterstützung beigegeben war, wurde des Meineids überführt und kam ebenfalls ins Gefängnis, da er in der Verhandlung gegen Spitzer wegen versuchter Bestechung anders ausgesagt hatte, als vor den Geschworenen. Für seine außerordentlichen Dienste bei dieser Angelegenheit erhielt Parr vom Schatzamt eine Gratifikation von 420 000 Mark.

Distriktanwalt Stimson (New York) übernahm den Fall im Verein mit Denison, Frankfurter, Wise und andern Beamten des Justizministeriums und führte den Zivil- und Kriminalprozeß. Das Verfahren gegen den Zuckertrust zwecks Rückerstattung der Zollgebühren für die Zuckerladungen, die zur Zeit der Entdeckung der Stahlfeder durch Parr abgewogen wurden, begann im Jahre 1908, und am Tage nach Ablauf meiner Präsidentschaft (5. März 1909) wurde das Urteil gefällt.

Siebzehn Millionen Mark zurückerstattet.

Siebzehn Millionen Mark wurden zurückerlangt und von den betrügerischen Gesellschaften an das Schatzamt der Vereinigten Staaten zurückerstattet. Diese Betrügereien wurden von Parr, Loeb, Stimson, Frankfurter und den andern bereits erwähnten Männern und ihren Genossen aufgedeckt, und ihnen verdankte das Volk die Wiedererlangung der gewaltigen Summe. Wir hatten schon vom Zuckertrust, von verschiedenen großen Eisenbahnen und Privatleuten, wie z. B. von Edwin Earle, für ungesetzlichen Rabatt hohe Geldstrafen eingezogen.

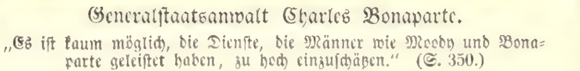
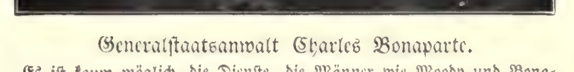
Verurteilung im Strafprozeß.

Im Prozeß gegen den Hauptmissetäter, die American Sugar Refining Company (Zuckertrust), wurde das Strafverfahren gegen jeden eingeleitet, dessen Stellung eine derartige war, daß sich annehmen ließ, er müsse um den Betrug gewußt haben. Alle wurden in Anklagezustand versetzt, und die Hochstehendsten und Verantwortlichsten verurteilt. Das Beweismaterial ergab, daß der Präsident der Gesellschaft, Henry O. Havemeyer, eigentlich das ganze Geschäft allein leitete und für alle Einzelheiten der Geschäftsführung verantwortlich war. Er starb vierzehn Tage nachdem der Betrug entdeckt worden war, gerade als das Gerichtsverfahren eröffnet wurde. Ihm zunächst stand an Bedeutung der Sekretär und Schatzmeister Charles R. Heike, der verurteilt wurde. Mehrere andere Angestellte des Trusts und verschiedene Regierungsbeamte wurden ebenfalls in Anklagezustand ver-



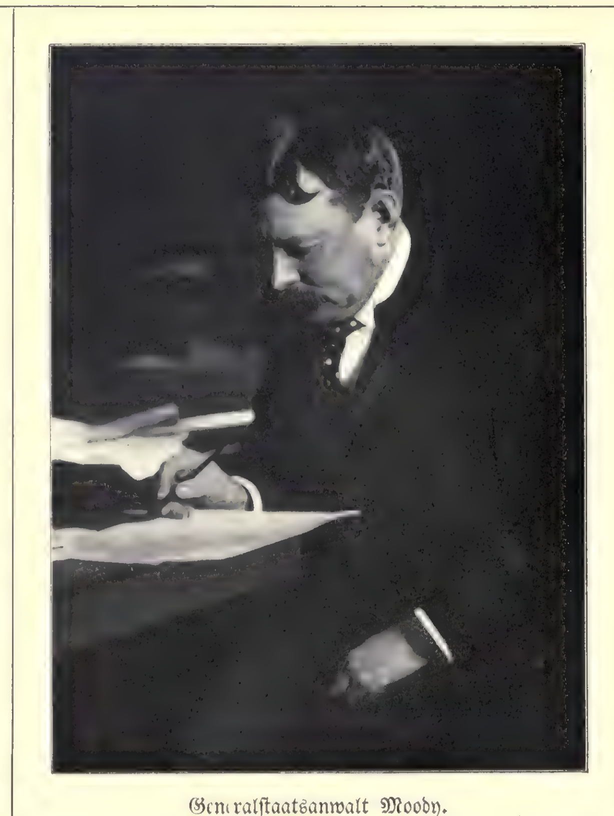
Paul Morton.

„Mit Hilfe eines ausgezeichneten Eisenbahnbesitzers, Paul Morton aus Santa Fé, gelang es mir, dem Brauch der Tarifermäßigungen ein für allemal Einhalt zu tun." (S. 342.)

Generalstaatsanwalt Charles Bonaparte.

„Es ist kaum möglich, die Dienste, die Männer wie Moody und Bonaparte geleistet haben, zu hoch einzuschätzen.“ (S. 350.)



Generalstaatsanwalt Moody.

„Einen wichtigen Schritt zur Festsetzung der Unfallhaftpflicht der Eisenbahnen unternahm Moody, indem er von Regierungs wegen zugunsten eines Angestellten einschritt.“ (S. 365.)

setzt und meist verurteilt. Auch Ernest W. Gerbracht, Aufseher einer der Raffinerien, wurde verurteilt, seine Strafe aber in kurze Gefängnishaft umgewandelt, weil er Staatszeuge wurde und der Regierung bei den Prozessen wesentliche Dienste leistete.

Umgewandelte Strafen.

Heikes Strafe wurde gemildert, so daß ihm das Zuchthaus erspart blieb, und ebenso wurde die über den großen New Yorker Bankier Morse, der wegen grober Betrügereien und Veruntreuungen verurteilt worden war, verhängte Zuchthausstrafe in Gefängnishaft umgeändert. Beide Strafmilderungen wurden erst lange nach meinem Ausscheiden aus dem Amt bewilligt. In beiden Fällen wurde die Strafmilderung ausdrücklich mit Rücksicht auf das Alter und den Gesundheitszustand des Gefangenen gewährt. Morses Gesuch wurde zuerst von dem Präsidenten abgelehnt, und zwar mit der Begründung, „daß Morse betrügerische und verbrecherische Mißachtung des von ihm verwalteten Vertrauensamts bewiesen habe, daß er in der Wahl seiner Methoden vollständig skrupellos gewesen sei, und daß er zeitweise völlige Herzlosigkeit in bezug auf die daraus für andere erwachsenden Folgen an den Tag gelegt und sich mit vieler List große Summen von der Bank zu verschaffen gewußt habe, ohne entsprechende Sicherheit dafür zu gewähren und ohne sich selbst dafür verbindlich zu machen". Beide Fälle können im Zusammenhang mit der Zeitungsmeldung beurteilt werden, daß der Präsident am 17. Mai 1913 das Urteil gegen Lewis A. Banks, der wegen eines Angriffs auf ein Mädchen im Indianerterritorium eine lange Zuchthausstrafe abbüßte, gemildert habe, und zwar den Zeitungen zufolge deshalb, „weil Banks Gesundheit erschüttert sei".

Es ist nicht leicht, Gerechtigkeit und Milde in solchen Fällen gegeneinander abzuwägen. Bei diesen drei Gelegenheiten, über deren Einzelheiten ich genau unterrichtet war, stand meine Ansicht in vollem Widerspruch zu der meiner Amtsnachfolger und zu der Auffassung vieler braven Leute, die bei diesen und ähnlichen Fällen in mich und meine Nachfolger drangen, wir möchten doch Barmherzigkeit walten lassen. Es schien mir damals, und noch heute, als ob solche Milde vom höheren Standpunkt aus ein krasses Unrecht gegen die Männer und Frauen unseres Landes sei.

Einer der früheren Assistenten des Distriktsanwalts, Herr W. Cleveland Runyon, äußerte sich sehr erbittert über die aus Rücksicht auf ihre Gesundheit erfolgte Freilassung von Heike und Morse, hob hervor, daß sich ihre Gesundheit auf einmal gebessert habe, sobald sie wieder frei gewesen seien, und setzte hinzu:

„Die Strafmilderung in diesen beiden Fällen ist als ein direkter Eingriff in die Rechtsgewalt der Gerichte anzusehen. Heike bezog ein Gehalt von 100000 Mark und ist seiner Haft entgangen; aber wie steht es mit den Angestellten mit einem Wochenlohn von 75 Mark, von denen einer ein Mann von über sechzig Jahren war? Fälle wie diese sind es, die Unzufrieden-

heit und Anarchie hervorrufen. Sie scheinen zu beweisen, daß es ein Gesetz für Reiche und ein anderes für Arme gibt, und dagegen will ich für meine Person Einspruch erheben."

„Geistige und moralische Trübung."

Wenn man Heike (oder auch Morse oder irgendeinen andern) als Individuum betrachtet, so ist es vor allem erforderlich, die sozialen Gesichtspunkte des Falles zu betonen. Die Moral der Geschichte war im Fall Heike, wie sehr richtig bemerkt worden ist, „wie leicht es für einen Mann der modernen Geschäftskorporationen ist, auf Abwege zu geraten". Die moralischen Hemmnisse lockern sich bei einem Mann wie Heike, weil er durch industriell beeinflußte Mittelspersonen gegen die schnöden Details des Verbrechens geschützt wird. Professor Roß hat sehr scharfsinnig bemerkt, daß „die Entfernung die Dividenden desinfiziert"; ebenso schwächt sie die individuelle Verantwortlichkeit, und zwar gerade bei den Leitern großer Geschäfte, die sie am schärfsten empfinden sollten. Einer der Justizbeamten, die den Prozeß leiteten, neigte in diesem Fall zur Milde, schreibt aber dennoch: „Heike ist ein glänzendes Beispiel für die geistige und moralische Trübung, die das Geschäftsleben bei einem sonst wertvollen Mitglied der menschlichen Gesellschaft hervorbringt. Er nahm starken Anteil an der Geschäftsleitung des Zuckertrusts, und wir machen uns leicht ein sehr verkürztes Bild von seiner Verantwortung, weil er von der vorteilhaften Stellung exekutiver Entfernung aus arbeitete. Wieweit er aus der schmutzigen Handlungsweise seiner Gesellschaft Nutzen gezogen hat, läßt sich schwer entscheiden. Aber der von einem Mann in seiner Stellung angerichtete soziale Schaden kann gleich groß sein, ob er sich nun durch Vergnügen am Spiel oder durch Geldgier dazu verleiten läßt."

Verbrechen, deren Begnadigung ein großes Unrecht gegen das Volk ist.

Ich habe die Fälle des großen Bankiers, des Zuckertrustbeamten und jenes wegen Angriffs auf eine Frau verurteilten Mannes zusammengestellt. All diesen Verbrechern wurde die Zuchthausstrafe aus Gesundheitsrücksichten erlassen. Ihre Vergehen stellten die schlimmsten Verbrechen dar, die an beiden Enden der sozialen Stufenleiter begangen werden. Das eine war ein Verbrechen der rohen Gewalt, die andern waren Verbrechen schlauer Bestechung. Alle diese Vergehen waren meiner Ansicht nach von solcher Natur, daß Milde gegen den Missetäter eine schlimme Ungerechtigkeit gegen das ganze Gemeinwesen bedeutete, eine so große Ungerechtigkeit, daß ihre Wirkungen das weitgehendste Unheil anrichten konnten.

Jedesmal, wenn Notzucht oder tätlicher Angriff auf ein weibliches Wesen begnadigt oder weniger als die höchste gesetzliche Strafe gefordert wird, bedeutet diese Milde eine Ermutigung für die Lynchjustiz. Jedesmal, wenn einem reichen Übeltäter, der natürlicherweise viel Interesse und Mit-

gefühl erregt und viele Freunde hat, die Strafe erlassen wird, die ein Mann von geringerem Einfluß und Freundeskreis abbüßen müßte, erleidet die Gerechtigkeit in den Augen des einfachen Mannes Einbuße — und wer den Glauben an die Gerechtigkeit untergräbt, führt einen Streich gegen die Grundlagen der Republik. Was den Gesundheitszustand betrifft, so muß man bedenken, daß wenige Menschen im Gefängnis so gesund sind, wie sie es in der Freiheit sein würden. Deshalb sollte in Rücksicht darauf kein Unterschied bei Verbrechern gemacht werden. Entweder müssen alle Verbrecher, deren Gesundheitszustand leidet, freigelassen werden, oder gar keine. Natürlich müssen zur Förderung der Gerechtigkeit zuweilen Begnadigungen gewährt werden; aber obwohl ich mich damit in bewußtem Widerspruch zu vielen liebenswürdigen Leuten weiß, muß ich in bezug auf derartige Fälle doch sagen, daß solche Begnadigungen meiner Ansicht nach sehr weitgehenden Schaden anrichten.

Ungesetzlichkeit oder moralische Verworfenheit?

Was die großen Korporationen selbst anbelangt, so bestand auch dann, wenn Vergehen vorlagen, ein großer Unterschied in bezug auf die von dem Übeltäter bewiesene Schiefe der Begriffe. Zwischen den Vergehen der „Nördlichen Hypothekengesellschaft" und denen, deretwegen der Zucker-, Tabak- und Petroleumtrust erfolgreich von der Regierung angeklagt wurden, bestand ein erheblicher Unterschied. Die Vernichtung der Northern Securities Company war eine Lebensfrage, aber die Männer, die sie gründeten, hatten es auf ganz offenkundige und unverhohlene Art getan und waren dabei nach Grundsätzen verfahren, die sie und die meisten Juristen dem Wahrspruch des Oberbundesgerichts in dem Knigthschen Zuckerprozeß entsprechend für gesetzlich hielten. Aber indem das Oberbundesgericht die Auflösung des Petroleum- und Tabaktrusts verfügte, verurteilte es sie in den schärfsten Ausdrücken wegen moralischer Verworfenheit, und der Zuckertrust verdiente eine noch unbedingtere Verurteilung.

Angriffe seitens der Korporationen.

Übrigens vereinigten sich alle Trusts und großen Korporationen, gegen die wir vorgingen — und deren Ausschüsse tatsächlich alle bedeutendsten Finanzgrößen des Landes umfaßten —, um mich und meine Verwaltung auf das erbittertste anzufeinden. Ich schrieb darüber wie folgt an den Generalstaatsanwalt Bonaparte, der mir während meiner Präsidentschaft ein guter Freund und Berater gewesen ist:

„2. Januar 1908.

Lieber Bonaparte! Ich muß Ihnen zu Ihrer vortrefflichen Rede in Chicago gratulieren. Sie haben alles gesagt, was zurzeit gesagt werden mußte. Ihre Äußerungen waren besonders gewichtig, weil daraus hervorging, was Sie getan haben. Sie haben durch das, was Sie getan haben,

bewiesen, daß unsere Gesetze auch der reichsten Korporation gegenüber durchgeführt werden, daß wir ebenso energisch und furchtlos gegen den allmächtigsten Leiter einer Korporation wie gegen den bescheidensten Bürger vorgehen. Das Justizdepartement ist jetzt wirklich ein Departement des Rechts, und das Recht wird groß und klein, reich und arm, den Starken wie den Schwachen mit gerechter Hand zugemessen. Wer Sie und das Verhalten des Justizdepartements tadelt, ist entweder irregeleitet oder selbst ein Übeltäter oder ein Werkzeug der Übeltäter, die so lange frei ausgegangen sind und den Gesetzen ungestraft ein Schnippchen geschlagen haben. Vor allen Dingen darf man Sie dazu beglückwünschen, daß die Vertreter und Werkzeuge der den Gesetzen trotzenden steinreichen Korporationen so erbittert gegen Sie sind, nachdem sie sich bis vor etwa sechs Jahren daran gewöhnt hatten, sich selbst zu behandeln und von andern behandelt zu werden, als ob sie über oder außerhalb jeder gesetzlichen Beschränkung ständen.

Es war Zeit, daß etwas gesagt wurde, denn die Vertreter räuberischen Reichtums — eines Reichtums, der in riesigem Maßstabe angehäuft worden ist durch Übeltaten, durch Vergehen jeder Art, durch Schwindeleien, Bedrückung der Arbeiter, Manipulationen mit Wertpapieren, unlautern Wettbewerb und Verfahren, die jedem anständigen Menschen in der Seele zuwider sind — haben im Lauf der letzten Monate klar bewiesen, daß sie sich zusammengetan haben, um eine Reaktion zu bewirken, um zu versuchen, jeden, der sich bemüht, das Gesetz redlich zur Anwendung zu bringen, zu schädigen und in Verruf zu bringen, und dadurch die Zeit zurückzuführen, wo jeder gewissenlose Bösewicht ungehindert tun konnte, was er wollte, wenn er nur Geld genug hatte. Von diesen Leuten werden Sie nur deshalb angegriffen, weil sie Ihre Redlichkeit und Unerschrockenheit kennen und fürchten. Die ungeheuren Summen, die diesen Leuten zu Gebote stehen, setzen sie instand, einen energischen Feldzug durchzuführen. Sie finden bereitwillige Werkzeuge in der Presse, und ganz besonders in gewissen großen New Yorker Zeitungen. Sie finden Werkzeuge unter manchen hervorragenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die manchmal sogar Senatoren- und Gouverneurposten einnehmen oder eingenommen haben, unter Predigern und bedauerlicherweise sogar unter einigen unserer Richter. Durch Stiftungen für Akademien und Universitäten sind sie manchmal in der Lage, den Direktor dieser oder jener Erziehungsanstalt für sich zu interessieren — Männer, die nächst den Richtern mehr als jeder andere darauf bedacht sein sollten, den Saum ihres Gewandes von jedem Makel solcher Korruption rein zu halten.

Es gibt reiche materielle Belohnungen für Leute, die dem Mammon der Ungerechtigkeit getreulich dienen, aber sie kommen der Lehranstalt teuer zu stehen, deren Direktor seinen Schülern durch Beispiel und Lehre predigt, daß es ein Gesetz für Reiche und ein anderes für Arme gibt. Die Höhe der Summen, die bereitwillig von Vertretern der Geldinteressen gespendet werden, lassen sich leicht an den ungeheuren Annoncen ermessen, die sie in

letzter Zeit wahllos in allen Zeitungen vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean verbreiten ließen, um eine giftige Anklage gegen das Verhalten der Regierung zu erheben, weil diese einen Kampf gegen die erfolgreiche Unredlichkeit führt. Diese Anzeigen müssen unerhörte Summen gekostet haben. Außerdem wurden noch eine Flugschrift unter dem Titel „Die Roosevelt-Panik“ und mehrere andere ähnliche Broschüren und Pamphlete im Interesse des Petroleum- und des Harrimantrusts geschrieben; sie treten zugleich für alle sehr reichen Einzelpersonen und Verbände ein, die sich irgendwelche Vergehen haben zuschulden kommen lassen.

Jede Maßnahme der letzten sechs Jahre zur Erzwingung geschäftlicher Redlichkeit, vom Eisenbahntarif bis zum Nahrungsmittelverfälschungsgesetz, ist von diesen Leuten bekämpft worden, und sowohl gegen ihre Annahme wie ihre Durchführung ist jedes Mittel angewandt worden, das erbitterte und gewissenlose List ersinnen und fast unbeschränkte Gelder ermöglichen konnten. Leute von dieser Art schreiben oder reden nicht etwa selbst, sondern mieten andere, die nach ihrer Anweisung handeln müssen. Ihr Geist und ihre Ziele offenbaren sich in den Leitartikeln der von Wallstreet bezahlten oder doch beeinflußten Zeitungen und in den Reden hervorragender Politiker, die diesen ihren Herren als Senatoren, Gouverneure oder Bürgermeister auf Kosten des kleinen Mannes gedient haben.

Einmal greift einer ihrer Zeitungsschreiber das Tarifgesetz als die Ursache der Panik an: er ist, mag er nun im öffentlichen Leben stehen oder nicht, in der Regel ein gescheiter Korporationsanwalt und ist durchaus nicht so töricht, selbst an das, was er sagt, zu glauben. Er hat die Eisenbahnen zu eifrig vertreten, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß die Hepburn-Tarif-Bill jeder redlichen Eisenbahn genützt und nur den Linien geschadet hat, die über dem Gesetz zu stehen glaubten. Ein andermal greift einer von ihnen die Verwaltung an, weil sie gewisse Leute nicht dem Shermanschen Antitrustgesetz gemäß ins Gefängnis gesteckt hat, weil sie es ablehnt, etwas zu tun, das (wie er wohl weiß) angesichts der herrschenden Auffassung der Geschworenen (wie sich bei dem Tabaktrustprozeß und mehreren in San Francisco gegen korrupte Geschäftsleute angestrengten Verfahren erwiesen hat) nur ein vergeblicher Versuch gewesen wäre, angeklagte Personen, denen wir tatsächlich Geldstrafen auferlegen können, ins Gefängnis zu bringen. Er erhebt das übliche, von jedem Gegner energischer Durchführung der Gesetze erhobene Gezeter, daß wir die Direktoren von Korruptionen in Geldstrafe nähmen statt sie ins Gefängnis zu schicken, und behauptet, daß dies für die betreffenden Übeltäter keine wirkliche Strafe sei. Wenn das der Wahrheit entspräche, würde er selbst uns nicht angreifen.

Die außerordentliche Leidenschaftlichkeit dieser gegen uns gerichteten Angriffe, die in solchen Reden, in den Artikeln der subventionierten Zeitungen, in Flugblättern und Riesenannoncen wie den oben erwähnten zum Ausdruck kommt, sowie die gewaltigen Geldsummen, die auf diese Weise aus-

gegeben werden, lassen ungefähr den Grimm und Schrecken ermessen, den unsere Handlungsweise den korrupten Millionären bis ins Mark ihrer Knochen fühlbar gemacht hat.

Der Mann, der uns auf solche Weise angreift, ist gewöhnlich, wie so viele seines Schlages, entweder ein bedeutender Rechtsanwalt oder ein bestochener Redakteur, der seine Befehle von den Geldleuten und seine Argumente von ihren Advokaten empfängt. Im ersteren Falle hat er bereits viele Missetäter verteidigt und weiß sehr gut, daß eine gewisse Art moderner Korporation dank den Ratschlägen von Juristen seines Schlages in ein vorzügliches Werkzeug umgewandelt worden ist, bei dem es nahezu unmöglich ist, den wahren Sünder zu fassen, so daß der Verwaltung in der Regel kein anderer Weg übrigbleibt, als der Korporation eine Geldstrafe aufzuerlegen oder gegen einige untergeordnete Beamten vorzugehen.

Diese Anwälte und ihre Klienten sind hauptsächlich für diesen Stand der Dinge verantwortlich, und sie teilen die Verantwortung mit den Gesetzgebern, die sich der Einbringung gerechter und wirksamer Gesetze gewandt widersetzen, und mit den Richtern, deren Hauptaufgabe darin zu bestehen scheint, solche Gesetze so auszulegen, daß sie nicht zur Anwendung gebracht werden können. Nichts ist alberner als das Geschrei von den „unschuldigen Aktionären" solcher Korporationen. Man mutet uns zu, den Petroleumtrust wegen einer Geldstrafe zu bedauern, die verhältnismäßig weit geringer ist als die Geldstrafen, die armen Hausierern und andern kleinen Gesetzesübertretern alle Tage vom Polizeigericht auferlegt werden, und die den Leuten, denen die Kümmernisse der Reichen so zu Herzen gehen, nie ein Wort der Klage entlocken. Die Aktionäre haben es in der Hand, das Verhalten der Korporation zu beaufsichtigen. Die Beamten der Korporation werden von den Hauptaktionären gewählt und können sich nur behaupten, wenn sie diese Aktionäre hinter sich haben. Sie verdienen nicht das geringste Mitleid, wenn sie sich mit vollem Bedacht dafür entscheiden, die Leitung der Korporationen, deren Aktien sie innehaben, in die Hände großer Missetäter zu legen. Natürlich verwickeln sich auch unschuldige Leute in diese großen Korporationen und müssen dann unter den Übeltaten ihrer verbrecherischen Genossen leiden. Mögen diese unschuldigen Leute sich doch davor hüten, ihr Geld bei Korporationen anzulegen, deren Leiter keine rechtschaffenen, dem Gesetz gehorchenden Männer sind! Und mögen sie sich vor allen Dingen vor den Leuten hüten, die nur darauf aus sind, die Gesetze zu umgehen oder ihnen zu trotzen. Bilden diese ehrlichen unschuldigen Leute aber in einer Korporation die Mehrheit, so können sie sofort energische Maßregeln ergreifen und diejenigen, die sie unwürdig vertreten, aus dem Direktorium ausstoßen.

Vermag irgend jemand auch nur einen Augenblick zu glauben, daß die Aktionäre des Petroleumtrusts oder ähnlicher Korporationen anders sind als Herr Rockefeller und Konsorten und als diejenigen, die aus ihren Missetaten Nutzen ziehen? Wenn die Aktien derartig verwässert werden, daß die un-

schuldigen Aktionäre darunter leiden, so widerfährt diesen und dem Publikum ein schweres Unrecht; aber die Politiker, Juristen und Redakteure, die ich meine, pflegen in diesem Fall kein Mitgefühl für die Unschuldigen zum Ausdruck zu bringen: im Gegenteil, sie pflegen die ersten zu sein, die mit leidenschaftlicher Heftigkeit dagegen Einspruch erheben, daß wir uns bemühen, der Überkapitalisierung und der Aktienverwässerung auf gesetzlichem Wege Einhalt zu tun.

Die Verteidiger erfolgreicher Unredlichkeit jammern über jeden Versuch, sie zu bekämpfen, indem sie behaupten, daß er „störend auf das Geschäft einwirke". Sie selbst wirken durch ihre Handlungsweise störend darauf ein, und gerade die Leute, die darüber zetern, geben Hunderttausende aus, um zu erreichen, daß ihr Verhalten durch Reden, Leitartikel, Bücher und Pamphlete, durch falsche Darstellungen verteidigt wird. Berichtigen wir dann aber ihre Entstellungen, indem wir die Wahrheit sagen, so schreien sie wieder darüber, daß wir das Schweigen brechen und dadurch „den Markt beunruhigen". Sie haben redliche Geschäftsleute, redliche Arbeiter und redliche Farmer geschädigt und jammern dann darüber, daß die Wahrheit gesagt wird.

Der Grundton dieses ganzen Widerstandes gegen den Versuch, Redlichkeit in Politik und im Geschäftsleben einzuführen, findet in einer kürzlich gehaltenen Rede Ausdruck, in welcher der Redner erklärt, der Wohlstand sei durch den Versuch, die „moralische Wiedergeburt der Geschäftswelt herbeizuführen", gehemmt worden — durch einen Versuch, den er „unnatürlich, ungerechtfertigt und schädlich" nennt, und als dessen Strafe er die Panik hinstellt. Die Moral einer solchen Behauptung ist genau so groß, als wenn sie zur Entschuldigung von Leuten aufgestellt würde, die in einem Spiellokal angetroffen werden, wenn diese Spielhölle von der Polizei aufgehoben wird. Wenn derartige Worte überhaupt etwas bedeuten, so bedeuten sie, daß diejenigen, deren Gefühle sie ausdrücken, dagegen sind, daß ein Versuch zur moralischen Wiedergeburt des Geschäftslebens unternommen wird, der eine Wiederholung der Versicherungs-, Bank- und Straßenbahnskandale in New York verhindern will, eine Wiederholung des Schwindels in Chicago und Alton, eine Wiederholung der Verbindung zwischen gewissen Berufspolitikern, gewissen Berufsarbeiterführern und gewissen großen Geldleuten, die San Francisco so zur Schande gereichte, daß sich die Stadt eben erst erholt hat, eine Wiederholung der erfolgreichen Bemühungen des Petroleumtrusts zur Vernichtung jedes Wettbewerbs, zur Einschüchterung der Spediteure und zur Gründung eines Monopols, das die Allgemeinheit mit einer Mißachtung behandelt, die die Allgemeinheit verdient, solange sie Männern solchen Schlages gestattet, sie politisch zu vertreten — Männern wie die Direktoren von Schulen und Universitäten, die ihre Jugend erziehen.

Das Gezeter über die Verhinderung der unredlichen Handlungsweise der sehr Reichen hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Gezeter über jedes Streben nach Anstand und Ehrlichkeit in der Stadtverwaltung, weil es in

der Tat das „Geschäft schädigt.“ Das gleiche Geschrei wird gegen das Justizdepartement erhoben, wenn es gegen die Spitzen ungeheurer Korporationen einschreitet, und gegen die Männer, die in San Francisco mit unparteiischer Strenge die Übeltäter unter den Geschäftsleuten, Staatsbeamten und Arbeiterführern verfolgen. Das Prinzip ist in beiden Fällen dasselbe. Wie der Erpresser und der Bestecher auf derselben übeln Höhe der Verruchtheit stehen, steht auch der Mann, der durch Bestechung der Gesetzgeber und Magistrate und durch Ausbeutung des Aktionärs und des Gemeinwesens ein ungeheures Vermögen erwirbt, auf derselben Stufe wie das Geschöpf, das sich von dem Blutgeld von Spielhöllen, Schankwirtschaften und Bordellen mästet. Überdies sind diese beiden Arten von Korruption im Grunde viel näher miteinander verwandt, als man auf den ersten Blick denken sollte: das Unrecht ist genau genommen dasselbe. Korruptes Geschäft und korrupte Politik wirken gegenseitig verschlechternd aufeinander ein. Der Rabattnehmer, der Steuerfreiheitshändler, der Wertpapierschwindler, der Kuppler und der Beschützer des Lasters, der erpresserische Parteiführer, der Wahlbetrüger, der Volkshetzer, der Pöbelheld, der gedungene Raufbold und Totschläger — alle miteinander spinnen an demselben Korruptionsgewebe, und alle sollten redliche Menschen gleichermaßen verabscheuen.

Das „Geschäft“, das unter dem Streben nach Redlichkeit leidet, ist eine Art von Geschäft, dem geschadet zu haben schließlich im Interesse des Landes liegt. Es ist die Art von Geschäft, die den bloßen Namen „Hochfinanz“ zu einem Schandnamen gemacht hat, dem alle ehrlichen amerikanischen Geschäftsleute ein Ende bereiten sollten. Einer der Hauptverfechter geschäftlicher Unredlichkeit hat neulich in einer Rede gegen die Verwaltung geeifert, weil sie das Gesetz gegen ungeheure korrupte Korporationen, die ihm trotzen, zur Anwendung bringt, und dabei nimmt er Gelegenheit, ebenfalls zu rügen, daß die Regierung jetzt versucht, ein durchgreifendes Gesetz durchzubringen, das den Arbeitgeber für Unfälle seiner Angestellten haftbar macht. Es ist recht und passend, daß die Verteidiger korrupter Reichtümer sich jedem Versuch widersetzen, der unternommen wird, um schwache und hilflose Menschen vor den vernichtenden Folgen eines Unfalls zu retten, der ihnen bei einer Arbeit zustößt, die ihnen selbst kaum die tägliche Notdurft, dem Arbeitgeber aber sein Vermögen einbringt.

Es ist eine heuchlerische Niederträchtigkeit, wenn man behauptet, ein Fabrikmädchen habe das „Recht“, sich dazu zu verpflichten, ihr Leben und ihre Gliedmaßen den Gefahren ungeschützter Maschinen auszusetzen. Ihr bleibt nichts anderes übrig als entweder Mangel zu leiden oder sich solchen Gefahren auszusetzen, und wenn sie eine Hand einbüßt oder sonst lebenslänglichen Schaden oder Entstellung erleidet, so ist es ein moralisches Unrecht, daß die ganze Last des unvermeidlichen Risikos mit zermalmender Wucht auf ihre schwachen Schultern gelegt wird und der Mann, der aus ihrer Arbeit Nutzen zieht, völlig frei ausgeht. Das ist es, was unsere

Widersacher wollen, und es ist ganz in der Ordnung, daß sie dafür eintreten. Denn das füllt eine Lücke in ihrer Verteidigung jener gefährlichsten Mitglieder der Verbrecherklasse aus: jener Verbrecher von gewaltigem Reichtum, die es sich leisten können, eine solche Vertretung ihrer Interessen in der Presse und auf der Rednertribüne zu bezahlen.

Es ist schwer, über die Richter zu reden, denn es geziemt sich für uns alle, das hohe Amt eines Richters mit höchster Ehrerbietung zu behandeln, und unsere Richter sind der Mehrzahl nach brave und rechtschaffene Männer. Aber es ist nötig, daß diejenigen, die auf Abwege geraten, nicht denken, daß es für sie keine Verurteilung gibt. Ein Richter, der sich bei der Ausübung seines Amtes dem Pöbel fügt oder dem Willen einer Korporation unterwirft, oder der sein Amt niederlegt und Korporationsanwalt wird, um seinen Klienten dann beizustehen, indem er alle diejenigen, die eine Abstellung der Missetaten verbrecherisch reicher Leute anstreben, für Feinde des Eigentums erklärt, ein solcher Mann leistet dem Staate einen noch schlimmeren Dienst als das Kongreßmitglied und der Exekutivbeamte, die auf böse Wege geraten.

Die Achtung vor den Gerichten läßt sich auf keine Weise so rasch untergraben wie dadurch, daß der Richter selbst dem Volk durch sein Verhalten beweist, daß Grund für das Schwinden dieser Achtung vorhanden ist. Der Richter, der durch Wort oder Tat klar zu erkennen gibt, daß korrupte Korporationen, daß Korporationen und reiche Leute, die dem Gesetz trotzen, an ihm eine sichere und zuverlässige Stütze haben, der Richter, der durch Mißbrauch des gerichtlichen Verfahrens klar zu erkennen gibt, daß der Arbeiter an ihm einen gewissenlosen und entschlossenen Feind hat, der Richter, der bei der Entscheidung in einem Prozeß um die Haftpflicht des Arbeitgebers oder um die Heimarbeit in Mietskasernen beweist, daß er weder Mitgefühl noch Verständnis für diejenigen seiner Mitbürger hat, die seines Mitgefühls und Verständnisses am meisten bedürfen, ein solcher Richter tut ebensoviel Schaden, als ob er sich dem Pöbel willfährig zeigte oder davor zurückscheute, Gewalttätigkeit und Unruhen streng zu unterdrücken.

Der Richter, der seine volle Pflicht tut, steht höher und leistet dem Volk bessere Dienste als irgendein anderer Staatsdiener: er verdient mehr Achtung, und wenn er ein treuer Staatsdiener, wenn er rechtschaffen, weise und furchtlos ist, wird er sich unbedenklich selbst dem Volkswillen widersetzen, wenn er zu den ewigen Prinzipien von Recht und Unrecht in Widerspruch steht. Er muß dem Volke, aber doch vor allem seinem Gewissen dienen. Ehre dem Richter, der das tut! Aber leider wird er nicht ganz nach Verdienst geehrt werden können, wenn man diese Ehre auch denjenigen seiner Kollegen erweist, die tief unter die ideale Höhe seines Standpunktes hinabgesunken sind. Man sollte eine scharfe Linie zwischen solchen Richtern ziehen. Sie beanspruchen Freiheit von jeder Kritik, und dieser Anspruch wird von Menschen und Zeitungen des Schlages, den ich meine, hitzig verfochten. Mit Recht erheben sie Anspruch auf Freiheit von unwahrer Kritik,

und ihre Vertreter, die Zeitungen und politischen Persönlichkeiten, von denen ich rede, liefern durch ihre Handlungsweise ein vortreffliches Beispiel für verlogene Kritik in ihrer deutlichsten und ruchlosesten Gestalt.

Aber kein Staatsdiener hat ein Recht darauf, von gerechter und ehrlicher Kritik verschont zu werden. Gerade diejenigen Zeitungen und Männer der Öffentlichkeit, deren Worte und Taten die größte Feindschaft gegen Ehrlichkeit und Wahrheit bekunden, erheben den lautesten Einspruch dagegen, daß an denen, die gleich ihnen den großen Geldinteressen dienen, eine wahre und ehrliche Kritik geübt wird.

Wir haben nichts gegen die einzelnen Leute selbst, seien es Politiker, Rechtsanwälte oder Redakteure, die ich meine. Diese Männer beziehen ihre Macht einzig und allein von den großen schlimmen Übeltätern, die hinter ihnen stehen. Sie sind nur Puppen, die sich bewegen, je nachdem die Fäden von denen gezogen werden, die jene ungeheuren Mengen von Korporationsgeldern beherrschen, die der Republik zum Verderben gereichen würden, wenn sie nicht beherrscht würden. Nicht mit diesen Puppen haben wir es zu tun, sondern mit den starken, listigen Männern und mächtigen Gewalten, die im Hintergrunde Böses wirken, und das in gewissem Grade durch die von ihnen regierten Puppen. Wir suchen einen Einfluß auf diesen mächtigen, gesetzfeindlichen Reichtum zu erlangen, erstens um ihn zu verhindern, Böses zu wirken, zweitens aber auch, um den furchtbaren und rachsüchtigen Radikalismus zu verhüten, den dieser Reichtum sicherlich erwecken würde, wenn man ihn sich selbst überließe. Allgemeine Angriffe gegen jedes Eigentum, gegen jeden reichen Mann, ohne Rücksicht darauf, ob sie Gutes oder Böses wirken, würden die Todesstunde der Republik einläuten, und solche Angriffe werden unvermeidlich, wenn anständige Staatsbürger reichen Leuten, die ein verderbtes, böses Leben führen, gestatten, ungehemmt und unbehindert voll hochmütigen Stolzes die Geschicke unseres Landes zu bestimmen. Wir hegen keine Rachegedanken und kennen kein Ansehen der Person. Begeht ein Arbeiterbund ein Unrecht, so schreiten wir ebenso furchtlos gegen ihn ein, wie wir es in demselben Fall gegen eine Korporation tun; wir stehen ebenso energisch für die Rechte der Reichen wie für die der Arbeiter ein, genau ebenso für den einen wie für den andern. Wir bestreben uns, jedes Unrecht abzustellen, und wollen den Schuldigen nur so weit bestrafen, wie es zur Erreichung dieses Zweckes nötig ist. Wir sind die zuverlässigen Vertreter jedes redlichen Menschen, mag er Geschäftsmann oder Arbeiter sein.

Ich glaube keinen Augenblick daran, daß unsere Handlungsweise Geschäftsstörungen hervorgerufen hat. Soweit diese sich lokalen und nicht in der ganzen Welt verbreiteten Gründen und dem Verhalten bestimmter Personen zuschreiben lassen, darf man sie dem Spekulationswahnsinn und der offenkundigen Unredlichkeit einiger weniger reichen Männer zuschreiben, die sich nun vor den Folgen ihrer eigenen Vergehen zu schützen suchen, indem sie sie auf das Eingreifen derer schieben, die sich bemüht haben, den Übeltätern Einhalt zu gebieten. Wenn es aber wahr wäre, daß ein Ausschneiden

verrotteter Teile aus dem Staatskörper immer eine momentane Hemmung eines anscheinend ungesunden Gedeihens bedeutet, würde ich mich keinen Augenblick besinnen, das Messer an das Krebsgeschwür zu setzen. Um unseres ganzen Volkes willen, um des redlichen bemittelten Mannes willen ebensowohl, wie um deswillen, der von Tag zu Tag im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot verdient, muß darauf bestanden werden, daß im Geschäft wie in der Politik, auf allen Lebenswegen, in großen und in kleinen Dingen mit Redlichkeit verfahren wird, mit Redlichkeit und Gerechtigkeit zwischen Mensch und Mensch. Wir streben den Geist der Gerechtigkeit an, in welchem Abraham Lincoln sagte:

‚Innig hoffen wir, inbrünstig flehen wir, daß diese gewaltige Plage bald vorübergehen möge. Sollte es jedoch Gottes Wille sein, daß sie anhält, bis alle durch zweihundertfünfzig Jahre unbelohnter Sklavenarbeit angehäuften Reichtümer dahin sind, und bis jeder durch die Peitsche hervorgelockte Blutstropfen durch einen andern vom Schwert vergossenen bezahlt worden ist, so müssen wir heute noch sagen wie vor dreitausend Jahren gesagt worden ist: Die Gerichte des Herrn sind wahrhaftig und allesamt gerecht!

In Bosheit gegen niemand, in Liebe zu allen, in standhaftem Festhalten am Recht, wie Gott es uns erkennen läßt, wollen wir bestrebt sein, das Werk, das wir vorhaben, zu vollenden.‘

Ihr herzlich ergebener

Theodore Roosevelt.

Herrn Charles J. Bonaparte,
Generalstaatsanwalt.“

Dreizehntes Kapitel.

Soziales und industrielles Recht.

Als ich Präsident wurde, war ich bereits zu der festen und unerschütterlichen Überzeugung gelangt, daß die Wirksamkeit der Regierung ihre Rechtfertigung hauptsächlich in der Art finden muß, wie sie zur praktischen Aufbesserung der Lebens- und Arbeitsverhältnisse der großen Masse des Volkes angewandt wird. Ich hatte begriffen, daß es sich in Wirklichkeit um einen Kampf um die Vernichtung des Privilegiums handelte, und eins der ersten Stadien in diesem Kampfe bestand notwendigerweise in dem Ringen um die Rechte des Arbeiters. Aus diesem Grunde hatte ich die starke Empfindung, daß alles, was die Regierung im Interesse der Arbeit zu tun vermochte, getan werden müsse. Die Bundesregierung kann nur selten so direkt eingreifen wie die Regierung der Einzelstaaten. Sie kann aber immerhin ziemlich viel vollbringen.

Die Regierung als Arbeitgeber.

Ich verfolgte das Ziel, die Bundesregierung selbst zu einem musterhaften Arbeitgeber zu machen, indem ich darauf hinstrebte, daß der Tagelöhner sich ebenso wie ein Kabinettsmitglied als ein Glied in der Kette der Staatsdiener betrachten und voller Stolz auf seine Arbeit eifrig bestrebt sein sollte, sein Bestes zu leisten und auf gerechte Behandlung zu vertrauen. Außerdem wollten wir uns bemühen, überall wo die Bundesregierung Macht besaß, ganz besonders in den Territorien, im Distrikt Columbia und in Sachen des Handelsverkehrs zwischen den Staaten gute Gesetze zu erzielen.

Das Acht-Stunden-Gesetz.'

Wie ich bald herausfand, war das Acht-Stunden-Gesetz nur eine Posse, da es von den Ministerien nur selten energisch durchgeführt wurde. Dafür sorgte ich erst einmal durch Verordnungen auf dem Verwaltungswege. Unglücklicherweise erwiesen sich tüchtige Regierungsbeamte oft, was die Durchführung des Gesetzes betraf, als die hauptsächlichsten Gesetzesübertreter, weil sie in ihrem eifrigen Bestreben, gute Arbeit für die Regierung zu leisten,

harte Vorgesetzte wurden und nicht für die Bedürfnisse ihrer Untergebenen sorgten. Je eingehender ich mich in die Frage vertiefte, um so stärker wurde meine Überzeugung, daß Regierung wie Privatarbeitgeber unter den in den Vereinigten Staaten herrschenden Arbeitsverhältnissen vernünftiger- und gerechterweise nichts weiter verlangen konnten als den Acht-Stunden-Tag, daß mehr als das im ganzen eine Herabminderung derjenigen Eigenschaften bedeutet hätte, die einen guten Staatsbürger ausmachen. Schließlich löste ich das Problem, soweit die Arbeitskräfte der Regierung in Betracht kamen, indem ich den Vorsteher des Arbeitsbureaus, Charles P. Neill, zu mir berief und auf seinen Rat das Acht-Stunden-Gesetz zur sofortigen energischen Anwendung brachte. Wer sich um die Arbeit drückte, faulenzte oder seine Zeit vertrödelte, wurde unbarmherzig dafür bestraft. Schwäche ist noch schlimmer als Härte, denn wie in der Schlacht Erbarmen mit dem Feigling soviel wie Grausamkeit gegen den Tapfern bedeutet, ist im bürgerlichen Leben Schwäche gegen den Unwürdigen oder Saumseligen eine Härte gegen den Redlichen und Arbeitsamen.

Gerechtigkeit für die Arbeiter.

Wir brachten ein gutes Gesetz durch, das Leben und Gesundheit der Bergleute in den Territorien schützte, und außerdem noch andere, die eine Überwachung der Stellenvermittler im Distrikt Columbia vorsahen und die Gesundheit der Angestellten der Straßenbahnen im Distrikt sicherten. Wir richteten ein Bergamt ein. Wir sorgten für die Sicherung der Fabrikarbeiter des Distrikts gegen Unfälle und für die Beschränkung der Kinderarbeit. Wir setzten ein Unfallentschädigungsgesetz für die Arbeiter der Regierung durch: ein Gesetz, das nicht so weit ging, wie ich es wünschte, das aber das beste war, das ich zu erreichen vermochte, und die Regierung auf die einzig richtige Politik festlegte. Wir erreichten eine Untersuchung über die Frauen- und Kinderarbeit in den Vereinigten Staaten und schufen das Nationalkomitee für Kinderarbeit. Die größten Schwierigkeiten bereiteten uns die Eisenbahngesellschaften, die sich mit interstaatlichem Verkehr befaßten. Ein Gesetz zur Verbesserung der Sicherheitsvorkehrungen auf Eisenbahnzügen stieß nicht auf besonders heftigen Widerstand, aber die Gesetze zur Regelung der Arbeitsstunden für Angestellte der Eisenbahnen und zur Festsetzung der Unfallhaftpflicht der zwischen Staat und Staat verkehrenden Eisenbahnen für ihre Angestellten machten uns große Not. Einen wichtigen Schritt in bezug auf diese letzteren Gesetze unternahm Generalstaatsanwalt Moody, indem er von Regierungs wegen zugunsten eines Angestellten einschritt, dem Unrecht widerfahren war. Es ist unrecht, daß ein von den Volksvertretern als Staatsrecht anerkanntes Gesetz der Gefahr ausgesetzt sein soll, null und nichtig gemacht zu werden, weil die Regierung es den armen Leuten, die gerade ein niederschmetterndes Unglück erlebt haben, überläßt, für seine Durchführung zu sorgen. Es sollte die Aufgabe der Regierung sein, Gesetze dieser Art durchzuführen und vor Gericht ihre

Verfassungsmäßigkeit und rechte Anwendung zu vertreten. Auf Moodys Anregung nahm die Regierung diesen Standpunkt ein. Das erste Haftpflichtgesetz für interstaatliche Eisenbahnen wurde für verfassungswidrig erklärt. Wir brachten darauf ein anderes durch, das der gerichtlichen Prüfung standhielt.

Die Verfechter der Ungerechtigkeit.

Durch diese Gesetzgebung und durch Exekutivmaßnahmen suchten wir hauptsächlich klarzumachen, daß ein Recht, das nicht vom Abstrakten ins Konkrete übersetzt wird, vollkommen wertlos ist. Das klingt wie ein Gemeinplatz, ist aber so weit davon entfernt, ein solcher zu sein, daß der Versuch, ihn anzuwenden, fast einer Revolution gleichkam und uns die erbittertsten Angriffe seitens aller hervorragenden Rechtsanwälte und Zeitungsredakteure einbrachte, die aus Überzeugung oder weil sie gedungen waren, die Auffassung der bevorzugten Stände vertraten. Seit dem Bürgerkrieg waren viele Entscheidungen der Gerichte, nicht in bezug auf gewöhnliche Vergehen von Mann gegen Mann, sondern in bezug auf die Durchführung wichtiger Regierungsideen über soziale und industrielle Gerechtigkeit in Wirklichkeit nichts weiter gewesen als schlaue Rechtfertigungen der Theorie, daß diese Ideen nur hochtönende Abstraktionen seien, die nicht zur praktischen Ausführung gelangen sollten. Die Gerichte hatten in den meisten Fällen die Neigung bewiesen, ihre große Gewalt eifersüchtig zum Schutze derer einzusetzen, die des Schutzes am wenigsten bedurften, und überhaupt nicht für die, die einen solchen Schutz am nötigsten hatten. Wir wollten die Bundesregierung in ihrem Machtbereich zu einem wirksamen Werkzeug zum Schutz der Arbeit ausgestalten und bemühten uns deshalb, gerichtliche Entscheidungen herbeizuführen und zu erzwingen, die uns zur Erfüllung dieses Wunsches behilflich wären.

Die engherzige Auffassung der Juristen.

Nicht nur einige Bundesrichter, sondern auch mehrere Gerichtshöfe der Einzelstaaten beriefen sich in einem Geist engherzigster Obstruktion auf die Verfassung, um die Regierung zu verhindern, die Arbeiter der zwischen Staat und Staat verkehrenden Eisenbahnen zu schützen. Diese Richter nahmen tatsächlich den Standpunkt ein, daß der Kongreß zwar die Macht besitze, den Eisenbahntransport der Waren zu regeln und die reichen oder doch wohlhabenden Besitzer dieser Waren zu schützen, aber nicht imstande sei, das Leben der Männer zu schützen, die sich mit dem Transport dieser Waren befassen. Solche Richter erließen im Interesse der Warenbesitzer bereitwilligst Verfügungen zur Verhinderung von Verkehrsstörungen, erklärten es aber für verfassungswidrig, daß die Regierung Leben und Gesundheit der Männer und der Familien der Männer zu schützen suchte, ohne deren Arbeit dieser Güterverkehr unmöglich gewesen wäre. Es war ein glänzendes Beispiel für die vielfach unbewußte Art, auf welche die Gerichte

dazu gelangt waren, Eigentumsrechte über Menschenrechte zu stellen und dem Vorteil des Arbeitgebers den Vorzug zu geben vor der Wohlfahrt des Mannes, der sich für ihn plackt. Durch das, was meine konservativen Freunde, wie ich fürchte, als schrecklich aufreizende Bekehrungstätigkeit betrachteten, die unter anderm auch ungewöhnlich deutliche Äußerungen über gewisse ungerechte und antisoziale Richtersprüche umfaßte, gelang es uns zum Teil, wenn auch durchaus nicht ganz, diese Auffassung wenigstens insofern zu berichtigen, als die besten und verständigsten Richter in Frage kamen.

Sachwalter des Volkes.

Bei weitem der allerwichtigste Schritt, den ich in bezug auf die Arbeiter unternahm, hatte nichts mit der Gesetzgebung zu tun und bestand in einer Exekutivmaßnahme, die nicht von der Verfassung vorgeschrieben war. Sie war ebenso wie alles andere, was ich getan habe, ein Beispiel für die Theorie, die ich als die Jackson-Lincolnsche Theorie über die Präsidentschaft bezeichnet habe: daß nämlich gelegentlich große nationale Krisen entstehen, die sofortige und energische Exekutivmaßregeln erfordern, und daß es in solchen Fällen die Pflicht des Präsidenten ist, nach dem Grundsatz zu verfahren, daß er der Sachwalter des Volkes ist und deshalb von der Auffassung ausgehen sollte, daß er gesetzlich berechtigt sei, alles zu tun, was das Bedürfnis des Volkes erfordert, wenn es ihm nicht die Verfassung oder die Gesetze ausdrücklich verbieten.

Der große Kohlenstreik.

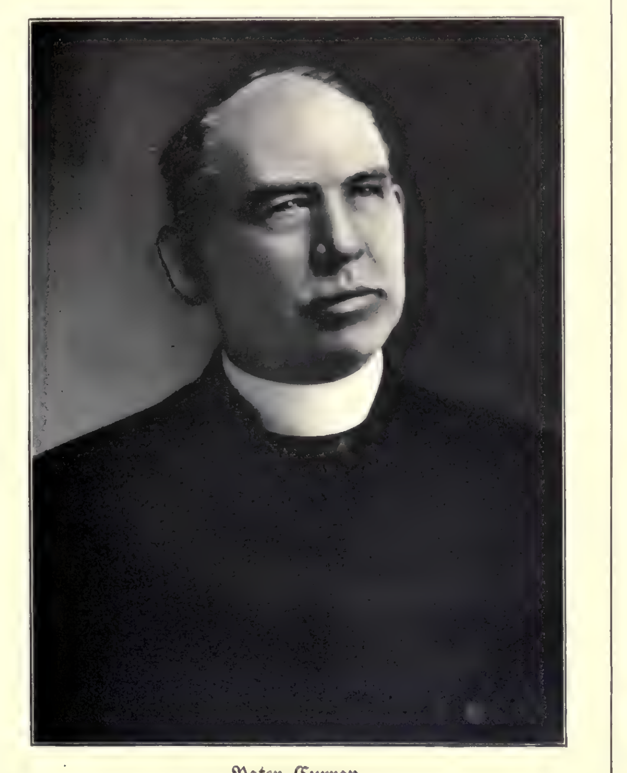
Zu Beginn des Frühlings 1902 brach in den Anthrazitgegenden ein allgemeiner Streik aus. Die Grubenarbeiter und die Unternehmer waren sehr erbittert, und der Streik dauerte den ganzen Sommer über und bis in den Herbst hinein fort, ohne daß ein Ende abzusehen war, so daß die Grubenarbeit fast vollständig ruhte. In vielen Städten, zumal im Osten, sind die Heizvorkehrungen für Anthrazit eingerichtet, so daß die bituminöse Kohle einen sehr unzulänglichen Ersatz bietet. Überdies wird in vielen Gegenden und sogar in Farmhäusern nur Kohle und gar kein Holz gebrannt. Infolgedessen nahm der Kohlenmangel gegen Anfang des Winters einen geradezu bedrohlichen Charakter an. In den meisten großen Städten und in vielen Farmergegenden östlich des Mississippi wurde der Mangel an Anthrazit zu einer Kalamität. Für die dichtbevölkerten Industriestaaten östlich des Ohio bedeutete er nicht nur eine Kalamität, sondern geradezu ein Unglück. Männer, die gewöhnlich konservativ und unter normalen Verhältnissen in bezug auf die Eigentumsrechte sehr empfindlich waren, hatten angesichts dieser Krisis das richtige Gefühl, daß energische Schritte getan werden müßten. Der Gouverneur von Massachusetts sowie der Mayor von New York teilten mir bei Eintritt der kalten Jahreszeit mit, falls der Kohlenmangel anhalte, würde das Elend im Nordosten und ganz besonders in den

großen Städten entsetzlich und die daraus entstehende Aufregung des Volkes so bedeutend werden, daß man sich auf das Schlimmste gefaßt machen müsse. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß die Lage, in der sich Pennsylvanien, New York, Neu-England und in geringerem Grade die Staaten des Mittelwestens im Oktober 1902 befanden, ebenso bedenklich war, als ob ihnen der Einfall eines übermächtigen feindlichen Heeres gedroht hätte.

Der Widerstand der Unternehmer.

Die großen Kohlenmagnaten hatten sich zusammengetan und weigerten sich energisch, irgendwelche Schritte zur Herbeiführung einer Einigung zu tun. Sie wußten, daß die Bergleute schwer litten, vertrauten darauf, daß sie den Sieg davontragen würden, falls die Ordnung aufrechterhalten bliebe und die Regierung sich nicht einmischte, und waren nicht dazu zu bewegen einzusehen, daß auch das Publikum in dieser Sache Rechte besaß. Sie waren der Mehrzahl nach Leute, gegen deren Privatleben sich nichts sagen ließ, und nahmen nur den extrem-individualistischen Standpunkt betreffs der Eigentumsrechte und der Freiheit des persönlichen Handelns ein, wie er in der Laissez-faire-Doktrin zum Ausdruck gebracht war. Die Gruben lagen im Staate Pennsylvanien. Die Verfassung legte mir in dieser Hinsicht keinerlei Pflichten auf, und ich war theoretisch nicht befugt, direkt einzugreifen, wenn mir der Gouverneur von Pennsylvanien oder der Kongreß, falls er gerade tagte, nicht ankündigte, daß Pennsylvanien die Ordnung nicht aufrechterhalten könne und mich als Oberbefehlshaber des Heeres der Vereinigten Staaten ersuche, einzuschreiten und für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen.

Solange ich konnte, enthielt ich mich jeglicher Einmischung, wies aber den Chef des Arbeitsbureaus Carroll Wright an, gründliche Ermittlungen anzustellen und mir die Tatsachen vorzulegen. Als der September verging, ohne daß weder die Arbeitgeber noch die streikenden Arbeiter nachgegeben hatten, wurde die Lage so ernst, daß ich mir sagte, es müsse etwas geschehen. Der leichteste Weg bestand darin, beide Parteien zu bewegen, sich einer Schiedsrichterkommission zu unterwerfen und sich zu verpflichten, ihren Urteilsspruch anzunehmen; inzwischen sollten die Arbeiter gleich nach Zusammentritt dieser Kommission die Arbeit gegen den bisherigen Lohn wieder aufnehmen. Damit erklärten sich die Grubenarbeiter unter John Mitchells Leitung einverstanden, machten jedoch zur Bedingung, daß ich die Kommission ernennen sollte. Die Grubenbesitzer lehnten den Vorschlag aber unbedingt ab. Sie bestanden darauf, der Staat brauche nichts weiter zu tun, als die Ordnung aufrechtzuerhalten und sich der Miliz als Polizeitruppe zu bedienen. Dagegen ersuchten sie mich, ebenso wie die Grubenarbeiter, dem interstaatlichen Handelsgesetz gemäß zu vermitteln. Jede Partei verlangte, ich sollte gegen die andere einschreiten, was jedoch gleichermaßen unmöglich war.



Pater Curran.

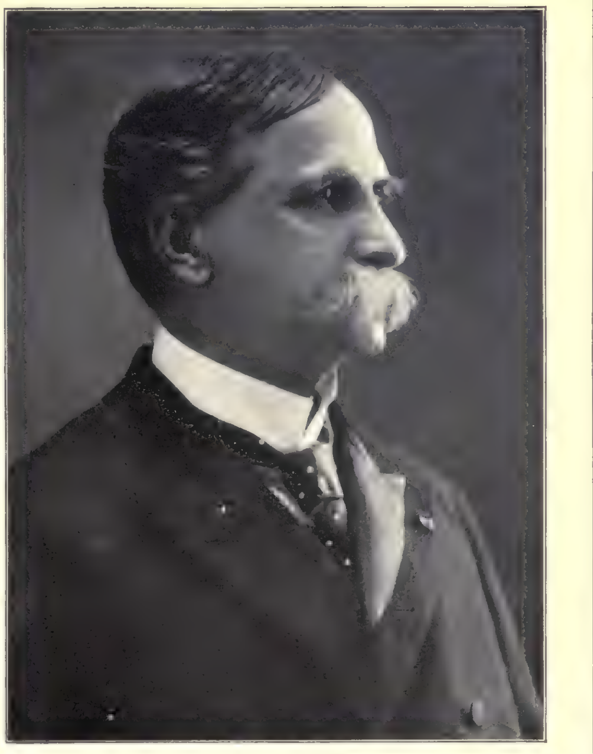
„Der Mann in Wilkes-Barre, der mich am wirksamsten unterstützt hat, war Pater Curran.“ (S. 371.)



John Mitchell.

„An der Spitze der Vertreter der Grubenarbeiter stand John Mitchell, der seine Ruhe vortrefflich bewahrte.“ (S. 369.)





Carroll D. Wright.

„Derjenige, dessen Ernennung als Soziologen die Grubenarbeiter erwartet hatten, war Carroll D. Wright, ein wirklich hervorragender Soziologe.“ (S. 371.)



George W. Perkins.

„Die beiden Vertreter der Grubenbesitzer waren Robert Bacon und George W. Perkins. Sie waren durchaus vernünftig, aber die Besitzer selbst waren vollkommen unvernünftig.“ (S. 370.)

Bemühungen um eine Kommission.

Schließlich trafen die Vertreter der Grubenbesitzer und der Arbeiter am 3. Oktober infolge meines Ersuchens bei mir zusammen. An der Spitze der Vertreter der Grubenarbeiter stand John Mitchell, der seine Ruhe vortrefflich bewahrte und einen sehr vorteilhaften Eindruck machte. Die Vertreter der Grubenbesitzer traten dagegen in sehr anmaßender Weise auf, weigerten sich, über ein Schiedsgericht oder irgendeinen Vergleich zu verhandeln, und führten eine Sprache, die für die Grubenarbeiter beleidigend und auch für mich verletzend war. Sie waren erstaunlich unwissend über die Stimmung im Volke, und als sie nach der Unterredung sehr stolz davongingen, berichteten sie auf ihre Weise an die Zeitung und gaben ihrer Freude darüber Ausdruck, daß sie sowohl die Arbeiter wie den Präsidenten „untergekriegt" hätten.

Ich ließ mich dadurch jedoch nicht abschrecken und bemühte mich weiter, eine Einigung zwischen den beiden Parteien zustande zu bringen. Mir war daran gelegen, diese Einigung durchzusetzen, weil sie mich der Notwendigkeit überhoben hätte, zu den ziemlich drastischen Maßnahmen zu greifen, die ich im Sinn hatte und die ich noch schildern werde.

Törichter, fast verbrecherischer Eigensinn.

Glücklicherweise hatten wir diesmal Erfolg. Aber wir standen dicht vor einem Fehlschlag, und zwar nur wegen des eigensinnigen Trotzes der Grubenbesitzer. Dieser Eigensinn war von ihrem eigenen Standpunkte aus töricht, und von dem des Volkes aus geradezu verbrecherisch. Die Grubenarbeiter schlugen vor, ich sollte die Kommission ernennen, und wenn ich einen Vertreter der Arbeitgeber mit hinein wählte, so solle ich auch einen Vertreter des Arbeiterbundes dazuziehen. Die Grubenbesitzer lehnten es rundweg ab, auf diesen Vorschlag einzugehen. Sie bestanden darauf, ich solle eine Kommission von nur fünf Männern einberufen, und gaben genau an, welche Eigenschaften diese Männer haben müßten, indem sie sie sorgfältig so auswählten, daß die Persönlichkeiten (einschließlich des Expräsidenten Cleveland), die ich, wie sie erfahren hatten, ernennen wollte, unbedingt ausgeschlossen blieben. Sie stellten die Bedingung, ich sollte einen Ingenieuroffizier der Armee oder Marine, einen in Bergwerkssachen erfahrenen Mann, einen „hervorragenden Soziologen", einen Bundesrichter aus dem östlichen Bezirke von Pennsylvanien und einen Grubeningenieur ernennen.

Sie weigerten sich energisch, einen Vertreter der Arbeiter oder ein weiteres Mitglied zuzulassen. Ich wollte gern ein sechstes Kommissionsmitglied ernennen, weil Mitchell und die übrigen Arbeitervertreter mir dringend empfohlen hatten, einen hochstehenden katholischen Geistlichen zuzuziehen. Die meisten Grubenarbeiter waren Katholiken, und Mitchell und die andern Führer wollten durchaus die Sicherheit haben, daß sich die Bergleute jeder Entscheidung friedlich unterwarfen; sie meinten, sie würden größeren Einfluß haben, falls eine solche Ernennung vollzogen würde.

Außerdem bestanden sie mit Recht darauf, daß ein Mitglied der Kommission ein Vertreter der Grubenarbeiter sein müsse, da alle übrigen den besitzenden Klassen angehörten. Die Grubenbesitzer lehnten es aber ab, einen Vertreter der Arbeiter zuzulassen, und erklärten, sie würden auch keinen sechsten Mann in der Kommission gestatten, obwohl sie hierin schon eine etwas weniger energische Sprache führten. Die Arbeiter überließen alles meinem Ermessen.

Die letzten Beratungen mit den Vertretern der Grubenbesitzer fanden am Abend des 15. Oktober in meinen Zimmern statt. Stunde auf Stunde verging, während ich mich abmühte, die Leute durch ihre Vertreter zu der Einsicht zu bringen, daß das Land nicht gestatten würde, daß sie auf solchen Bedingungen bestanden; aber es war alles umsonst. Die beiden Vertreter der Grubenbesitzer waren Robert Bacon und George W. Perkins. Sie waren durchaus vernünftig, aber die Besitzer selbst waren vollkommen unvernünftig. Sie hatten sich in eine Stimmung hineingeredet, in der sie bereit waren, lieber alles zu opfern und es zu einem Bürgerkrieg kommen zu lassen, als nachzugeben und in die Ernennung eines Vertreters der Arbeiter zu willigen. Es sah aus, als ob die Verhandlungen zum Stillstand kommen sollten.

Hinz und Kunz.

Nach zweistündigem Hinundherreden begann es mir plötzlich zu dämmern, daß sie nicht an der Sache selbst, sondern an dem Namen Anstoß nahmen. Ich merkte, daß es ihnen ganz gleichgültig war, wen ich ernannte, mochte es ein Arbeiter sein oder nicht, solange er nur nicht direkt als Arbeiter oder als Vertreter der Arbeiter ernannt wurde. Sie wollten mir in bezug auf die Ernennungen gern freie Hand lassen, wenn sie nur unter der von ihnen gegebenen Aufschrift erfolgten. Ich werde nie vergessen, welche Erleichterung und innerliche Belustigung ich empfand, als es mir klar wurde, daß sie sich lieber der Anarchie aussetzen als Hinz zulassen wollten, aber begeistert einwilligen würden, wenn ich ihn als Kunz bezeichnete. Das verschaffte mir einen hellen Einblick in einen Winkel des Gehirns dieser „Industriekapitäne". Um die Hauptsache zu erreichen und die Zustimmung beider Parteien zu erlangen, brauchte ich nichts weiter zu tun, als mit ehrbarer Miene eine technische und nominelle Albernheit zu begehen. Das tat ich mit Freuden.

Ich erklärte sofort, daß ich die vorgeschlagenen Bedingungen annähme. Unter dieser Voraussetzung ernannte ich dann den Arbeitervertreter, den ich die ganze Zeit über im Auge gehabt hatte, Herrn E. E. Clark, den Vorsitzenden des Bundes der Eisenbahnschaffner, und bezeichnete ihn als „hervorragenden Soziologen" — ein Ausdruck, den er wohl noch nie zu hören bekommen hatte. Er war ein vortrefflicher Mann, den ich später zum Mitglied der Kommission für interstaatlichen Handel ernannte. Dann fügte ich noch auf eigene Hand ein sechstes Mitglied dazu: nämlich den katholischen Bischof von Peoria (Illinois), Herrn Spalding, einen der besten Männer,

die im ganzen Lande zu finden sind. Derjenige, dessen Ernennung „als Soziologen“ die Grubenbesitzer erwartet hatten, war Carroll D. Wright, ein wirklich hervorragender Soziologe. Ich machte ihn zum Schriftführer der Kommission und ernannte ihn zum siebenten Mitglied, sobald die Kommission zu arbeiten begonnen hatte. Als ich die Namen der Kommissionsmitglieder veröffentlichte, fügte ich Clarks Namen folgende Bemerkung hinzu: „Als Soziologe, da der Präsident annimmt, daß für die Zwecke einer solchen Kommission unter einem Soziologen ein Mann zu verstehen ist, der tief und eingehend über soziale Fragen nachgedacht und die Ergebnisse seiner Studien zur praktischen Anwendung gebracht hat.“

Eine wundervolle Kommission.

Die Erleichterung im ganzen Lande war so groß, daß das plötzliche Auftreten des Vorsitzenden des Bahnschaffnerbundes als „hervorragender Soziologe“ nur Stoff zu einigen verwunderten Kommentaren in der Presse gab. Es war eine ganz vortreffliche Kommission. Sie leistete Bemerkenswertes, und ihr Bericht ist ein Markstein in der Geschichte der Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital in unserm Lande. Der Streik brachte mich übrigens auch in Berührung mit mehr als einem Manne, der mir dann ein geschätzter Freund und Arbeitsgenosse geworden ist. Einem Vorschlag Carroll Wrights zufolge stellte ich als Sekretär der Kommission Charles P. Neill an, den ich später als Nachfolger Wrights zum Chef des Arbeitsamtes ernannte. Wilkes-Barre war der Mittelpunkt des Streiks, und der Mann in Wilkes-Barre, der mich am wirksamsten unterstützt hat, war Pater Curran. Ich lernte ihn kennen und ihm vertrauen, und er ist während meiner ganzen Amtszeit und auch später nicht nur mein treuer Freund gewesen, sondern er war einer der Männer, deren Rat mir in Dingen, die mit dem Wohl der Grubenarbeiter und ihrer Familien zu tun haben, von größtem Nutzen gewesen ist.

Dieser Erfolg war mir aus mehr als einem Grunde eine wahre Erleichterung. Natürlich war mir vor allem daran gelegen, ein schreckliches Unglück von den Vereinigten Staaten abzuwenden. In zweiter Linie kam es mir aber auch darauf an, die großen Kohlenmagnaten und die ganze Klasse der schwerreichen Leute, die dazu gehörten, vor der furchtbaren Strafe zu bewahren, die sie sich durch ihre eigene Torheit zugezogen hätten, wenn ich nicht eingegriffen hätte; das Ärgerliche dabei war, daß sie zu verblendet waren um einzusehen, daß ich bemüht war, sie vor sich selbst zu schützen und, nicht nur um ihretwillen, sondern um des Landes willen, die Ausschreitungen abzuwenden, die auf ihre Kosten begangen worden wären, wenn sie noch länger bei ihrem Verhalten verharrt hätten.

Die neuen Industrieverhältnisse.

Der große Anthrazitstreik des Jahres 1902 machte einen unauslöschlichen Eindruck auf das Volk der Vereinigten Staaten. Er bewies allen

klugen und weitblickenden Leuten aufs deutlichste, daß das Arbeitsproblem in diesem Lande in ein neues Stadium eingetreten ist. Die Industrie war gewachsen. Große Finanzkorporationen, deren Geschäftsverbindungen sich nicht nur über die gesamten Vereinigten Staaten, sondern über die ganze Welt erstreckten, waren an die Stelle der kleineren Unternehmungen einer früheren Zeit getreten. Die alten behaglichen Beziehungen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber waren im Schwinden begriffen. Einige Menschenalter zuvor hatte der Unternehmer jeden seiner Arbeiter gekannt: er nannte sie Bill, Tom, Dick, John, erkundigte sich nach ihren Frauen und Kindern, scherzte und erzählte sich etwas mit ihnen und rauchte auch wohl eine Pfeife mit ihnen. In den kleinen Geschäften hatte zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein freundlich menschliches Verhältnis geherrscht.

Solche Beziehungen gab es nicht mehr zwischen den großen Eisenbahnmagnaten, die über die ganze Kohlenindustrie herrschten, und den hundertundfünfzigtausend Bergleuten, die in ihren Gruben arbeiteten, oder der halben Million von Frauen und Kindern, die für ihr tägliches Brot von diesen Grubenarbeitern abhängig waren. Nur sehr wenige Arbeiter hatten z. B. jemals den Präsidenten der Reading-Eisenbahn* zu sehen bekommen. Und wenn sie ihn gesehen hätten, so hätten sie nicht mit ihm sprechen können, denn Zehntausende dieser Grubenarbeiter waren kürzlich herübergekommene Einwanderer, die seine Sprache nicht verstehen konnten und selbst eine Sprache redeten, die er nicht verstand.

Vor wenigen Generationen hätte ein Arbeiter auch noch Geld sparen und dann nach dem Westen gehen und ein Heim gründen können. Jetzt war alles freie Land verschwunden. Früher konnte ein Mann, der mit Picke und Schaufel anfing, so in die Höhe kommen, daß er selbst eine Grube sein nennen konnte. Dieser Weg war der großen Mehrheit jetzt verschlossen, und wenige, wenn überhaupt jemand von den hundertundfünfzigtausend Grubenarbeitern, konnten daran denken, in den kleinen Kreis von Männern einzudringen, die über die gesamte Anthrazitindustrie verfügten. Die meisten Arbeiter in den Kohlengruben waren, wenn sie es überhaupt zu etwas bringen wollten, genötigt, diesen Fortschritt zu vollbringen, nicht indem sie aufhörten Arbeiter zu sein, sondern indem sie darnach strebten, die Verhältnisse, unter denen alle Arbeiter der Industrien unseres Landes leben, zu heben und daneben natürlich ihre eigenen Leistungen zu verbessern.

Mißverhältnis im Verhandeln über Arbeit.

Ein weiteres Ergebnis all dieser Veränderungen war eine krasse Ungleichheit in bezug auf die Einigungsverhältnisse zwischen dem Arbeitgeber und dem alleinstehenden Arbeiter. Die großen Kohlengruben- und Kohlen-

* Die Reading-Eisenbahn führte ursprünglich nur von Philadelphia nach Reading, dem Hauptsitz der „pennsylvanischen Deutschen"; sie durchquert das ganze Kohlengebiet, in dem damals der Streik herrschte, und in dem sich vornehmlich Ungarn, Polen, Kroaten usw. in großer Zahl als Grubenarbeiter niederlassen.

transportgesellschaften, die Zehntausende beschäftigten, konnten die Dienste eines einzelnen Grubenarbeiters leicht entbehren. Der Grubenarbeiter dagegen konnte die Gesellschaften, auch wenn er noch so erfahren und tüchtig war, nicht entbehren. Er brauchte Arbeit, seine Frau und Kinder mußten Hunger leiden, wenn er keine bekam. Was der Grubenarbeiter zu verkaufen hatte — seine Arbeit —, war eine vergängliche Ware: die heute unverkauft gebliebene Arbeit war auf immer verloren. Überdies war seine Arbeit nicht, wie die meisten Waren, eine bloße Sache, sondern ein Teil eines lebendigen, atmenden menschlichen Wesens. Der Arbeiter, und ebenso jeder denkende Bürger sah ein, daß das Arbeitsproblem nicht allein ein wirtschaftliches, sondern ein moralisches, ein menschliches Problem war. Einzeln waren die Grubenarbeiter ohnmächtig, wenn sie einen Lohnvertrag mit den großen Gesellschaften einzugehen versuchten; günstige Bedingungen konnten sie nur erzielen, wenn sie sich zu Arbeiterverbänden zusammentaten und gemeinsam verhandelten. Die Leute waren gezwungen, sich Verbänden anzuschließen, um nicht nur ihre wirtschaftlichen, sondern ihre einfachen Menschenrechte zu wahren. Sie wurden, wie alle andern Arbeiter, durch die Verhältnisse, unter denen sie lebten, genötigt, sich zu Verbänden ihres Industrie- oder Handelszweiges zusammenzutun, und diese Verbände mußten in demselben Grade an Größe, Stärke und Macht zum Guten und Bösen zunehmen, wie die Industrien, in denen sie arbeiteten, sich mehr und mehr ausdehnten.

Eine Demokratie kann nur eine solche bleiben, wenn unter den Menschen, aus denen sie besteht, eine annähernde Gleichheit in der Größe besteht. Jeder von uns kann im Privatleben mit einem Krämer oder Schlächter oder Tischler oder Geflügelzüchter umgehen, oder wenn er selbst Krämer, Schlächter, Tischler oder Geflügelzüchter ist, kann er mit seinen Käufern umgehen, weil wir alle ungefähr gleich groß sind. Deshalb kann ein einfaches und armes Gemeinwesen auf der Basis des reinen Individualismus bestehen. Aber ein reiches kompliziertes industrielles Gemeinwesen kann nicht so bestehen, denn Individuen, und zumal jene künstlichen Individuen, die man Korporationen nennt, werden so übermäßig groß, daß der gewöhnliche einzelne Mensch neben ihnen zum Zwerge wird und nicht auf gleichem Fuße mit ihnen umgehen kann. Infolgedessen wird es für diese gewöhnlichen Einzelpersonen zur Notwendigkeit, sich ihrerseits zu verbinden, um erstens in ihrer Gesamtheit durch jenen größten aller Verbände, den man Regierung nennt, zu wirken, und zweitens zu ihrer Selbstverteidigung durch Privatverbindungen, wie z. B. Farmer- oder Handelsverbände, zu handeln.

Eigentumsrechte und Menschenrechte.

Das sahen die großen Kohlenmagnaten nicht ein. Sie sahen nicht ein, daß ihre so energisch verfochtenen Eigentumsrechte von derselben Art waren, wie die so blind und hitzig von ihnen abgeleugneten Menschenrechte. Sie sahen nicht ein, daß die Macht, die sie als Vertreter ihrer Aktionäre ausübten, von derselben Art war, wie das Recht auf die Vertretung der

Arbeiter, das die von diesen in demokratischer Weise gewählten Häupter des Arbeiterbundes beanspruchten. Sie sahen nicht ein, daß das Recht, sein Eigentum nach Belieben zu benutzen, nur so lange aufrechterhalten werden kann, wie es der Aufrechterhaltung gewisser grundlegender Menschenrechte entspricht, der Rechte auf Leben, Freiheit und Streben nach Glück, oder, wie wir sie in unsern Tagen umtaufen können, der Rechte des Arbeiters auf einen zum Leben ausreichenden Lohn, auf vernunftgemäße Arbeitsstunden, auf anständige Arbeits- und Lebensverhältnisse, auf Rede- und Gedankenfreiheit und industrielle Vertretung, kurzum, auf ein gewisses Maß von industrieller Demokratie und — als Entgelt für angestrengte Arbeit — auf ein nach amerikanischen Begriffen menschenwürdiges und anständiges Leben. Und noch etwas anderes vermochten die großen Geschäftsleute nicht zu begreifen. Sie sahen nicht ein, daß sowohl ihre Interessen wie die der Arbeiter den dauernden, fundamentalen Interessen des ganzen Gemeinwesens angepaßt oder nötigenfalls untergeordnet werden müssen. Kein Mann und keine Gruppe von Männern darf seine Rechte so ausüben, daß er die Nation der Dinge beraubt, die zu den unentbehrlichen Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens gehören. Ein Streik, der die Kohlenlieferung eines ganzen Bezirks unterbindet, ist ein Streik, der die Interessen des Volkes berührt.

Das Eingreifen, das nie stattfand.

Das öffentliche Interesse an dem Kohlenstreik des Jahres 1902 war so groß, und ich empfand die Entrüstungswoge, die sich über das ganze Land verbreitete, so stark und tief, daß ich — falls es mir nicht gelungen wäre, die Kohlenmagnaten zur Vernunft zu bringen — zwar widerwillig, aber doch bestimmt einen Schritt unternommen hätte, der die Verwünschungen vieler „Industriekapitäne" und vieler „achtbaren" Zeitungen, die nach ihrer Pfeife tanzen, auf mich herabbeschworen hätte. Da ein Mensch ebenso nach seinen Absichten wie nach seinen Taten beurteilt werden sollte, will ich hier von dem Eingreifen erzählen, das nie stattgefunden hat.

Während die Kohlenmagnaten darüber jubelten, daß sie die Grubenarbeiter und den Präsidenten „untergekriegt" hätten, kam es in allen Gegenden des Landes zu einem derartigen und so allgemeinen Wutausbruch, daß sogar ein so streng konservativer Mann wie Grover Cleveland mir schrieb, daß er mein Vorgehen vollkommen billige, sehr empört sei über das Benehmen der Grubenbesitzer und von Herzen hoffe, daß ich ein wirksames Mittel zur Abhilfe ersinnen würde. Ich plante damals schon eine sehr energische Maßnahme; da sie aber sehr drastischer Natur war, wollte ich erst dann zu ihr greifen, wenn alle andern Mittel mißlungen waren und sie unbedingt notwendig geworden war. Vor allem wollte ich nicht darüber sprechen, ehe ich wirklich handelte. Ich hatte mir fest vorgenommen, daß ich etwas tun wollte, daß dem Kohlenmangel auf irgendeine Art ein Ende bereitet werden sollte. Um dies zu erreichen, war es notwendig, daß die

Arbeit in den Gruben wieder aufgenommen würde, und falls es mir nicht gelang, eine freiwillige Einigung zwischen den feindlichen Parteien durchzusetzen, daß eine Schiedsrichterkommission eingesetzt würde, die so viel allgemeines Vertrauen genoß, daß sie mich ohne allzu große Schwierigkeiten instand setzte, die Annahme ihres Schiedsspruches seitens beider Parteien zu erzwingen. Der Brief des Expräsidenten Cleveland war daher für mich nicht nur eine Genugtuung, sondern bot mir eine willkommene Gelegenheit, mich seiner als Vorsitzenden für die Kommission zu versichern. Ich schrieb ihm sofort, daß ich wahrscheinlich zur Ernennung einer Schiedsrichterkommission oder Untersuchungskommission gezwungen sein würde, die dann Ermittlungen anstellen und ein Urteil über die Sache fällen sollte — einerlei ob die Kohlenmagnaten eine solche Kommission beantragten oder nicht, oder ob sie sich bereit erklärten, ihre Entscheidung anzunehmen, oder nicht, und daß ich ihn ersuchen würde, den Vorsitz in dieser Kommission zu übernehmen. Er antwortete zustimmend. Darauf suchte ich mehrere hervorragende geeignete Personen für andere Stellungen in dieser Kommission aus.

Ordnung unter militärischer Verwaltung, wenn nötig.

Mittlerweile hatte der Gouverneur von Pennsylvanien die ganze pennsylvanische Miliz in der Streikgegend zusammengezogen, ohne daß es einen Einfluß auf die Wiederinbetriebnahme der Gruben gehabt hätte. Für den schlimmsten Fall hatte ich beschlossen, den Gouverneur zu bewegen, mich zu ersuchen, für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen. Dann wollte ich Truppen unter einem bewährten General dorthin senden. Diesem General wollte ich den Befehl erteilen, die Ordnung streng aufrechtzuerhalten und alle erforderlichen Schritte zu tun, um eine Einmischung der Streikenden und ihrer Parteigänger in das Verhalten Arbeitswilliger zu verhindern. Ich wollte ihn auch beauftragen, die Grubenbesitzer zu enteignen und die Gruben als Regierungskommissar zu verwalten, bis die Kommission Zeit gefunden hätte, ihren Bericht einzuliefern, und bis ich, als Präsident, auf Grund dieses Berichts neue Verfügungen erlassen würde.

Es galt, einen Mann zu finden, der den nötigen gesunden Menschenverstand, Urteilskraft und Mut genug besaß, um in einem solchen Fall zu handeln. Dieser bot sich in der Person des Generalmajors Schofield. Ich ließ ihn zu mir kommen, sagte ihm, daß, wenn ich seine Dienste in Anspruch nehmen müßte, die Krisis nur dem Bürgerkriege an Ernst nachstehe, daß der beschlossene Schritt tatsächlich eine Kriegsmaßregel sein werde, und setzte hinzu, daß er im Fall seiner Entsendung in rein militärischer Eigenschaft unter meinem Oberbefehl handeln müsse und sich an keine andere Autorität, richterlich oder sonstwie, kehren dürfe als an die meinige. Er war ein prächtiger Mensch: ein ehrwürdiger alter Mann mit Backenbart und schwarzem Käppchen, ohne eine Spur von dem üblen Aussehen eines Militärdiktators; aber an Entschlossenheit und Urteilskraft war er vollkommen zuverlässig und erwiderte ruhig, wenn ich es befähle, würde er von

den Gruben Besitz ergreifen und sich dafür verbürgen, daß er sie öffnen und in Betrieb erhalten werde, solange ich ihm zu bleiben geböte, ohne eine Einmischung seitens der Grubenbesitzer oder der Streikenden zu gestatten.

Dann sprach ich mit Senator Quay, der wie alle andern verantwortlichen Männer in hoher Stellung über die Sache sehr erregt war. Ich sagte ihm, er brauche sich keine Sorgen über die Lösung des Problems zu machen. Allerdings würde ich noch einen Versuch machen, um eine Verständigung zwischen den Grubenbesitzern und den streikenden Grubenarbeitern herbeizuführen, aber auf jeden Fall würde ich für eine Lösung des Problems sorgen und Kohlen beschaffen; indessen wolle ich ihm lieber noch nichts Näheres über meine Ansichten mitteilen, sondern bäte ihn nur, sobald ich ihm einen Wink zukommen ließe, den Gouverneur von Pennsylvanien zu veranlassen, daß er mich bitte einzugreifen. Wenn das geschehen sei, würde ich die Verantwortung für alle Folgen übernehmen und mich dafür verbürgen, daß der Kohlenmangel sofort ein Ende nehmen werde. Der Senator enthielt sich jeder Frage oder Bemerkung und erwiderte nur, er garantiere mir, daß der Gouverneur den Antrag stellen werde, sobald ich es wünschte.

Endlich eine Einigung.

Diese Verhandlungen wurden ganz im Geheimen geführt. General Schofield war der einzige, der genau über meinen Plan unterrichtet war, und Senator Quay, zwei Mitglieder des Kabinetts, Expräsident Cleveland und die andern von mir als Kommissionsmitglieder ausersehenen Männer waren die einzigen, die wußten, daß ich etwas plante. Wie bereits erwähnt, waren meine Bemühungen, eine Einigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zustande zu bringen, schließlich von Erfolg gekrönt. Ich war froh, daß es nun nicht nötig war, die Gruben auf meine Verantwortung durch General Schofield und die regulären Truppen besetzen zu lassen. Ich war bereit, sofort zu handeln, und hätte es ohne den geringsten Aufschub und ohne einen Augenblick zu zögern getan, falls die Verhandlungen ergebnislos geblieben wären; und meine Maßnahmen wären sicherlich wirksam gewesen. Dennoch ist es niemals gut, zu so drastischen Maßregeln zu greifen, wenn der Erfolg ebensogut auf mildere Weise gesichert werden kann, und nebenbei gesagt wurde mir dadurch, daß ich meinen Plan nicht auszuführen brauchte, viel zukünftige Schererei erspart.

Zu jener Zeit hätte ich alle Welt auf meiner Seite gehabt. Angesichts der Kohlennot würde das Volk kein Verhalten geduldet haben, das meinen Maßnahmen hätte hinderlich sein können. Wahrscheinlich würde sich im Kongreß und im Abgeordnetenhaus von Pennsylvanien nicht eine einzige Stimme gegen mich erhoben haben. Wenn auch mancher gemurrt hätte, wäre doch nichts geschehen, was die von mir ersonnene Lösung des Problems in Frage gestellt hätte, bis diese Lösung erfolgt und das Problem kein Problem mehr gewesen wäre. Sobald es so weit war, daß das Volk seine

Angst vor der Kohlennot vergessen hatte und gleichgültig dagegen geworden war, was für Folgen die Sache für diejenigen hatte, die der Not ein Ende gemacht hatten, hätten meine Feinde Mut gefaßt und den Kampf gegen mich eröffnet. Ich weiß nicht, ob sie sehr viel erreicht haben würden, denn das einzige wirksame Mittel gegen mich wäre die Erhebung einer Anklage wegen schlechter Amtsführung gewesen, und das zu versuchen hätten sie nicht gewagt*.

Panama und die Panik: ein Vergleich.

Sie wären ohne Zweifel ebenso verfahren, wie sie bei dem Ankauf der Panamakanalzone im Jahre 1903 und der Beendigung der Panik des Jahres 1907 durch mein Eingreifen in Sachen der Kohlen- und Eisengesellschaft in Tennessee verfuhren. Nichts hätte das amerikanische Volk dazu vermocht, die Kanalzone aufzugeben. Als die Sache aber abgemacht und der Kanal in Angriff genommen war, beruhigte es sich bei der vollendeten Tatsache, und nun sein eigenes Interesse nicht mehr auf dem Spiele

---

* Einer der Männer, die ich in die Anthrazitstreikkommission berufen wollte, war der Richter George Gray aus Delaware, ein Demokrat, der im ganzen Lande kaum geringeres Ansehen genoß als Grover Cleveland. Ein Jahr später bemerkte er folgendes über meine Handlungsweise:

„Ich zögere nicht es auszusprechen, daß sich der Präsident der Vereinigten Staaten im Oktober 1902 einer Krisis gegenüber sah, die ernster und drohender war als irgendeine andere seit dem Bürgerkriege. Ich meine, daß die Einstellung der Arbeit im Kohlenrevier, herbeigeführt durch den Streit der Grubenarbeiter und derer, die das größte Monopol über die Naturschätze in Amerika und vielleicht in der ganzen Welt besaßen, mehr als die Hälfte des amerikanischen Volkes in die Lage gebracht hatte, daß die Bevölkerung sich eines der notwendigen Lebensbedürfnisse beraubt sah; die wahrscheinliche Fortsetzung dieses Streites bedrohte nicht nur die Bequemlichkeit und Gesundheit, sondern auch die Sicherheit und Ordnung der Nation. Der Präsident hatte kein gesetzliches oder verfassungsmäßiges Recht einzugreifen, aber sein Amt als Präsident der Vereinigten Staaten gab ihm einen Einfluß, eine führende Stellung als erster Bürger der Republik, die ihn instand setzten, an den Patriotismus und den gesunden Menschenverstand der streitenden Parteien zu appellieren und ihnen den moralischen Zwang der öffentlichen Meinung aufzuerlegen, so daß sie einem Schiedsgericht über den Streik zustimmten, der für das ganze Land so schreckliche Folgen nach sich zu ziehen drohte. Er handelte schnell und mutig und wende dadurch die Gefahren ab, auf die ich hinwies.

Weit davon entfernt, sich in die Eigentumsrechte einzumischen oder sie zu verletzen, zielte die Handlungsweise des Präsidenten nur darauf ab, sie zu erhalten. Was die Besitzer der Anthrazitgruben anlangt, so bestand die eigentümliche Lage darin, daß sie das Monopol für ein Produkt in der Hand hatten, das für die Behaglichkeit, ja sogar zum Leben eines großen Teiles des Volkes notwendig war. Eine langanhaltende Versagung des Genusses dieses Lebensbedürfnisses hätte dazu führen können, einen Angriff auf die Eigentumsrechte, von denen Sie sprechen, zu beschleunigen; denn schließlich ist es zwecklos zu leugnen, daß dieses Eigentum, das eine so merkwürdige Stellung einnimmt und mit Recht als ein Monopol für die Naturschätze bezeichnet wird, ein öffentliches Interesse berührt.

Ich glaube nicht, daß irgendein Präsident in einer nationalen Krisis je klüger, mutiger und schneller gehandelt hat. Herr Roosevelt verdient uneingeschränktes Lob für das, was er getan hat."

stand, kümmerte es sich nicht mehr um die Leute, die mich wegen meiner Handlungsweise angriffen — und mich noch immer weiter angreifen, obwohl sie sich wohl hüten, den Vorschlag zu machen, daß dem begangenen „Unrecht“ auf die Weise abgeholfen werden möge, die die einzig richtige ist, falls wirklich ein „Unrecht“ vorliegt: nämlich indem man die alte Republik Panama wieder der Tyrannei Columbiens ausliefert und Columbien den ausschließlichen oder doch gemeinsamen Besitz des Kanals überläßt. Bei Gelegenheit der Panik von 1907 (wie auch bei der Panama-Angelegenheit) hatte ich nicht nur ganz offen gehandelt, sondern der Erfolg meiner Handlungsweise hatte sogar davon abgehangen, daß alles so offen wie nur möglich geschah. Im Kongreß wagte damals niemand Einspruch zu erheben. Auch kein ernster außenstehender Parteiführer erhob Einspruch. Alle Welt war einzig und allein darauf bedacht, der Panik ein Ende zu bereiten, und alle Welt freute sich, daß ich bereit war, die Verantwortung dafür auf meine eigenen Schultern zu nehmen. Aber schon nach wenigen Monaten war die Panik in Vergessenheit geraten. Das Volk vergaß die entsetzliche Angst, die es ausgestanden hatte. Man hatte kein persönliches Interesse mehr daran, eine Einmischung in meine Maßnahmen zur Beendigung der Panik zu verhindern. Da kamen alle, die nichts zu sagen gewagt hatten, solange die Gefahr noch bestand, tapfer aus ihren Schlupfwinkeln hervor und erhoben ihre Stimmen gegen die Maßnahmen, die sie gerettet hatten. Sie hatten geschwiegen, solange eine Gefahr vorlag; sie erhoben ein lautes Geschrei, sobald sie es in Sicherheit tun konnten.

Ganz ebenso wäre es bei dem Anthrazitstreik gegangen, wenn ich genötigt gewesen wäre, so zu handeln, wie ich es mir für den Fall eines Mißlingens meiner Vermittlungsversuche zwischen Grubenherren und Grubenleuten vorgenommen hatte. Selbst wie die Sachen lagen, erinnerten sich die Häupter der großen Geldinteressen meines Verhaltens mit tiefem Groll und griffen mich im Laufe der Zeit mit immer zunehmender Erbitterung in den ihrer Botmäßigkeit unterstehenden Zeitungen an. Wäre ich genötigt gewesen, die Gruben militärisch besetzen zu lassen, so hätten diese Leute und meine Feinde unter den Politikern wieder gewartet, bis die Angst des Volkes sich gelegt hatte und seinen Bedürfnissen abgeholfen war, gerade wie sie im Falle der Kohlen- und Eisengesellschaft gewartet hatten, und dann hätten sie mich auf genau dieselbe Art angegriffen wie bei jener Gelegenheit.

Gewerkverbände: ihre Mängel und ihr Wert.

Natürlich war es in Arbeiterfragen nicht immer möglich, die Sache der Arbeiter zu vertreten, weil manche Streiks nicht nur ganz ungerechtfertigt waren, sondern auch mit Hilfe von Methoden durchgefochten wurden, die man gar nicht scharf genug verurteilen kann. Kein aufrichtiger Mensch kann glauben, und kein furchtloser Mann wird behaupten, daß ein Gewerkverband immer im Recht ist. Wer das Gewicht seines Einflusses jedesmal, sei es durch Reden oder Schweigen, durch direkte Behauptung oder durch

feige Umgehung in die Wagschale der Arbeiter wirft, ob sie recht haben oder nicht, ist nicht würdig, ein Staatsamt zu bekleiden. Es ist gelegentlich meine Pflicht gewesen, die Gefühle aller richtig denkenden Menschen zum Ausdruck zu bringen, indem ich mich sehr mißbilligend über unkluge oder gar unmoralische Handlungen von Arbeitervertretern aussprach. Wer sich nicht angesichts von Problemen, die eine moralische Beurteilung erfordern, auf den Boden des Verhaltens anstatt auf den Klassenstandpunkt stellt, ist kein echter Demokrat, und falls er Amerikaner ist, ist er der Traditionen seines Vaterlandes unwürdig. Es gibt schlechte und gute Arbeiter, wie es schlechte und gute Arbeitgeber gibt, und ebensowohl reiche wie arme gute und böse Menschen.

Ist man aber bereit, allen Bürgern ohne Rücksicht auf Rasse, Glaubensbekenntnis, Partei oder wirtschaftliche Interessen und Stellung volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so will das durchaus nicht besagen, daß man nicht imstande wäre, die ungeheuren wirtschaftlichen, politischen und moralischen Möglichkeiten der Gewerkverbände zu begreifen. Ebenso wie eine demokratische Regierung nicht wegen der Fehler oder sogar Verbrechen verurteilt werden darf, die von demokratisch erwählten Männern begangen werden, darf man die Gewerkverbände nicht im ganzen genommen verdammen, weil Häupter solcher Verbände gelegentlich Fehler oder Verbrechen begehen. Das Problem liegt tiefer. Während man jede Gesetzesübertretung unterdrückt und jede Immoralität bekämpft, mag sie nun von Arbeitsverbänden oder Korporationen begangen werden, muß man doch anerkennen, daß die Organisation der Arbeit zu Arbeiterverbänden und Bünden heutzutage notwendig und wohltätig ist und als eins der wirksamsten Hilfsmittel zur Erreichung einer wahrhaft industriellen und wahrhaft politischen Demokratie in den Vereinigten Staaten angesehen werden muß.

Dienst und Lohn.

Das ist eine Tatsache, die von vielen wohlmeinenden Leuten noch heute nicht begriffen wird. Sie verstehen nicht, daß das Arbeitsproblem ebensowohl ein menschliches und moralisches wie ein wirtschaftliches Problem ist; daß ein Fallen der Löhne, eine Zunahme der Arbeitsstunden, eine Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse ebensowohl moralischen wie wirtschaftlichen Niedergang und ein nutzloses Aufopfern menschlichen Lebens und menschlichen Glücks bedeutet, ein Steigen der Löhne, Abnahme der Arbeitsstunden und Verbesserung der Verhältnisse aber eine geistige, moralische und soziale Hebung von Millionen amerikanischer Männer und Frauen. Es gibt heutzutage Arbeitgeber, die wie die großen Kohlenmagnaten reden, als ob sie die Herren dieser zahllosen Heere von Amerikanern wären, die sich in Fabriken, Läden und Werkstätten und in den dunklen Tiefen der Erde abplagen. Sie sehen nicht ein, daß alle diese Männer berechtigt und verpflichtet sind, sich zusammenzuschließen, um sich und ihre Familien gegen Mangel und Erniedrigung zu schützen. Sie sehen nicht ein, daß die Nation

und die Regierung im Bereich ehrlichen Spiels und gerechter Anwendung der Gesetze nicht umhin können, mehr Mitgefühl mit den Männern zu empfinden, die nichts haben als ihren Lohn, die um ein anständiges Dasein kämpfen, als mit den sei es auch noch so ehrenwerten Männern, die nur nach noch größerem Nutzen und noch unumschränkterer Beherrschung großer Geschäfte streben. Jeder Mensch sollte alles erhalten, was er durch seine Hände oder seinen Geist erwirbt, und der Direktor, der große Industriemagnat, ist einer der größten Erwerber und sollte einen entsprechenden Lohn empfangen. Aber kein Mensch sollte von dem Erwerb anderer leben, und zwischen Dienst und Lohn sollte keine allzu große Ungleichheit bestehen.

Wir können nicht ein halbes Jahrhundert zurückgehen.

Es gibt heutzutage viele Leute, und zwar rechtschaffene und intelligente Männer, die der ehrlichen Überzeugung sind, daß wir zu den Arbeitsverhältnissen zurückkehren müssen, die vor fünfzig Jahren bestanden. Diese Männer sind Erzfeinde aller Gewerkverbände. Sie merken sich alle Fälle, in denen sich die Führer der Arbeiterpartei unwürdig benommen haben, suchen und finden Beispiele von schlechten Leistungen der Mitglieder der Arbeiterverbände, sowie von absichtlicher Beschränkung der Produktion, von ärgerlichen und gewaltätigen Streiks, von Jurisdiktionsstreitigkeiten zwischen Verbänden, in die sehr oft die gerechtesten und wohlmeinendsten Arbeitgeber verwickelt werden. All solche Dinge kommen vor und sollten unterdrückt werden. Aber wer die Gewerkverbände tadelt, würde ebenso leicht bei einzelnen Arbeitgebern oder sogar bei den großen Arbeitgeberverbänden Grund zu Klagen finden. Er würde viele Fälle entdecken, in denen die Löhne auf ungerechtfertigte Weise beschnitten, die Fabrik- nnd Mietskasernengesetze offenkundig verletzt, die Arbeitnehmer geflissentlich nnd systematisch durch Entlohnung durch Waren betrogen, die Arbeitsgeschwindigkeit bis zu einem für den Arbeiter lebensgefährlichen Grade gesteigert, ausländische Arbeiter auf Hungerlohn gesetzt, schwache kleine Kinder zur Arbeit in staubigen Werkstätten herangezogen, Arbeiter auf schwarze Listen gesetzt, Spione in Verbandsversammlungen entsendet und in Streikzeiten bösartige und verzweifelte Hallunken angestellt werden, die um nichts besser sind als die Strolche, die gelegentlich seitens der Gewerkverbände unter dem unheimlichen Namen „Festausschüsse" verwendet werden.

Ich glaube, daß sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer in der großen Mehrheit friedliche, ehrenwerte, gesetzestreue Staatsbürger sind, und ich halte es nicht für recht, ganze Gruppen für die Irrtümer und Vergehen der dazu gehörigen Einzelpersonen verantwortlich zu machen. Überdies glaube ich — und diese Überzeugung ist im Lauf langer Jahre praktischer Erfahrungen in mir entstanden —, daß die Gewerkverbände stetig an Weisheit und Macht zunehmen und allmählich zu einem der wirksamsten Faktoren für die Lösung nicht nur unserer Industrieprobleme werden, sondern auch für die Ausrottung der Armut, der Berufskrankheiten und Unfälle,

für die Verringerung der Arbeitslosigkeit, die Herbeiführung der industriellen Republik und die Erlangung eines größeren Maßes sozialer und industrieller Gerechtigkeit.

Wäre ich Fabrikarbeiter, Eisenbahnangestellter oder Lohnarbeiter irgendwelcher Art, so würde ich ohne Zweifel dem entsprechenden Gewerkverband beitreten. Wenn ich die Politik des Verbandes mißbilligte, würde ich mich daran beteiligen, sie zu bekämpfen; wenn die Häupter des Verbandes unredlich wären, würde ich mich mit andern zusammentun, um sie zu beseitigen. Ich halte etwas von den Gewerkverbänden und glaube, daß alle Leute, die aus ihnen Nutzen ziehen, verpflichtet sind, in dem vom Verband geförderten gemeinsamen Interesse zur Ausbreitung seiner Macht beizutragen.

Schutz den organisierten und nichtorganisierten Arbeitern.

Nichtsdestoweniger sollten alle Rechte, Privilegien und Freiheiten eines amerikanischen Bürgers auf alle Fälle durch das Gesetz gewahrt werden, ohne Rücksicht darauf, ob der Betreffende sich einem Gewerkverband anschließen sollte oder nicht, ob er sich ihm wirklich anschließt oder nicht. Wie die Ansichten oder der Beruf eines Menschen oder einer Gruppe auch beschaffen sein mögen, wir dürfen es nicht wagen, ihn oder sie außerhalb des Gesetzes zu stellen. Wer Mitglied eines Gewerkvereins ist, muß ebenso wie derjenige, der es nicht ist, durch das volle Gewicht und die ganze Gewalt des Gesetzes in seinen gesetzlichen Rechten geschützt werden.

Die Regierung und ihre Angestellten.

Diese Frage trat an mich heran, als es sich um das Recht eines nichtorganisierten Druckers namens Miller handelte, seine Stellung in der Regierungsdruckerei zu behalten. Ich bin, wie gesagt, für die Gewerkvereine; ich sehe immer gern eine organisierte Werkstätte. Aber meine Privatneigungen haben natürlich keinen Einfluß auf meine Amtshandlungen. Die Regierung kann keinen Unterschied machen zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern der Verbände und ist verpflichtet, beide ganz gleich zu behandeln. Nun hatte ich vor Beginn meiner Präsidentschaftskampagne im Jahre 1904, gerade als ich als Kandidat aufgestellt werden sollte, die Entdeckung gemacht, daß ein Mann aus der Staatsdruckerei entlassen worden war, weil er keinem Gewerkverein angehörte. Ich setzte ihn wieder in seine Stellung ein. Der Präsident des Amerikanischen Arbeiterbundes, Herr Gompers, kam darauf mit mehreren Vorstandsmitgliedern dieser Körperschaft am 29. September 1903 zu mir, um Protest einzulegen, und ich antwortete ihnen folgendes:

„Ich danke Ihnen und dem Komitee für Ihre Zuvorkommenheit und weiß die Gelegenheit, mich mit Ihnen zu unterhalten, zu schätzen. Es wird mir immer ein Vergnügen sein, Sie oder irgendwelche Vertreter Ihrer Organisation oder Ihres Gesamtbundes zu sehen.

Was den Fall Miller anbelangt, so habe ich dem bereits Gesagten nur wenig hinzuzusetzen. Ich bitte Sie zu bedenken, daß ich mich dabei lediglich von den Beziehungen der Regierung zu ihren Angestellten habe leiten lassen. Ich muß meine Maßnahmen in Übereinstimmung mit den von mir beschworenen Landesgesetzen treffen, denn diese machen einen Unterschied zwischen einem Fall, bei dem die Regierung der Vereinigten Staaten Partei ist, und allen andern Fällen. Diese Gesetze sind zum Wohl des ganzen Volkes gegeben worden und können und dürfen nicht so ausgelegt werden, als ob sie eine Unterscheidung zuungunsten einzelner Staatsangehörigen gestatteten. Ich bin Präsident des gesamten Volkes der Vereinigten Staaten, ohne Ansehen des Glaubens, der Farbe, des Geburtsorts, des Berufs oder Standes. Mein Ziel besteht darin, jedem einzelnen gleicherweise und sorgsam Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Bei der Anstellung oder Entlassung von Angestellten der Regierung kann ich ebensowenig darauf Rücksicht nehmen, ob der Betreffende einem Gewerkverein angehört, wie es in meinen Augen für oder gegen ihn sprechen darf, ob er Protestant oder Katholik, Jude oder Heide ist.

In den Zuschriften, in welchen verschiedene Gewerkvereine gegen die Wiederanstellung Millers in der Regierungsdruckerei Einspruch erheben, werden zwei Gründe dagegen angeführt: 1. daß er keinem Gewerkverein angehöre, und 2. daß er persönlich nicht tauglich sei. Die Frage der Tauglichkeit ist auf amtlichem Wege zu entscheiden und darf keinen Einfluß auf die weit größere Frage ausüben, ob die Regierung sich aus dem Grunde für oder wider ihn entscheiden soll, weil er Mitglied oder nicht Mitglied eines Gewerkvereins ist. Dies ist die einzige Frage, die ich zu entscheiden habe, und in bezug darauf ist meine Entscheidung endgültig."

Sozialisten und Nichtsozialisten.

Man hat mich wegen der Dinge, die ich aus Gerechtigkeitsgründen für die Arbeiter getan habe, oft einen Sozialisten genannt. Gewöhnlich habe ich mir gar nicht die Mühe gemacht, dieses Epitheton zu beachten. Ich habe keine Angst vor Namen und gehöre nicht zu denjenigen, die sich scheuen zu tun, was recht ist, weil jemand mich mit Parteigängern in Verbindung bringt, deren Grundsätze nicht die meinigen sind. Überdies weiß ich, daß viele amerikanische Sozialisten hochsinnige und ehrenwerte Staatsbürger und in Wirklichkeit nichts weiter als radikale Sozialreformer sind. Sie leiden unter den Brutalitäten und industriellen Ungerechtigkeiten, die wir überall vor Augen haben. Wenn ich mir ins Gedächtnis zurückrufe, wie oft ich gesehen habe, daß Sozialisten und eifrige Gegner des Sozialismus Schulter an Schulter für irgendeine soziale oder industrielle Reform kämpften, und wie oft ich ihnen gegenüber auf seiten des Geldprivilegs zeternde Rückschrittler bemerkte, die mit Gewalt alle Reformer als Sozialisten bezeichneten, verschmähe ich es, mich durch ein irrtümlich auf mich angewendetes Beiwort einschüchtern zu lassen.

Sozialismus und „Klassenkampf".

Aber wenn ich ihre Beweggründe auch nicht tadeln will, bin ich doch ein energischer Gegner der Fundamentalgrundsätze und der vorgeschlagenen Heilmittel der Marxisten. Diese Sozialisten bekämpfen unentwegt unser ganzes Industriesystem. Sie glauben, daß die Lohnzahlung überall und notwendig eine Ausbeutung des Arbeitnehmers durch den Arbeitgeber bedeute, und daß dies unweigerlich zu einem Klassenkampf zwischen diesen beiden Gruppen oder, um mit ihren Ausdrücken zu reden, zwischen den Kapitalisten und dem Proletariat führen werde. Sie versichern, daß dieser Klassenkampf schon vorhanden sei und nur beendet werden könne, wenn der Kapitalismus vollkommen vernichtet sei und Maschinen, Fabriken, Bergwerke, Eisenbahnen und anderes zur Produktion benutztes Privateigentum konfisziert, enteignet und von den Arbeitern übernommen worden sei. Sie behaupten nicht, daß dieser Kampf ein Kampf mit Blut und Kugeln ist, aber sie behaupten, daß ein unausgesetzter Kampf zwischen den beiden großen Klassen herrschen wird und herrschen muß, deren Interessen einander widersprechen und nicht vereinigt werden können. Des weiteren behaupten sie, daß in diesem Kampf die gesamte Bundes-, Staats- und Lokalregierung auf seiten der Arbeitgeber stehe und von ihnen gegen die Arbeiter aufgeboten werde, und daß unsere Gesetze und sogar unsere gewöhnliche Moral Klassenwaffen seien, etwa wie der Polizeiknüttel oder ein Schnellfeuergeschütz.

Ich habe nie geglaubt und glaube auch heute noch nicht, daß uns ein solcher Klassenkampf bevorsteht oder überhaupt jemals über uns hereinzubrechen braucht; und ebensowenig glaube ich, daß die Interessen der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber sich nicht schlichten, regeln und in Einklang bringen lassen. Es wäre müßig, wenn man bestreiten wollte, daß die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiter ganz andere sind als die — sagen wir — der Fabrikherren und Großkaufleute, ebenso wie die Farmer andere Interessen haben als die Seeleute und die Fischer andere als die Bankiers. Es liegt kein Grund vor, weshalb nicht jede dieser Gruppen ihre eigenen Interessen durch gesetzliche Mittel und unter Berücksichtigung der allgemeinen, alles beherrschenden Gesamtinteressen verfolgen sollte. Ich bestreite nicht einmal, daß die Mehrheit der Arbeiter, weil sie geringere Mittel und weniger industrielle Sicherheit haben als andere und die Maschinen, mit denen sie arbeiten, nicht selbst besitzen (wie z. B. die Farmer), es vielleicht nötiger haben, gemeinsam zu handeln, als andere Gruppen des Gemeinwesens.

Teilhaber in der Industrie.

Aber ich bleibe dabei (und ich glaube, daß die meisten Arbeiter dieselbe Ansicht vertreten), daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer als Teilhaber in der Industrie und als Staatsbürger sehr große Interessen gemeinsam haben, und daß diese Interessen sich da, wo sie auseinandergehen, durch Abänderung unserer Gesetze und durch ihre Auslegung so regeln lassen, daß sie allen Mitgliedern des Gemeinwesens soziale und industrielle Gerechtigkeit sichern.

„Störrigkeit" in bezug auf industrielles Unrecht.

Ich habe immer behauptet, daß unsere schlimmsten Revolutionäre von heute diejenigen Rückschrittler sind, die nicht einsehen und nicht zugeben wollen, daß Änderungen überhaupt notwendig sind. Diese Männer scheinen zu glauben, daß die vierundeinhalb Millionen fortschrittlicher Wähler, die im Jahre 1912 feierlichen Einspruch gegen unsere sozialen und industriellen Ungerechtigkeiten erhoben, „Anarchisten" seien, die das Übel nicht schlummern lassen wollen. Hätten diese Rückschrittler zu einer früheren Zeit unserer Geschichte gelebt, so wären sie für Aufruhrgesetze eingetreten, hätten die Rede- und Versammlungsfreiheit bekämpft und ihre Stimmen gegen freie Schulen, gegen freien Zutritt der Ansiedler zu Staatsländereien, gegen das Pfändungsrecht der Handwerker, gegen das Verbot, den Lohn in Waren zu bezahlen, und gegen die Abschaffung der Schuldhaft abgegeben; und sie sind es auch, die heute gegen Minimallohngesetze, gegen die Unfallversicherung der Industriearbeiter und gegen eine Reform unserer Repräsentantenhäuser und Gerichtshöfe eintreten, die allein solche Maßnahmen ermöglichen kann. Einige dieser Rückschrittler sind keine schlechten Menschen, sondern nur kurzsichtig und zurückgeblieben. Sie sind es aber, die durch ihr störrisches Verhalten in bezug auf industrielle Ungerechtigkeiten geradezu zum Aufruhr in der Industrie herausfordern, und nur wir, die wir für politische und industrielle Demokratie eintreten, ermöglichen den Fortschritt unserer amerikanischen Industrie in großzügiger, organischer Weise mit einem Maximum von Gerechtigkeit und daher einem Minimum von Reibung.

Der Arbeiter sollte Anteil haben.

Man sollte alles nur mögliche tun, um den Arbeitern eine gerechte Behandlung zu sichern. Bei steigenden Leistungen sollte dem Arbeiter auch eine Steigerung des Lohnes zugebilligt werden. Außerdem sollte man auf jede Weise gegen den Kapitalisten vorgehen, der besondere Leistungen nicht etwa belohnt, sondern sie als Vorwand für eine Herabsetzung des Lohnes bei Durchschnittsleistungen benutzt. Der Kapitalist, der dem besonders tüchtigen Mann nicht mehr zahlt als dem Durchschnittsarbeiter und trotzdem den Lohn dieses letztern herabsetzt, ist ein unwürdiger Staatsbürger, und die Regierung sollte sich bemühen, ihm Einhalt zu gebieten und ihn zu bestrafen. Werden arbeitersparende Maschinen eingeführt, so sollte man — nötigenfalls von Regierungs wegen — dafür sorgen, daß der Arbeiter seinen Anteil an dem Gewinn erhält, und daß er nicht einzig und allein von dem Arbeitgeber oder Kapitalisten eingestrichen wird.

Ein treffender Fall.

Ich gebe hier zur Erläuterung meiner Ausführungen einen Fall wieder, der zu meiner Kenntnis gelangt ist. In einer Schuhfabrik wurde eine Anzahl neuer Maschinen aufgestellt, und das Ergebnis war eine erhebliche Produktionssteigerung ohne eine entsprechende Steigerung der Arbeitskräfte.

Einige der Arbeiter wurden von besonderen Vertretern der betreffenden Maschinenfabrik in der Bedienung der Maschinen unterwiesen. Diese Lehrmeister waren infolge ihrer Übung und dank dem Umstand, daß sie die Maschinen nicht Woche für Woche täglich neun Stunden lang, sondern nur zu bestimmten Zeiten eine oder zwei Stunden zu bedienen brauchten, natürlich imstande, die Maschinen auf der höchsten Betriebsgeschwindigkeit zu erhalten. Als diese Leute die Fabrik verlassen und die eigenen Arbeiter des Schuhfabrikanten sich daran gewöhnt hatten, die Maschinen leidlich schnell zu bedienen, erhöhten die Werkführer nach und nach die Geschwindigkeit und verlangten eine noch größere Produktion, indem sie die Arbeiter zu immer größerer Anstrengung antrieben. Selbst bei einer nicht ganz maximalen Betriebsgeschwindigkeit ergab die Einführung dieser Maschinen eine starke Erhöhung der Produktion bei gleichen Arbeitskräften, und der Gewinn für die Fabrik war in den folgenden zwei Jahren so groß, daß er dem ganzen Aktienkapital der Gesellschaft gleichkam. Aber kein Cent davon wanderte in die Tasche der Arbeiter, die nicht mehr Lohn erhielten als zuvor, obwohl die Einführung der Maschinen eine Steigerung ihrer physischen und geistigen Anstrengungen zur Folge hatte, so daß sie schwerer als bisher zu arbeiten hatten. Der ganze gesteigerte Gewinn verblieb der Gesellschaft.

Dies war ein Fall von „gesteigerter Leistung" bei gleichzeitiger Verringerung sozialer und industrieller Gerechtigkeit. Die höheren Einnahmen, die aus der Erhöhung der Produktion erwuchsen, kamen den Arbeitern nicht im geringsten zugute. Ich behaupte, daß sie mit schreiender Ungerechtigkeit behandelt wurden, und daß die Allgemeinheit in einem solchen Falle ihre ganze Energie darauf verwenden sollte, ein solches Unrecht abzustellen, im Notfall durch die Regierung. Und ich werde jede geeignete Gesetzgebung unterstützen, die zur Erreichung dieses Zieles verhelfen kann.

Bestraft nicht die Tüchtigkeit.

Der Arbeiter sollte nicht nur gerecht behandelt werden, sondern auch selbst gerecht verfahren. Um den Wohlstand immer mehr auszubreiten, ist es nötig, daß ein Wohlstand vorhanden ist. Um dem Arbeiter einen gerechten Anteil am Gewinn zu verschaffen, ist es nötig, daß ein Gewinn zum Verteilen vorhanden ist. Jeder Vorschlag, die Leistungsfähigkeit zu beschränken, indem der tüchtigste Arbeiter in seiner Produktion nach Maßgabe der Produktion des Untüchtigsten eingeengt werden soll, ist ein Vorschlag, die Produktion um so viel herabzumindern und daher das Publikum um so viel ärmer zu machen, besonders aber den zwischen den Produzenten zu teilenden Gewinn zu schmälern. Das ist ganz verkehrt. Wir müssen gegen die ungerechte Verteilung des Produktionsgewinnes Einspruch erheben. Man sollte dem Geschäftsmann und Arbeitgeber auf jede Art dazu verhelfen, sein Geschäft ertragreich zu gestalten und auf die Weise mehr Geld

einzunehmen; und ebenso sollte man dem tüchtigen Arbeiter auf jede Art beistehen. Wir müssen stets bedenken, daß eine Verringerung der Produktion lediglich dazu dient, die Summe des zu verteilenden Gewinns zu vermindern, und keineswegs als wirksamer und dauernder Protest gegen ungleiche Verteilung anzusehen ist, sondern dem gesamten Gemeinwesen nur dauernden Schaden bringt. Aber erhöhte Produktion wird nicht durch übermäßige Arbeit unter ungesunden Verhältnissen bewirkt. Ganz im Gegenteil! Kürzere Arbeitszeit, gesunde Verhältnisse und Gelegenheit für den Arbeiter, mehr Geld zu verdienen und dadurch eine Möglichkeit zu haben, neben mehr Arbeit auch mehr Vergnügen zu genießen, alles das trägt zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit bei. Meine Meinung ist, daß man gesteigerte Leistungsfähigkeit, die unter gesunden Verhältnissen zustande gekommen ist, nicht mit Strafe belegen sollte, sondern daß jede durch Steigerung der Leistungen hervorgebrachte Steigerung der Produktion allen daran Beteiligten zugute kommen sollte, Arbeitern wie Kapitalisten und Arbeitgebern, denen, die mit den Händen arbeiten, wie denen, die mit dem Kopf arbeiten.

Der Grubenarbeiterbund des Westens.

Mit dem Grubenarbeiterbund des Westens hatte ich mehr als einmal ernste Unannehmlichkeiten. Die Führer des Bundes hatten die Anarchie gepredigt, und mehrere von ihnen wurden in Anklagezustand versetzt, weil man sie beschuldigte, an der Ermordung des Gouverneurs Steunenberg von Idaho beteiligt gewesen zu sein. Bei Gelegenheit einer Rede oder in einem Brief sprach ich einmal über diese Arbeiterführer und zugleich über gewisse Kapitalisten meine Mißbilligung aus, indem ich sie alle miteinander als „unerwünschte Bürger" bezeichnete. Das wurde mir von beiden Seiten sehr übelgenommen. Der offene Angriff auf mich ging meist entweder von New Yorker Zeitungen aus, die unverhohlen die Wallstreet-Interessen vertraten, oder von sogenannten — fälschlich so genannten — Sozialisten mit anarchistischen Tendenzen. Viele der letzteren schickten mir offene Anklagebriefe zu, und einen derselben beantwortete ich wie folgt:

„Weißes Haus, Washington, 22. April 1907.

Geehrter Herr!

Ich habe Ihre Zuschrift vom 19. d. M. erhalten, sowie auch das Konzept des Briefes, der, wie Sie schreiben, nachfolgen wird. Wie man mir mitteilt, sind mehrere Delegationen unterwegs, die ähnliche Anträge überbringen wollen. In Ihrem Brief erheben Sie im Namen der Moyer-Haywood-Konferenz im Bezirk Cook gegen gewisse Äußerungen Einspruch, die ich kürzlich in einem Schreiben gemacht habe, und die, wie Sie behaupten, bestimmt waren, den Rechtsgang in Sachen des Moyer-Haywoodschen Mordprozesses zu beeinflussen. Ich bin durchaus Ihrer Ansicht, daß

es ungehörig ist, den Gang der Gerechtigkeit sei es durch Drohungen oder auf andere Weise zu beeinflussen. Aus diesem Grunde habe ich es tief bedauert, daß Organisationen wie diejenigen, in deren Namen Sie sprechen, es unternommen haben, das in dem von Ihnen erwähnten Falle zu tun. Ihre Zuschrift trägt z. B. die Überschrift: ‚Moyer-Haywood-Pettibone-Konferenz im Bezirk Cook' und beginnt: ‚Dem Tode können, werden und sollen unsere Brüder nicht anheimfallen!' Das beweist, daß Sie und Ihre Gesinnungsgenossen kein gerechtes Verfahren fordern oder anstreben, sondern im voraus erklären, daß das Urteil nur auf eine Weise ausfallen kann, und daß Sie ein anderes Urteil nicht dulden wollen. Ein solches Vorgehen ist eine offenbare Ungehörigkeit, und gleich Ihnen mißbillige ich es von ganzem Herzen."

Zweierlei „unerwünschte Bürger".

„Aber es ist geradezu töricht anzunehmen, daß ein Mann deshalb, weil er wegen eines bestimmten Vergehens unter Anklage steht, gegen jede Kritik seines allgemeinen Verhaltens und seiner ganzen Lebensweise gefeit sei. In jenem Brief, gegen den Sie protestieren, wies ich darauf hin, daß einerseits der bekannte Finanzmann, Herr Harriman, andererseits die Herren Moyer, Haywood und Debs unerwünschte Bürger seien. Es ist ebenso töricht zu behaupten, daß ich damit eine Beeinflussung des Moyer-Haywood-Prozesses bezweckte, wie zu behaupten, daß ich dadurch das gegen Herrn Harriman eingeleitete Verfahren zu beeinflussen gesucht hätte. Ich habe über die Frage, ob Herr Moyer und Herr Haywood der Ermordung des Gouverneurs Steunenberg schuldig sind, eine Ansicht weder ausgesprochen noch auch nur angedeutet. Wenn sie schuldig sind, sollten sie auf jeden Fall bestraft werden. Aber kein irgendwie denkbares Ergebnis des Prozesses vermag mein Urteil über die Unerwünschtheit der Art von Bürgern zu beeinflussen, die ich erwähnt habe. Die Herren Moyer, Haywood und Debs sind die Wortführer der Männer, die ebensoviel zur Diskreditierung der Arbeiterbewegung beigetragen haben, wie die ärgsten Finanzspekulanten oder die gewissenlosesten Arbeitgeber und Gesetzesverderber getan haben, um redliche Kapitalisten und gerechte und ehrliche Geschäftsleute in Verruf zu bringen. Sie sind die Vertreter der Männer, die durch ihre öffentlichen Reden und Kundgebungen, durch die von ihnen beeinflußten und beherrschten Zeitungen und durch die Worte und Taten derer, die ihnen beistehen und dienen, sich gewohnheitsmäßig der Aufreizung zu Blutvergießen und Gewalttätigkeit oder der Entschuldigung solcher Frevel schuldig zu machen scheinen. Wenn das nicht unerwünschte Bürger ausmacht, so gibt es überhaupt keine unerwünschten Bürger. Die Leute, die ich anklage, repräsentieren diejenigen Männer, die die berechtigte Bewegung zur Besserung der Arbeitsverhältnisse, der ich das wärmste Interesse entgegenbringe, im Stich gelassen haben; sie haben Gewohnheiten angenommen, die sie von den Führern dieser berechtigten Bewegung trennen. Ich werde die rechtschaffenen Vertreter der

Arbeit, die getreulich den Gesetzen gehorchen, jederzeit und auf jede Weise unterstützen, und das kann ich auf keine bessere Art tun, als indem ich die schärfste Grenzlinie zwischen ihnen und jenen Predigern der Gewalttat ziehe, die selbst die ärgsten Feinde des redlichen Arbeiters sind.

„Gestatten Sie mir, nochmals mein tiefes Bedauern darüber auszudrücken, daß eine Gruppe von Männern ihre Pflicht gegen das Vaterland so vollkommen vergessen kann, daß sie den Versuch macht, in diesem Falle den Gang der Gerechtigkeit durch Gründung von Vereinen und andere Mittel zu beeinflussen. Ich habe viele Briefe wie den Ihrigen erhalten, und diesen Briefen waren Zeitungsausschnitte beigefügt, in denen Demonstrationen, Aufzüge und Massenversammlungen angekündigt waren, die veranstaltet werden sollten, um zu beweisen, daß die Vertreter der Arbeit ohne Rücksicht auf die Tatsachen die Freisprechung von Moyer und Haywood verlangen. Solche Versammlungen können natürlich lediglich dazu bestimmt sein, das Gericht und die Geschworenen zur Abgabe eines bestimmten Wahrspruchs zu zwingen, und deshalb verdienen sie in vollem Maße die Mißbilligung, die, wie Sie in Ihrer Zuschrift sagen, denen zum Ausdruck gebracht werden sollte, die sich bemühen, den Gang der Gerechtigkeit auf ungehörige Weise zu beeinflussen.

„Sie würden natürlich vollkommen im Recht sein, wenn Sie lediglich erklärten, daß Sie die Herren Moyer und Haywood für ‚erwünschte‘ Bürger hielten — obwohl ich Ihnen in dem Fall ganz offen erwidern würde, daß sie, ganz abgesehen von der Frage, ob sie des ihnen zur Last gelegten Verbrechens schuldig sind oder nicht, einen so wenig wünschenswerten Bürgertyp darstellen, wie er sich in Amerika überhaupt nur finden läßt: einen Typ, der sich, wie ich in dem unvernünftigerweise von Ihnen beanstandeten Brief darlegte, nicht auf eine Klasse beschränkt, sondern ebensowohl unter großen Kapitalisten wie unter manchen Vertretern der Arbeiter zu finden ist. In jenem Brief verurteilte ich beide Typen. Manche Vertreter der großen Kapitalisten verdammten mich ihrerseits, weil ich Herrn Harriman mit in mein Urteil über die Herren Moyer und Haywood inbegriffen hatte. Andererseits wurde ich wieder von den Vertretern der Arbeiter verdammt, weil ich die Herren Moyer und Haywood im Verein mit Herrn Harriman als ‚unerwünschte Bürger‘ bezeichnet hatte. Mich läßt die Mißbilligung meines Ausspruchs in beiden Fällen gleich kalt. Wenn ich die beiden Typen schlechten Bürgertums, die ich der öffentlichen Mißachtung preisgegeben habe, scharf verurteile, beanspruche ich als mein gutes Recht die Unterstützung jedes guten Amerikaners, mag er Arbeiter oder Kapitalist sein, welchem Beruf oder Bekenntnis er auch angehört, in welchem Teil unseres Vaterlandes er auch leben mag. Es erscheint mir als ein Zeichen äußerster Unaufrichtigkeit, wenn man sie nicht so alle beide verdammt, und wer einen von beiden entschuldigt, beraubt sich dadurch des Rechts, irgend jemanden, der, sei er reich oder arm, im öffentlichen oder im Privatleben Unrecht tut, zu verurteilen.“

Ehrliches Spiel auf allen Seiten.

„Sie sagen, daß Sie ‚ehrliches Spiel‘ für die Herren Moyer und Haywood verlangen. Das tue ich auch. Wenn ich ‚ehrliches Spiel‘ sage, meine ich damit, daß gegen jeden ehrlich verfahren werden soll. Wenn ein Kapitalist gegen die Denunzierung eines Missetäters unter den Kapitalisten Einspruch erhebt, so macht er sich ebensogut einer Übertretung der Regel vom ehrlichen Spiel schuldig wie der Arbeiterführer, der gegen die Denunzierung eines schuldigen Arbeiterführers protestiert. Ich verlange Gerechtigkeit für beide, und soweit es in meiner Macht liegt, werde ich für Gerechtigkeit eintreten, mag der Beschuldigte nun die reichsten Korporationen und die gewaltigsten Geldanhäufungen hinter sich haben oder die einflußreichsten Arbeiterorganisationen unseres Landes.“

Mord ist Mord.

Ich behandelte Anarchisten sowie die Zunft der Bombenwerfer und Dynamitleute genau ebenso, wie ich andere Verbrecher behandelte. Mord ist Mord. Er wird durch den Hinweis, daß er „einer Sache“ wegen begangen wird, um kein Titelchen besser. Daß Gesetz und Ordnung allein nicht genügen, ist freilich wahr, aber sie sind wesentlich; Gesetzlosigkeit und mörderische Gewalttätigkeit müssen unterdrückt werden, bevor sich irgendwelche dauernden Reformen durchsetzen lassen. Hat man sie aber unterdrückt, so muß man diejenigen, die aus der Durchführung der Gesetze Vorteil ziehen, nun auch lehren, daß die Gesetze aufrechterhalten werden, um dem Recht Geltung zu verschaffen, und daß man nicht dulden wird, daß sie in ein Werkzeug der Ungerechtigkeit und Unterdrückung verkehrt werden. Das Haupterfordernis im Umgang mit unserm Volk, einerlei ob es sich dabei um Arbeiter oder um andere Leute handelt, ist nicht Barmherzigkeit, sondern Gerechtigkeit. Wir müssen alle miteinander zur Erreichung des gemeinsamen Ziels wirken, allen und jedem im Geiste gesunder, weitherziger und inniger Bruderliebe beizustehen.

Ein böses Zeichen.

Es war nicht immer leicht, sich eines Gefühls heftigen Zornes über die Selbstsucht und Kurzsichtigkeit zu erwehren, die sowohl von den Vertretern mancher Arbeitgeberorganisationen wie von manchen Arbeitervereinen und Verbänden an den Tag gelegt wurden. Eine solche Genossenschaft von Arbeitgebern führte den Namen „Nationaler Fabrikantenverein“. So übertrieben auch die zuweilen von den extremen Arbeiterorganisationen auf mich unternommenen Angriffe sein mochten, gingen sie doch noch immer nicht so weit wie die Angriffe, die der Vorstand jenes „Nationalen Fabrikantenvereins“ auf mich unternahm, und was das Verhalten dieser Leute gegenüber der Gesetzgebung anbetraf, so gelangte ich gegen Ende meiner Amtszeit zu der Überzeugung, daß die Fabrikanten in dieser Hinsicht in der falschen Richtung noch weiter gegangen waren als die Arbeiter — und die

waren auch schon ziemlich weit gegangen. Der Widerstand des „Nationalvereins" gegen jede noch so gemäßigte und vernünftige Maßnahme zugunsten des Arbeiters, wie z. B. die Gesetze zur Abschaffung der Kinderarbeit und betreffs der Arbeiterunfallversicherung, verursachten mir wirklich ernste Sorge, denn ich hatte den Eindruck, daß es ein böses Zeichen für die Zukunft des Volkes war, daß Männer, die als geistige und leitende Kraft so hoch hätten stehen müssen, sich so reaktionär verhielten und ausdrückten, daß es geradezu als Aufreizung zur Revolution wirkte — denn das ist bei dem extremen Reaktionär herkömmlich.

Gleichzeitige Angriffe von beiden Seiten.

Es kam nicht selten vor, daß ich von beiden Seiten zugleich angegriffen wurde. Im Frühling 1906 erhielt ich mit derselben Post einen Brief von einem guten Freund, nach dessen Ansicht ich gegen ein paar Arbeiter allzu hart verfahren war, und einen Brief von einem andern Freund, dem Leiter einer großen Korporation, der sich darüber beklagte, daß ich die Arbeiter begünstige und mich gegen die großen Vermögen ausspräche. Meine Antworten auf diese beiden Zuschriften lauteten folgendermaßen:

Persönlich. „26. April 1906.

Mein lieber Doktor!

In einem meiner letzten Briefe sandte ich Ihnen die Abschrift eines Briefes von mir, worin ich Stellen aus [Soundsos] Befürwortung des Mordes anführte. Es wird Sie vielleicht interessieren zu hören, daß er und seine Sozialistengenossen — die in Wirklichkeit Anarchisten sind — von dem offenherzig mörderischen Schlage meine Rede auf das heftigste angegriffen haben, weil ich auf diese Befürwortung des Mordes anspielte. Der Angriff im 'Sozialisten' von Toledo in Ohio vom 21. April bezieht sich z. B. im besonderen auf folgende Stelle in meiner Rede, an der er heftigen Anstoß nimmt:

‚Wir dürfen es uns ebensowenig erlauben, Missetaten von Kapitalisten hingehen zu lassen wie Missetaten von Leuten ohne Kapital. Der Reiche, der triumphiert, weil es nicht gelingt, irgendeinen Trustmagnaten gerichtlich zur Rechenschaft zu ziehen, ist ebenso schlecht und nicht schlechter als der sogenannte Arbeiterführer, der sich lärmend bemüht, ein faules Standesbewußtsein zugunsten eines des Mordes bezichtigten andern Arbeiterführers wachzurufen. Ein Standpunkt ist ebenso schlecht wie der andere und nicht schlechter. In jedem Fall hat der Angeklagte ein Anrecht auf unbedingte Gerechtigkeit, und in keinem ist ein Eingreifen seitens andrer erforderlich, die als ein Ausdruck der Teilnahme für ein Verbrechen gedeutet werden kann.'

Bedenken Sie, daß diese Horde von Arbeiterführern alles getan hat, was nur in ihrer Macht stand, um die Staatsverwaltung und die Gerichte von Idaho zugunsten von Männern einzuschüchtern, die des Mordes angeklagt sind und fraglos auch früher zum Morde aufgereizt haben."

„26. April 1906.

Geehrter Herr Richter!

Ich wollte, die Zeitungen hätten das, was ich mit bezug auf den Mord gesagt habe, mehr hervorgehoben. Aber, mein lieber Freund, in allem, was Sie über große Vermögen sagen, bin ich vollkommen entgegengesetzter Meinung. Ich wünschte nur, es stände in meiner Macht, einen Plan zu ersinnen, der es immer mehr erschweren würde, sie über ein gewisses Maß hinaus anzuhäufen. Da einem solchen Plan sehr große Schwierigkeiten entgegenstehen, wollen wir wenigstens dafür sorgen, daß sie nicht nach dem Tode oder auch bei Lebzeiten in allzu ungeheuerlichem Betrage auf einen andern einzelnen Menschen übertragen werden können.

Sie und ihre Kapitalistenfreunde einerseits scheuen vor allem, was ich gegen sie sage, zurück. Haben Sie die wilden Artikel gelesen, die andererseits von (den Anarchisten und) den bombenwerfenden Sozialisten gegen mich gerichtet wurden, weil ich mich in meiner Rede über diejenigen geäußert habe, die dem Mord geradezu das Wort reden?"

Arbeiterführer beim Frühstück.

Bei einer andern Gelegenheit wurde ich von einigen kapitalistischen Männern aufs heftigste angefochten, weil ich eine Anzahl von Führern der Arbeiterpartei, und darunter Grubenarbeiter aus Butte, ins Weiße Haus zum Frühstück eingeladen hatte, und das zur selben Zeit, als der Grubenarbeiterbund des Westens mich auf das ingrimmigste anklagte, weil ich angeblich der Arbeiterpartei nicht wohlgesinnt sei. Einem dieser Kritiker setzte ich meine Ansichten brieflich wie folgt auseinander:

„26. November 1906.

Ihren Brief vom 25. dieses Monats samt der Einlage habe ich erhalten. Diese Männer, die übrigens nicht alle Bergleute waren, kamen nach Washington und frühstückten in Gesellschaft von Herrn Carroll D. Wright, Herrn Wayne MacVeagh und Staatssekretär Cortelyou bei mir. Es sind alles sehr anständige Leute. Alle gaben mir vollkommen darin recht, daß die Geschehnisse in der Coeur-d'Alene-Gegend durchaus gemißbilligt werden müssen, und es stellte sich heraus, daß einige von ihnen zugegen gewesen waren, als ich mich vor drei Jahren in Butte sehr scharf gegen solche Frevel aussprach. Unter den Männern, die hier waren, befand sich, wie ich glaube, kein einziger, der in irgendeiner Gestalt oder Art und Weise für solche Frevel verantwortlich war. Wie ich höre, haben die ultrasozialistischen Mitglieder der Arbeitervereine in Butte diese Männer wegen dieses Besuchs bei mir so heftig — und ich kann hinzufügen, ebenso unvernünftig — angegriffen, wie jener mir von Ihnen übersandte Artikel eines kapitalistischen Journalisten. Ich bezweifle nicht, daß der Herr, von dem Sie als Ihrem Generaldirektor sprechen, ein vortrefflicher Mann ist. Natürlich habe ich ihn nicht gemeint, aber ich meinte allerdings Männer, die solche Artikel

schreiben wie den, den Sie mir beigelegt haben. Diese Artikel sind denen an die Seite zu stellen, die mir vor zwei Jahren von populistischen und sozialistischen Zeitungen zugesandt wurden, als einmal Pierpont Morgan, ein andermal J. J. Hill und bei zwei andern Gelegenheiten Harriman und Schiff bei mir zu Mittag aßen. Des weiteren könnte man sie mit den Artikeln der Zeitungen ähnlichen Schlages in eine Reihe stellen, die sich zur Zeit des Falles Miller in der Regierungsdruckerei in einem Zustand nervöser Besorgnis befanden, weil ich mich darüber mit den Arbeiterführern besprochen hatte. Es wäre ein großes Unglück gewesen, wenn ich sie nicht empfangen hätte, und ein noch größeres, wenn ich ihrem Protest in der Sache nachgegeben hätte."

Unterdrückte Gewalttätigkeit.

„Sie sagen weiter in Ihrem Brief, mein ‚Rekord' als Feind jeder Gewalttätigkeit sei Ihnen bekannt. Gestatten Sie mir zu erwidern, daß Sie die Sache dadurch nicht ganz richtig ausdrücken, falls Sie unter ‚Rekord' Äußerungen und nicht Taten verstehen. Abgesehen von dem, was sich z. B. bei den Streikunruhen am Croton-Damm ereignete, als ich Gouverneur war, brauchen Sie nur auf die Geschehnisse im Juni des vergangenen Jahres in Arizona zurückzugreifen — alles Nähere darüber können Sie durch Herrn X. in New York erfahren. Die Grubenarbeiter streikten, es kam zu Gewalttaten, und die Behörden des Territoriums Arizona teilten mir mit, daß sie der Lage nicht Herr werden könnten. Binnen zwanzig Minuten nach Empfang dieses Telegramms wurden den nächsten Truppen Befehle übermittelt, und vierundzwanzig Stunden später befand sich General Baldwin mit seinen Regulären an Ort und Stelle, wo weitere vierundzwanzig Stunden später keine Spur von Unruhen mehr zu bemerken war. Bald darauf wurde ich in einer Versammlung des Grubenarbeiterbundes, ich denke in Denver, sehr heftig angeklagt. Ich weiß nicht, ob die ‚Gruben- und Ingenieurzeitung' diesem Vorfall irgendwelche Beachtung geschenkt oder überhaupt davon gewußt hat. War es der Fall, so mußte diese Zeitung doch wohl einsehen, daß die sofortige Unterdrückung eines Aufruhrs durch reguläre Truppen der Vereinigten Staaten eine wichtige Tatsache ist, neben der alle Mißbilligung über jene Einladung von ‚Arbeiterführern' zum Frühstück ebensowenig in Betracht kommt wie der Artikel in einer Zeitung andern Schlages, der sich darüber entrüstet, daß ich ‚Trustmagnaten' bei mir zum Frühstück sähe."

Auf das Verhalten kommt es an.

„Solange ich Präsident bin, soll jeder Arbeiter überzeugt sein, daß er ebenso leicht zu mir gelangen kann wie der Kapitalist. Jeder soll wissen, daß meine Türen sich ebenso leicht dem Arbeiter öffnen wie dem Haupt einer großen Korporation — und nicht leichter. Wenn es nicht so wäre,

so würde mir das nicht nur unamerikanisch erscheinen, sondern als der Ausdruck eines Standpunkts, der schlimme Folgen haben würde, wenn er beibehalten würde. Einen Unterschied zuungunsten von Arbeiterführern aus Butte zu machen, weil Grund zu der Annahme vorliegt, daß Arbeiterführer oder Mitglieder des Arbeiterbundes in Butte in andern Bezirken zum Aufruhr aufgereizt haben, würde genau dasselbe sein, als wenn ich dem Rat anderer Folge gäbe und zuungunsten sämtlicher Kapitalisten der Wallstreet einen Unterschied machte, weil es dort viele Kapitalisten gibt, die sich auf schlimme Finanzoperationen eingelassen und versucht haben, die Gesetze des Landes zu umgehen oder zu übertreten. Meiner Ansicht nach wird ein Privatmann, und erst recht ein Staatsbeamter, immer gut tun, die Grenzlinie auf Grund des Verhaltens zu ziehen und keinen Unterschied in bezug auf Korporationen und Arbeitervereine als solche zu machen, sondern sich zu bemühen, sowohl dem anständigen Arbeitsbündler wie dem rechtschaffenen Kapitalisten zu verstehen zu geben, daß sie nicht nur in ihrem eigenen Interesse, sondern aus Pflicht- und Prinzipgründen in den meisten Fragen, die für die Nation von größter Bedeutung sind, zusammenhalten müssen."

Morrissey und Morley.

Bei einer andern der verschiedenen Gelegenheiten, bei denen ich Führer der Arbeiterpartei ins Weiße Haus zu Tisch geladen hatte, erregte es große Entrüstung, daß ich John Morley gebeten hatte, mit dabei zu sein. Zu den betreffenden Führern der Arbeiterpartei zählten diesmal die Häupter mehrerer Eisenbahnervereine: Männer wie z. B. Herr Morrissey, dessen gesunde Urteilskraft und hochsinnige Bürgertugend mir großes Vertrauen einflößten, und ich hatte Herrn Morley dazu gebeten, weil sie genau den Typ des amerikanischen Bürgers darstellten, mit dem er meiner Ansicht nach notwendig in Berührung gebracht werden mußte.

Androhung eines Generalstreiks.

Einer der Kniffe, deren sich große Korporationen zuweilen bedienen, um das Gesetz zu beugen, besteht darin, daß sie die Annahme eines Gesetzes als Vorwand für Maßnahmen ihrerseits benutzen, von denen sie wissen, daß sie den Groll des Publikums erregen; damit verfolgen sie den Zweck, diesen Groll auf das Gesetz statt gegen sich selbst zu lenken. Die Direktoren der Louisville-Nashville Eisenbahn waren erbitterte Gegner alles dessen, was die Regierung zur Sicherung guter Behandlung der Arbeiter seitens der Arbeitgeber veranlaßte. Im Februar 1908 verkündigten sie und verschiedene andere Eisenbahnen, daß sie den Lohn ihrer Angestellten herabzusetzen beabsichtigten. Infolgedessen wurde ein Generalstreik mit allen daraus entstehenden Unruhen und Nöten angedroht. Ich schrieb darauf den folgenden offenen Brief an die zwischenstaatliche Handelskommission:

„18. Februar 1908.

An die zwischenstaatliche Handelskommission.

Wie ich höre, haben eine Anzahl von Eisenbahngesellschaften eine beabsichtigte Ermäßigung des Lohnes ihrer Angestellten angekündigt. Eine von ihnen, die Louisville-Nashville-Eisenbahn, fügt dieser Ankündigung die Bemerkung hinzu, daß ‚die drastischen, den Interessen der Eisenbahnen feindlichen Gesetze, die der Kongreß und die Abgeordnetenhäuser der Staaten in den letzten paar Jahren angenommen haben‘, hauptsächlich daran schuld seien, daß diese Lohnermäßigung zur Notwendigkeit geworden sei.

Unter diesen Umständen ist es möglich, daß sich das Publikum bald ernsten industriellen Streitigkeiten gegenüber sieht, und das Gesetz erfordert, daß in solchen Fällen jede der Parteien die Dienste Ihres Vorsitzenden und des Arbeitskommissars als Vermittlungs- und Versöhnungsbehörde in Anspruch zu nehmen hat. Diese Lohnermäßigung mag berechtigt sein oder auch nicht. Darüber kann sich das an der ganzen Sache lebhaft beteiligte Publikum kein Urteil bilden, ohne genauer über die Haupttatsachen und wesentlichsten Umstände des Falles Bescheid zu wissen, als es jetzt weiß oder aus den Streitschriften erfährt, die sicherlich von beiden Parteien aus erfolgen werden, falls ihr Zwist zu einer Verkehrsstörung führen sollte. Wenn diese Lohnermäßigung durch natürliche Ursachen begründet ist, weil der geschäftliche Verlust ein derartiger ist, daß die Last gleichmäßig zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern verteilt werden muß und verteilt wird, so muß das Publikum darüber aufgeklärt werden. Wird sie durch die Gesetzgebung hervorgerufen, so muß der Kongreß und auch das Publikum darüber aufgeklärt werden. Ist sie eine Folge finanzieller oder anderweitiger Operationen irgendeiner Eisenbahn, dann muß alle Welt es erfahren, zumal wenn eine schädliche Gesetzgebung vorgeschützt wird, um schlechte Geschäftsführung seitens der Eisenbahndirektoren zu entschuldigen, oder um eine ungerechte Behandlung ihrer Arbeiter zu rechtfertigen.

Überdies bietet ein industrieller Konflikt zwischen einer Eisenbahngesellschaft und ihren Arbeitern einer kleinen Anzahl böswilliger Leute willkommene Gelegenheit zum Vernichten von Menschenleben und Eigentum und zur Erregung öffentlicher Unruhen. Sobald aber Leben, Besitz und öffentliche Ordnung gefährdet sind, werden rasche und drastische Maßnahmen zu ihrem Schutz natürlich zur Pflicht. Alle andern Rücksichten müssen dann gegen die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zurücktreten, und dabei geraten die Hauptpunkte des ursprünglichen Zwistes leicht in Vergessenheit. Dies sollten alle dem Gesetz gehorsamen und weitblickenden Mitglieder von Arbeiterverbänden sich immer vor Augen halten.

Es ist daher lebhaft zu hoffen, daß jede zwischen den Eisenbahnen und ihren Arbeitnehmern entstehende Lohnstreitigkeit immer durch die vom Kongreß vorgesehene Methode der Versöhnung und des Schiedsspruchs, die sich in den letzten Jahren so bewährt hat, zu einem friedlichen Ende geführt

werden möge. Zu diesem Zweck sollte die Kommission in der Lage sein, jedem Vermittlungs- oder Schiedsrichterkomitee genaue Auskunft über die Verkehrsgesellschaften zu liefern, die vielleicht in einen Industriestreit verwickelt werden könnten. Sollte eine Vermittlung fehlschlagen und ein Schiedsgericht abgelehnt werden, so sollten genaue Auskünfte vorhanden sein, um eine gut unterrichtete öffentliche Meinung zur Entwicklung zu bringen.

Ich ersuche Sie daher, sowohl mit Hilfe Ihres Materials wie auch anderer Ihnen zu Gebote stehenden Hilfsmittel Erhebungen anzustellen, um Tatsachen über diejenigen Zustände im Betrieb der Louisville-Nashville- und anderer Eisenbahnlinien festzustellen, die sich direkt oder indirekt auf den wahren Sachverhalt des möglicherweise bevorstehenden Zwistes beziehen.

Theodore Roosevelt."

Eisenbahntarife und Eisenbahnlöhne.

Dieser Brief erfüllte seinen Zweck, und die angedrohte Lohnermäßigung fand nicht statt. Das war ein Beweis dafür, wieviel die Regierung zu tun vermag. Ich möchte indessen mit allem mir zu Gebote stehenden Nachdruck hinzufügen, daß ich durchaus nicht verkenne, daß ein Einschreiten der Regierung die Eisenbahnen bis zu einem Grade belasten kann, der es ihnen unmöglich macht, den Betrieb aufrechtzuerhalten, ohne jemand anders zu benachteiligen. Eisenbahnen können nicht angemessene Löhne zahlen und gute Dienste leisten, wenn sie kein Geld verdienen. Die Aktionäre müssen einen vernunftgemäßen Gewinn erzielen, denn sonst kaufen sie keine Aktien, und die Eisenbahn kann dem Publikum nur dann gute Dienste leisten, wenn die Aktionäre gute Geschäfte machen. Es liegen Gründe genug vor, weshalb die Tarife nicht zu hoch sein dürfen, aber sie müssen hoch genug sein, um die Eisenbahnen instand zu setzen, gute Löhne zu zahlen. Wenn Gesetze wie das Arbeiterversicherungsgesetz für Arbeiter angenommen werden, sollte man überdies immer bedenken, daß sie dazu bestimmt sind, eine Last auf das ganze Gemeinwesen zu verteilen, die nicht nur von denen, die am wenigsten dazu imstande sind, getragen werden sollte, nämlich von dem verunglückten Arbeiter oder der Witwe oder den Waisen des Toten. Bezieht die Eisenbahn bereits einen unverhältnismäßigen Gewinn durch das Publikum, so darf man die ganze Last gerechterweise der Eisenbahn aufbürden. Verdient sie aber nicht unverhältnismäßig viel, dann muß das Publikum die Last des gesteigerten Eisenbahndienstes tragen. Dividenden und Löhne sollten gleichmäßig steigen, und ihr Zusammenhang mit dem Tarif darf nie außer acht gelassen werden. Das findet natürlich keine Anwendung auf schlecht basierte Dividenden. Ebensowenig will es besagen, daß das Publikum auch dann, wenn törichte Leute eine unzweckmäßige Eisenbahn bauen, irgendwie für die Einträglichkeit der Kapitalsanlage einstehen muß. Aber es will besagen, daß die Interessen des redlichen Aktionärs ebensoviel Recht auf gesetzlichen Schutz besitzen, wie die Interessen des redlichen Direktors,

des redlichen Verladers und des redlichen Arbeiters. Alle diese widersprechenden Rücksichten sollten sorgfältig von den Kongressen erwogen werden, ehe sie ein Gesetz genehmigen. Ein Hauptziel bei der Einsetzung von Kommissionen sollte darin bestehen, uneigennützige, gerecht denkende Sachverständige zu beschaffen, die alle diese Punkte weise und gründlich in Erwägung ziehen und dann erst auf Grund dieser Erwägungen ihre Entschlüsse fassen. Das ist einer der Gründe, weswegen die Regulierung der Tarife, die Sorge für genügendes Personal auf der Fahrt usw. den Eisenbahnkommissionen überlassen und nicht ohne weiteres durch direkte gesetzgeberische Tätigkeit erledigt werden sollte. (Vgl. zu diesem Kapitel Anhang 4, S. 464 ff.)

Vierzehntes Kapitel.

Die Monroe-Doktrin und der Panamakanal.

Keine Nation darf Rechte beanspruchen, ohne die mit diesen Rechten verbundenen Pflichten auf sich zu nehmen. Es ist geradezu verächtlich für eine Nation, sich selbst, sei es aus Feigheit oder Trägheit oder aus reiner Unfähigkeit oder Abneigung, in die Zukunft zu blicken, jeder Macht zu internationalem Handeln zu entäußern. Natürlich begeht eine Nation ein großes Unrecht, wenn sie andern Böses zufügt. Aber am allerschlechtesten und verächtlichsten handelt eine Nation, wenn sie andern Völkern gegenüber eine beleidigende Sprache führt und sie durch beleidigende Taten kränkt und trotzdem nicht imstande ist, sich zu behaupten, wenn diese Völker Gleiches mit Gleichem vergelten. Während der siebenundeinhalb Jahre meiner Präsidentschaft hat sich unsere Nation allen andern gegenüber genau so verhalten, wie sich ein Ehrenmann gegen einen andern benimmt. Wir versprachen nichts, was wir nicht halten konnten und hielten. Wir drohten nichts an, was wir nicht auch ausführten. Wir verfehlten niemals, unsere Rechte starken Völkern gegenüber zu behaupten, und verfehlten ebensowenig, den starken sowohl wie den schwachen höflich und gerecht zu begegnen; und benahmen die schwachen sich einmal verkehrt, so machten wir unser Recht langsamer geltend als den starken gegenüber.

Was wir auf den Philippinen taten.

Der Spanische Krieg brachte für uns gleichsam als Vermächtnis eigenartige Beziehungen zu den Philippinen, zu Cuba und Porto Rico und einen ungeheuren Zuwachs an Interessen in Zentralamerika und dem Karibischen Meer mit sich. Was die Philippinen anbelangt, so war ich der Ansicht, daß wir sie so rasch wie möglich zur Selbstverwaltung erziehen und ihnen dann die Entscheidung über ihr Schicksal überlassen müßten. Ich hielt es nicht für richtig, vorher zu bestimmen, wann wir ihnen ihre Selbständigkeit zugestehen würden, weil ich es nicht für klug hielt, vorher abzuschätzen, wie schnell sie zur Selbstregierung fähig werden würden; und wenn ich das Versprechen einmal gegeben hätte, würde ich mich gezwungen erachtet haben, es auch zu halten.

Binnen wenigen Monaten nach meinem Amtsantritt hatten wir den letzten bewaffneten Widerstand auf den Philippinen erstickt, soweit er nicht von rein sporadischer Art war, und sobald der Friede hergestellt war, verwandten wir unsere Energie darauf, die Entwicklung der Inseln im Interesse der Eingeborenen zu fördern. Wir richteten überall Schulen ein, wir bauten Straßen, wir sprachen unparteiisch Recht, wir taten unser möglichstes, Ackerbau und Industrie zu fördern, und wir zogen die Eingeborenen immer mehr dazu heran, sich selbst zu regieren, und schließlich schufen wir ein Repräsentantenhaus. Niemals ist eine Kolonie von tüchtigeren Beamten regiert worden, als es die Männer waren, die nacheinander die Philippinen verwalteten. Mit Ausnahme des Sudans — und nicht einmal Algiers — ist mir kein von Männern der weißen Rasse regiertes Land bekannt, wo diese Regierung und Verwaltung so ausschließlich das Wohl der Eingeborenen selbst im Auge gehabt hätte. Die englischen und holländischen Verwalter des Malaiischen Archipels haben Vortreffliches geleistet; aber stets ist der Vorteil der in jenen Staaten lebenden Europäer einer der Hauptfaktoren gewesen. Auf den Philippinen dagegen konzentrierte sich unsere ganze Tätigkeit auf die Wohlfahrt der Filipinos, vielleicht sogar unter Vernachlässigung unserer eigenen Interessen.

Keine halben Maßregeln.

Ich glaube nicht, daß Amerika ein besonderes Interesse daran hat, die Philippinen zu behalten. Unsere Arbeit dort hat uns nur insofern Vorteil gebracht, als jede zum Besten anderer verrichtete tüchtige Arbeit dem Charakter derer, die sie verrichteten, Nutzen bringt. Die Bevölkerung der Inseln hat sich zu keiner Zeit in jeder Hinsicht so rasch entwickelt, wie während der Jahre der amerikanischen Okkupation. Es wird eine Zeit kommen, wo es geraten sein wird, sie selbst darüber entscheiden zu lassen, ob sie die Verbindung mit Amerika aufrechterhalten wollen oder nicht. Es gibt aber einen Punkt, auf dem wir bestehen müssen. Entweder müssen wir die volle Oberherrschaft über die Inseln behalten oder uns von jeder Verantwortlichkeit für sie freimachen. Irgendwelche halben Maßregeln wären sowohl töricht wie unheilvoll. Wir haben die Inseln im Interesse der Filipinos selbst regiert und tun es noch heute. Sollten die Filipinos sich zu gegebener Zeit dafür entscheiden, daß sie nicht so regiert sein wollen, so, denke ich, werden wir abziehen; tun wir das aber, so muß klar und deutlich ausgemacht werden, daß wir keine Schutzherrschaft über die Inseln ausüben — und vor allen Dingen keine mit andern gemeinsame Schutzherrschaft — und ihnen keine Bürgschaft, sei es für Neutralität oder etwas anderes, leisten: mit einem Wort, daß wir aller und jeder Verantwortlichkeit für sie los und ledig sind.

Was wir Cuba versprochen haben.

Die Filipinos waren gänzlich außerstande, allein zu stehen, als wir von den Inseln Besitz ergriffen, und wir hatten ihnen keinerlei Versprechen

gegeben. Dagegen hatten wir ausdrücklich versprochen, Cuba zu räumen, hatten ausdrücklich versprochen, daß Cuba unabhängig sein sollte. Als dieses Versprechen gegeben wurde, wird wohl kein einziger Herrscher oder Diplomat in Europa geglaubt haben, daß wir es halten würden. Soweit mir bekannt ist, sind die Vereinigten Staaten die erste Großmacht gewesen, die ein solches Versprechen dem Geist und Wortlaut nach gehalten hat. England war unklug genug, ein solches Versprechen zu geben, als es Ägypten besetzte. Es wäre ein großes Unglück gewesen, wenn es dies Versprechen gehalten hätte, und England ist seit dreißig Jahren in Ägypten und wird fraglos auf unbestimmte Zeit dort bleiben. Aber wenn es auch notwendig war, so zu handeln, schließt die Tatsache, daß es geschehen ist, doch den Bruch eines Versprechens ein und hat großen Schaden getan. Japan verbürgte sich ebenso in bezug auf Korea, hat aber, soweit es sich übersehen läßt, niemals auch nur daran gedacht, in diesem Fall sein Versprechen zu halten; und Korea, das sich als vollkommen unfähig zur Selbstverwaltung und Selbstverteidigung erwiesen hat, wurde in Wirklichkeit fast unmittelbar darauf von Japan annektiert.

Wie wir unser Wort hielten.

Wir hatten versprochen, Cuba unabhängig zu machen, und wir haben unser Wort gehalten. Leonard Wood wurde zwei bis drei Jahre als Gouverneur dort belassen, schuf Ordnung aus dem Chaos und hob die Verwaltung der Insel auf eine noch nie zuvor erreichte moralische und materielle Stufe. Außerdem gewährten wir den Cubanern durch Vertrag wesentliche Vorteile auf unsern Märkten. Dann räumten wir die Insel und legten die Regierung in die Hände ihrer eigenen Bevölkerung. Nach vier oder fünf Jahren brach eine Revolution aus, während ich Präsident war, und wir mußten abermals einschreiten, um die Ordnung wieder herzustellen. Wir entsandten unverzüglich eine kleine Truppenmacht. Unter General Barry wurde die Ruhe wieder hergestellt und aufrechterhalten und mit unbedingter Gerechtigkeit verfahren. Dann wurden die amerikanischen Truppen zurückgezogen und die Cubaner wieder in den unumschränkten Besitz ihrer eigenen schönen Insel eingesetzt, und sie sind noch heute im Besitz. Es gibt viele Fälle in unserer Geschichte, wo wir uns schwach und untüchtig erwiesen haben, und einige Fälle, wo wir nicht so gewissenhaft auf die Rechte anderer geachtet haben, wie wir es hätten tun sollen. Aber ich kenne keine Maßregel irgendeiner andern Regierung gegen ein schwächeres Volk, bei der so tüchtige und uneigennützige Arbeit geleistet worden wäre, wie bei unserm Eingreifen in Cuba.

In Cuba wie auf den Philippinen, in Porto Rico und San Domingo, und später in Panama verdankten wir unsere Erfolge zum großen Teil dem Umstand, daß wir die trefflichsten Männer als Beamte anstellten. Diese Praxis wurde unter Präsident McKinley eingeführt. Ich fand ganz hervorragende Beamte vor, behielt sie bei und ernannte Männer von gleicher

Art zu ihren Nachfolgern. Die Art und Weise, wie die Zollämter in San Domingo von Colton verwaltet wurden, sicherte z. B. den Erfolg unseres Versuchs, den Frieden in dieser Inselrepublik zu festigen; und in Porto Rico wurden unter der Verwaltung von Beamten wie Hunt, Winthrop, Post, Ward und Grahame in einem Jahrzehnt greifbarere Fortschritte erzielt als je zuvor in einem Jahrhundert.

Die Monroe-Doktrin: Rechte und Pflichten.

Die Philippinen, Cuba und Porto Rico traten in den Bereich unserer Regierungstätigkeit. Außerdem machten wir auf der westlichen Halbkugel der Monroe-Doktrin entsprechend gewisse Rechte geltend. Ich war bestrebt, nicht nur diese Rechte zu behaupten, sondern auch die damit verbundenen Pflichten voll und ganz anzuerkennen.

Die Monroe-Doktrin stellt den Grundsatz auf, daß die westliche Halbkugel fortan nicht mehr der Besiedelung und Besitzergreifung durch die Mächte der Alten Welt unterworfen sein soll. Sie ist kein internationales Gesetz, wohl aber ein Hauptgrundsatz unserer Auslandspolitik. Heutzutage macht die Aufrechterhaltung dieser Doktrin nur dann Schwierigkeiten, wenn die amerikanische Macht, deren Interessen bedroht sind, sich in internationalen Angelegenheiten als schwach und schuldig erwiesen hat. Die großen und blühenden Republiken in der südlichen Hälfte von Südamerika, wie Argentinien, Brasilien und Chile, sind so weit fortgeschritten, daß sie der Vormundschaft der Vereinigten Staaten nicht mehr bedürfen. Sie nehmen uns gegenüber genau dieselbe Stellung ein wie Kanada. Ihre Freundschaft ist die Freundschaft von Gleichgestellten. Ich vertrat den Gesichtspunkt, daß es diesen Nationen gegenüber ebenso unnötig sei, die Monroe-Doktrin weiterhin zu betonen, wie Kanada gegenüber. Sie waren imstande, sich selbst zu behaupten. Sollte eine dieser Nationen oder Kanada einmal von einer Großmacht der Alten Welt überwunden werden und diese sich dann anschicken, sich in ihrem Gebiet festzusetzen, so würden wir die amerikanische Nation natürlich, falls sie dessen bedürfte, unterstützen, um eine solche Okkupation zu verhindern. Aber der Anstoß müßte von der betreffenden Nation selbst ausgehen, und die Vereinigten Staaten würden nur als ein zur Hilfe gerufener Freund auftreten.

Eine Beute der Mißregierung.

Was gewisse — wenn auch nicht alle — tropische Staaten in der Nachbarschaft des Karibischen Meeres anbelangt, liegt die Sache ganz anders. Sind diese Staaten von Dauer und gedeihen sie, so stehen sie auf dem Fuße unbedingter Gleichheit mit allen andern Gemeinwesen. Aber einige von ihnen sind so lange eine Beute fortwährender revolutionärer Mißregierung gewesen, daß sie ganz unfähig geworden sind, ihre Pflichten gegen Ausländer zu erfüllen oder ihre Rechte gegen Ausländer zu behaupten. Die Vereinigten Staaten empfinden auch nicht den leisesten Wunsch, sich Übergriffe gegen

irgendeinen dieser Staaten zu erlauben. Sie werden sich im Gegenteil viel von ihnen gefallen lassen, ohne es übelzunehmen. Wenn irgendeine Großmacht, z. B. Deutschland oder Rußland, sich gegen uns benommen hätte wie es Venezuela unter Castro tat, so hätten die Vereinigten Staaten sofort den Krieg erklärt. Mit Venezuela haben wir nur deshalb keinen Krieg angefangen, weil unser Volk nicht gesonnen war, sich durch das Verhalten eines schwachen Gegners reizen zu lassen, und eine wahrscheinlich über die Grenzen der Vernunft hinausgehende Langmut bewies, indem es sich weigerte, an dem Verhalten eines schwachen Staates Anstoß zu nehmen. Wäre uns das aber von seiten einer starken Macht widerfahren, so hätten wir es sicher übelgenommen.

Übrigens trieben zwei von diesen Staaten es doch so weit, daß wir uns genötigt sahen, Maßregeln zu ergreifen. Diese beiden Staaten waren Santo Domingo und der damalige Besitzer der Landenge von Panama, die Republik Columbia.

Santo Domingo.

Die Santo-Domingo-Angelegenheit war nicht so wichtig wie die andere. Von Wichtigkeit war sie aber auch, und überdies recht lehrreich, weil das damals eingeschlagene Verfahren als Präzedenzfall für das Vorgehen Amerikas in ähnlichen Fällen dienen kann. Während der ersten Jahre meiner Amtszeit befand sich Santo Domingo in seinem üblichen Zustand chronischer Revolution. Es wurde fortwährend gekämpft, fortwährend geplündert, und jeder, dem es gelang, die Regierungsgewalt an sich zu reißen, verpfändete fortwährend Häfen und Zollämter und versuchte sie als Garantien für die Aufnahme von Anleihen zu benutzen. Natürlich verlangten die Ausländer, die unter solchen Bedingungen Geld hergaben, unerhört hohe Zinsen, und wenn es Europäer waren, erwarteten sie außerdem, daß ihre Regierungen ihnen beiständen. Die Unordnung hatte einen solchen Grad erreicht, daß Admiral Dewey und seine Begleiter einmal beim Überschreiten eines Platzes von Aufrührern beschossen wurden, als sie gelandet waren, um dem Präsidenten einen feierlichen Besuch zu machen, so daß sie auf die Schiffe zurückkehren mußten und den Besuch nicht abstatteten. Die fälligen Zinszahlungen an die Gläubiger blieben aus, und diese bestanden darauf, daß ihre Regierungen sich ins Mittel legten. Zwei oder drei europäische Großmächte versuchten bereits eine gemeinsame Aktion ins Werk zu setzen, und schließlich wurde mir angezeigt, daß die Großmächte die Absicht hätten, einige Häfen, in denen Zollämter vorhanden waren, zu besetzen und zu behalten.

Das bedeutete, daß ich die Europäer schon im Besitz von Santo Domingo vorfinden würde, wenn ich nicht sofort handelte. In diesem Falle wären dieselben Leute, die jetzt die zur Vereitelung dieser Aktion ergriffenen Maßnahmen beklagten, ebenso heftig für extreme und gewaltsame Maßnahmen zum Wiedergutmachen der Folgen ihrer eigenen Lässigkeit eingetreten. Neun Zehntel der Weisheit besteht darin, rechtzeitig und im rechten Moment

weise zu sein, und meine ganze auswärtige Politik beruhte in der Anwendung vernünftiger Voraussicht und rechtzeitiger energischer Tätigkeit, bevor eine Krisis eintreten konnte, die uns vielleicht ernste Ungelegenheiten bereitet hätte.

Ein Revolutionschaos.

Santo Domingo war einem solchen Chaos anheimgefallen, daß es wochenlang zwei Regierungen nebeneinander gab, und gegen jede war eine Revolution im Gange. Eine Zeitlang schwamm die eine Regierung in einem kleinen Kanonenboot auf der See, behauptete aber immer noch standhaft, daß sie sich im Besitz der Insel befinde und zum Aufnehmen von Staatsanleihen, zum Kriegserklären und zum Friedenschließen berechtigt sei. Die Situation war unhaltbar geworden, als ich mich ins Mittel legte. Ich erteilte einem gerade in jenen Gewässern befindlichen Kriegsschiffkommandanten den Befehl, jeden Kampf zu verhindern, durch den die Zollämter bedroht werden könnten, und diesen Befehl brachte er zu seiner und meiner Zufriedenheit gründlich zur Ausführung. Als die Insurgententruppen sich einmal zum Angriff auf eine Stadt anschickten, in der Amerikaner Interessen besaßen, ließ er den beiderseitigen Befehlshabern sagen, er werde keinen Kampf in der Stadt dulden, wolle aber einen bestimmten Platz bezeichnen, wo sie sich treffen und die Sache ausfechten könnten. Die Stadt sollte dann dem Sieger zufallen. Sie gingen auf den Vorschlag ein, der Kampf fand an dem dazu bestimmten Ort statt, und die Sieger — wenn ich nicht irre, waren es die Insurgenten — erhielten die Stadt.

Amerikanische Verwaltung durch die Zollämter.

Die ganze Not war wegen der Zollämter entstanden, denn sie boten die einzige Möglichkeit, Gelder einzunehmen, und die Revolutionen drehten sich nur um ihren Besitz. Deshalb schloß ich mit derjenigen Regierungsbehörde, die augenblicklich am besten imstande zu sein schien, das Wort für das Land zu führen, einen Vertrag, durch den die Zollämter unter die Verwaltung der Vereinigten Staaten gestellt wurden. Das Abkommen lief darauf hinaus, daß wir die Ordnung aufrechterhalten und jeden Angriff auf die Zollämter und den Boden, auf dem sie standen, verhindern und die Zölle einnehmen sollten. Fünfundvierzig Prozent der Zolleinnahmen wurden dann an die Regierung von Santo Domingo überwiesen, während fünfundfünfzig Prozent einem Tilgungsfonds in New York zuflossen, der den Gläubigern zugute kommen sollte. Die Sache ging vortrefflich. Auf dieser Basis von fünfundvierzig Prozent erhielt die Regierung von Santo Domingo eine größere Summe als sie jemals erhalten hatte, als ihr dem Namen nach alle Zolleinnahmen zuflossen. Die Gläubiger waren mit dieser Einrichtung vollkommen zufrieden, und für eine europäische Einmischung war kein Vorwand mehr vorhanden. Natürlich kamen im Lande noch gelegentlich Ruhestörungen vor, im ganzen herrschte aber ein höherer Grad von Friede und Wohlstand, als die Insel seit mindestens einem Jahrhundert erlebt hatte.

Allgemeine Zufriedenheit.

Alles dies geschah ohne den Verlust eines einzigen Menschenlebens, mit Einwilligung aller beteiligten Parteien und ohne Kosten für die Vereinigten Staaten, und unsere ganze Einmischung belief sich darauf, daß wir nach den einleitenden Schritten zur Wiederherstellung der Ordnung durch den Kriegsschiffskommandanten einen erfahrenen, im Kolonialdienst geschulten Beamten an die Spitze des Zollwesens stellten. Wir schafften Frieden, schützten die Bevölkerung der Inseln vor fremden Feinden und beschränkten die Gelegenheit zu inneren Zwistigkeiten. Wir befriedigten sowohl die Gläubiger wie die Nationen, denen sie angehörten, und unser Teil an der Arbeit wurde mit dem größten Erfolg und mit strengster Redlichkeit verrichtet, so daß niemals auch nur von dem geringsten Skandal die Rede gewesen ist.

Beschwerden der Theoretiker.

Unter solchen Umständen hätte jeder, der nicht den Charakter der berufsmäßigen internationalen Philanthropen kennt, angenommen, daß diese Apostel des internationalen Friedens über unsere Tätigkeit hocherfreut gewesen wären. In Wirklichkeit nahmen sie nur davon Notiz, um Einspruch dagegen zu erheben; und diejenigen amerikanischen Zeitungen, die sich am liebsten laut als Gegner des Krieges und als Friedensfreunde aufspielen, griffen mich aufs heftigste an, weil ich den Krieg von der Insel abgewendet und ihr den Frieden gegeben hatte. Sie behaupteten, ich hätte kein Recht gehabt, ein solches Abkommen zu treffen, und verlangten die Ablehnung des Vertrages, der ihm Dauer verleihen sollte. Sie waren natürlich ganz außerstande, einen einzigen stichhaltigen Grund irgendeiner Art für ihr Verhalten anzugeben. Meiner Ansicht nach war die wirkliche Erklärung dafür hauptsächlich ihre persönliche Abneigung gegen mich und der Gedanke, daß durch mich der Friede bewahrt und die Nationalehre aufrechterhalten worden war. Es sagte ihnen zu, wenn Leute zusammenkamen und über den Frieden redeten oder auch ein Stück Papier mit allerlei Redensarten über Frieden und Schiedsgerichte unterzeichneten; aber sie hatten absolut keinen Sinn für die tatsächliche Herbeiführung eines Friedens, der von guter Regierung und von Anstand und Redlichkeit zeugte. Zu ihnen gesellten sich die vielen einigermaßen gutgesinnten Leute, die immerfort verlangen, daß etwas getan wird, aber zugleich darauf bestehen, daß es nicht auf die einzige tatsächlich mögliche Art getan werden soll. Die Leute dieses Schlages erklärten, Santo Domingo müsse natürlich beschützt und zum verständigen Benehmen gezwungen, und der Panamakanal müsse natürlich gegraben werden; aber noch viel nachdrücklicher erklärten sie, beides dürfe nicht auf die einzige Art und Weise getan werden, auf die es sich überhaupt ermöglichen ließ.

Der Senat versäumt seine Pflicht.

Die Verfassung verlieh mir nicht ausdrücklich die Befugnis, das erforderliche Abkommen mit Santo Domingo zu schließen. Aber die Verfassung

verbot mir nicht, zu tun, was ich tat. Ich ließ das Abkommen in Wirksamkeit treten und führte es zwei Jahre durch, ehe der Senat handelte, und ich wäre im Notfall damit fortgefahren bis zum Ende meiner Amtszeit, ohne daß der Kongreß gehandelt hätte. Aber es war bei weitem besser, daß der Kongreß in Tätigkeit trat, so daß wir auf Grund eines zum Gesetz erhobenen Vertrags verfahren konnten und nicht nur auf Befehl des Präsidenten, der hinfällig werden mußte, sobald er sein Amt niederlegte. Ich tat daher mein möglichstes, um eine Bestätigung durch den Senat herbeizuführen. Das stieß aber auf beträchtliche Schwierigkeiten. Mit Ausnahme von zwei oder drei Männern wie z. B. Clark aus Arkansas verfuhren die Senatoren in jenem Geist unwürdiger Parteilichkeit, der das Nationalinteresse irgendwelchen phantastischen Parteivorteilen unterordnet, und sie wurden dabei herzlich unterstützt von der ganzen Presse, die von der Wallstreet beeinflußt wurde und die der Verwaltung wegen ihres Vorgehens gegen die Korporationen sehr feindlich gesinnt war.

Die meisten republikanischen Senatoren hielten unter der Führerschaft des Senators Lodge zu mir. Aber einige von ihnen, die eine mehr „konservative" oder vielmehr reaktionäre Richtung vertraten und auch anfingen, mir wegen der Trustfrage zu grollen, höhnten erst über das Geschehene und erhoben dann allerlei zaghafte Einwendungen dagegen, die sie schließlich selbst wieder fallen ließen, die aber doch einen Vorwand abgaben, den die Gegner des Vertrages auf ihre feindseligen Unternehmungen benutzen konnten. Bedauerlicherweise waren gerade die Senatoren, die gern über die Würde des Senats redeten und auf seine Wichtigkeit pochten, diejenigen, die am meisten dazu neigten, diese Würde und Wichtigkeit hervorzukehren, indem sie die Staatsgeschäfte behinderten. Dieser Fall war typisch. Die betreffenden Republikaner redeten gegen gewisse Paragraphen des vorgeschlagenen Vertrags. Nachdem sie auf diese sinnreiche Weise den Gegnern des Vertrages Stoff geliefert hatten, gaben sie ihre Opposition auf, und nun traten die Demokraten an die von ihnen geräumte Stelle. Von den Republikanern fehlten genug, um eine Zweidrittelmehrheit für den Vertrag zu verhindern, und der Senat vertagte sich, ohne etwas getan zu haben, und mit dem Gefühl inniger Genugtuung darüber, daß er das Land in die Lage gebracht hatte, eine Verantwortung auf sich zu nehmen und ihr dann nicht zu entsprechen.

Die in Frage stehenden Senatoren schienen wirklich die Empfindung zu haben, als ob sie irgendwie ihre Würde aufrechterhalten hätten. Dabei hatten sie in Wirklichkeit nichts weiter getan als ihre Pflicht versäumt. Irgend jemand mußte diese Pflicht erfüllen, und deshalb tat ich es. Ich ging vor und brachte den vorgeschlagenen Vertrag zur Anwendung, indem ich ihn als ein einfaches Abkommen der Exekutive behandelte, das in einen Vertrag umgewandelt werden würde, wenn der Senat in Tätigkeit trete. Nach einigen Jahren trat der Senat denn auch in Tätigkeit, nachdem er vorher einige unwesentliche Änderungen vorgenommen hatte, die ich annahm und Santo Domingo dann auf mein Zureden ebenfalls. In der ganzen

Geschichte Santo Domingos ist nichts so glücklich für das Land gewesen wie dieser Vertrag, und die Ratifikation dieses Vertrages ersparte den Vereinigten Staaten ernste Schwierigkeiten mit einer oder mehreren ausländischen Großmächten.

Deutschland und Venezuela.

Auf die Dauer wird es den Vereinigten Staaten nicht möglich sein, pflichtvergessene amerikanische Nationen vor der Bestrafung für ihre Pflichtversäumnis zu bewahren, es sei denn daß sie dafür sorgen, daß sie ihre Pflichten erfüllen. Die Menschen mögen darüber reden, wie sie wollen, aber sobald eine genügend starke fremde Nation sich gekränkt genug fühlt, wird entweder diese Nation handeln, oder die Regierung der Vereinigten Staaten wird sich zum Handeln genötigt sehen. Während meiner Amtszeit standen wir einmal einer solchen Möglichkeit in Venezuela gegenüber, als Deutschland, das von England nur lau unterstützt wurde, eine Blockade über Venezuela verhängte, um Venezuela zu nötigen, der deutschen und englischen Ansicht über gewisse Vereinbarungen beizutreten. Diesmal lag wirklich die Gefahr vor, daß die Blockade zu einer Besitzergreifung gewisser Städte oder Zollämter von seiten Deutschlands führte. Es gelang mir jedoch, alle beteiligten Parteien zu bewegen, den Fall dem Haager Schiedsgericht zu unterbreiten.

Der Panamakanal.

Bei weitem die wichtigste Maßregel, die ich während meiner Präsidentschaft in auswärtigen Angelegenheiten ergriff, bezog sich auf den Panamakanal. Auch bei dieser Gelegenheit wurde mir vielfach vorgeworfen, ich hätte „verfassungswidrig" gehandelt: ein Standpunkt, der sich nur dann aufrechterhalten läßt, wenn man zugibt, daß auch Jefferson bei der Erwerbung von Louisiana verfassungswidrig gehandelt hat. Außerdem wurde ich in Verbindung mit jener Angelegenheit von Verfechtern der Politik des Nichtstuns mehrfach bezichtigt, ich hätte mir „die Macht angemaßt" — was bedeutete, daß ich es in Momenten, in denen niemand eine entsprechende Macht ausüben konnte oder wollte, auf mich nahm, sie auszuüben.

Die Zeit zum Handeln.

In den fast vierhundert Jahren, die verflossen sind, seit Balboa die Landenge überschritt, ist fortwährend von der Herstellung eines Kanals die Rede gewesen, und seit fünfzig Jahren hatte man in Washington vielfach darüber gesprochen und verhandelt. Bisher hatte das ganze Ergebnis nur in Gesprächen bestanden, und nun war die Zeit gekommen, in der wir uns darein finden mußten, diese Gespräche noch wieder ein halbes Jahrhundert lang über uns ergehen zu lassen, wenn nicht jemand sich endlich entschloß, energisch zu handeln.

Columbien willigt ein.

Dem bald nach meinem Amtsantritt unterzeichneten Hay-Pauncefote-Vertrag zufolge, und dank unsern Verhandlungen mit der französischen Panamagesellschaft, hatten die Vereinigten Staaten Europa gegenüber endlich einen Besitz erworben, der sie berechtigte, unverzüglich an die Sache heranzutreten. Es galt noch zu entscheiden, wo der Kanal gebaut werden sollte, ob auf der bereits von der französischen Gesellschaft vorbereiteten Strecke in Panama oder in Nicaragua. Nicaragua bewarb sich sehr eifrig um den Vorzug, den Kanal von den Vereinigten Staaten durch sein Gebiet geführt zu sehen. Solange es nicht feststand, für welche Strecke wir uns entscheiden würden, erklärte sich Columbien zu jeder freundschaftlichen Mitwirkung bereit: auf dem panamerikanischen Kongreß in Washington trat sein Delegierter der einstimmigen Mehrheit bei, die unsere Regierung aufforderte, den Kanal sofort in Angriff zu nehmen, und auf Columbiens eifrigen Rat schlossen wir mit diesem Staat den Hay-Herran-Vertrag, der uns das Recht erteilte, den Kanal durch Panama zu bauen. Ein nach dem Isthmus entsandter Ausschuß von Sachverständigen hatte berichtet, daß diese Strecke besser sei als die in Nicaragua, und daß es sich empfehlen würde, den Kanal dort zu bauen, falls wir die Rechte der französischen Gesellschaft für etwa 170 Millionen Mark an uns bringen könnten; wenn das aber nicht zu ermöglichen sei, so würde er zu der Nicaraguastrecke raten.

Schon seit dem Jahre 1846 hatten wir mit der damals im Besitz der Landenge befindlichen Macht, der Republik Neu-Granada (der Vorgängerin der Republik Columbien und der jetzigen Republik Panama), einen Vertrag, demzufolge den Vereinigten Staaten das freie und offene Wegerecht quer über die Landenge für jedes Verkehrsmittel garantiert war, das etwa gebaut würde, während unsere Regierung dagegen die vollkommene Neutralität der Landenge im Hinblick auf die Sicherung des freien Durchgangs gewährleistete.

Die Vereinigten Staaten bestehen auf ihrem Recht.

Wir hatten seit nahezu fünfzig Jahren das Recht geltend gemacht, ein Schließen dieser Handelsstraße zu verhindern. Der amerikanische Standpunkt wurde 1858 von Staatssekretär Caß wie folgt amtlich dargelegt:

„Die Souveränität schließt nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten in sich, und selbst wenn diese Lokalregierungen in bezug auf die gerechten Ansprüche anderer Nationen rücksichtsvoller verführen als sie es tun, würde man keiner von ihnen gestatten, die großen Heerstraßen der Welt in einem Geiste orientalischer Isolierung zu sperren und dies durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß diese Handels- und Reiserouten ihnen gehören und daß es ihnen beliebt, sie zu schließen oder, was fast dasselbe ist, sie mit so ungerechten Verhältnissen zu belasten, daß dadurch eine allgemeine Benutzung verhindert würde."

Immer wieder hatten wir uns genötigt gesehen, den Durchgang über den Isthmus zu schützen, und zwar geschah jede Einmischung gewöhnlich auf

Ansuchen Columbiens selbst. Der Versuch, auf Privatkosten einen Kanal zu bauen, war unter De Lesseps gemacht worden und jämmerlich mißglückt. Seitdem hatte man es aufgegeben, den Bau auf solche Weise zustandezubringen. Die Vereinigten Staaten hatten mehrmals erklärt, sie würden nicht zugeben, daß er von irgendeiner Regierung der Alten Welt gebaut und beherrscht würde. Columbien war vollkommen außerstande, ihn selbst zu bauen. Unter diesen Umständen war es zu einer gebieterischen Pflicht geworden, daß wir selbst ihn ohne Verzug in Angriff nahmen.

Eine teilweise Liste von „Revolutionen".

So schritt ich denn im Jahre 1903 zur Tat. Während der vorhergehenden dreiundfünfzig Jahre hatten sich die Regierungen von Neu-Granada und ihrer Nachfolgerin Columbien in einem dauernden Zustande beständigen Wechsels befunden. Der Staat Panama war manchmal als fast unabhängiges Glied eines lockern Staatenbundes, und dann wieder als bloßes Eigentum der Regierung in Bogota behandelt worden, und man hatte alle Augenblicke bald aus angemessenen, bald aus unangemessenen Gründen zu den Waffen gegriffen. Ich gebe hier ein teilweises Verzeichnis der Unruhen wieder, die laut Bericht unserer Konsuln während dieses Zeitraums auf der Landenge von Panama stattgefunden haben. Eine vollständige Liste aufzustellen, ist nicht möglich, und einige Berichte, die von „Revolutionen" reden, müssen damit ergebnislose Aufstände meinen.

22. Mai 1850. — Aufruhr; zwei Amerikaner getötet. Kriegsschiff zur Unterdrückung der Empörung erbeten.

Oktober 1850. — Revolutionäre Verschwörung zur Herbeiführung der Unabhängigkeit der Landenge.

22. Juli 1851. — Aufruhr in vier südlichen Provinzen.

14. November 1851. — Aufstand in Chagres. Kriegsschiff für Chagres erbeten.

27. Juni 1853. — Aufstand in Bogota und infolgedessen Unruhen auf der Landenge. Kriegsschiff erbeten.

23. Mai 1854. — Politische Unruhen. Kriegsschiff erbeten.

28. Juni 1854. — Aufruhrversuch.

24. Oktober 1854. — Provinziallandtag verlangt die Unabhängigkeit der Landenge.

April 1856. — Aufstand und Niedermetzelung von Amerikanern.

4. Mai 1856. — Aufruhr.

18. Mai 1856. — Aufruhr.

3. Juni 1856. — Aufruhr.

2. Oktober 1856. — Konflikt zwischen zwei Eingeborenenparteien. Landung amerikanischer Truppen.

18. Dezember 1858. — Panama versucht sich loszusagen.

April 1859. — Unruhen.

September 1860. — Aufstand.

4. Oktober 1860. — Landung amerikanischer Truppen infolge des Aufstandes.

23. Mai 1861. — Der Gouverneur erbittet das Eingreifen von Truppen der Vereinigten Staaten.

2. Oktober 1861. — Aufruhr und Bürgerkrieg.

4. April 1862. — Maßregeln, um ein Überschreiten der Landenge seitens der Aufständischen zu verhindern.

13. Juni 1862. — Mosqueras Truppen wird der Einmarsch in Panama verweigert.

März 1865. — Revolution und Landung von Truppen der Vereinigten Staaten.

August 1865. — Aufruhr. Mißlungener Versuch, in Panama einzurücken.

März 1866. — Mißglückte Revolution.

April 1867. — Versuch, die Regierung zu stürzen.

August 1867. — Revolutionsversuch.

5. Juli 1868. — Aufstand. Einsetzung einer provisorischen Regierung.

29. August 1868. — Empörung. Sturz der provisorischen Regierung.

April 1871. — Aufstand und scheinbar gleich darauf Gegenrevolution.

April 1873. — Aufstand und Bürgerkrieg, der bis Oktober 1875 währt.

August 1876. — Bürgerkrieg, der bis April 1877 währt.

Juli 1878. — Rebellion.

Dezember 1878. — Aufruhr.

April 1879. — Revolution.

Juni 1879. — Revolution.

März 1883. — Aufruhr.

Mai 1883. — Aufruhr.

Juni 1884. — Revolutionärer Putsch.

Dezember 1884. — Revolutionärer Putsch.

Januar 1885. — Aufrührerische Unruhen.

März 1885. — Aufstand.

April 1887. — Unruhen auf der Panamaeisenbahn.

November 1887. — Unruhen an der Kanalstrecke.

Januar 1889. — Aufruhr.

Januar 1895. — Revolution, die bis zum April anhält.

März 1895. — Versuchte Brandstiftung.

Oktober 1899. — Aufruhr.

Februar 1900 bis Juli 1900. — Aufruhr.

Januar 1901. — Aufruhr.

Juli 1901. — Revolutionäre Unruhen.

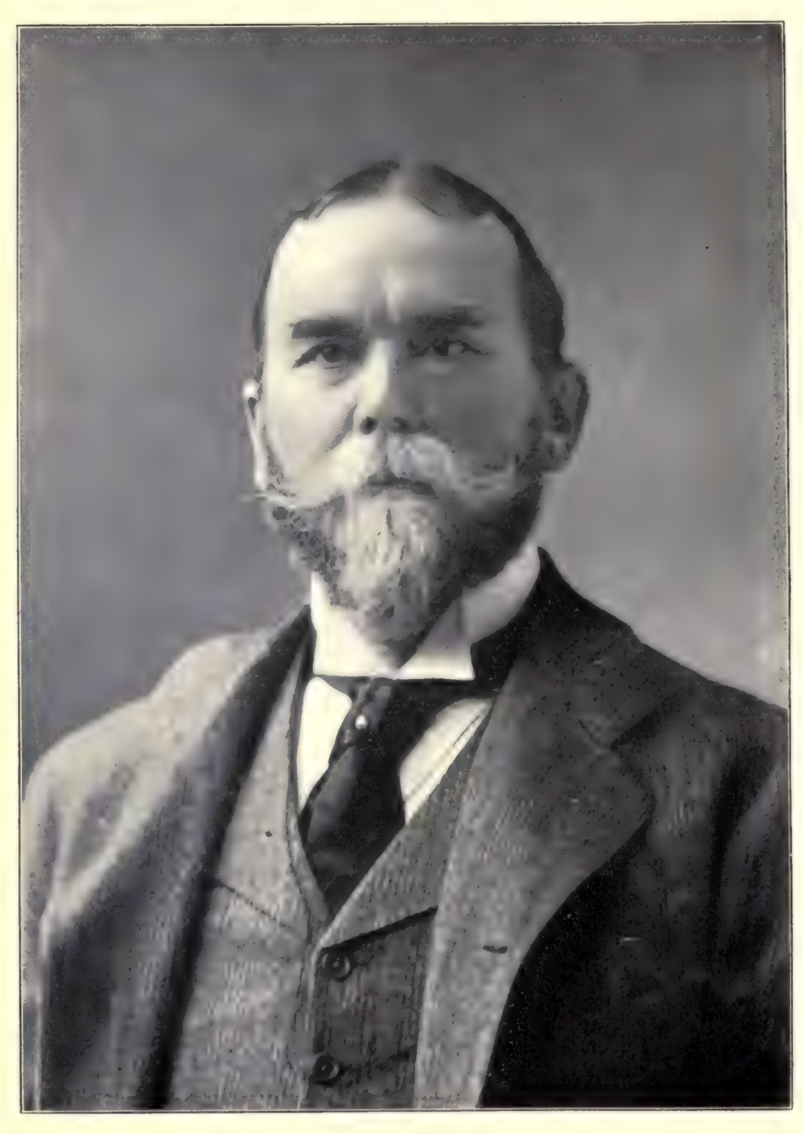
September 1901. — Die Stadt Colon wird von den Aufständischen eingenommen.

März 1902. — Revolutionäre Unruhen.

Juli 1902. — Aufruhr.



Admiral George Dewey.



John Hay.

„John Hay war Minister des Auswärtigen, als ich Präsident wurde, und hatte den Posten bis zu seinem Tode inne; seine und meine Ansichten über das Verhalten unseres Volkes in bezug auf internationale Angelegenheiten stimmten vollkommen überein." (S. 300.)

Unfähig, die Ruhe aufrechtzuerhalten.

Die obige Liste gibt nur einen Teil der Revolutionen, Aufstände, Insurrektionen, Aufruhre und andern Unruhen wieder, die während des genannten Zeitabschnitts vorkamen; dennoch belaufen sie sich auf dreiundfünfzig in dreiundfünfzig Jahren und verraten beinahe die Neigung, sowohl an Zahl als auch an Heftigkeit zuzunehmen. Eine Revolution währte nahezu drei Jahre, ehe sie erstickt wurde; eine andere fast ein ganzes Jahr; kurzum, die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts hatten uns darüber belehrt, daß Columbien vollkommen unfähig war, die Ruhe auf der Landenge aufrechtzuerhalten. Nur die tatkräftige Einmischung der Vereinigten Staaten hatte dem Staat dazu verholfen, wenigstens den Anschein von Souveränität zu bewahren. Hätten die Vereinigten Staaten nicht in seinem Interesse ihre Polizeitruppe aufgeboten, so würde seine Verbindung mit der Landenge schon viel früher gelöst worden sein als es wirklich geschah. In den Jahren 1856, 1860, 1873, 1885, 1901 und nochmals im Jahre 1902 mußten Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten Seeleute und Marinetruppen landen, die den Isthmus abstreiften, Leben und Eigentum schützten und den Durchgang über die Landenge offenhielten. In den Jahren 1861, 1862, 1885 und 1900 ersuchte die Regierung von Columbien die Vereinigten Staaten, Truppen zum Schutz der columbischen Interessen und zur Aufrechterhaltung der Ordnung auf dem Isthmus an Land zu setzen. In den letzten zwanzig Jahren hatte die Bevölkerung von Panama dreimal versucht, ihre Unabhängigkeit durch Empörung oder Lossagung durchzusetzen (1885, 1895, 1899).

Columbien erbittet den Beistand Amerikas.

Die besondern Beziehungen der Vereinigten Staaten zu der Landenge von Panama und die Einwilligung Columbiens in Maßnahmen, die ganz unvereinbar waren mit der Theorie ihrer unbedingten und unbeschränkten Souveränität über den Isthmus, werden durch die folgenden drei Telegramme erläutert, die zwischen zwei in den Gewässern von Panama befindlichen Offizieren unserer Kriegsflotte und dem Marineminister gewechselt wurden, als der erste Aufstand ausbrach, der während meiner Präsidentschaft (etwa ein Jahr vor der Unabhängigkeitserklärung Panamas) auf der Landenge vorkam:

„12. September 1902.

Ranger, Panama.

Vereinigte Staaten garantieren vollkommene Neutralität der Landenge und daß Durchgang von Meer zu Meer weder unterbrochen noch behindert wird ...... Truppentransporte, die diesen Vertragsbedingungen widersprechen, dürfen nicht von Ihnen gutgeheißen werden, noch darf eine Benutzung der Straße gestattet werden, die die Durchgangsstrecke in einen Schauplatz der Feindseligkeiten verwandelt.

Moody.“

„Colon, 20. September 1902.

Marineminister, Washington.

Alles zugestanden. Vereinigte Staaten bewachen und garantieren Verkehr und Durchgangsstrecke. Heute erlaubte ich Auswechslung columbischer Truppen von Panama nach Colon, etwa 1000 Mann nach jeder Richtung, die Truppen waffenlos und ebenso wie alle andern Passagiere auf den Zügen von amerikanischen Marinetruppen bewacht. Waffen und Munition in besonderem Zug, ebenfalls von Marinetruppen bewacht, wie andere Güterzüge.

McLean."

„Panama, 3. Oktober 1902.

Marineminister, Washington.

Heute folgende Mitteilung an amerikanischen Konsul in Panama geschickt:

Benachrichtigen Sie Gouverneur, daß ich, solange Züge unter Schutz der Vereinigten Staaten verkehren, den Transport von Kombattanten, Munition und Waffen, die Verkehrsstörung verursachen und Verkehrsstrecke in Kriegsschauplatz verwandeln können, nicht gestatten kann.

Casey."

Wenn die nominelle Regierung der Landenge beständig amerikanischen Beistand zum Schutz ihrer „Rechte" nachsuchte, weil sie selbst nicht imstande war, sie zu schützen, und unserer Regierung gestattete, columbische Truppen waffenlos und unter Bewachung unserer eigenen bewaffneten Macht zu transportieren, während die columbischen Waffen und Munition in Sonderzügen nachfolgten, war es ganz klar, daß die columbische „Souveränität" von solcher Beschaffenheit war, daß sie uns rechtfertigte, wenn wir die Behauptung aufstellten, da der Staat nur dank unserm Schutz existiere, müsse er seinerseits ein Gefühl für die Verpflichtungen haben, die ihm durch Annahme dieses Schutzes erwüchsen.

Absolutismus mit humoristischem Beigeschmack.

Inzwischen befand sich Columbien unter Diktatur. Im Jahre 1898 wurde M. A. Sanclamente zum Präsidenten und J. M. Maroquin zum Vizepräsidenten der Republik Columbien erwählt. Am 31. Juli 1900 führte Vizepräsident Maroquin einen Staatsstreich aus, indem er sich der Person des Präsidenten der Republik bemächtigte und ihn an einem unfern von Bogota gelegenen Ort gefangen setzte. Darauf erklärte sich Maroquin „in Abwesenheit des Präsidenten" als im Besitz der Exekutivgewalt — ein ganz vortrefflicher, wenn auch unbewußter Witz! Dann erließ er eine Verordnung des Inhalts, daß die öffentliche Ordnung gestört sei, und daraufhin nahm er nach einer andern Bestimmung der Verfassung für sich die gesetz-

gebende Gewalt in Anspruch — das heißt, nachdem er selbst die öffentliche Ordnung gestört hatte, benutzte er diese Störung als Vorwand, um sich der absoluten Gewalt zu bemächtigen. Nunmehr herrschte Maroquin, ohne jede Hilfe eines Parlaments, als Diktator, indem er sich die ausführende und gesetzgebende, die Zivil- und Militärgewalt über die sogenannte „Republik" Columbien aneignete. Die „Abwesenheit" Sanclamentes von der Hauptstadt wurde infolge seines 1902 im Gefängnis erfolgten Todes zu einer dauernden. Als das Volk von Panama sich im November 1903 für unabhängig erklärte, hatte seit 1898 kein columbischer Kongreß getagt, abgesehen von dem Spezialkongreß, den Maroquin zur Ablehnung des Kanalvertrages einberief, und der ihn einstimmig verwarf und sich dann wieder vertagte, ohne irgendeine weitere gesetzgeberische Handlung vorgenommen zu haben. Die Verfassung des Jahres 1886 hatte Panama die Befugnis zur Selbstregierung entzogen und sie Columbien übertragen. Der Maroquinsche Staatsstreich beraubte Columbien selbst der Befugnis zur Regierung und übertrug sie einem unverantwortlichen Diktator.

Eine Erwägung der obigen Tatsachen sollte hinreichen, um jeden Menschen zu der Überzeugung zu bringen, daß wir es auf der Landenge und in Columbien nicht mit normalen Verhältnissen zu tun hatten. Wir hatten mit der Regierung eines unverantwortlichen fremden Diktators zu tun und mit einer Sachlage auf der Landenge selbst, die sich durch eine ununterbrochene Reihe von Aufständen und Revolutionen auszeichnete. Was nun gar die Theorie von der „Einwilligung der Regierten" anbelangte, so rechtfertigte sie unser Vorgehen geradezu: sie wurden in Columbien ohne ihre Einwilligung regiert, verwarfen die columbische Regierung einstimmig und verlangten, daß die Vereinigten Staaten den Kanal bauen sollten.

Die Zeit des Zögerns vorüber.

Ich hatte persönlich und durch Staatssekretär Hay mein Äußerstes getan, um Columbien zum Worthalten zu bewegen. Der Hay-Pauncefote-Vertrag setzte ausdrücklich fest, daß die Vereinigten Staaten den Kanal bauen, verwalten und schützen, den Polizeidienst versehen und ihn unter gleichen Bedingungen für Schiffe aller Nationen offenhalten sollten. Wir hatten sozusagen die Stellung eines Bürgen für den Kanal übernommen, natürlich mit Einschluß der Herstellung des Kanals und seiner friedlichen Benutzung seitens der ganzen Welt. Es wurde allgemein anerkannt, daß dies Unternehmen einem internationalen Bedürfnis entspreche. Es war eine wahre Rechtsverhöhnung, die im Besitz der Landenge befindliche Regierung so zu behandeln, als ob sie das — schon vor fünfundvierzig Jahren durch Staatssekretär Caß so energisch zurückgewiesene — Recht besäße, die Tore einer der bedeutendsten Heerstraßen der Welt zu schließen.

Als wir der Republik Columbien den Hay-Herran-Vertrag unterbreiteten, war ausgemacht worden, daß die Zeit des Zögerns — die Frist, während der es irgendeiner Regierung antisozialer Natur oder einer in der Ent-

wicklung zurückgebliebenen Regierung gestattet werden dürfe, die Arbeit zu verhindern — nunmehr abgelaufen sei. Die Vereinigten Staaten hatten in bezug auf den Kanal gewisse Verpflichtungen nicht nur gegen ihr eigenes Volk, sondern gegen die ganze zivilisierte Welt übernommen, die gebieterisch erforderten, daß die Inangriffnahme der Arbeit keine Verzögerung mehr erleiden dürfe. Wenn der Hay-Herran-Vertrag überhaupt zu weit ging, so ging er zugunsten Columbiens zu weit. Die Bevölkerung Panamas war hocherfreut über den Vertrag, und der Präsident von Columbien, der in seiner Person die gesamte Regierung von Columbien verkörperte, hatte den Abschluß des Vertrages genehmigt. Aber als der Vertrag geschlossen war, bildete die columbische Regierung sich ein, daß sie die Sache nun selbst in der Hand habe, und des weiteren gerieten die Spitzen der Behörden in Bogota auf den ebenso törichten wie ruchlosen Gedanken, die französische Panamagesellschaft nach Ablauf eines Jahres mit Beschlag zu belegen und sich selbst der 170 Millionen Mark zu bemächtigen, die laut Vereinbarung von den Vereinigten Staaten an die Kanalgesellschaft gezahlt werden sollten.

Schein und Schwindel.

Präsident Maroquin hatte den Hay-Herran-Vertrag im Januar 1903 durch seinen Gesandten genehmigt. Er besaß die absolute Macht eines verfassungswidrigen Diktators, sein Wort zu halten oder zu brechen. Er beschloß, es zu brechen. Um sich einen Vorwand dazu zu verschaffen, ersann er den Plan, einen außerordentlichen Kongreß zur Verwerfung des Vertrages einzuberufen. Dies tat denn auch der — aus lauter Marionetten bestehende — Kongreß, und zwar ohne daß eine einzige abweichende Stimme abgegeben worden wäre; und dann vertagten sich die Marionetten sofort, ohne irgendeine gesetzgeberische Handlung vorgenommen zu haben. Daß dies ein reiner Schwindel und der Präsident vollkommen befugt war, seinen eigenen Vertrag zu genehmigen und danach zu verfahren, wenn er es wollte, trat klar zutage, sobald die Revolution ausbrach, denn am 6. November wandte sich General Reyes von Columbien im Auftrage des Präsidenten Maroquin an den amerikanischen Gesandten in Bogota und erklärte, „wenn die Regierung der Vereinigten Staaten Truppen landen und die Souveränität Columbiens wieder herstellen wolle“, werde der columbische Präsident „Standrecht verhängen und kraft der ihm bei öffentlichen Ruhestörungen verfassungsmäßig verliehenen Gewalt die Ratifikation des Kanalvertrages anordnen, oder falls die Regierung der Vereinigten Staaten das vorziehe, im Mai des nächsten Jahres einen außerordentlichen Kongreß — mit neuen und freundlich gesinnten Mitgliedern — zur Bestätigung des Vertrages einberufen“. Dies beweist natürlich unwiderleglich, daß der Präsident von Columbien den Kongreß lediglich als Schild benutzt hatte, und noch dazu als einen trügerischen Schild, und es beweist ferner, wie vollkommen nutzlos es gewesen wäre, wenn man sich in der Sache weiterhin auf seine Rechtschaffenheit verlassen hätte.

Gebührende Verwarnung.

Als ich im August 1903 zu der Überzeugung gelangte, daß Columbien die Absicht habe, den im vergangenen Januar eingegangenen Vertrag unter dem Deckmantel, seine Verwerfung durch das columbische Repräsentantenhaus durchzusetzen, zu brechen, begann ich sorgsam zu überlegen, was zu tun sei. Auf meine Veranlassung warnte Staatssekretär Hay Columbien mehrfach persönlich und durch unsern Gesandten in Bogota und deutete darauf hin, daß eine Verwerfung des Vertrages sehr ernste Folgen haben könne. Die Möglichkeit einer Ratifikation entschwand erst völlig, als der columbische Kongreß sich am letzten Oktober vertagte. Nun gab es nur noch zwei Möglichkeiten. Eine bestand darin, daß Panama sich ruhig verhalten würde. In diesem Fall wollte ich dem Kongreß vorschlagen, den Isthmus sofort zu besetzen und mit den Kanalarbeiten zu beginnen, und zu diesem Zweck hatte ich bereits eine entsprechende Botschaft aufgesetzt. Aber nach allem, was man mir mitteilte, mußte ich es für wahrscheinlich halten, daß in Panama eine Revolution ausbrechen würde, sobald der columbische Kongreß sich vertagte, ohne den Vertrag ratifiziert zu haben; denn die gesamte Bevölkerung von Panama fühlte, daß der unverzügliche Bau des Kanals eine wesentliche Bedingung ihrer Wohlfahrt sei. Berichterstatter verschiedener Zeitungen hatten ihren Blättern von Panama aus gemeldet, man glaube dort allgemein, daß es in einem solchen Fall zu einer Revolution kommen werde.

Drohende Revolution.

Überdies kamen auf Veranlassung des Generalleutnants Young zwei soeben vom Isthmus heimgekehrte Offiziere (Hauptmann Humphrey und Leutnant Murphy) zu mir, um mir zu sagen, daß es auf der Landenge unfehlbar zu einer Revolution kommen werde, daß die ganze Bevölkerung in ihrer Verurteilung der Regierung von Bogota eines Sinnes sei, und daß allgemeine Entrüstung herrsche über die Nichtratifikation des Vertrages. Die Revolution werde voraussichtlich gleich nach der Vertagung des columbischen Parlaments ausbrechen. Sie glaubten nicht, daß dies vor dem 20. Oktober geschehen werde, waren aber überzeugt, daß es Ende Oktober oder gleich nachher, sobald sich der Kongreß vertagt habe, dazu kommen müsse. Infolgedessen wies ich das Marineamt an, verschiedene Schiffe in erreichbarer Nähe der Landenge zu stationieren, damit sie im Notfall zum Eingreifen bereit wären.

Panama in Aufruhr.

Diese Schiffe kamen gerade noch zur rechten Zeit. Am 3. November kam die Revolution zum Ausbruch. Tatsächlich jedermann auf dem Isthmus, einschließlich der dort stationierten columbischen Truppen, beteiligte sich an dem Aufstand, und es wurde kein Blut vergossen. Aber an demselben Tage landeten vierhundert Mann frischer columbischer Truppen in

Colon. Glücklicherweise traf das Kanonenboot Nashville unter Kapitän Hubbard gleich darauf in Colon ein, und als die columbischen Truppen Leben und Eigentum der amerikanischen Bürger und ihre Frauen und Kinder in Colon bedrohten, landete Kapitän Hubbard ein paar Dutzend Matrosen und Seesoldaten, um sie zu schützen. Durch ein Gemisch von Festigkeit und Takt verhinderte er nicht nur einen Angriff auf unsere Mitbürger, sondern bewog sogar den columbischen Befehlshaber, seine Truppen wieder nach Cartagena einzuschiffen. An der Küste des Stillen Ozeans beschoß ein columbisches Kanonenboot die Stadt Panama, wobei ein Chinese ums Leben kam — das einzige bei diesem ganzen Geschäft verloren gegangene Menschenleben.

Kein Mitglied der amerikanischen Regierung hat irgendwie dazu beigetragen, diese Revolution zu erregen oder zu ermutigen, und abgesehen von den Berichten unserer Armee- und Marineoffiziere, die ich an den Kongreß weitergab, wußte niemand, der mit der Regierung in Zusammenhang stand, etwas Näheres über die bevorstehende Revolution als jeder, der die Zeitungen las und sich über die Tagesfragen und Tagesneuigkeiten auf dem Laufenden erhielt. Durch das einmütige Handeln seiner Bevölkerung und ohne daß ein einziger Schuß abgefeuert wurde, erklärte sich der Staat Panama als unabhängige Republik. Für uns war die Zeit des Zauderns vorüber.

Columbien will konfiszieren.

Ich glaubte damals, und die seitherigen Ereignisse haben mir in dieser Ansicht mehr als recht gegeben, daß es vom Standpunkt der Vereinigten Staaten aus nicht nur aus zivilen, sondern auch aus militärischen Gründen unbedingt erforderlich sei, eine bequeme und rasche Meeresverbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean herzustellen. Und zwar nicht nur aus Gründen der Bequemlichkeit, sondern der dringenden Notwendigkeit, die keinen Aufschub duldeten. Columbiens Vorgehen hatte nicht nur bewiesen, daß eine nicht abzusehende Verzögerung eintreten würde, sondern daß es die Absicht hatte, das Eigentum und die Rechte der französischen Panamagesellschaft mit Beschlag zu belegen.

Der Bericht des Panamakanalkomitees des columbischen Senats vom 14. Oktober 1903 über den vorgeschlagenen Vertrag mit den Vereinigten Staaten empfahl, daß die Besprechung über diese Angelegenheit bis zur nächsten Session des columbischen Kongresses am 31. Oktober 1904 aufgeschoben werden solle, weil der neue Kongreß dann in der Lage sein würde, darüber zu entscheiden, ob die französische Gesellschaft nicht wegen Verjährung ihres Eigentums und ihrer Rechte verlustig gegangen sei. „Wenn es soweit ist,“ fuhr der Bericht sehr bedeutsam fort, „wird die Republik imstande sein, unbehindert Abkommen zu schließen, und wird sich überhaupt, sowohl juristisch wie materiell, in einer klareren und günstigeren Lage befinden.“ Das bedeutete in der nackten Wirklichkeit, daß Columbien ein Jahr warten

und dann den Verfall der Rechte und Besitztümer der französischen Gesellschaft erklären wollte, um sich die 170 Millionen Mark zu sichern, die unsere Regierung dieser Gesellschaft als Bezahlung bewilligt hatte. Hätten wir das ruhig mit angesehen, so würde Frankreich sich wahrscheinlich eingemischt haben, um die Gesellschaft zu schützen, und dann hätten wir nicht die Gesellschaft, sondern Frankreich selbst in Panama gehabt. Daraus hätten die bedenklichsten internationalen Verwicklungen entstehen können.

Unsere Pflicht ist klar: Panama wird anerkannt.

Jede Rücksicht auf internationale Moral und Zweckmäßigkeit, auf Pflicht gegen die Bevölkerung von Panama und Befriedigung unserer eigenen nationalen Interessen und unserer Nationalehre gebot uns, unverzüglich zu handeln. Ich erkannte Panama im Namen der Vereinigten Staaten sofort an, und so gut wie alle Länder der Welt folgten meinem Beispiel. Das Staatsdepartement trat sofort mit der neuen Republik in Verhandlung über einen Kanalvertrag. Einer der Männer, die am meisten zur Unabhängigkeit Panamas und ebenso zur Förderung des Vertrages beitrugen, durch den die Vereinigten Staaten ermächtigt wurden, den Kanal nunmehr sofort zu bauen, war Herr Philippe Bunau-Varilla, ein hervorragender französischer Ingenieur, der früher mit De Lesseps zusammen gearbeitet und dann auf dem Isthmus gelebt hatte. Er hat der Zivilisation bedeutende Dienste geleistet, die vollste Anerkennung verdienen.

Sündhafte Schwäche.

Unser Verhalten in dieser Angelegenheit war von Anfang bis zu Ende offen und redlich und stand in absoluter Übereinstimmung mit den höchsten Normen internationaler Moral. Wird es getadelt, so kann das nur aus Unkenntnis oder aus einer Sentimentalität geschehen, die sowohl moralische Schwäche wie moralische Verschrobenheit bedeutet. Hätte ich anders gehandelt, so wäre es meinerseits ein Verrat an den Interessen der Vereinigten Staaten gewesen, und überdies eine Vernachlässigung der Interessen von Panama und eine Schädigung der Interessen der ganzen Welt. Columbien hatte jeden Anspruch auf Berücksichtigung verscherzt. Nein, dieser Ausdruck ist noch nicht scharf genug; es hatte so gehandelt, daß ein Nachgeben von unserer Seite eine sündhafte Schwäche bedeutet hätte, die mit Ruchlosigkeit auf einer Stufe steht. Was mich persönlich betrifft, so würde ich meiner Ansicht nach einen Platz in Dantes Hölle neben jenem des „gran rifiuto" schuldigen, kleinmütigen Geistlichen verdient haben, wenn ich mich einen Augenblick besonnen hätte, ob ich vorgehen wollte, und im voraus mit dem Geschrei jener Amerikaner gerechnet hätte, die den Verrat an ihrem Vaterlande zum Fetisch erhoben haben. Die oben angeführten Tatsachen sind nichts weiter als nackte Wiedergaben aus den Archivpapieren. Sie beweisen, daß unser Recht, auf freie Durchfahrt, in welcher Form es

auch sei, durch die Landenge zu bestehen, von Anfang an anerkannt worden war, und daß man gegen Ende allgemein das Gefühl hatte, daß wir der Welt gegenüber verpflichtet wären, diesen Durchgang in Gestalt eines Kanals zu bewerkstelligen. Die Erklärung des panamerikanischen Kongresses bedeutete geradezu ein dahingehendes Mandat. Columbien stand damals unter der Herrschaft eines Mannes, unter einer auf Thronraub und unbeschränkter und unverantwortlicher Gewalt beruhenden Diktatur. Es hatte sich sehr eifrig um einen Vertrag mit uns beworben, solange die Möglichkeit vorlag, daß wir die Route durch Nicaragua legen würden. Als es uns für gebunden erachtete, weigerte es sich, den Vertrag einzuhalten, weil es eingestandenermaßen hoffte, die französische Gesellschaft kostenlos an sich bringen und uns dadurch aufhalten zu können. Das war ein Stück reine Räubermoral. Es hätte seinen Zweck erreicht, wenn ich von ebenso moralischer Schwäche beseelt gewesen wäre wie meine Tadler, die behaupteten, ich hätte meine Tätigkeit auf flaues Schelten und Hinhalten beschränken müssen, bis die Gelegenheit zum Handeln vorüber war.

Ich habe keinen Finger gerührt, um die Revolution hervorzurufen. Der richtige Vergleich müßte sogar ganz anders heißen. Ich hörte einfach auf, die revolutionären Zündfäden auszutreten, die bereits entbrannt waren. Da Columbien uns ein offenbares Unrecht zugefügt hatte, hielt ich es nicht für meine Pflicht, ihm bei seinen Übeltaten auf unsere Kosten, sowie auf Kosten Panamas, der französischen Gesellschaft und der ganzen Welt helfend beizustehen.

Grenzen der Geduld.

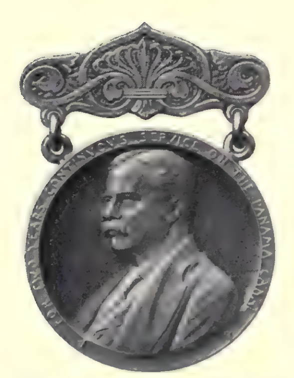
Seit fünfzig Jahren herrschten in Panama unausgesetzt Bürgerzwist und Blutvergießen. Infolge meines Eingreifens hat Panama jetzt zehn Jahre eines Friedens und Gedeihens erlebt, wie es sie in den vier Jahrhunderten seines Daseins noch niemals durchgemacht hat, denn in Panama war es wie auf Cuba und Santo Domingo trotz des Geschreis der angeblichen Friedensapostel einzig und allein das Einschreiten des amerikanischen Volkes, das den Frieden brachte. Wir gaben dem Volk von Panama die Selbstverwaltung und befreiten es vom Joch fremder Unterdrücker. Wir taten unser möglichstes, um Columbien zu bewegen, sich von uns mit mehr als großmütiger Gerechtigkeit behandeln zu lassen. Wir übten eine bis über die richtige Grenze der Langmut hinausgehende Geduld.

Als wir schließlich handelten und Panama anerkannten, gestand Columbien seine eigene Schuld sofort zu, indem es sich bereit erklärte, zu tun, was wir verlangt hatten, und was, wie es bisher behauptet hatte, nicht in seiner Macht lag. Aber dies Angebot kam zu spät. Was wir früher mit Freuden getan hätten, verbot uns die Ehre jetzt noch zu tun, denn wir hätten uns dadurch genötigt gesehen, unsere Freunde, das Volk von Panama, im Stich zu lassen und seinem und unserm Feind auszuliefern, und dieser hätte gerade deshalb seine Rache an ihm ausgelassen,

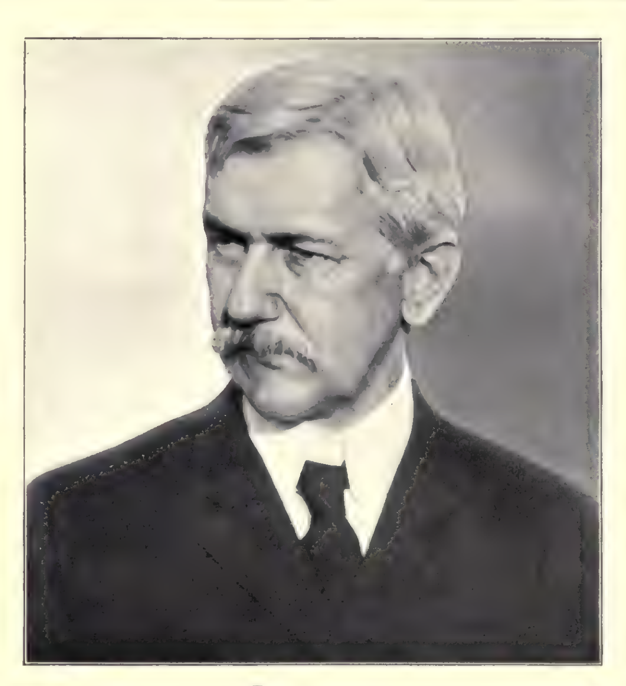


Oberst Goethals.

„Seine Leistungen sind die größte Aufgabe irgendeiner Art, die irgend jemand auf der Welt während der Jahre vollbracht hat, in denen Oberst Goethals in Panama am Werk gewesen ist.“ (S. 419.)



Von Roosevelt verteilte Medaille für die Arbeiter am Panamakanal. (S. 419.)



Dr. Gorgas.

„Dr. Gorgas hatte schon vorher unschätzbare Dienste geleistet, indem er so energisch für die sanitären Verhältnisse sorgte, daß die Panamalandenge ein so gesunder Aufenthalt wurde wie ein Kurort.“ (S. 419.)

weil die Bevölkerung uns Freundschaft entgegengebracht hatte. Columbien hatte sich seine Demütigung selbst zuzuschreiben und besaß weder damals noch jetzt eine Spur von Anspruch an uns, sei es gesetzlicher oder moralischer Art; alles verübte Unrecht war von ihm selbst begangen worden. Hätte ich als Vertreter des amerikanischen Volkes nicht genau so gehandelt, wie ich es tat, so wäre ich ein ungetreuer und unfähiger Vertreter gewesen, und Untätigkeit in jenem Augenblick hätte nicht nur eine endlose Verzögerung des Kanalbaus bedeutet, sondern auch das Zugeständnis unsererseits, daß wir nicht dazu taugten, die Rolle auf der Landenge zu spielen, die wir uns angemaßt hatten.

Ich handelte bei der Panamaangelegenheit auf meine eigene Verantwortung. John Hay hat sich wie folgt über diese Aktion geäußert: „Die Handlungsweise des Präsidenten in der Panamaangelegenheit steht nicht nur in strengstem Einklang mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit und in Übereinstimmung mit den besten Präzedenzfällen unserer Politik, sondern es war der einzige Weg, den er unsern Vertragsrechten und -pflichten gemäß hätte einschlagen können."

Ich bedauerte und bedaure noch heute tief, daß die Regierung von Columbien es mir zur gebieterischen Pflicht machte, so zu handeln, wie ich handelte; aber mir blieb kein anderer Ausweg, der sich mit der Erfüllung meiner Pflicht gegen mein eigenes Volk und die Nationen der Menschheit vereinbaren ließ. (Man darf nicht vergessen, daß gewisse andere Nationen, wie z. B. Chile, wahrscheinlich noch größeren Vorteil von unserm Vorgehen haben werden als die Vereinigten Staaten selbst.) Ich weiß sehr gut, daß das columbische Volk viele vortreffliche Eigenschaften besitzt, daß es einen Kreis von hochgebildeten Männern und Frauen umfaßt, der dem gesellschaftlichen Leben jedes Landes Ehre machen würde, und daß in diesem kleinen Kreise eine geistige und literarische Entwicklung stattgefunden hat, die das Stagnieren und die Ungebildetheit der Volksmassen zum Teil aufwiegt. Und ebensogut weiß ich, daß selbst die ungebildeten Massen viele tüchtige Eigenschaften besitzen. Aber unglücklicherweise muß jede Nation in internationalen Angelegenheiten nach der Handlungsweise ihrer Regierung beurteilt werden. Die guten Leute in Columbien machten augenscheinlich keine Anstrengung, oder doch jedenfalls keine erfolgreiche Anstrengung, ihre Regierung zu veranlassen, auf einigermaßen redliche Weise mit den Vereinigten Staaten zu verfahren, und die Folgen dieser Unterlassung mußte Columbien eben tragen. Hätten Brasilien, Argentinien oder auch Chile den Isthmus besessen, so wäre der Kanal zweifellos unter der Regierungskontrolle der betreffenden Nation gebaut worden, und zwar in herzlichem Einverständnis mit den Vereinigten Staaten und allen übrigen Mächten. Wie die Sache aber lag, wäre er überhaupt nicht gebaut worden, wenn ich nicht gehandelt hätte. Wenn es den Leuten beliebt zu behaupten, daß es besser gewesen wäre, ihn überhaupt nicht zu bauen, als ihn infolge einer solchen Handlungsweise zu bauen, so läßt sich dieser allerdings törichte

Standpunkt mit dem Glauben an ihre querköpfige Aufrichtigkeit vereinen. Aber es ist eine verabscheuungswürdige und verächtliche Heuchelei, wenn manche Leute sagen, wir hätten den Kanal bauen, aber nicht in der angegebenen Weise verfahren müssen.

Der Kanalbau begonnen: Annahme des Schleusentyps.

Nachdem der Senat sich lange genug herumgezankt hatte, ratifizierte er den Panamavertrag, und die Kanalarbeiten wurden in Angriff genommen. Nun war es vor allen Dingen nötig, den Typus des Kanals festzusetzen. Ich berief einen Ausschuß von in- und ausländischen Sachverständigen. Ihre Berichte widersprachen einander. Die Mehrheit der Mitglieder, und darunter sämtliche Ausländer, stimmten für einen Niveaukanal, die Minderheit (darunter die meisten amerikanischen Ingenieure) dagegen für einen Schleusenkanal. Indem ich mich in die Begründungen vertiefte, gelangte ich zu der Überzeugung, daß die Minderheit recht habe. Die beiden größten Verkehrskanäle der Welt sind der Suez- und der Sookanal. Der Suezkanal ist ein Niveaukanal und war den europäischen Ingenieuren am besten bekannt. Der Sookanal, der alljährlich einen noch weit größeren Verkehr vermittelt, ist ein Schleusenkanal, und die amerikanischen Ingenieure wissen sehr genau über ihn Bescheid, während die europäischen Ingenieure es meines Erachtens versäumt hatten, Lehren aus seinem Betrieb und seiner Verwaltung zu ziehen. Überdies waren die für den Bau des Panamakanals in Aussicht genommenen Ingenieure sämtlich für das Schleusensystem.

Ich kam zu der Überzeugung, daß ein Niveaukanal in Kriegszeiten zwar nicht so sehr der Zerstörung ausgesetzt sein würde, und daß die laufenden Ausgaben, abgesehen von den hohen Zinsen für das erforderliche Kapital, geringer sein würden; auch hätten die kleineren Schiffe für die Durchfahrt kürzere Zeit gebraucht. Andererseits gelangte ich zu der Überzeugung, daß ein Schleusenkanal mit dem vorgeschlagenen Niveau nur halb soviel kosten und in der halben Zeit und mit geringerem Risiko gebaut werden könne, daß die Durchfahrt großer Schiffe rascher vonstatten gehen und die Erhaltungskosten in Anbetracht der ersparten Zinssummen geringer sein würden.

Oberst Goethals an der Spitze.

Infolgedessen empfahl ich dem Kongreß am 19. Februar 1906 die Herstellung eines Schleusenkanals, und mein Vorschlag wurde genehmigt. Der Kongreß bestand darauf, ihn durch ein aus mehreren Leuten bestehendes Komitee bauen zu lassen. Ich gab mir redliche Mühe, gute Leistungen dieses Komitees zu erzielen, merkte aber bald, daß es unmöglich war, denn ein vielköpfiges Komitee ist ein sehr minderwertiges Verwaltungswerkzeug. Schließlich stellte ich Oberst Goethals an die Spitze des Komitees. Als der Kongreß sich dann immer noch weigerte, das Komitee auf eine Person zu beschränken, führte ich eine Lösung herbei, indem ich am 6. Januar

1908 eine Verordnung erließ, die den Zweck tatsächlich erreichte, indem sie die Gewalt des Vorsitzenden erweiterte, alle übrigen Komiteemitglieder von ihm abhängig machte und die ganze Arbeit dem einen Mann unterstellte. Dr. Gorgas hatte schon vorher unschätzbare Dienste geleistet, indem er so energisch für die sanitären Verhältnisse sorgte, daß die Landenge ein so gesunder Aufenthalt wurde wie ein Kurort. Oberst Goethals erwies sich als der geeignete Mann für seine Aufgabe. Seine Leistungen lassen sich gar nicht hoch genug einschätzen. Es ist die größte Aufgabe irgendeiner Art, die irgend jemand auf der Welt während der Jahre vollbracht hat, in denen Oberst Goethals am Werk gewesen ist. Er hat es verstanden, den ihm unterstellten Leuten einen Geist einzuflößen, den man in nur wenigen siegreichen Heeren gefunden hat. Es ist recht und durchaus angemessen, daß sie wie die Soldaten solcher Heere Medaillen erhalten, die jedem Mann verliehen werden, wenn er eine bestimmte Zeit gedient hat. Ein tüchtigeres Korps von Männern als diese Mitarbeiter am Kanalbau in Panama hat sich wohl nie in einer Nation zusammengefunden. Die Verhältnisse, unter denen sie leben und arbeiten, sind besser als bei andern Unternehmungen in den Tropen. Alle sind voll feurigen Stolzes auf ihr Werk, und durch ihre Leistungen haben sie nicht nur Amerika, sondern alle Welt zu ihren Schuldnern gemacht. (Vgl. zu diesem Kapitel Anhang 5, S. 466 ff.)

Fünfzehntes Kapitel.

Der Friede der Gerechtigkeit.

Es gibt keine erhabenere Sache, für die man wirken könnte, als den Frieden der Gerechtigkeit, und Ehre den erhabenen und hochgesinnten Seelen, die weise, mutvoll und mit einem durch die Tatsachen des wirklichen Lebens gebändigten edeln Idealismus bestrebt gewesen sind, den Tag herbeizuführen, an dem jeder bewaffnete Kampf zwischen Nation und Nation, zwischen Klasse und Klasse, zwischen Mensch und Mensch in der ganzen Welt ein Ende nehmen wird. Weil dies alles wahr ist, ist es andererseits auch wahr, daß es keine unedlern und törichteren Menschen geben kann — keine Menschen, die mehr Unglück über ihr Vaterland und die ganze Menschheit bringen können —, als die, in deren Augen der Friede der Ungerechtigkeit mehr wert ist als ein gerechter Krieg. Die Männer, die in unserer Geschichte und der Geschichte aller Länder am höchsten stehen, sind die, die jede Ungerechtigkeit verachteten, die unfähig waren, die Schwachen zu bedrücken oder zu dulden, daß ihr Land die Schwachen mit ihrer Einwilligung bedrückte, die aber nicht zögerten, das Schwert zu ziehen, wenn ein Unterlassen des Schwertziehens dem Bekenntnis gleichgekommen wäre, daß man nicht imstande sei, dem triumphierenden Unrecht Einhalt zu gebieten.

Friede durch Heilmittel.

Alles dies liegt so auf der Hand, daß es unnötig sein sollte, es zu wiederholen. Dennoch wird jeder, der im öffentlichen Leben steht und auch über die Vergangenheit gelesen hat, durch bittere Erfahrungen zu der Einsicht gebracht, daß es nicht nur unter denen, die es böse meinen, sondern auch unter Gutgesinnten viele Männer gibt, die allzu bereit sind, alles in der Vergangenheit Geschehene zu preisen, die aber nicht imstande sind, daraus Nutzen zu ziehen, wenn sie sich den Bedürfnissen der Gegenwart gegenübergestellt sehen. In unserer Zeit scheint dies besonders bei denen zuzutreffen, die von dem Gedanken besessen sind, sie könnten den Weltfrieden mit Hilfe billigen patentierten Heilmittels herbeiführen.

Kein internationaler Polizist.

Der Sinn für internationale Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit hat unter den großen zivilisierten Nationen im Laufe der letzten sechzig bis achtzig Jahre erheblich zugenommen. Man ist allmählich zur Erkenntnis der Tatsache gelangt, daß es eine moralische Schlechtigkeit ist, wenn eine Nation einer andern ein Unrecht zufügt, und daß Krieg in den meisten Fällen eine üble Methode zur Beilegung internationaler Schwierigkeiten ist. Aber bis jetzt haben sich internationale Gerichtshöfe nur in sehr elementarer Weise entwickelt, und die Entwicklung einer internationalen Polizei ist noch um keinen Zollbreit fortgeschritten. Nun beruht das ganze Gefüge der Landesgesetze — der Gesetze innerhalb einer jeden Nation — wie gesagt schließlich auf dem Richter und dem Polizisten, und das gänzliche Fehlen des Polizisten und das fast vollständige Fehlen eines Richters in internationalen Angelegenheiten ist schuld daran, daß bis jetzt noch keine wirkliche Ähnlichkeit zwischen Landesgesetzen und internationalen Gesetzen besteht.

Schwache Nationen und verbrecherische Nationen.

Überdies sind die Fragen, die zuweilen Kriege zwischen Nationen hervorrufen, weit schwieriger und verwickelter, als Fragen, die nur Einzelpersonen angehen. Fast jede große Nation hat gewisse Fragen in bezug auf andere Nationen oder auf gewisse Teile ihres eigenen Volkes geerbt, die sich auf der gegenwärtigen Kulturstufe unmöglich so entscheiden lassen, wie man Weiterungen zwischen Privatpersonen entscheiden kann. Während des vergangenen Jahrhunderts sind mindestens die Hälfte aller Kriege Bürgerkriege und nicht ausländische Kriege gewesen. Es gibt große und mächtige Nationen, die andern Nationen oder Teilen der eigenen Nation gewohnheitsmäßig so empörendes Unrecht zufügen, daß es selbst die friedfertigsten Menschen zum Kriege berechtigt. Ebenso gibt es Nationen, die so vollkommen unfähig sind, die Rechte von Ausländern gegen ihre eigenen Bürger zu schützen oder ihre eigenen Bürger gegen Ausländer zu schützen, daß es für eine fremde Macht geradezu zur Pflicht werden kann, sich einzumischen. Bis jetzt ist es in beiden Fällen nicht möglich, eine internationale Aktion zu erwirken, und wenn eine gemeinsame Aktion mehrerer Mächte beschlossen wird, pflegt das Ergebnis sehr viel schlechter zu sein, als wenn nur eine Macht sich ins Mittel legt.

Die schlimmsten Niederträchtigkeiten der Neuzeit — wie z. B. die Niedermetzelung der Armenier durch die Türken — sind in Zeiten angeblich tiefen internationalen Friedens verübt worden, wenn ein Konzert der Großmächte zur Aufrechterhaltung des Friedens bestand, obwohl diesen Abscheulichkeiten nur ein Ende zu bereiten gewesen wäre, wenn man den Frieden gebrochen hätte. Man darf nicht vergessen, daß die Völker, die unter diesen scheußlichen Metzeleien litten, die ihre Frauen vergewaltigt und ihre Kinder gefoltert sahen, tatsächlich den ganzen Segen der „Abrüstung“ genossen.

Sonst wären sie nicht massakriert worden. Wenn die Juden in Rußland und die Armenier in der Türkei bewaffnet und im Gebrauch dieser Waffen geübt gewesen wären, hätte sich kein Pöbel an ihnen vergriffen.

Hirngespinste und Wahnvorstellungen.

Dennoch nehmen Leute, die alle diese Tatsachen vor Augen haben, Resolutionen an, in denen ein internationaler Schiedsspruch für alles oder Abrüstung der freien zivilisierten Mächte und Abschaffung ihrer stehenden Heere verlangt wird. Oder sie schreiben gutgemeinte, ernsthafte kleine Bücher oder Flugschriften oder Leitartikel und Aufsätze für Tagesblätter und Zeitschriften, um zu beweisen, daß es eine „Illusion" sei, zu glauben, daß der Krieg sich jemals lohne, weil er so kostspielig sei. Das ist genau dasselbe, als ob man behaupten wollte, wir müßten unsere Polizeitruppe auflösen und unsere Aufmerksamkeit einzig und allein darauf konzentrieren, Verbrecher davon zu überzeugen, daß es eine „Illusion" sei, Einbruch, Straßenraub und den Handel mit weißen Sklaven für einträglich zu halten. Es ist fast nutzlos, wenn man versucht, mit diesen wohlmeinenden Leuten zu disputieren, weil sie unter einer Wahnvorstellung leiden und der Vernunft unzugänglich sind. Sie befinden sich von Anfang an im Irrtum, denn sie legen allen Nachdruck auf den Frieden und gar keinen auf die Gerechtigkeit. Sie sind nicht alle körperlich furchtsam, aber gewöhnlich sind es Leute, die ein weichliches Leben führen, und sie besitzen nur selten hohes Ehrgefühl und echt patriotische Gesinnung. Sie bemühen sich selten, ihre Landsleute davon abzuhalten, die Angehörigen anderer Nationen zu beleidigen und zu schädigen, aber sie sind immer von ganzem Herzen dafür, daß wir uns auch, wenn die Reihe an uns kommt, demütig den Beleidigungen und Ungerechtigkeiten anderer Nationen unterwerfen sollen. Bei Amerikanern ist diese Narrheit besonders empörend, denn wenn die jetzt von ihnen vertretenen Grundsätze richtig wären, so wäre es besser gewesen, wenn die Amerikaner niemals ihre Unabhängigkeit errungen hätten, und besser, wenn sie sich 1861 friedlich darein gefügt hätten, daß ihr Land in ein halbes Dutzend zanksüchtiger Föderationen zerfiel und die Sklaverei als dauernde Einrichtung erklärt wurde.

Wollen sie nicht aus der eigenen Geschichte lernen, so mögen diejenigen, die es für eine „Illusion" halten, daß der Krieg einer Nation jemals nützen kann, den Unterschied zwischen China und Japan ins Auge fassen. China besitzt weder eine Flotte noch eine brauchbare Armee. Es ist ein ungeheures zivilisiertes Reich, eines der volkreichsten auf dem ganzen Erdball, und es ist von jeher die Beute von Ausländern gewesen, weil es nicht die Kraft besitzt zu kämpfen. Japan steht auf einem Fuß völliger Gleichheit mit europäischen und amerikanischen Nationen, weil es diese Kraft besitzt. Heute sieht China Japan, Rußland, England und Frankreich im Besitz einzelner Bruchstücke seines Reiches und hat seine Hauptstadt zu Lebzeiten des jetzigen Geschlechts zweimal in den Händen bewaffneter Eindringlinge gesehen, weil es das Ideal jener Leute verkörpert, die den Wunsch

hegen, daß die Vereinigten Staaten abrüsten und darauf vertrauen, daß unsere Hilflosigkeit uns eine schmähliche Sicherheit vor Angriffen anderer Nationen bringen wird.

Friede, aber auch Gerechtigkeit.

Das Schlimme an der ganzen Sache ist die vollkommene Unfähigkeit dieser guten Leute zu begreifen, daß sie Dinge verlangen, die sich nicht miteinander vereinigen lassen, wenn sie Frieden um jeden Preis und außerdem Recht und Gerechtigkeit verlangen. Ich erinnere mich eines Vertreters dieser Richtung, der kleine Sonette über den Mahdi und die Sudanesen schrieb, worin er die Notwendigkeit betonte, daß der Sudan sich des Friedens und der Unabhängigkeit erfreuen müsse. In Wirklichkeit schätzte der Sudan die Unabhängigkeit nur deshalb, weil er den Wunsch hegte, alle Christen zu bekriegen und unbeschränkten Sklavenhandel zu betreiben. Unter dem Mahdi war er zwölf Jahre lang „unabhängig", und während dieser Jahre blühten dort Scheinheiligkeit, Tyrannei und grausame religiöse Unduldsamkeit wie im siebenten Jahrhundert. Dabei verringerte sich die Bevölkerung trotz systematischer Sklavenjagden um nahezu zwei Drittel, und es starben so gut wie alle Kinder. Friede, Wohlfahrt, Befreiung von Vergewaltigung, Mord, Straßenraub, Folter und jeder rohen Befriedigung der Lust und Habgier kehrten erst ein, als der Sudan seine Unabhängigkeit einbüßte und der englischen Herrschaft unterworfen wurde. Dennoch hatte jener wohlmeinende kleine Sonettdichter die aufrichtige Empfindung gehabt, daß seine Verse der Sache der Menschheit dienten. Nun man von der Höhe der Jetztzeit aus zurückblickt, wird wohl jeder zugeben, daß er ein törichter Mensch war. Aber er war um keinen Deut alberner als die hervorragenderen Personen, die für die Abrüstung der Vereinigten Staaten eintreten, den Ausbau unserer Flotte bekämpfen und verlangen, wir sollten versprechen, uns andern Nationen gegenüber in allen Fragen auf Schiedsgerichte einzulassen, sogar in den Fragen, die unsere nationalen Interessen und unsere Ehre angehen.

Diese Leute würden keinen Schaden tun, wenn sie nur unter sich blieben. Viele von ihnen sind im gewöhnlichen Leben brave Bürger. Sie unterscheiden sich in nichts von den andern braven Bürgern, die allgemeines Vegetarianertum und die Abschaffung des Impfzwanges für das Allheilmittel für jedes Übel halten. Aber in ihrem besonderen Falle können sie Schaden tun, weil sie unsere Beziehungen zu andern Mächten beeinflussen, so daß andere Männer die Schulden bezahlen müssen, die in Wirklichkeit sie gemacht haben. Diese törichten Frieden-um-jeden-Preis-Leute sind es, die unser Volk zu bereden suchen, unkluge und ungehörige Verträge einzugehen oder den Ausbau unserer Flotte aufzugeben. Wenn aber Unannehmlichkeiten eintreten und Verträge umgestoßen werden oder eine bewaffnete Intervention zur Notwendigkeit wird, dann sind es nicht diese Leute, die die Kosten tragen. Sie bleiben behaglich zu Hause und sehen es ruhig mit

an, wie ihre Torheit von tapfern Männern mit Blut und von redlichen Männern mit Schande bezahlt wird.

Eine Zickzackpolitik.

Das Schlimme ist, daß unsere Politik sich in Zickzacklinien zu bewegen pflegt, weil verschiedene Teile unseres Volkes zu verschiedenen Zeiten einen ungleichmäßigen Druck auf unsere Regierung ausüben. Eine Klasse unserer Bürger ruft nach Verträgen, die unmöglich zu halten sind, und die zu halten ungehörig wäre. Andere haben nichts gegen die Annahme solcher Verträge, solange sie sich nicht auf einen konkreten Fall beziehen, legen aber sofort ein Veto gegen ihre Anwendung ein, wenn ein derartiger konkreter Fall eintritt. Einer unserer Hauptgrundsätze ist die Redefreiheit, worunter man bei uns Redefreiheit sowohl über Ausländer wie über uns selbst versteht, und da wir dieses Recht ausüben ohne uns den geringsten Zwang aufzuerlegen, können wir nicht verlangen, daß andere Völker uns ungeschoren lassen, wenn wir nicht für den Notfall imstande sind, durch Taten für unsere Worte einzustehen. Eine Klasse unserer Bürger ergeht sich in überspannten Versicherungen, alles für Ausländer tun zu wollen; eine andere verunglimpft sie auf die beleidigendste und ungehörigste Weise, und es ist schwer zu sagen, welche dieser beiden Klassen das verkehrteste Bild von dem gesunden, selbstbewußten Urteil des amerikanischen Volkes in seiner Gesamtheit gewährt. Der einzige sichere Grundsatz ist der, wenig zu versprechen und jedes Versprechen getreulich zu halten — „freundlich zu sprechen und einen dicken Stock bei sich zu haben".

Sollen wir China gleichen?

Ein Hauptbedürfnis für unsere, wie überhaupt für jede Nation besteht darin, sich endgültig darüber klar zu werden, was sie will, und keine Bahnen einzuschlagen, die miteinander unvereinbar sind. Wenn unsere Nation es zufrieden ist, zum China der Neuen Welt zu werden, dann und nur dann kann sie es sich leisten, ihre Armee und Flotte aufzugeben. Wenn sie bereit ist, Hawaii und den Panamakanal fahren zu lassen, aufzuhören, von der Monroe-Doktrin zu sprechen und anzuerkennen, daß jede europäische oder asiatische Macht das Recht besitzt zu bestimmen, was für Einwanderer nach Amerika gesandt und dort aufgenommen werden sollen, und ob sie Bürger werden und Land besitzen dürfen oder nicht — nun, wenn Amerika es zufrieden ist, daß es in keiner dieser Fragen etwas zu sagen hat und angesichts gerüsteter Ausländer den Mund hält, dann kann es seine Armee und Flotte natürlich abschaffen und sich in allen ausländischen Angelegenheiten auf Schiedsspruch einlassen. In diesem Fall kann Amerika es sich leisten, seine freie Zeit in einem beständigen Taumel von Weltfriedensfeiern zu verbringen und sich in eitler Selbstzufriedenheit darüber freuen, daß es sich den Spott aller mannhaften Völker der Menschheit zugezogen hat. Wer



Phot. Underwood and Underwood.

Die Friedenskommission von Portsmouth. (S. 428.)



George von Lengerke Meyer.

„ . . . Herr Meyer, der mit Ausnahme Herrn Whites der bedeutendste Diplomat in amerikanischen Diensten war." (S. 429.)

eine solche Politik befürwortet, nimmt keinen hohen Standpunkt ein, aber sein Standpunkt ist wenigstens verständlich.

Begütert, angriffslustig und ungerüstet.

Dagegen ist es vollkommen unverzeihlich, wenn man versucht, die unbewaffnete Hand mit der ungezügelten Zunge zu vereinen. Es ist Wahnsinn, Redefreiheit über Ausländer sowohl wie über uns selbst zu gestatten — und die Leute, die den Frieden um jeden Preis wollen, sind viel zu schwach, um der Redefreiheit zu steuern — und doch zu versuchen, sich den Folgen der Redefreiheit zu entziehen. Es ist Wahnsinn, wenn man versucht, unsere Marine abzuschaffen, und gleichzeitig darauf besteht, daß wir das Recht besitzen, die Monroe-Doktrin mit Gewalt durchzuführen; daß wir das Recht haben, den von uns selbst gebauten Panamakanal zu beherrschen; daß wir das Recht haben, Hawaii zu behalten und fremde Nationen an der Besitzergreifung von Cuba zu verhindern; daß wir das Recht haben zu bestimmen, was für asiatische und europäische Auswanderer unsere Gestade betreten sollen und unter welchen Bedingungen sie naturalisiert werden und Grundbesitz und andere Privilegien erlangen sollen. Wir sind ein reiches, ein unmilitärisches Volk. In internationalen Angelegenheiten sind wir ein kurzsichtiges Volk. Aber ich kenne meine Landsleute. Im Grunde ist ihre Natur doch von solcher Art, daß sie es sich nicht auf die Dauer gefallen lassen werden, ungerecht behandelt zu werden. Auf die Dauer dulden sie ebensowenig, daß man ihre Nationalehre beleidigt, wie daß man ihre Nationalinteressen schädigt. Und da es so ist, werden sie gut tun zu bedenken, daß der sicherste Weg, Unheil heraufzubeschwören, darin besteht, begütert, angriffslustig und ungerüstet zu sein.

Ich habe während der siebenundeinhalb Jahre meiner Präsidentschaft ohne Schwanken eine konsequente ausländische Politik befolgt: eine Politik des aufrichtigen internationalen guten Willens und getreulicher Berücksichtigung der Rechte anderer, begleitet von steter Kriegsbereitschaft. Die schwächsten Nationen wußten, daß sie ebenso wie die stärksten vor Beleidigung und Schädigung von unserer Seite sicher waren; und starke wie schwache wußten auch, daß wir nicht nur den Willen, sondern auch die Fähigkeit besaßen, uns gegen Beleidigungen und Schädigungen seitens anderer zu schützen.

Der erste Fall vor dem Haager Schiedsgericht.

Während meiner Amtszeit wurde das Haager Schiedsgericht davor bewahrt, zu einer leeren Posse zu werden. Es war infolge gemeinsamer, internationaler Vereinbarung eingesetzt worden, aber bisher hatte keine Macht sich bereit gefunden, sich an diesen Gerichtshof zu wenden. Seine Gründer waren sich allmählich darüber klar geworden, daß er in Gefahr war, ein bloßes Papiergericht zu werden, so daß er niemals wirklich ins Leben treten würde. Herr d'Estournelles de Constant war sich dieser Ge-

fahr besonders lebhaft bewußt. Er suchte mich persönlich und schriftlich davon zu überzeugen, daß es notwendig sei, nicht nur dadurch entgegenzukommen, daß man überhaupt Schiedssprüche über schwebende Fragen in Anwendung brachte — und nicht nur in Verträgen versprach, daß es geschehen solle —, sondern daß man sich in solchen Fällen des Haager Schiedsgerichts bediente. Dieser Auffassung pflichtete ich von ganzem Herzen bei.

Auf Anraten John Hays gelang es mir, mit Mexiko übereinzukommen, dem Haager Gericht eine Streitfrage zwischen den beiden Republiken zu unterbreiten. Dies war der erste Fall, der vor das Haager Schiedsgericht gebracht wurde. Es folgten bald zahlreiche andere Fälle nach, und dadurch wurde das Gericht endlich zu einem großen internationalen Friedenstribunal.

Andere friedliche Abmachungen.

In einem Übereinkommen mit England gelang es uns durch Schiedsspruch einer Kommission, deren amerikanische Mitglieder die Senatoren Lodge und Turner und Sekretär Root waren, die Alaskagrenzfrage auf friedlichem Wege zu erledigen — die einzige zwischen uns und dem Britischen Reich übriggebliebene Frage, die wir nicht durch friedliche Einigung zu entscheiden vermocht hatten. Dadurch schwand also das letzte Hindernis einer vollkommenen Übereinstimmung zwischen den beiden Völkern. Wir trugen erheblich dazu bei, einen befriedigenden Abschluß der Algecirasverhandlungen über Marokko herbeizuführen. Überdies schlossen wir mit Großbritannien und den meisten andern großen Nationen Schiedsgerichtsverträge ab, worin wir uns ausdrücklich verpflichteten, alle Fragen, und ganz besonders die Auslegung von Verträgen, durch Schiedsspruch regeln zu lassen, nur nicht Fragen der Gebietsintegrität, der Nationalehre und nationaler Lebensinteressen.

Der Panamakanalvertrag.

Wir schlossen ein Abkommen mit Großbritannien, worin wir freie Benutzung des Panamakanals unter gleichen Bedingungen für die Schiffe aller Nationen garantierten und uns das Recht vorbehielten, die Polizei in Panama auszuüben und den Kanal zu befestigen und infolgedessen in Kriegszeiten in unserer Gewalt zu behalten. Diesem Vertrag gemäß sind wir ehrenhalber verpflichtet, die Frage der Kanalgebühren für den Küstenverkehr zwischen der Ost- und der Westküste Amerikas auf gütlichem Wege zu entscheiden. Ich halte den amerikanischen Standpunkt in bezug auf diese Angelegenheit für richtig, finde aber auch, daß wir diesem Vertrag gemäß ehrenhalber verpflichtet sind, die Angelegenheit einem Schiedsgericht vorzulegen, da Großbritannien die — meiner Ansicht nach unkluge — Behauptung aufstellt, daß unsere Auffassung unrichtig sei.

Ich bin ein entschiedener Gegner aller Schiedsgerichtsverträge, die einzuhalten keine der beiden Parteien auch nur einen Augenblick beabsichtigt.

Ebenso nachdrücklich betone ich aber, daß wir verpflichtet sind, die schon abgeschlossenen begrenzten und vernünftigen Schiedsgerichtsverträge innezuhalten. Die Bedeutung eines Versprechens liegt nicht darin, daß es gegeben wird, sondern darin, daß es gehalten wird, und das Armseligste, was eine Nation in dieser Beziehung tun kann, ist, bereitwillig unmögliche Versprechungen zu geben und doch zu verfehlen, die Versprechen zu halten, die gegeben worden sind, die gehalten werden können und die zu brechen unehrenhaft ist.

Der Krieg zwischen Rußland und Japan.

Während der ersten Monate des Jahres 1905 nahm die durch den Russisch-Japanischen Krieg erzeugte Spannung in der zivilisierten Welt sehr ernste Dimensionen an. Die Verluste an Schätzen und Menschenleben waren entsetzlich. Auf Grund der mir zu Gebote stehenden Auskünfte gelangte ich zu der festen Überzeugung, daß eine Fortsetzung des Krieges sehr übel für Japan und noch übler für Rußland sein würde. Japan litt bereits furchtbar unter der hohen Inanspruchnahme seiner Mannschaften und auch ganz besonders seiner Hilfsquellen und konnte durch eine Fortdauer des Krieges nichts gewinnen; sie konnte für Japan mehr Schaden als Gewinn bedeuten, selbst wenn es siegreich blieb. Rußland konnte meiner Ansicht nach trotz seiner Riesenstärke durch eine Fortsetzung des Kampfes nur noch mehr verlieren als es bereits verloren hatte. Ich hielt es für wahrscheinlich, daß es ebensowenig imstande sein würde, Ostsibirien und die nördliche Mandschurei zu verteidigen, wie es die südliche Mandschurei und Korea zu verteidigen vermocht hatte. Falls der Krieg fortgesetzt würde, schien es mir im ganzen genommen wahrscheinlich, daß Rußland bis hinter den Baikalsee zurückgedrängt werden würde. Aber das war keineswegs sicher. In solchen Kriegen gibt es keine Gewißheiten. Japan hätte möglicherweise auch unterliegen können, und eine Niederlage hätte für diesen Staat ein überwältigendes Unglück bedeutet; und selbst wenn es weiter gesiegt hätte, wäre das also Erworbene nicht von Wert gewesen, und die Kosten an Blut und Geld hätten es völlig ausgesogen. Deshalb hielt ich den Augenblick für gekommen, wo es im Interesse beider Parteien lag, daß der Friede geschlossen würde, und wo es daher möglich sein würde, beide zum Friedenschließen zu bewegen.

Die Zusammenkunft in Portsmouth.

Ich verschaffte mir vor allen Dingen die Gewißheit, daß beide Mächte ein Vorgehen meinerseits wünschten, aber auch sehr begreiflicher- und passenderweise beide großes Gewicht darauf legten, daß der Gegner nicht etwa glauben sollte, der Schritt sei von dem andern ausgegangen. Dann richtete ich eine gleichlautende Note an die beiden kriegführenden Mächte, worin ich vorschlug, sie möchten durch ihre Vertreter zusammenkommen, um zu sehen, ob der Friede zwischen ihnen nicht direkt geschlossen werden könne, und mich

erbot, den Vermittler zu machen, um eine solche Zusammenkunft herbeizuführen, aber auch nichts weiter als das. Beide gingen im Prinzip auf meinen Vorschlag ein. Es bereitete einige Schwierigkeiten, ein Einverständnis in bezug auf den Ort der Zusammenkunft zu erzielen; aber schließlich gaben beide ihre ursprüngliche Ansicht darüber auf, und die Vertreter der beiden Nationen versammelten sich in Portsmouth in New Hampshire. Vorher empfing ich die beiden Abordnungen in Oyster Bay auf dem amerikanischen Schiff „Mayflower", das ich ihnen samt einem andern Kriegsschiff der Vereinigten Staaten im Namen der Unionsregierung für die Fahrt von Oyster Bay nach Portsmouth zur Verfügung stellte.

Abraten von übertriebenen Ansprüchen.

Wie es in solchen Fällen gebräuchlich — aber weder klug noch wünschenswert — ist, stellte jede Partei Forderungen, die von der andern nicht gewährt werden konnten. Die Hauptschwierigkeit machte die von Japan verlangte Geldentschädigung. Ich fand, daß es für Rußland besser wäre, eine Kriegsentschädigung zu zahlen als den Krieg fortzusetzen, denn meines Erachtens lag wenig Aussicht vor, daß er eine für Rußland günstige Wendung nehmen würde, und die bereits angebrochene revolutionäre Bewegung berechtigte zu der Befürchtung, daß sie die Verhandlungen vollständig vereiteln würde. Ich riet der russischen Regierung in diesem Sinne, indem ich zugleich darauf drang, sie möchte ihre Ansprüche in bezug auf gewisse andere Punkte ermäßigen, besonders in bezug auf die südliche Hälfte von Sachalin, die Japan erobert hatte. Andererseits gab ich den Japanern ebenso nachdrücklich zu bedenken, daß es meines Erachtens ein grober Fehler von ihrer Seite sein würde, wenn sie darauf beständen, den Krieg wegen der Kriegsentschädigung fortzusetzen, denn Rußland weigerte sich standhaft, eine Geldentschädigung zu zahlen, und je länger der Krieg währte, um so zahlungsunfähiger mußte es werden. Ich wies darauf hin, daß auch nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen ihrem Fall und dem Deutschlands im Krieg mit Frankreich bestehe, auf den sie sich mit Vorliebe beriefen. Die Deutschen hielten Paris und halb Frankreich besetzt und gaben für die Geldentschädigung große Gebietsteile auf, während die Japaner noch viele tausend Meilen von Moskau entfernt waren und keine Gebiete besetzt hielten, die sie aufzugeben wünschten.

Außerdem wies ich darauf hin, daß die Japaner sich zwar zu Anfang und im Verlauf des Krieges der Sympathie der meisten zivilisierten Mächte erfreut hätten, diese aber meines Erachtens einbüßen würden, wenn sie den Krieg nur um des Geldes willen fortsetzten — und daß es ihnen überdies ganz gewiß nicht gelingen werde, Geld zu bekommen. Sie würden sich also, selbst wenn die Sache gut für sie ablaufe, am Ende des Jahres nur im Besitz eines Gebietes befinden, das sie gar nicht haben wollten, würden also noch weitere Unsummen von Geld verausgabt und noch weitere Un-

mengen von Menschen geopfert haben, ohne einen Pfennig Geld zu erhalten. Der Friedensvertrag wurde schließlich unterzeichnet.

Nach dem Friedensschluß.

Wie es unter solchen Umständen unvermeidlich ist, fand jede Partei, daß sie bessere Bedingungen hätte durchsetzen müssen; und als die Gefahr wirklich vorüber war, meinte jede, daß sie von der andern übervorteilt worden sei, und daß sie mehr bekommen haben würde, wenn der Krieg fortgesetzt worden wäre. Die japanische Regierung hatte sich durchweg klug benommen, wenn man davon absieht, daß sie erst erklärt hatte, sie werde auf einer Kriegsentschädigung bestehen. Gewöhnlich empfiehlt es sich weder in nationalen noch in Privatangelegenheiten, eine herausfordernde Haltung einzunehmen, die sich nachher nicht durchsetzen läßt — ich persönlich habe es nie für praktisch gehalten, es unter irgendwelchen Umständen zu tun. Das japanische Volk ist durch diese herausfordernde Haltung irregeleitet worden, und die Unklugheit des Verhaltens der Regierung in dieser Sache wurde durch den heftigen Groll bewiesen, den dieser Friede in ganz Japan erregte, obwohl er so wohltätig für das Land gewesen ist. Es kam, besonders in den japanischen Städten, mehrfach zu Pöbelaufständen; die Polizei wurde mißhandelt und mehrere christliche Kirchen, wie mir der amerikanische Gesandte berichtete, eingeäschert. Was mich betrifft, so war das Ergebnis der Angelegenheit auf seiten der Bevölkerung beider Staaten ein Gefühl der Gekränktheit und der Abneigung gegen mich. Das hatte ich erwartet, ich hielt es für ganz natürlich und nahm es nicht im geringsten übel.

Die Regierungen beider Nationen benahmen sich mir gegenüber nicht allein vollkommen schicklich, sondern ungemein zuvorkommend, und erkannten die gute Wirkung meiner Bemühungen vollständig an; und ich glaube, daß wenigstens in Japan die leitenden Beamten das Gefühl hatten, daß ich mich als ihr Freund erwiesen hatte. Ich hatte sicherlich mein möglichstes getan, um nicht nur dem japanischen, sondern auch dem russischen Volke ein Freund zu sein, und ich glaube, das, was ich tat, lag durchaus im Interesse beider Nationen und der ganzen Welt.

Im Lauf der Verhandlungen versuchte ich, die Regierung einer Rußland befreundeten Nation und die Regierung einer Japan befreundeten Nation zu bewegen, mir zu helfen, den Frieden zustande zu bringen. Ich erhielt keine Hilfe von ihnen. Dagegen stand mir der deutsche Kaiser bei. Sein Botschafter in St. Petersburg war der einzige Diplomat, der dem amerikanischen Botschafter, Herrn Meyer, bei schwierigen und zweifelhaften Punkten der Verhandlungen geholfen hat. Herr Meyer, der mit Ausnahme Herrn Whites der bedeutendste Diplomat in amerikanischen Diensten war, leistete unschätzbare Dienste, indem er darauf bestand, den Zaren in kritischen Momenten der Verhandlungen selbst zu sprechen, wenn es mir nicht mehr möglich war, erfolgreich durch die Vertreter des Zaren zu wirken, deren Ansichten sich sehr oft widersprachen.

Der Nobel-Friedenspreis.

Infolge des Friedens von Portsmouth erhielt ich den Nobel-Friedenspreis. Dieser bestand aus einer Medaille, die ich behielt, und einer Summe von etwa 170000 Mark, die ich als eine Stiftung für industriellen Frieden einem Komitee überwies, dem Oscar Straus, Seth Low und John Mitchell angehörten. Im gegenwärtigen Stadium der Weltentwicklung ist der industrielle Friede sogar noch wichtiger als der internationale Friede, und es war recht und billig, den Friedenspreis einem solchen Zweck zu weihen. Als ich im Jahre 1910 in Europa war, gehörte mein Aufenthalt in Norwegen zu meinen angenehmsten Erlebnissen. Dort hielt ich eine Ansprache an das Nobel-Komitee und setzte ausführlich auseinander, nach welchen Grundsätzen ich nicht nur in diesem besonderen Fall, sondern während meiner ganzen Amtszeit verfahren war.

Eine andere erfreuliche Anerkennung der Friedensdienste.

Ich erhielt noch ein anderes Geschenk, das mir ungemein wert war, nämlich ein Originalexemplar von Sullys „Mémoires" des „Henry le Grand", das mir mit nachstehender Widmung zugeschickt wurde (ich übersetze frei):

„Paris, Januar 1906.

Die unterzeichneten Mitglieder der Parlamentsgruppe für internationale Schiedsgerichte und Versöhnung haben beschlossen, dem Präsidenten Roosevelt ein Zeichen ihrer Hochachtung und ihrer innigen Anerkennung für die beharrliche und bestimmende Tätigkeit zu geben, durch die es ihm gelungen ist, die gewalttätigen Methoden bei Gelegenheit von Konflikten zwischen Nationen allmählich durch freundschaftliche und weise zu ersetzen.

Ihres Erachtens sollte das Vorgehen des Präsidenten Roosevelt, das die größten Hoffnungen der Geschichte verwirklicht, als Fortsetzung ähnlicher berühmter Versuche vergangener Zeiten betrachtet werden, ganz besonders jenes Planes zur Erzielung internationaler Einigkeit, der unter dem Namen ‚Erhabener Plan Heinrichs IV.' in den Memoiren seines Premierministers, des Herzogs von Sully, erwähnt wird. Infolgedessen haben sie ein Exemplar der ersten Ausgabe dieser Memoiren gesucht und machen sich die Freude, es ihm zu überreichen mit der Bitte, es unter seinen Familienpapieren aufzubewahren."

Die Unterschriften umfassen Namen wie Emile Loubet, A. Carnot, d'Estournelles de Constant, Aristide Briand, Sully Prudhomme, Jean Jaurès, A. Fallières, R. Poincaré und noch zwei- bis dreihundert andere.

Keine Einmischungssucht.

Natürlich wurde das, was ich in bezug auf den Frieden von Portsmouth getan hatte, von einigen guten und aufrichtigen Leuten falsch auf-

gefaßt. Ebenso wie es nach der Beendigung des Kohlenstreiks Personen gab, die sich einbildeten, daß es jetzt in meiner Macht liege und meine Pflicht sei, alle andern Streiks zu schlichten, gab es nach dem Frieden von Portsmouth auch Personen — und zwar nicht nur Amerikaner —, die mich für verpflichtet hielten, meine Finger in alle Arten von internationalen Angelegenheiten zu stecken, und mich überall zum Besten des Friedens und der Gerechtigkeit einzumischen. Andere zogen mit entzückender Inkonsequenz den voreiligen Schluß, da ich zur Herbeiführung eines wohltätigen und notwendigen Friedens geholfen hätte, müsse ich notwendig über die Berechtigung des Krieges im allgemeinen anderer Meinung geworden sein. Einige Tage nach dem Friedensschluß schrieb ich an einen Freund: „Lassen Sie sich nicht dadurch irreleiten, daß die Menschen augenblicklich gut über mich reden. Sie werden bald genug Böses reden. Wie Loeb heute zu mir sagte, werde ich bald einem kleinen internationalen Briganten auf die Finger klopfen müssen, und dann werden alle wohlmeinenden Idioten eine Schwenkung machen und schreien, das stehe nicht mit meiner Betätigung bei der Friedenskonferenz in Einklang, obwohl es in Wirklichkeit vollkommen damit übereinstimmt."

Ein Brief an Carl Schurz.

Als einer meiner politischen Gegner, Herr Carl Schurz, mir brieflich zu dem Portsmouther Ergebnis gratulierte und dabei bemerkte, daß dies vielleicht der gegebene Augenblick für die Betreibung der Abrüstungsfrage sei, antwortete ich ihm durch einen Brief, worin ich Ansichten darlegte, die ich damals für gesund hielt und noch heute dafür halte. Der Brief lautete wie folgt:

„Oyster Bay, N. Y., 8. September 1905.

Geehrter Herr Schurz! Ich danke Ihnen für Ihre Glückwünsche. Was Ihre Äußerungen über die Abrüstung anbelangt, — denn die verstehen Sie doch wohl unter der ‚allmählichen Verringerung der drückenden Lasten, die der bewaffnete Friede der Welt auferlegt' — so bin ich mir nicht ganz darüber klar, was geschehen kann und was geschehen sollte. Wäre ich als einer der konventionellen Friedensapostel bekannt gewesen, so hätte ich jetzt nicht das geringste für die Förderung des Friedens tun können, würde außerdem außerstande sein, in Zukunft etwas zu vollbringen, und wäre unfähig gewesen, Cuba, den Philippinen, Porto Rico und Panama die Wohltaten zu erweisen, die sie unserer Einmischung verdanken. Hätten die Japaner nicht innerhalb der letzten zwanzig Jahre gerüstet, so wäre dieses Jahrhundert für Japan ein sehr trauriges gewesen. Wenn unser Land nicht den Spanischen Krieg geführt hätte, wenn wir es unterlassen hätten, in Panama vorzugehen, wie wir es getan haben, so würde die ganze Menschheit Einbuße erlitten haben. Während die Türken die Armenier hinschlachteten, hielten die europäischen Mächte Frieden und luden

dadurch dem neunzehnten Jahrhundert noch die Last der Schande auf, denn durch diese Aufrechterhaltung des Friedens sind mehr Menschenleben zugrunde gegangen als in irgendeinem europäischen Krieg seit den Zeiten Napoleons, und zwar das Leben von Frauen und Kindern ebenso wie von Männern; die moralische Entartung, die zugefügten und erduldeten Roheiten, die Summe des begangenen scheußlichen Unrechts übersteigt diejenige jedes Krieges, von dem die moderne Zeit weiß. Ehe die Leute nicht zu der festen Erkenntnis gekommen sind, daß der Friede hauptsächlich als Mittel zur Förderung der Gerechtigkeit von Wert ist und daß er nur als Zweck angesehen werden darf, wenn er mit der Gerechtigkeit im Einklang steht, können wir nur in sehr beschränktem Maße zu seinem Herabsteigen auf die Erde beitragen. Gegenwärtig besteht natürlich keine Analogie zwischen internationalen Gesetzen und Landesgesetzen, weil den ersteren die ausführende Gewalt fehlt, die bei den letzteren vorhanden ist.

Innerhalb unserer eigenen Nation braucht sich der gesetzesgetreue Mann nicht selbst gegen die Gesetzlosen zu waffnen, weil es eine bewaffnete Macht gibt — die Polizei, die Gerichtsbeamten, die Nationalgarde und die reguläre Armee —, die zur Durchführung des Gesetzes herangezogen werden kann. Einstweilen gibt es noch keine entsprechende Internationalmacht, die man anrufen könnte, und ich wüßte bis jetzt auch wirklich nicht, wie eine solche geschaffen werden sollte. Bisher ist der Friede oft dadurch herbeigeführt worden, daß eine starke und im ganzen gerechte Macht die Ordnung mit bewaffneter Hand, oder durch Androhung bewaffneten Eingreifens aufrechterhalten hat. Ich las neulich in einem sehr interessanten französischen Buch, das Mittelmeer sei nur durch die in Englands Seemacht beruhende 'Pax Britannica' von Seeräubern gesäubert worden.

Dem hoffnungslosen und abscheulichen Blutvergießen und ruhelosem Wesen in Algier und Turkestan wurde erst ein Ende gemacht und konnte erst ein Ende bereitet werden, indem zivilisierte Nationen wie Rußland und Frankreich die Länder in Besitz nahmen. Ebenso steht es mit Birma, den Malaiischen Staaten und Ägypten in bezug auf England. Der Friede trat nur infolge des bewaffneten Eingreifens einer zivilisierten Macht ein, die im Vergleich zu ihrem Gegner eine gerechte und wohltätige Macht war. Hätte England in einem solchen Grade abgerüstet, daß es unfähig gewesen wäre, den Sudan zu erobern und Ägypten zu schützen, so daß die Mahdisten ihre Herrschaft im nordöstlichen Afrika zu begründen vermocht hätten, so wäre das Ergebnis ein fürchterliches und blutiges Unglück für die ganze Menschheit gewesen. Ebenso ist es einzig und allein die zunehmende militärische Tüchtigkeit der europäischen Großmächte gewesen, die das östliche Europa von der schrecklichen Tatarenplage befreite und zum Teil auch von der furchtbaren Türkenplage.

Ungerechte Kriege sind etwas Schreckliches; ein gerechter Krieg kann höchste Pflicht sein. Wenn die besten, d. h. die freien und zivilisierten Nationen abrüsteten und nur die Despoten- und Barbarenreiche ihre Wehr-

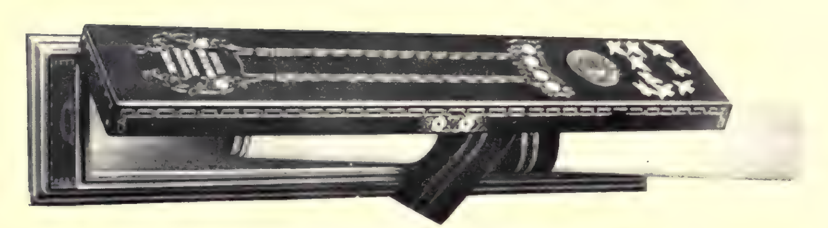


Phot. P. F. Collier and son. Pinx. Henry Reuterdahl.

Die amerikanische Kriegsflotte in der Magalhãesstraße.



Nobel-Friedenspreis-Medaille.
Rückseite.
Inschrift des Randes:
„Parlamentum Norvegiae Theodoro Roosevelt.“



Diplom des Nobelpreises.

macht aufrechterhielten, so würde das eine Kalamität bedeuten, gegen die alle durch die Kriege des neunzehnten Jahrhunderts hervorgerufenen Kalamitäten geringfügig wären. Dennoch ist es nicht leicht, sich vorzustellen, wie durch internationales Übereinkommen festgestellt werden soll, welche Macht aufhört frei und zivilisiert zu sein und sich der Stufe des Despotismus und des Barbarentums nähert. Es würde z. B. gewiß sehr schwierig sein, in dieser Hinsicht eine Übereinstimmung zwischen Rußland und Japan herbeizuführen, und es gibt auch Bürger anderer Nationen, geschweige denn Regierungen, die man auch schwer zu einer Einigung bringen könnte.

Das soll durchaus nicht besagen, daß es hoffnungslos ist, es zu versuchen. Es kann sein, daß irgendein Plan zur Entwicklung gelangt. Amerika kann glücklicherweise von ganzem Herzen zu solchen Versuchen beitragen, denn kein vernünftiger Mensch würde für uns eine Abrüstung in Vorschlag bringen, und wenn wir auch fortfahren sollten, unsere kleine Flotte und unsere winzige Armee zu vervollkommnen, so glaube ich doch nicht, daß wir die Anzahl unserer Schiffe oder unserer Soldaten zu vermehren brauchen, solange die Dinge so bleiben, wie sie jetzt aussehen. Natürlich muß unsere Flotte auf der höchsten Stufe der Leistungsfähigkeit erhalten werden, und es kann sein, daß der Ersatz alter und wertloser Schiffe durch neue und moderne eine Vermehrung des Personals erforderlich macht — aber nicht in einem Maße, der den von Ihnen vorgeschlagenen Normen widersprechen würde. Aber um zu wissen, wie ich solche Vorschläge auf andere Weise fördern soll, als indem ich sie der Aufmerksamkeit des Haager Tribunals empfehle, müßte mir ein ausführbarer und vernünftiger Plan vorgelegt werden.

Es kommt mir vor, als ob ein allgemeiner Stillstand der Flottenvermehrung in der ganzen Welt sehr vorteilhaft sein *könnte*; aber ich möchte mich nicht ohne weiteres allzu bestimmt darüber äußern. Die Armeen sind natürlich nur auf dem europäischen Kontinent zu groß, und bevor ich ein Vorgehen in dieser Hinsicht befürworten könnte, müßte ich die Sache sehr eingehend erwägen — z. B. auch solche Fragen wie die türkische Armee. Jedenfalls kann nichts Nützliches geschehen, wenn nicht vorher auf das deutlichste klargemacht wird, daß wir den Frieden nicht über die Gerechtigkeit stellen.

Ihr aufrichtig ergebener

Theodore Roosevelt.

Herrn Carl Schurz, Bolton Landing,
Lake George, N. Y."

Die Weltreise der Kriegsflotte.

Meiner Ansicht nach habe ich dem Frieden den wichtigsten Dienst geleistet, indem ich die Weltreise unserer Flotte anordnete. Ich war zu der Überzeugung gekommen, daß es aus vielen Gründen von größter Wichtig-

keit sei, unserm eigenen Volk und auch andren Völkern deutlich zu verstehen zu geben, daß der Stille Ozean ebensowohl unser heimisches Gewässer sei wie der Atlantische, und daß unsere Flotte nach Belieben von einem dieser beiden großen Ozeane nach dem andern fahren darf und wird. Es schien mir klar auf der Hand zu liegen, daß eine solche Weltreise der Flotte selbst zuträglich sein müsse, das Interesse und die Begeisterung des Volkes für unsere Flotte nähren und die fremden Nationen an die Tatsache gewöhnen werde, daß unsere Flotte von Zeit zu Zeit im Stillen Ozean zusammengezogen werden wird, gerade wie sie sich zu andern Zeiten im Atlantischen sammelt, und daß ihre Anwesenheit in dem einen ebensowenig als Zeichen feindseliger Gefühle gegen eine asiatische Nation anzusehen ist, wie ihre Anwesenheit in dem andern als ein Beweis der Feindseligkeit gegen europäische Großmächte.

Ich faßte den dahingehenden Entschluß, ohne mich mit dem Kabinett zu beraten, gerade wie ich Panama nahm, ohne das Kabinett zu Rate zu ziehen. Ein Kriegsrat führt niemals Krieg, und in einer Krisis ist der Anführer verpflichtet, zu führen und sich nicht hinter der gewöhnlich schüchternen Weisheit einer Menge von Ratgebern zu verstecken. Ich weiß zufällig, daß weder die englische noch die deutsche Behörde es damals für möglich hielt, eine Flotte großer Schlachtschiffe um die Erde herumzuführen. Sie glaubten nicht, daß ihre eigenen Flotten es fertig bringen würden, und glaubten es noch weniger von der amerikanischen Flotte. Ich kam zu dem Entschluß, daß es an der Zeit sei, einmal eine große derartige Unternehmung ins Werk zu setzen; denn falls es wirklich wahr sein sollte, daß unsere Flotte nicht vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean gelangen konnte, war es entschieden besser, daß wir es wußten und unsere Politik demgemäß gestalteten. Viele Menschen erhoben öffentlich oder privatim Einspruch dagegen, indem sie behaupteten, Japan werde es als eine Herausforderung betrachten. Darauf habe ich öffentlich nichts erwidert. Im Vertrauen sagte ich aber, daß ich das nicht glaubte, da Japan meine aufrichtige Freundschaft und Bewunderung kenne und sich darüber klar sein werde, daß wir als Nation nicht die Absicht haben könnten, es anzugreifen; falls aber doch ein solches Gefühl in Japan vorhanden sein sollte, sei es gerade deshalb um so notwendiger, daß die Flotte diese Reise antrete.

Als ich im Frühjahr 1910 in Europa war, interessierte es mich zu hören, daß die hohen Marinebehörden von Deutschland und Italien fest erwartet hatten, es würde um die Zeit jener Weltreise der Flotte Krieg geben. Sie fragten mich, ob ich ihn nicht auch gefürchtet hätte und darauf gefaßt gewesen sei, daß die Feindseligkeiten mindestens um die Zeit ausbrechen würden, da die Flotte die Magalhãesstraße erreichte. Ich erwiderte, ich hätte es nicht erwartet, sondern geglaubt, daß Japan der Sache ebenso freundlich gegenüberstehen würde wie wir. Falls ich mich aber in meinen Voraussetzungen geirrt hätte, so wäre das ein unzweifelhafter Beweis dafür gewesen, daß man ohnehin die Absicht hatte uns anzugreifen, und in

diesem Fall wäre es ein ungeheurer Vorteil gewesen, die dreimonatigen Vorbereitungen hinter uns zu haben, die unsere Flotte instand setzten, die Fahrt vollständig kriegsmäßig ausgerüstet anzutreten.

Vor ihrer Abfahrt hatte ich den Befehlshabern in einer persönlichen Unterredung auseinandergesetzt, daß die Unternehmung meines Erachtens vollkommen friedlich verlaufen werde. Dennoch sollten sie dieselben Vorsichtsmaßregeln gegen jede Art von Angriff treffen, als ob wir mit allen Nationen der Erde auf Kriegsfuß ständen, denn wir würden keine Entschuldigung irgendwelcher Art gelten lassen, wenn irgendein plötzlicher Angriff stattfinde und uns unvorbereitet überrasche.

Tiefer Eindruck.

Mein Hauptzweck bestand darin, Eindruck auf das amerikanische Volk zu machen, und dieser Zweck wurde vollkommen erreicht. Die Flottenfahrt erregte im Auslande großes Aufsehen. Prahlerei mit dem, was man getan hat, macht auf fremde Nationen gar keinen Eindruck, wohl aber wirkliche Leistungen, und die beiden Leistungen, die den andern Nationen in den ersten zwölf Jahren unseres Jahrhunderts wirklich imponiert haben, waren das Graben des Panamakanals und die Weltumschiffung unserer Kriegsflotte. Aber weit wichtiger war der Eindruck, den letztere auf unser eigenes Volk gemacht hat. Kein einziger Vorfall in der Geschichte der jungen Marine der Vereinigten Staaten hat so viel dazu beigetragen, das Volksinteresse und den Glauben an unsere Flotte zu fördern, wie jene Weltumschiffung. Das hatte eine gut unterrichtete und freundlich gesinnte englische Zeitschrift, der Londoner „Spectator“ vorausgesehen. Etwa einen Monat, bevor die Flotte Hampton Roads verließ, im Oktober 1907, schrieb sie darüber:

„In ganz Amerika wird das Volk die Fahrt der Flotte verfolgen. Es wird etwas von den schwierigen Einzelheiten des Kohleneinnehmens und des Verpflegungswesens in Kriegszeiten erfahren, und sein Interesse wird überhaupt wachgerufen werden. Wenn Herr Roosevelt oder seine Vertreter wieder einmal um Bewilligung neuer Kriegsschiffe an das Volk appellieren, wird dieser Appell an ein Volk ergehen, dessen Sinn auf diese oder jene Weise beeinflußt worden ist. Das Marineprogramm wird nicht zum Stillstand gekommen sein. Wir sind überzeugt, daß dies, abgesehen von der Steigerung der Tüchtigkeit der bestehenden Flotte, der Hauptzweck ist, den Herr Roosevelt im Auge hat. Er verfolgt eine Politik, die weit in die Zukunft blickt, aber man würde sie vollkommen mißdeuten, wenn man annähme, daß sie bestimmt und engherzig auf eine einzige Großmacht hinziele.“

Ein vortreffliches Kriegswerkzeug.

Ich erteilte der aus sechzehn Kriegsschiffen bestehenden Flotte den Befehl, erst durch die Magalhäesstraße nach San Francisco zu fahren. Von dort aus sollte sie nach Neu-Seeland und Australien nach den Philippinen, China und Japan und durch den Suezkanal nach Hause fahren. Im

Mittelmeer machte sie übrigens Station, um den vom Erdbeben betroffenen Einwohnern von Messina Hilfe zu bringen, und erledigte diese Aufgabe auf ebenso vortreffliche Weise wie alle andern. Admiral Evans führte die Flotte bis San Francisco, und dort übernahm Admiral Sperry den Oberbefehl. Die Admirale Thomas, Wainwright und Schroeder leisteten unter Evans und Sperry ausgezeichnete Dienste. Die Kohlenversorgung und die andern Vorbereitungen waren auf so vorzügliche Weise vom Marineamt geordnet worden, daß die Bestimmungen ohne jedes Hindernis und ohne auch nur eine Stunde Verzögerung eingehalten werden konnten. Alle Reparaturen wurden ohne Schwierigkeit ausgeführt, indem das bet effende Schiff nur auf ein paar Stunden aus der Linie ausschied und nach Beendigung der Arbeit mit Volldampf hinterherfuhr, um seinen Platz wieder einzunehmen. In keinem Hafen wurde ein Schiff zurückgelassen, und Desertionen kamen fast gar nicht vor. Sobald es bekannt wurde, daß diese Fahrt unternommen werden sollte, strömten Scharen von Leuten herbei, um sich anwerben zu lassen, aus dem Mississippital ebenso zahlreich wie aus den Küstengegenden. Zum erstenmal seit dem Spanischen Krieg stachen die Schiffe überstark bemannt in See — und zwar mit einer Mannschaft, wie sie stämmiger und tüchtiger wohl nie durch eine Luke geblickt hat, ebenso bereit zum Krieg wie zu lustigen Streichen, und dabei so gewissenhaft und voller Selbstachtung, daß ihre Führung in allen Häfen, wo sie landeten, eine geradezu musterhafte war. Während der ganzen Fahrt wurden unausgesetzt Schieß- und Taktikübungen vorgenommen, und bei ihrer Heimkehr war die Flotte ein noch weit vortrefflicheres Kriegswerkzeug, als sie es vor der Ausfahrt gewesen war.

Die Torpedoflottille.

Die tüchtigsten Befehlshaber unserer Marine waren der Überzeugung, daß die Fahrt der Flotte trotz der Ungläubigkeit ausländischer Kritiker gut ablaufen würde. Aber selbst diese Befehlshaber hielten es nicht für geraten, unsere Torpedoboote ebenfalls auszusenden. Ich fügte mich ihrer Ansicht, da ich nicht auf den Gedanken kam, die Leutnants zu Rate zu ziehen. Aber kurz vor der Abfahrt der Flotte fuhr ich auf der Regierungsjacht „Mayflower" hinaus, um den Schießübungen auf der Höhe von Provincetown beizuwohnen. Zwei Torpedobootzerstörer unter einem Paar höchst kriegslustigen Marineleutnants gaben mir dabei das Geleit, und ich lud diese beiden Leutnants eines Abends zum Essen ein. Gegen Ende des Diners konnten sie sich nicht länger enthalten zu fragen, ob die Torpedoflottille die großen Kriegsschiffe auf der Weltreise begleiten werde. Ich verneinte es, indem ich ihnen erklärte, die Admirale und Kapitäne glaubten nicht, daß die Torpedoboote es aushalten würden, und meinten, die Offiziere und Mannschaften dieser Nußschalen würden durch das beständige Stampfen und Schaukeln und die unablässig erforderlichen Reparaturen zu sehr erschöpft werden. Meine beiden jungen Gäste versicherten mir wie aus einem Munde

auf das eifrigste, daß die Boote es aushalten würden. Sie versicherten mir, daß die Mannschaften noch mehr darauf brannten, die Fahrt mitzumachen, als die Offiziere, und erwähnten, daß die Dienstzeit der meisten Mannschaften des einen dieser Torpedoboote zu Ende sei und die Leute nur noch abwarteten, ob sie sich von neuem anwerben lassen sollten oder nicht, sie hätten keine Lust dazu, wenn die Boote nicht mitführen. Ich erwiderte, daß ich mit Freuden bereit sei, mich auf das Wort der Männer zu verlassen, die die Sache ausführen müßten, und daß sie ganz gewiß mitfahren sollten; und binnen einer halben Stunde erging der Befehl, daß die Flottille sich bereithalten sollte. Sie überstand die Weltfahrt auf die vorzüglichste Weise, ohne daß ein einziges Boot liegen blieb. Ich fand, daß diese Leistung der Marine noch mehr Ehre machte, als die Weltumschiffung der großen Schiffe, und richtete folgenden Brief an den Befehlshaber der Flottille:

„18. Mai 1908.

Geehrter Kapitän Cone!

Die Heldentat, die unsere Flotte vollbracht hat, indem sie Südamerika umfuhr und nach San Francisco gelangte, hat großes Aufsehen gemacht, und es würde schwer fallen, den Offizieren und Mannschaften dieser Flotte zu hohes Lob für ihre Leistung zu zollen. Wenn ich aber überhaupt einen Unterschied machen sollte, würde es zugunsten von Ihnen und Ihren Gefährten geschehen, die unsere Torpedoflottille geführt haben. Ihre Leistung war eine noch bemerkenswertere, und jeder Offizier und jeder Mann auf der Torpedoflottille hat das Recht zu fühlen, daß er der Marine der Vereinigten Staaten und dadurch dem Volk der Vereinigten Staaten hervorragende Dienste geleistet hat. Ich wollte, ich könnte jedem einzelnen persönlich danken. Wollen Sie veranlassen, daß dieser Brief auf jedem Torpedoboot durch den Befehlshaber den Offizieren und Mannschaften vorgelesen wird?

Ihr aufrichtig ergebener

Theodore Roosevelt.

Herrn Kapitänleutnant Hutch J. Cone,
Befehlshaber der Zweiten Torpedoflottille,
Adr. Postamt, San Francisco, Kal."

Amüsante Züge.

Es kamen im Zusammenhang mit dieser Sache allerlei amüsante Dinge vor. Die meisten reichen Leute und „Führer der öffentlichen Meinung" in den östlichen Städten waren entsetzt über den Gedanken, die Flotte aus den amerikanischen Gewässern zu entfernen. Die großen New Yorker Tageszeitungen forderten den Kongreß in erregten Artikeln voll verzweifelter Dringlichkeit auf, die Flotte an der Ausfahrt zu verhindern. Der Vorsitzende des Senatskomitees für Marineangelegenheiten erklärte, die Flotte

werde und könne die Fahrt nicht antreten, weil der Kongreß die Bewilligung der Gelder verweigern werde — er gehörte nämlich einem östlichen Küstenstaat an. Ich erklärte aber als Antwort nur, ich hätte Geld genug, um die Flotte auch ohnedies nach dem Stillen Ozean zu senden; die Flotte werde auf jeden Fall fahren, und falls es dem Kongreß nicht belieben sollte, die für ihre Heimkehr erforderlichen Gelder zu bewilligen, so werde sie eben im Stillen Ozean bleiben. Die Bewilligung hat dann keine Schwierigkeiten gemacht.

In Australien.

Es lag ursprünglich nicht in meiner Absicht, daß die Flotte Australien besuchen sollte, aber die australische Regierung sandte eine sehr herzliche Einladung, die ich mit Freuden annahm; denn wie es jeder Amerikaner sollte, hege ich eine warme Bewunderung und echt kameradschaftliche Gefühle für Australien und glaube, daß Amerika immer bereit sein sollte, Australien im Notfall beizustehen. Die Aufnahme, die Australien unserer Flotte bereitete, war geradezu wundervoll und lieferte einen Beweis für die zwischen uns und der großen Südseerepublik bestehende Gesinnungsgemeinschaft. Die rücksichtsvolle, großzügige und freigebige Gastfreundschaft, mit der das ganze australische Volk unsere Offiziere und Mannschaften behandelte, hätte nicht übertroffen werden können, wenn sie unsere eigenen Landsleute gewesen wären. Die Flotte war erst in Sydney, das einen außerordentlich schönen Hafen besitzt. Am Tage nach ihrer Ankunft bemerkte einer unserer Kapitäne einen seiner Matrosen, der sich im Park auf eine Bank gelegt hatte, um zu schlafen. Über seinem Kopf hing ein Zettel mit einigen Zeilen, die offenbar dazu bestimmt waren, etwaigen Fragen und Einladungen freundlicher Gastgeber vorzubeugen: „Ich bin entzückt von den Australiern. Ich halte ihren Hafen für den schönsten der Welt. Ich bin müde und möchte gern schlafen."

Die Aufnahme in Japan.

Das bemerkenswerteste Ereignis der Weltumschiffung war die Aufnahme, die unserer Flotte in Japan bereitet wurde. In bezug auf Höflichkeit und gute Erziehung können die Nationen des Westens ohne Frage viel von den Japanern lernen. Ich war fest überzeugt gewesen, daß die Japaner den Zweck unserer Flottenfahrt richtig verstehen und in dem Besuch unserer Flotte die Ehrenbezeugung sehen würden, die wir beabsichtigten: nämlich einen Beweis der Hochachtung und Freundschaft, die ich — und meiner Überzeugung nach das ganze amerikanische Volk — für das große Inselreich empfand. Der Erfolg übertraf meine Erwartungen. Ich vermag nicht stark genug auszudrücken, wie sehr ich die großmütige Zuvorkommenheit schätzte, die das japanische Volk den Offizieren und Mannschaften unserer Flotte entgegenbrachte, und ich darf hinzufügen, daß jeder einzelne von ihnen als Freund und Bewunderer der Japaner heimkehrte. Admiral

Sperry schrieb mir einen Brief, der nicht nur wegen der Aufnahme in Tokio, sondern auch wegen der Leistungen unserer Leute auf See von hohem Interesse war, und den ich hier fast vollständig wiedergebe:

„28. Oktober 1908.

Geehrter Herr Roosevelt!

Mein amtlicher Bericht über unsern Besuch in Japan geht mit heutiger Post ab, aber es gibt gewisse Seiten dieser so glücklich durchgeführten Unternehmung, die sich nicht gut in einen Bericht aufnehmen lassen.

Es wird Ihnen vielleicht bekannt sein, daß Herr Denison vom Japanischen Auswärtigen Amt sich unter meinen Kollegen im Haag befand und meine größte Hochachtung genießt. Da mir daran gelegen war, jeder Möglichkeit einer Unannehmlichkeit oder Mißdeutung vorzubeugen, schrieb ich ihm im Juni und erklärte ihm den Charakter unserer Leute, der sich so gut bewährt hat. Außerdem erwähnte ich, wie wünschenswert es sein würde, für genügende Landungsplätze, Führer, Rasthäuser und Geldwechselstellen zu sorgen, damit es sich ermöglichen lasse, unsere Leute ohne Verzögerungen von den Kais aus die so sehr beliebten Ausflüge antreten zu lassen. Sehr wenige von ihnen besuchten Trinkstuben, es sei denn, daß es geschähe, um eine sonst nicht erhältliche Stelle zum Ausruhen zu finden, wofür sie bezahlen, indem sie etwas trinken.

Ich setzte auch auseinander, daß wir die Gewohnheit haben, mit den beurlaubten Leuten zusammen eine unbewaffnete, von Offizieren befehligte Patrouille an Land zu setzen, die dazu bestimmt ist, alle Leute, die auch nur im geringsten zu Unfug geneigt scheinen, in Obhut zu nehmen und auf ihre Schiffe zurückzubringen. Diesen Brief legte er dem Marineminister vor, der alle unsere Anordnungen vollkommen billigte — einschließlich der Patrouille, von der ich gefürchtet hatte, daß sie Mißtrauen erregen würde. Ich erhielt Herrn Denisons Antwort in Manila und zugleich ein Memorandum vom Marineminister, das alle Bedenken zerstreute. Es wurden drei Interimslandungsstege für unsere Boote gebaut, jeder 300 Fuß lang, glänzend beleuchtet und geschmückt. Die Schlafstätteneinrichtungen machten ein Übernachten von zwei- bis dreitausend Mann an Land zwar unmöglich, aber dank den reichlichen Landungsvorkehrungen war es ein leichtes, sie bei Tag und bei Nacht in vollkommener Ordnung und Sicherheit hin und her fahren zu lassen.

An den Landungsstellen und dem Bahnhof von Yokohama gab es Rasthäuser oder Schuppen, anständige Geldwechsler und wohl tausend englisch-sprechende Studenten, die sich gleich den dazu abgeordneten japanischen Seeleuten und Subalternbeamten als freiwillige Führer betätigten. In Tokio gab es viele ausgezeichnete Restaurationen, wo unsere Leute vorzügliche Mahlzeiten einnehmen und ruhen, rauchen und Briefe schreiben konnten, und nirgends gestattete man ihnen dafür zu bezahlen, obwohl sie mehr als bereit dazu waren. Die Einrichtungen waren wunderbar gut.

Sobald Ihr Telegramm vom 18. Oktober einlief, das den Wortlaut der Ansprache enthielt, die an den Kaiser gerichtet werden sollte, übermittelte ich unserm Botschafter Abschriften davon, damit er sie an das Auswärtige Amt einsandte. Wie ich höre, hatte der Kaiser bereits eine sehr herzliche Ansprache vorbereitet, die nach der Audienz an Sie gesandt werden sollte, aber Ihr Telegramm änderte die Situation, und er ließ eine Antwort aufsetzen. Ich bin überzeugt, daß Ihre freundliche und zuvorkommende Initiative in dieser Angelegenheit mit dazu beigetragen hat, die erfreuliche Gesinnung hervorzurufen, die bei dem auf die Audienz folgenden Frühstück im Benehmen des Kaisers so deutlich zutage trat. X . ., der nicht nur konservativ, sondern auch sehr zurückhaltend ist, sagte mir, nicht allein der Kaiser, sondern alle Minister seien hocherfreut über den Verlauf dieser Sache. Ich bin gewiß, daß nicht der geringste Zwischenfall vorgekommen ist, der die allgemeine Befriedigung irgendwie stören könnte, und unser Botschafter hat mir gesagt, daß er mit allem Vorgefallenen außerordentlich zufrieden sei.

Da wir auf der Fahrt von Manila hierher schweren Seegang hatten, mußte die Flotte etwa 3500 Tonnen Kohlen einnehmen.

Die ‚Yankton' blieb zurück, um die Verbindung ein paar Tage lang aufrechtzuerhalten, und übermittelte gestern das Telegramm des Kaisers an Sie, das als Antwort auf Ihre Botschaft abgesandt wurde. Es muß eine hohe Genugtuung für Sie sein, daß die der Flotte von Ihnen aufgetragene Sendung ein so glückliches Ende genommen hat, und mich erfüllt es mit tiefem Dankgefühl, daß meine aktive Laufbahn dank dem Vertrauen, das Sie mir durch Erteilung dieses Kommandos bewiesen haben, auf so ehrenvolle Weise zu Ende geht.

Was die Einwirkung dieser Fahrt auf die Schulung, Zucht und Leistungsfähigkeit der Flotte anbelangt, so kann diese gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es ist in jeder Hinsicht ein Kriegsspiel. Die drahtlose Verbindung ist mit einer beispiellosen Wirksamkeit aufrechterhalten worden. Zwischen Honolulu und Auckland, 6200 Kilometer, waren wir nur eine Nacht lang außer Verbindung mit einer Kabelstation, während drei (nichtamerikanische) Kriegsschiffe, die kürzlich versuchten, eine Kette von nur 2000 Kilometern zwischen Auckland und Sydney aufrechtzuerhalten, es nur wenige Stunden zu tun vermochten.

Sobald wir in See stechen, widmen sich die Offiziere und Mannschaften mit weit mehr Eifer ihren Geschützen und taktischen Arbeiten, als sie beim Besuch von Festlichkeiten entwickeln. Jeden Morgen scheiden gewisse Schiffe aus der Linie aus und entfernen sich sieben- oder achttausend Meter als Ziele für Entfernungsschätzung, Feuerprüfung und Geschützübung, und nachts tun gewisse Schiffe dasselbe, um Nachtschießübungen zu ermöglichen. Zu meinem Bedauern muß ich sagen, daß diese Übungen unbefriedigend und und in mancher Hinsicht sogar irreführend ausfallen, weil die Schiffe weiß angestrichen sind. Bei Portland sah ich Admiral Barkers weiße Kriegsschiffe im Jahre 1903 beim Licht der Armeescheinwerfer auf eine Entfernung

von 12 Kilometern ohne Fernglas, während die ‚Hartford‘ — ein schwarzes Schiff — überhaupt nicht entdeckt wurde, obwohl sie in einer Entfernung von nur 3 Kilometern vorüberfuhr. Als Mitglied des Marinestabes bin ich jahrelang dafür eingetreten, daß unsere Schiffe jederzeit in Kriegsfarbe angestrichen sein sollten, und mit gleicher Post beantrage ich beim Marineministerium, daß die Reglements entsprechend geändert und die Schiffe richtig angestrichen werden. Ich wüßte nicht, daß irgend jemand darüber anderer Ansicht wäre. Admiral Wainwright pflichtet mir sehr nachdrücklich bei, und die Konferenz der Marineakademie hat es Jahr für Jahr empfohlen, ohne daß sich eine Stimme dagegen erhoben hätte.

Nachmittags macht die Flotte zwei bis drei Stunden lang Manöverübungen, die mit ebenso regem Interesse betrieben werden wie die Schießübungen.

Der Wetteifer im Kohlenersparen geht automatisch vor sich und macht sich auf hunderterlei Arten fühlbar. Er hat die Vergeudung von elektrischem Licht und von Wasser erheblich verringert, und man sagt, manche Oberingenieure ließen die ganze Nacht hindurch Leute in den Schiffen herumpatrouillieren, damit sie jedes nicht durchaus und momentan notwendige Licht ausschalten. Eine ganz besonders wichtige Folge besteht darin, daß aufs eifrigste nach kraftverringernden Maschinendefekten geforscht wird. Die ‚Yankton‘ hat ihre Geschwindigkeit bei gleichem Kohlenaufwand durch Anbringen neuer Ventile von 10 auf 11½ Knoten gesteigert.

Alles das ist geschehen, aber das Feld erweitert sich, und die Arbeit hat erst begonnen.

* * *

C. S. Sperry.“

Die Rückkehr der Flotte.

Als ich die Präsidentschaft niederlegte, beschloß ich eine siebenundeinhalbjährige Regierungszeit, in deren Verlauf kein einziger Schuß auf einen fremden Feind abgefeuert worden war. Wir lebten in tiefem Frieden, und es gab auf der ganzen Welt keine einzige Nation, mit der uns ein Krieg drohte, keine einzige Nation, der wir ein Unrecht zugefügt oder von der wir irgend etwas zu fürchten hatten. Die Fahrt unserer Kriegsflotte hatte nicht zum wenigsten zu diesen friedlichen Aussichten beigetragen.

Als die Flotte von ihrer sechzehnmonatigen Weltumschiffung heimkehrte, begab ich mich nach Hampton Roads, um sie zu begrüßen. Es war an Washingtons Geburtstag, am 22. Februar 1907. Auf dem Flaggschiff des Admirals richtete ich nachstehende Ansprache an die Offiziere und Mannschaften:

„Admiral Sperry, Offiziere und Leute der Kriegsflotte!

Mehr als ein Jahr ist vergangen, seit Sie aus diesem Hafen hinaus und über den Weltrand hinüber dampften, und heute morgen erbebten die

Herzen aller, die Sie sahen, vor Stolz, als die Rümpfe der gewaltigen Kriegsschiffe am Horizont auftauchten. Sie sind in der nördlichen und in der südlichen Hemisphäre gewesen, viermal haben Sie den Äquator gekreuzt, Sie haben alle großen Ozeane durchfahren und die Küste jedes Kontinents berührt. Immer westwärts war Ihr Kurs, und nun kehren Sie zum Hafen zurück, von dem Sie ausgefahren sind. Dies ist die erste Kriegsflotte, die jemals den Erdball umschifft hat. Wer immer diese Großtat wieder vollbringt, kann nichts weiter tun als Ihren Fußtapfen folgen.

Die kleine Torpedoflottille begleitete Sie um Südamerika herum, durch die Magelhãesstraße und an unsere eigenen Gestade am Stillen Ozean. Das Panzerkreuzergeschwader stieß zu Ihnen, um Sie wieder zu verlassen, nachdem Sie die Welt zur Hälfte umschifft hatten. Sie haben alle Unglückspropheten Lügen gestraft. Auf der ganzen langen Fahrt ist keinem einzigen Kriegsschiff, auch keinem Kreuzer und Torpedoboot irgendein nennenswerter Unfall zugestoßen. Sie verließen diese Küste in einem Zustand hoher Kriegstüchtigkeit und kehren jetzt noch kriegstüchtiger heim, besser gerüstet an Personal und Material als bei der Ausfahrt. Sie haben auf Ihrer Weltreise regelmäßige Schießübungen angestellt, und so geschickt Sie schon vorher darin waren, sind Sie doch noch geschickter geworden; durch Übungen haben Sie sich auch in der Schlachttaktik vervollkommnet, obwohl darin noch mehr Raum für Fortschritte sein dürfte als in der Geschützkunst. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß Ihre Tauglichkeit sich immer danach bemessen wird, wie klar Sie erkennen, daß es notwendig ist, standhaft nach Vervollkommnung zu streben. Sollten Sie jemals meinen, daß Sie genug leisten, so können Sie sicher sein, daß es von dem Augenblick an mit Ihnen rückwärts geht.

Als Kriegswerkzeug betrachtet, kehrt die Flotte in besserer Verfassung heim als sie auslief. Überdies haben Sie — Offiziere und Mannschaften dieser gewaltigen Streitmacht! — sich als die bestmöglichen Sendboten und Herolde des Friedens erwiesen. Wo immer Sie gelandet sind, haben Sie sich so geführt, daß Sie uns Daheimgebliebenen mit Stolz auf unsere Landsleute erfüllt haben. Sie haben bewiesen, daß der echte Seesoldat sich von der vorteilhaften Seite zu zeigen versteht, wenn es seine Aufgabe ist, sich an Land gut zu benehmen und in fremdem Lande einen guten Eindruck zu machen. Wir sind stolz auf alle Schiffe und alle Männer dieser ganzen Flotte, und wir heißen Sie willkommen in der Heimat, deren guter Ruf unter den Nationen sich dank Ihren Leistungen gehoben hat.“ (Vgl. zu diesem Kapitel Anhang 6, S. 469 ff.)

Anhang 1.

(Anmerkung zu Seite 41.)

Einer unserer tüchtigsten Marineoffiziere sandte mir, nachdem meine obigen Darlegungen erschienen waren, den folgenden Brief:

„Ich sehe in Ihrer Selbstbiographie, die jetzt im ‚Outlook' erscheint, daß Sie auf die Gründe hinweisen, die Sie dazu veranlaßten, eine körperliche Prüfung für das Heer einzuführen, und auf die Maßregeln, die Sie ergriffen (Ihr 160-Kilometer-Ritt), um zu verhindern, daß die Prüfung wieder abgeschafft würde. Zweifellos waren Ihnen die folgenden Tatsachen nicht bekannt:

1. die ursprüngliche Prüfung für Marineoffiziere, alljährlich 80 Kilometer in drei Tagen, wurde in der Folge herabgesetzt auf 40 Kilometer in zwei Tagen für jedes Vierteljahr;

2. das wurde noch weiter herabgesetzt auf 16 Kilometer jeden Monat; dies ist unsere jetzige ‚Prüfung', und es besteht die Gefahr, daß selbst diese äußerst ungenügende Prüfung beseitigt wird.

Ich lege die Abschrift eines Briefes an den Generalarzt bei, aus dem Sie unsere augenblickliche jämmerliche Verfassung und die noch schlimmere ersehen werden, in die wir zurückgleiten.

Die ursprüngliche Prüfung von 80 Kilometer innerhalb dreier Tage hat sehr viel Gutes getan. Sie verminderte die Summen, die für Straßenbahnfahrgeld ausgegeben wurden, um Tausende von Mark, und die, die in der Kneipe ausgegeben wurden, um einen noch weit größeren Betrag. Sie führte dazu, daß eine Anzahl der gänzlich Unfähigen ausgeschieden wurde; sie lehrte die Offiziere laufen; sie zwang sie, sich um ihre Füße und um die ihrer Leute zu kümmern, und sie erhöhte ihren allgemeinen Gesundheitszustand und ließ schnell einen gewissen Geschmack an körperlichen Übungen entstehen."

Der beigelegte Brief lautete unter anderm folgendermaßen:

„Ich sende in besonderem Umschlag das Büchlein ‚Der Fuß des Soldaten und der Militärschuh' zurück.

Das Buch enthält allerlei praktische Ratschläge, die schätzenswert sind für die Leute, welche marschieren müssen, an den Füßen gelitten haben und solche Schwierigkeiten vermeiden müssen, um tauglich zu werden.

Das letztere bezeichnet meiner Ansicht nach, soweit Soldaten in Betracht kommen, den Angelpunkt der ganzen Sache.

Der Offizier des Heeres, dessen Leute bei der Prüfung versagen, erhält ein ‚blaues Auge‘. Derjenige, dessen Leute sich in dieser Hinsicht als tauglich erweisen, erhält ein Bukett.

Für solche Leute ist das Buch unschätzbar. Es liegt keine Gefahr vor, daß sie es vernachlässigen. Sie werden es tatsächlich auswendig lernen, aus genau denselben Gründen, aus denen unsere Kameraden die Geschützinstruktion auswendig lernen — oder auswendig lernten, ehe sie ihnen weggenommen und verbrannt wurde.

Aber es ist mir nicht gelungen, einen einzigen Seeoffizier für dieses schöne Buch zu interessieren. Sie sehen sich die Bilder an und sagen, es sei ein gutes Buch, lesen es aber nicht. Die Offiziere der Seesoldaten dagegen hegen großes Interesse dafür, weil sie den Leuten die Sorge für ihre Füße beibringen und wissen müssen, wie sie für ihre eigenen zu sorgen haben. Die Seeoffiziere empfinden diese Notwendigkeit nicht, einfach weil ihre Mannschaften ihre Tauglichkeit nicht durch Übungsmärsche zu beweisen haben, und weil sie selbst keine Promenade abzulegen brauchen, die ihre eigene Unwissenheit und Untauglichkeit in dieser Hinsicht an den Tag legt.

Vor einiger Zeit sprach ich z. B. mit ein paar jungen Leuten über Schuhe — die Notwendigkeit, daß sie lang und breit genug seien usw. — und einer von ihnen sagte: ‚Ich habe keine Verwendung für solche Schuhe, da ich nur gehe, wenn ich muß, und für die monatliche 16-Kilometer-Promenade genügt jedes Paar alter Schuhe‘ — na also!

Als die erste Prüfung angeordnet wurde, erzählte mir Edmonston (ein Schuhwarenhändler in Washington), er habe in drei Monaten mehr wirklich zum Gehen geeignete Schuhe an Marineoffiziere verkauft als in den drei vorhergehenden Jahren. Ich kenne drei Offiziere, die nach der ersten Prüfung beide Nägel an ihren großen Zehen verloren, und einen andern, der im Dienst 15 Kilometer zurücklegte mit einem Paar schwerer Stiefel, die zu eng waren, und der dann drei Tage krank war und nicht zum Dienst kommen konnte. Ich kenne eine Menge Leute, die sich nach der ersten Prüfung von größeren Kameraden Schuhe borgen mußten, bis ihre Füße wieder auf die gewöhnliche Größe ‚zurückgingen‘.

Diese Prüfung mag etwas zu anstrengend gewesen sein für alte Herzen (für Männer, die nie irgendwelche Übung gehabt hatten), aber sie war ausgezeichnet, soweit die Unterweisung und Übung in der Behandlung der Füße in Betracht kommt — und im Notfall (wie er in Mexiko jeden Augenblick eintreten kann) taugen gesunde Herzen nicht viel, wenn die Füße nicht aushalten.

Doch die vierteljährliche 40-Kilometer-Prüfung innerhalb zweier Tage genügte demselben Zweck, weil 20 Kilometer in schlechten Schuhen kranke Füße und selbst mit guten Schuhen kranke Füße und lahme Muskeln hervorrufen, wenn man nicht an das Gehen gewöhnt ist.

Die Notwendigkeit, am zweiten Tage mit kranken Füßen und lahmen Muskeln noch einmal 20 Kilometer zurückzulegen, veranlaßte sie, aufzuhorchen

und Notiz zu nehmen — bewog sie, häufig zu gehen, die Straßenbahnen zu meiden, brauchbare Schuhe zu kaufen und eine gewisse Neugierde über Socken und die Behandlung der Füße an den Tag zu legen.

All dies verschwand, als die letzte Prüfung, monatlich ein 16-Kilometer-Marsch, eingeführt wurde. Ein Kamerad sagte: ‚Das kann ich in Hausschuhen abmachen' — aber er hätte es nicht gekonnt, wenn er am zweiten Tage mit kranken Füßen hätte weiterwandern sollen.

Die Hauptsache ist, daß die Offiziere sich früher ein wenig im Gehen üben und auf geeignete Fußbekleidung achten mußten, während sie es jetzt nicht brauchen, und die natürliche Folge ist, daß sie es auch nicht tun.

Es gibt eine Menge Offiziere, die nicht weiter gehen als notwendig ist, um eine Straßenbahn zu erreichen, die sie von ihrer Wohnung nach dem Bureau bringt. Manche, die Kraftwagen besitzen, gehen nicht einmal so viel. Sie haben gar keine Übung. Statt dessen nehmen sie einen Schnaps und werden fleischig und schwabbelig, und es sollte etwas geschehen, um diesem Zustand der Dinge abzuhelfen.

Es wäre nicht nötig, wenn die öffentliche Meinung verlangte, daß Offiziere ihr Leben so einrichten, daß jeder wüßte, sie seien ausdauernd; denn damit würden sie der Gefahr entgehen, daß man sie ausmerzt.

Bei uns gibt es eine solche öffentliche Meinung nicht, und sie ist auch nicht im Entstehen. Im Gegenteil, es ist allgemein bekannt, daß die Hauptwürdenträger einmütig dem Minister rieten, alle körperlichen Prüfungen aufzuheben. Er, ein Zivilist, war klug genug, diesen Rat nicht anzunehmen.

Ich würde gern eine Prüfung eingeführt sehen, die die Offiziere zwingen würde, sich hinreichender Übung zu unterziehen, um sie ohne Unbequemlichkeit zu bestehen. Aus den oben angegebenen Gründen würden 32 Kilometer in zwei Tagen, und zwar sechsmal im Jahre, durchaus genügen, während 16 Kilometer monatlich nicht ausreichen, einfach weil niemand mit den Füßen des vorhergehenden Tages zu gehen braucht. Über den Vorschlag, so viele wöchentliche Übungsstunden einzuführen, freuen sich die Plattfüße mit den Hängebäuchen. Sie studieren die Frage des Schrittmessers und werden sich sicher einen auf ihre keuchende Brust hängen und ihn jeden schwerfälligen Schritt zählen lassen, den sie draußen zurücklegen.

Wenn wir zwanzig Jahre lang eine angemessene Prüfung hätten, so würden nach Ablauf dieser Zeit wohl keine Transäcke mehr an der Spitze der Offizierslisten stehen, und es hätte sich gegen so etwas eine öffentliche Meinung gebildet."

Diese Prüfungen wurden während meiner Amtszeit aufrechterhalten. Später ließ man sie fallen, nicht aus Bosheit oder Eigensinn, sondern aus Schwäche, und weil man nicht imstande war zu begreifen, daß man vorher gerüstet sein muß, wenn man den etwa eintretenden Anforderungen des Krieges richtig gewachsen sein will.

Anhang 2.

(Zu Kapitel 7.)

I.

Ein männlicher Brief.

Die Sache mit der Denkschrift hatte noch ein Nachspiel, das damals eine gewisse Aufregung verursachte. Kriegsminister Alger hatte mich gebeten, ihm von Zeit zu Zeit offen zu schreiben. Infolgedessen sandte ich ihm nach der Übergabe von Santiago einen Brief und bat ihn, die Kavalleriedivision nach Porto Rico zu schicken, damit sie an den Gefechten teilnähme, die dem von uns erwarteten großen Herbstfeldzug gegen Havanna vorhergehen würden. In dem Briefe strich ich die Verdienste der Rauhen Reiter und der Regulären heraus und verkündete mit großem Behagen, jedes unserer Regimenter sei drei Regimentern der Nationalgarde ebenbürtig, die mit den altertümlichen Büchsen bewaffnet seien. Alger glaubte irrtümlicherweise, ich hätte die Beschwerde veröffentlicht, und war natürlich ärgerlich; plötzlich erhielt ich von ihm ein öffentliches Telegramm, das zwar auf die Beschwerde nicht anspielte, aber meine Bemerkung über die vergleichsweisen Verdienste der Kavallerieregimenter und der Nationalgarden anführte und mich deswegen tadelte. Die Veröffentlichung des Auszuges aus meinem Briefe war nicht darauf berechnet, mir behilflich zu sein, um die Stimmen der Nationalgardisten zu gewinnen, wenn ich je für ein Amt kandidieren sollte. Aber ich nahm die Sache nicht besonders ernst, denn ich dachte damals nicht daran, für irgend etwas zu kandidieren — solange ich im Felde stand, hatte ich beim Essen und Trinken, beim Denken und Träumen mein Regiment im Sinne und nichts weiter als mein Regiment, bis ich die Brigade bekam, und dann war all mein Dichten und Trachten darauf gerichtet, für die Brigade zu sorgen. Ich konnte eben in der Sache nichts tun.

Als unser Transport Montauk Point erreichte, kam ein Offizier an Bord meines Schiffes und händigte mir, ehe er sonst etwas tat, einen versiegelten Brief vom Kriegsminister ein, der folgenden Wortlaut hatte:

„Kriegsministerium, Washington, 10. August 1898.

Lieber Oberst Roosevelt!

Sie sind ein sehr tapferer Offizier gewesen und haben in der Schlacht vor Santiago prächtige Soldateneigenschaften bewiesen. Ich möchte die Ehren, die Sie so errungen haben, eher vergrößern als herabsetzen, und ich wünsche Ihnen alles Gute. In einem Augenblick, wo die Gefühle mich hinrissen, erstens weil ich glaubte, Sie sprächen in verunglimpfender Weise von den Freiwilligen (wahrscheinlich unabsichtlich und jedenfalls aus Begeisterung für Ihre eigenen Leute), und zweitens weil ich glaubte, Ihr veröffentlichter Brief würde dem Ministerium Unannehmlichkeiten bereiten, habe ich Ihnen ein Telegramm gesandt, das ich mit einem Auszug aus einem Ihrer Privatbriefe an die Presse gelangen ließ. Ich möchte gern beides zurücknehmen, wenn ich könnte, aber da ich dazu nicht imstande bin, schreibe ich Ihnen diesen Brief, den Sie, wie ich hoffe, in demselben freundschaftlichen Geiste annehmen werden, in dem ich ihn schreibe. Besuchen Sie mich sobald wie möglich. Niemand wird Sie herzlicher willkommen heißen als ich.

Ihr sehr ergebener
R. A. Alger."

Ich hielt das für einen männlichen Brief und kümmerte mich um den Vorfall nicht mehr. Als ich dann später Präsident und General Alger Senator für Michigan war, war er mein treuer Freund und unterstützte mich in den meisten Fragen.

II.

Das Gefecht bei San Juan.

Das Gefecht bei San Juan hat seinen Namen nach der San-Juan-Höhe oder den San-Juan-Höhen — ich weiß nicht, ob der Name eigentlich einem Höhenzug oder einer einzigen Höhe angehörte.

Um Kleines mit Großem zu vergleichen, war es genau ebenso, wie die Schlacht bei Gettysburg ihren Namen nach dem Dorf Gettysburg hat, wo das Gefecht nur zum kleinen Teil stattfand, und wie die Schlacht bei Waterloo nach dem Dorf Waterloo heißt, bei dem überhaupt nicht gekämpft wurde. Als es im politischen Interesse gewisser Leute lag, den Versuch zu machen, meinen Anteil am Kampf bei Santiago zu verringern (er war nur so groß wie der verschiedener anderen Schwadrons-, Bataillons- und Regimentskommandeure), legten einige meiner Gegner besonderen Nachdruck auf die angebliche Tatsache, daß die Kavallerie die San-Juan-Höhe nicht gestürmt habe. Wir stürmten bestimmt mehrere Höhen; aber ich habe nicht nach ihrem Namen gefragt, ehe wir sie stürmten. Wenn man sagt, die Rauhen Reiter und die Kavalleriedivision und unter andern auch ich seien nicht im Kampfe bei San Juan gewesen, so ist das genau dasselbe, als wenn man

behauptet, die Leute, die Picketts Sturm ausführten oder diejenigen, die beim Little Round Top und beim Culbshill kämpften, seien bei Gettysburg nicht dabei gewesen, oder Picton und die schottischen Grauen und die französischen und englischen Garden hätten nicht an der Schlacht bei Waterloo teilgenommen.

Der jetzige Vizepräsident der Vereinigten Staaten soll in der Wahlkampagne des vorigen Jahres mehrfach behauptet haben, ich hätte nicht am Gefecht bei San Juan teilgenommen. Die folgenden Schriftstücke sind vor Jahren gedruckt worden und ihm zugänglich gewesen, wenn ihm daran gelegen gewesen wäre, die Wahrheit zu erfahren oder zu sagen.

Diese Schriftstücke sprechen für sich selbst. Das erste ist der amtliche Bericht, der vom Kriegsministerium ausgegeben wurde. Aus ihm wird man ersehen, daß am Gefecht bei Santiago dreißig Infanterie- und Kavallerieregimenter beteiligt waren. Sechs davon waren Freiwilligenregimenter, und von diesen waren eins die Rauhen Reiter. Die andern vierundzwanzig waren reguläre Regimenter. Der Prozentsatz der Verluste war bei unserm Regiment etwa siebenmal so groß wie bei den andern fünf Freiwilligenregimentern. Bei den vierundzwanzig regulären Regimentern hatten zweiundzwanzig einen geringeren Prozentsatz an Verlusten als wir. Zwei, das 6. und das 13. Infanterieregiment, hatten etwas größere Verluste — 26 beziehungsweise 23 Prozent gegen unsere 22.

(Kongreßbericht, 55. Kongreß, 3. Session, Band 32, Teil II, S. 1250):

„Ernennungen durch den Präsidenten.

Den Charakter als Oberst erhält

Oberstleutnant Theodore Roosevelt vom 1. Freiwilligen Kavallerieregiment, wegen Tapferkeit in der Schlacht bei Las Guasimas, Cuba, am 24. Juni 1898.

Den Charakter als Brigadegeneral erhält

Oberstleutnant Theodore Roosevelt vom 1. Freiwilligen Kavallerieregiment, wegen Tapferkeit in der Schlacht bei Santiago de Cuba am 1. Juli 1898 (mit Patent vom 24. Juni 1898 zum Oberst charakterisiert)."

* * *

„Fort San Juan, Cuba,
17. Juli 1898.

Dem Generaladjutanten der Vereinigten Staaten,
Washington, D.C.
(auf dem Dienstwege).

Sehr geehrter Herr!

Ich habe die Ehre, Ihre Aufmerksamkeit auf die folgende Liste von Offizieren und Mannschaften zu lenken, die sich im Gefecht bei Las Guasimas, Cuba, am 24. Juni 1898 besonders ausgezeichnet haben.

Diese Offiziere und Mannschaften sind von ihren unmittelbaren Vorgesetzten in ihren Berichten zu geneigter Berücksichtigung empfohlen worden, und ich möchte ergebenst darum bitten, daß dementsprechende Maßnahmen ergriffen werden.

Offiziere

im 1. Freiwilligen Kavallerieregiment — Oberst Leonard Wood, Oberstleutnant Roosevelt, ...

Ergebenst
Joseph Wheeler,
Generalmajor bei den Freiwilligen und Kommandeur."

* * *

„Hauptquartier der 2. Kavalleriebrigade,
Lager bei Santiago de Cuba, 29. Juni 1898.

Dem Generaladjutanten der Kavalleriedivision.

Sehr geehrter Herr!

Auf Befehl des Generalmajors, der die Kavalleriedivision führt, habe ich die Ehre, den folgenden Bericht über das Gefecht eines Teils dieser Brigade mit dem Feinde bei Guasimas, Cuba, am 24. Juni, sowie besondere Berichte der beteiligten Regiments- und sonstigen Kommandeure und eine Liste der Toten und Verwundeten zu überreichen:

. . . . Ich kann mich nicht lobend genug über die erfolgreiche Art aussprechen, wie Oberst Wood sein Regiment führte, und über sein vorzügliches Benehmen im Felde. Das Verhalten des Oberstleutnants Roosevelt, wie es mir von meinen beiden Adjutanten berichtet wurde, verdient meine höchste Anerkennung. Sowohl Oberst Wood als auch Oberstleutnant Roosevelt verschmähten es, sich irgendeiner Deckung vor dem feindlichen Feuer zu bedienen, solange irgendeiner ihrer Leute ihm ausgesetzt war — eine irrtümliche Auffassung, aber glücklicherweise nach der heroischen Seite hin . . . . . .

Ganz ergebenst
S. B. M. Young,
Brigadegeneral bei den Freiwilligen und Kommandeur."

* * *

„Hauptquartier der ersten Division des zweiten Armeekorps,
Camp Mackenzie, Georgien, 30. Dezember 1898.

Dem Generaladjutanten,
Washington, D.C.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe die Ehre, Herrn Theodore Roosevelt, den ehemaligen Oberst des 1. Freiwilligen Kavallerieregiments, für die Ehrenmedaille zu empfehlen

als Belohnung für hervorragende Tapferkeit in der Schlacht bei San Juan, Cuba, am 1. Juli 1898.

Oberst Roosevelt begeisterte seine Leute durch sein Beispiel und seine Unerschrockenheit, und sowohl beim Kesselberg als auch bei dem Höhenzug, der als San Juan bekannt ist, führte er seine Truppen in Person. Ich habe als Augenzeuge Oberst Roosevelts Vorgehen beobachtet.

Da Oberst Roosevelt den Dienst verlassen hat, ist eine Beförderung in seinem Falle von keinem besondern Wert.

Ganz ergebenst
Samuel S. Sumner,
Generalmajor bei den Freiwilligen."

* * *

„West Point, New York, 17. Dezember 1898.

Mein lieber Herr Oberst!

Ich habe gesehen, wie Sie die Leute die erste Höhe hinaufführten — Sie waren sicher der erste Offizier, der die Spitze erreichte — und durch Ihre Bemühungen und dadurch, daß Sie persönlich vorsprangen, wurde eine ziemlich dünne, aber zum Sturm genügende Kette auf den San-Juan- oder ersten Hügel geführt. Dabei schwebte Ihr Leben in größter Gefahr, wie Sie sich erinnern werden und wie sich aus der Anzahl der Toten ergibt, die um Sie herum liegen blieben. Rittmeister Stevens, damals beim 9., jetzt beim 2. Kavallerieregiment, war bei Ihnen, und ich bin sicher, daß er sich Ihres tapferen Verhaltens erinnert. Nachdem die Linien von der ersten Höhe aus weiter vorgegangen waren, bekam ich Sie erst wieder zu sehen, als unsere Linie unter heftigem Feuer ganz in der Front haltmachte, wo Sie sich später verschanzten. Dort sprach ich mit Ihnen und überbrachte Befehle von General Sumner, daß die Stellung gehalten und daß bis auf weitere Befehle nicht vorgegangen werden sollte. Sie waren dort der rangälteste Offizier, übernahmen das Kommando über die Truppen und schalten mich, weil ich mein Pferd so hoch auf den Hügelkamm hinaufgeführt hatte; zugleich setzten Sie sich selbst, als Sie die Linien ausrichteten, ganz auffallend dem Feuer aus, denn das Beispiel war notwendig, wie sich zeigte, als mehrere Negersoldaten — ich denke etwa acht bis zehn vom 24. Infanterieregiment — zurückrannten, um einem verwundeten Negersoldaten beizustehen; da zogen Sie den Revolver und machten dieser offenbaren Panik kurz und erfolgreich ein Ende — und das beruhigte sie. Jene Stellung war heiß, und ich wundere mich, daß Sie so davongekommen sind . . . . . .

Ihr aufrichtig ergebener
Robert L. Howze."

* * *

„West Point, New York, 17. Dezember 1898.

Ich bestätige hiermit, daß sich Oberst (damals Oberstleutnant) Theodore Roosevelt vom 1. Freiwilligen Kavallerieregiment am 1. Juli 1898 während des ganzen Tages und in zwei Fällen während der Schlacht auszeichnete, während ich als Augenzeuge zugegen war; sein Verhalten war ganz vorzüglich und stach deutlich von dem anderer Leute ab, und zwar in folgender Weise:

1. Am Fuße des San-Juan- oder ersten Hügels befand sich ein starker Drahtzaun oder ein Verhau, bei dem die vorrückenden Linien unter heftigem Feuer zögerten, und wo die Verluste schwer waren. Oberst Roosevelt drang durch den Zaun, und es gelang ihm durch seine Begeisterung, sein Beispiel und seinen Mut, eine für den Sturm genügend starke Schützenlinie auf den Hügelkamm zu führen. Bei diesem Sturm erlitt die Kavalleriebrigade ihre größten Verluste, und das Leben des Obersten schwebte in äußerster Gefahr, da er vor den Stürmenden eine deutlich sichtbare Stellung einnahm und der erste war, der den Kamm erreichte, während die Feinde aus geringer Entfernung heftig feuerten.

2. In der Stellung ganz vorn, die unsere Truppen einnahmen, war Oberst Roosevelt der rangälteste Offizier und hatte von General Sumner den Befehl, jene Stellung zu halten. Er entfaltete die größte Tapferkeit und brachte sein Leben in äußerste Gefahr, indem er sich beim Ausrichten und Verstärken der Linien, bei der Unterbringung der Leute in Stellungen, die die beste Deckung gewährten, wie es unvermeidlich war, dem heftigen Feuer aussetzte. Sein Benehmen und sein Beispiel flößten den Leuten Vertrauen ein und verhinderten in einem Falle durch strenge aber notwendige Maßregeln, daß eine kleine Abteilung zum Nachtrab zurückfloh. Er bewies die auffallendste Tapferkeit, Mut und Kaltblütigkeit, während er seine außerordentlich gefährliche Pflicht erfüllte.

Robert L. Howze,
Hauptmann bei den Freiwilligen
(Oberleutnant im 6. Kavallerieregiment).

An den Generaladjutanten der Vereinigten Staaten,
Washington, D.C."

* * *

„Hauptquartier der Kriegsakademie,
West Point, New York, 5.* April 1899.

Herrn Oberstleutnant W. H. Carter,
Hilfsgeneraladjutant,
Washington, D.C.

Sehr geehrter Herr!

Auf die in Ihrem Brief vom 30.* April enthaltene Bitte der Kommission, die die Zuerkennung von Beförderungen, Ehrenmedaillen usw. zu

* Hier liegt offenbar ein Irrtum oder eine Verwechslung im Datum vor. Dieselben Angaben finden sich in Roosevelts „Rough Riders".

erwägen hatte, ich möchte alle Tatsachen angeben, die ich als Brigadeadjutant der Brigade, in der Oberst Roosevelt diente, erfahren hätte, um die Kommission bei der Beschlußfassung darüber, ob Oberst Roosevelt die Ehrenmedaille zuerkannt werden solle, zu unterstützen, und angeben, ob sein Verhalten bei Santiago derartig war, daß es ihn vor andern auszeichnete, habe ich die Ehre folgendes zu unterbreiten:

Infolge meines Dienstes am 1. Juli 1898 hatte ich Oberst Roosevelt vom frühen Morgen bis kurz vor dem Höhepunkt des Angriffs der Kavalleriedivision auf die San-Juan-Höhe — den sogenannten Kesselberg — ständig vor Augen und war dauernd mit ihm in Verbindung. In dieser ganzen Zeit, während sein Regiment bei El Poso unter dem feindlichen Artilleriefeuer stand und von El Poso durch die San-Juan-Furt nach der Stelle marschierte, von der aus es zum Angriff vorging — etwa vier Kilometer, meist unter Feuer —, zeichnete sich Oberst Roosevelt vor allen andern Leuten seines Regiments, soviel ich bemerkte, in der eifrigen Erfüllung seiner Pflicht, in völliger Verachtung persönlicher Gefahr und in dem Wunsche, dem Feind zu begegnen, aus. Als der Feind in El Poso das Artilleriefeuer eröffnete, streifte eine Schrapnellkugel Oberst Roosevelts Handgelenk und verursachte eine Beule. Der Vorfall tat seiner Kühnheit keinen Eintrag, sondern er setzte sich weiter in derselben Weise dem Feuer aus, bis er seine Leute in Deckung gebracht hatte. Beim Sturm auf die San-Juan-Höhe bewies Oberst Roosevelt ganz hervorragende Tapferkeit und Schneidigkeit und dachte gar nicht an seine eigene Sicherheit. Im offenen Gelände führte er sein Regiment; kein Offizier hätte seinen Leuten ein besseres Beispiel geben oder größere Unerschrockenheit an den Tag legen können.

Ihr sehr ergebener
A. L. Mills,
Oberst und Kommandant der Kriegsakademie."

* * *

„Hauptquartier des Gouverneurs von Santiago de Cuba,
Santiago de Cuba, 30. Dezember 1898.

Dem Generaladjutanten der Vereinigten Staaten,
Washington, D.C.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe die Ehre, über das Verhalten des Obersten Theodore Roosevelt vom ehemaligen 1. Freiwilligen Kavallerieregiment während des Angriffs auf die San-Juan-Höhe am 1. Juli 1898 das Folgende zu berichten:

Ich habe diesen Offizier bereits für eine Ehrenmedaille vorgeschlagen, die man ihm, wie ich höre, mit der Begründung, daß mein früherer Brief zu unbestimmt war, versagt hat. Ich begründete meine Empfehlung mit der Tatsache, daß Oberst Roosevelt, nur von vier bis fünf Leuten begleitet,

einen sehr verzweifelten und äußerst schneidigen Sturm auf die San-Juan-Höhe führte und dadurch den Truppen ein leuchtendes Beispiel gab und sie ermutigte, das offene Gelände zwischen ihrer Stellung und den Graben der Feinde zu überschreiten. Bei diesem Sturm glaubte er anfangs, daß ihm eine ganze Reihe von Leuten folgte, entdeckte aber bald, daß er allein war. Da kehrte er um, sammelte ein paar Leute und führte sie, wie oben erwähnt, zum Sturm. Der Sturm selbst war ein außerordentlich schneidiger, und das Beispiel riß die Truppen an jener Stelle mit sich fort; obwohl es durchaus richtig ist, daß schließlich jeder in guter Art die Höhe hinauf kam, so ist es doch nicht zweifelhaft, daß das vortreffliche Beispiel, das Oberst Roosevelt gegeben hatte, eine sehr ermutigende Wirkung ausübte und sehr dazu beitrug, die Truppen hinter ihm her zu reißen. Während des Sturmes war Oberst Roosevelt der erste, der an der Stelle, wo er sich befand, die Gräben erreichte; er tötete einen der Feinde mit eigener Hand.

Ich empfehle dringend, Oberst Roosevelt die Ehrenmedaille zu verleihen, denn ich glaube, daß er sie in jeder Hinsicht verdient, und daß seine Dienste an jenem Tage von großem Wert und von ganz hervorragender Art waren.

Ganz ergebenst
Leonard Wood,
Generalmajor bei den Freiwilligen,
Gouverneur von Santiago de Cuba".

* * *

„Huntsville, Alabama, 4. Januar 1899.

Dem Generaladjutanten der Vereinigten Staaten,
Washington, D.C.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe die Ehre zu empfehlen, daß dem Theodore Roosevelt, ehemals Oberst des 1. Freiwilligen Kavallerieregiments, für ausgezeichnetes Verhalten und hervorragende Tapferkeit bei der Führung seines Regiments während des Sturms auf die San-Juan-Höhe, Cuba, am 1. Juli 1898 seitens des Kongresses die Ehrenmedaille verliehen wird.

Zufolge G. O. 135, A. G. O. 1898, lege ich mein Zeugnis bei, das meine persönliche Kenntnis von Oberst Roosevelts Verhalten enthält.

Sehr ergebenst
C. J. Stevens,
Rittmeister im 2. Kavallerieregiment.

Ich bezeuge hiermit, daß ich am 1. Juli 1898 in der Schlacht bei San Juan, Cuba, den Oberst (damals Oberstleutnant) Roosevelt vom 1. Freiwilligen Kavallerieregiment zu Pferde und an der Spitze seines Regiments beim Sturm auf San Juan beobachtet habe. Durch seine Tapferkeit und seine starke Persönlichkeit trug er sehr wesentlich zum Erfolg des Sturmes der Kavalleriedivision auf die San-Juan-Höhe bei.

Oberst Roosevelt gehörte zu den ersten, die den Hügelkamm erreichten, und sein kühnes Beispiel, seine völlige Furchtlosigkeit und seine wackere Führung zeichneten sein Verhalten klar und deutlich vor dem anderer Leute aus.

C. J. Stevens,
Rittmeister des 2. Kavallerieregiments
(früher Oberleutnant im 9. Kavallerieregiment)."

* * *

„Young's Island, Süd-Carolina, 28. Dezember 1898.

Dem Generaladjutanten der Vereinigten Staaten,

Washington, D.C.

Sehr geehrter Herr!

In der Meinung, daß Nachrichten über vorzügliches Verhalten seitens der höheren Offiziere, die am Spanisch-Amerikanischen Krieg teilnahmen (Nachrichten, die vielleicht noch nicht bekannt sind), der Behörde, die Sie verwalten, erwünscht sein würden, beehre ich mich, Ihre Aufmerksamkeit auf den Anteil zu lenken, den Oberst Theodore Roosevelt vom ehemaligen 1. Freiwilligen Kavallerieregiment an der Schlacht vom 1. Juli vergangenen Jahres hat. Ich tue dies nicht nur, weil ich meine, daß Sie es wissen müßten, sondern weil sein Regiment in seiner Gesamtheit sehr stolz war auf sein vortreffliches Benehmen an jenem Tage, und weil ich glaube, daß sein Benehmen die ersehnteste Auszeichnung des amerikanischen Offiziers, die Ehrenmedaille, verlangt. Er stand in der Reserve und brachte sein Regiment gerade zur rechten Zeit nicht nur bis in die Linie der Regulären, sondern trat durch sie hindurch und leitete zu Pferde den Sturm auf den Kesselberg; dies geschah auf seine eigene Verantwortung hin, und sowohl die Regulären als auch seine eigenen Leute folgten ihm. Dann führte er den Sturm auf die nächste Höhe, und wieder folgten sowohl die Regulären als auch die Freiwilligen des 1. Kavallerieregiments. Er war den Verschanzungen auf der zweiten Höhe so nahe, daß er mit seinem Revolver einen der Feinde erschoß, ehe sie sich endgültig zurückzogen. Dann führte er die Kavallerie auf die Hügelkette, die auf Santiago hinabschaut, und dort blieb er und hatte für den Rest des Tages und während der Nacht den Befehl über die gesamte Kavallerie, die sich dort in vorderster Linie befand. Daß er ohne zu zögern auf eigene Verantwortung den Sturm auf Verschanzungen unternahm, die von Leuten mit Schnellfeuergeschützen besetzt waren, gewann ihm sicher die höchste Achtung und Bewunderung aller, die sein Verhalten an jenem Tage beobachteten.

Was ich hier schreibe, kann ich bezeugen, da ich es persönlich gesehen habe.

Sehr ergebenst
M. J. Jenkins,
Major im 1. Kavallerieregiment."

* * *

„Prescott, Arizona, 25. Dezember 1898.

Ich war in der Schlacht bei San Juan und von da ab bis zu unserer Rückkehr nach Montauk Point Oberst Roosevelts Adjutant. Ich war während des ganzen Gefechts an seiner Seite und glaube, ich war der einzige, der immer bei ihm war, obwohl bisweilen auch die Leutnants Ferguson und Greenwald um ihn waren. Er führte unser Regiment zu Pferde, bis er die Leute des 9. Kavallerieregiments erreichte, die sich hingelegt hatten. Er führte uns durch sie hindurch, und sie erhoben sich und schlossen sich uns an. Er gab den Befehl, den Kesselberg zu stürmen, und führte uns, Rauhe Reiter und die Leute vom 9. Kavallerieregiment, zu Pferde den Hügel hinauf. Er war zuerst oben, und ich befand mich ganz dicht neben ihm. Ein paar spanische Schützen kamen aus den Verschanzungen hervor, und er erschoß einen mit dem Revolver. Er ließ die Leute weiter bis auf den Kamm vorgehen und befahl ihnen, das Feuer auf das Blockhaus auf der Höhe zu unserer Linken zu eröffnen, das die Infanterie soeben angriff. Dann gab er den Befehl zum Angriff und führte die Truppen auf dem Kesselberg vorwärts gegen das Blockhaus vor uns. Er befehligte die ganze Kavallerie auf den Höhen, die Santiago überragen und wo wir dann unsere Gräben aushoben. Während jenes Nachmittags und während der Nacht behielt er den Oberbefehl, dann befehligte er an jener Stelle unser Regiment.

Ihr sehr ergebener

H. P. Bardshar."

* * *

„Cambridge, Maryland, 27. März 1902.

Herrn Theodore Roosevelt, Präsidenten der Vereinigten Staaten,

Washington, D.C.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihren Wunsch sende ich Ihnen die folgenden Auszüge aus meinem Tagebuch und aus Notizen, die ich am Tage des Sturmes auf San Juan niedergeschrieben habe. Ich hatte stets einen kleinen Block in meiner Tasche, auf dem ich täglich von der Landung bis zur Übergabe Vorfälle notierte. Am Tage der Schlacht machte ich mir Notizen, gerade bevor Grimes sein erstes Geschütz abfeuerte, unmittelbar nach der dritten Erwiderung des Feindes — als wir uns etwa 70 Schritt von Grimes' Geschützen auf der Straße zusammendrängten und als ich begann närrisch zu werden und zu glauben, ich würde meinen Tod finden — bei dem Halt unmittelbar ehe Sie vorrückten und unter dem Schutze der Höhen am Abend. Jedesmal, wenn ich mir etwas notierte, wurde das Blatt in einen an meine Frau adressierten Umschlag gesteckt. Bei der ersten Gelegenheit sandte ich sie ihr zu, und bei meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten wurde die Geschichte des Kampfes nach diesen Notizen in das Tagebuch eingetragen. Ich

erkläre dies so ausführlich, damit Sie sehen, daß alles, was ich niederschrieb, mir noch frisch im Gedächtnis war.

Ich zitiere nach meinem Tagebuch: ‚Die Spannung der Leute war groß. Plötzlich erschien eine Reihe von Leuten zu unserer Rechten. Sie gingen durch das lange Gras vor in Schützenlinien und wurden beschossen. An ihrer Spitze oder vielmehr vor ihnen und sie führend ritt Oberst Roosevelt. Er war sehr deutlich zu sehen, da er zu Pferde war. Die Leute waren die sogenannten Rauhen Reiter. Ich hörte, wie ihnen jemand zurief, sie sollten nicht in uns hineinschießen, und als ich Oberst Carrol erblickte, meldete ich es ihm und erhielt den Befehl, zu ihnen zu gehen und sie auf unsere Stellung aufmerksam zu machen, da wir zwischen ihnen und dem Feinde standen. Das tat ich und sprach mit Oberst Roosevelt. Ich sagte ihm auch, daß wir den Befehl hätten, nicht vorzugehen, und fragte ihn, ob er irgendwelche Befehle erhalten habe. Er erwiderte, er sei im Begriff, die spanischen Verschanzungen anzugreifen. Das sagte ich Oberst Carrol und Hauptmann Dimmick, unserm Kompagnieführer. Einige Augenblicke später wurde gemeldet, daß unser linker Flügel (Hauptmann Taylor) angreife. Hauptmann McBlain rief aus: Wir müssen uns diesen Truppen anschließen; wir müssen Taylor unterstützen. Das sagte ich dem Hauptmann Dimmick, und er gab den Befehl zum Angriff.

Auf dem linken Flügel folgte ein Hurra dem andern, und in der Ferne rollte es weiter und weiter. So marschierten wir ab. Oberst Roosevelt von den Rauhen Reitern brachte auf dem linken Flügel die ganze Bewegung in Gang, und das war der Anfang zum Angriff.‘

Das Folgende ist meinen Notizen entnommen und wurde auf dem Schlachtfeld hastig hingeworfen: ‚Die Rauhen Reiter kamen in Linie — Oberst Roosevelt sagte, er wolle stürmen — Taylor schloß sich ihm mit seiner Kompagnie an — McBlain rief Dimmick zu: Wir wollen mit, wir müssen sie unterstützen. Dimmick stimmte zu — und so, ohne Befehle, gingen wir mit.‘

Viele meiner Notizen sind infolge des Schweißes unlesbar. Wenn ich sage, daß Taylor mitging, ‚sich mit seiner Kompagnie anschloß‘, so stütze ich mich dabei auf die Nachricht, die mir zuging und die dem Hauptmann Dimmick wiederholt wurde, daß Taylor im Begriff sei, mit Ihnen anzugreifen. Ich konnte seine Kompagnie nicht sehen. Ich habe das nicht in mein Tagebuch aufgenommen, aber an einer andern Stelle habe ich notiert, daß Oberst Carrol, der die Brigade führte, mir befahl, Sie zu fragen, ob Sie irgendwelche Befehle hätten.

Ich habe die Ehre zu sein

Ihr ganz ergebener

Henry Anson Barber,
Hauptmann im 28. Infanterieregiment
(früher im 9. Kavallerieregiment.“

* * *

„Hauptquartier der westlichen Division,
San Francisco, Kalifornien, 11. Mai 1905.

Sehr geehrter Herr Präsident!

Da in öffentlichen Druckschriften einiger Streit entstanden ist über die Schlacht bei San Juan, Cuba, am 1. Juli 1898, und da Ihre persönlichen Bewegungen während jenes Tages der Gegenstand von Bemerkungen gewesen sind, so mag es nicht unangebracht erscheinen, wenn ich einige Tatsachen feststelle, die ich persönlich als Kommandeur der Kavalleriedivision, zu der Ihr Regiment gehörte, beobachtet habe. Es wird vielleicht ratsam sein, zuerst anzugeben, wie es kam, daß ich den Befehl führte, damit meine Angaben als offizielle Darlegungen von Tatsachen gebührendes Gewicht haben: am Nachmittag des 30. Juni übertrug mir General Shafter den Oberbefehl über die Kavalleriedivision; dies geschah wegen der schweren Erkrankung des Generals Wheeler, der der ständige Kommandeur jener Division war. Brigadegeneral Young, der die zweite Kavalleriebrigade befehligte, der Ihr Regiment, das 1. Freiwillige Kavallerieregiment, angehörte, war gleichfalls sehr krank, und ich fand es notwendig, ihn seines Kommandos zu entheben und Oberst Wood von den Rauhen Reitern mit der Führung der Brigade zu beauftragen; infolge dieses Wechsels erhielten Sie den Oberbefehl über Ihr Regiment.

Die Division brach am Abend des 30. Juni vom Lager auf und biwakierte in und um El Poso. Ich sah Sie persönlich in der Gegend von El Poso, etwa um 8 Uhr morgens am 1. Juli. Ich sah Sie dann wieder auf der Straße, die von El Poso nach dem San-Juan-Fluß führt; Sie ritten an der Spitze Ihres Regiments, des ersten Regiments der zweiten Brigade, und unmittelbar hinter dem letzten Regiment der ersten Brigade. Mein Befehl lautete, am San-Juan-Fluß nach rechts abzuschwenken, längs dieses Flusses in Linie aufzumarschieren und zu versuchen, die Verbindung mit General Lawton aufzunehmen, der den Feind bei El Caney angreifen sollte. Als wir den Fluß erreichten, gerieten wir in das Feuer der spanischen Truppen, die auf dem San-Juan-Kamm und auf dem Kesselberg standen. Die erste Brigade nahm vom Marsche aus die Front nach den Höhen, sobald sie die Straße verlassen hatte, und die zweite erhielt den Befehl, hinter der ersten vorbeizumarschieren und nach der Front einzuschwenken, wenn sie an der ersten Brigade vorüber wäre. Wegen des dichten Unterholzes war diese Bewegung sehr schwierig, und die Regimenter gerieten mehr oder weniger durcheinander, aber schließlich wurde die Aufstellung vollzogen, und die Division stand in unregelmäßiger Linie längs des San-Juan-Flusses, die zweite Brigade auf dem rechten Flügel. Wir waren einem heftigen Feuer seitens der Truppen auf den San-Juan-Höhen und dem Kesselberg ausgesetzt; unsere Stellung war unhaltbar, und es wurde notwendig, entweder den Feind anzugreifen oder zurückzugehen. Der Kesselberg erhob sich unmittelbar vor der Kavallerie, und es wurde beschlossen, diesen Berg zu stürmen. Die erste Brigade erhielt den Befehl zum Vorgehen, und die zweite sollte den Angriff unterstützen; ich persönlich begleitete

einen Teil des 10. Kavallerieregiments von der zweiten Brigade, und die Rauhen Reiter standen rechts von mir. Dadurch kam Ihr Regiment rechts von dem Hause zu stehen, das den Gipfel der Höhe krönte. Kurz nachdem ich den Kamm erreichte, kamen Sie zu mir, in Begleitung — wenn ich mich recht erinnere — des Rittmeisters C. J. Stevens vom 9. Kavallerieregiment. Wir konnten nun die Linie der Verschanzungen längs der San-Juan-Höhen sehen und konnten beobachten, wie Kents Infanteriedivision auf dem linken Flügel kämpfte und wie Hawkins gegen das Fort San Juan vorging. Sie baten mich um die Erlaubnis, vorzugehen und die San-Juan-Höhen zu stürmen. Ich gab Ihnen persönlich den Befehl vorzugehen, und ich sah, wie Sie vorgingen und die San-Juan-Höhen mit Ihrem Regiment und Teilen des 1. und 10. Kavallerieregiments, die zu Ihrer Brigade gehörten, stürmten. Ich behielt einen Teil der zweiten Brigade als Reserve auf dem Kesselberg zurück, da ich nicht wußte, welche Truppenmacht der Feind etwa hinter dem Kamm in Reserve hielte. Auch die erste Brigade ging vor und griff die Höhen rechts vom Fort San Juan an. Zwischen dem Kesselberg und den San-Juan-Höhen befand sich ein kleiner See, und beim Vorgehen gingen Ihre Leute rechts an diesem See vorbei. Dadurch kamen Sie einem Hause auf den San-Juan-Höhen gegenüber — nicht dem eigentlichen Fort San Juan, sondern einem Fachwerkhaus, das von Erdwerken umgeben war. Hier ließen die Feinde eine Anzahl von Leuten zurück, deren Leichen in den Gräben lagen. Später am Tage ritt ich die Linien entlang, und wie ich mich erinnere, stand ein Teil des 10. Kavallerieregiments unmittelbar bei diesem Hause, und Ihr Regiment nahm eine unregelmäßige halbkreisförmige Stellung längs des Höhenrückens und unmittelbar rechts von dem Hause ein. Sie hatten Feldwachen vorgeschoben, und mehrere hundert Meter vor Ihnen hatten die Spanier einen starken Posten in einem Hause untergebracht, das mit Schützengräben umzogen war. Später am Tage und während des folgenden Tages wurden die verschiedenen Regimenter, die die Division bildeten, wieder geordnet und richtig aufgestellt, die erste Brigade auf dem linken Flügel unmittelbar rechts vom Fort San Juan und die zweite Brigade rechts von der ersten.

Dies war die Stellung, die die Kavalleriedivision bis zur schließlichen Übergabe der spanischen Truppen am 17. Juli 1898 innehatte.

Zum Schluß gestatten Sie mir zu sagen, daß ich Sie persönlich etwa um 8 Uhr morgens in El Poso, später auf der Straße nach dem San-Juan-Fluß, und später auf der Höhe des Kesselberges gesehen habe, unmittelbar nachdem ihn die Kavalleriedivision gestürmt hatte. Ich sah Sie mit Ihren Truppen vorgehen, um die San-Juan-Höhen zu stürmen, und ich sah Sie auf diesen Höhen, wo wir zusammen Ihre Linien besuchten und Sie mir die Aufstellung Ihrer Truppen erklärten.

Mit größter Hochachtung bin ich

Ihr sehr ergebener

Samuel S. Sumner, Generalmajor der Vereinigten Staaten."

Anhang 3.

(Zu Kapitel 8.)

I.

Erhaltung.

Als Vorboten der Politik, die ich später als Präsident in dieser Angelegenheit befolgte, gebe ich Auszüge aus einem meiner Briefe an die Kommission und aus meiner zweiten (und letzten) jährlichen Botschaft. Ich verwandte die ersten Monate meiner Amtszeit darauf, Untersuchungen anzustellen, um herauszufinden, wie die Sache eigentlich lag.

Am 28. November 1899 schrieb ich an die Kommission:

„Es sind mir sehr viele Klagen zugegangen über die Untauglichkeit der Wildhüter und derer, die das Wild schützen sollen; die Beschwerden lauten gewöhnlich dahin, die Leute seien ernannt worden und würden im Dienst behalten, ohne daß auf die Pflichten, die sie zu erfüllen hätten, gebührend Rücksicht genommen werde. Ich wünsche nicht, daß jemand im Amte bleibt oder ernannt wird, der nicht durchaus imstande ist, die Pflichten eines Wildhüters zu erfüllen. Die Adirondacks haben ein besonderes Anrecht auf die Aufmerksamkeit der Kommission, einmal vom Standpunkt des Forstwesens und dann von dem zwar weniger wichtigen, aber doch auch sehr wichtigen Standpunkt des Wild- und Fischschutzes aus. Die Leute, die in den Adirondacks als Wildhüter dienen, sollten vor allem aus der Gegend selbst gewählt werden und in allen Fällen Männer sein, die mit dem Walde völlig vertraut sind. Die bloße Tatsache, daß ein Wildhüter sich einen bezahlten Führer nehmen muß, damit er ihn durch die Wälder führt, genügt, um seine Untauglichkeit für die Stellung zu beweisen. Ich wünsche als Wildhüter Männer von Mut, Entschlossenheit und Ausdauer, die die Büchse, die Axt und das Ruder zu gebrauchen verstehen, die Sommer und Winter im Freien kampieren und im Notfalle auf Schneeschuhen laufen können, und die imstande sind, sich ohne Rücksicht auf Fährten und Pfade bei Tag oder bei Nacht im Walde zurechtzufinden.

Ich ersuche um ausführlichen Bericht über alle Ihre Beamten, in bezug auf ihre Fähigkeiten, die Arbeit, die sie verrichten und die Verteilung ihrer Amtsbezirke.“

Viele der Männer, die bisher angestellt worden waren, verdankten ihren Posten hauptsächlich politischen Einflüssen. Die Änderungen, die ich empfahl, wurden sofort vorgenommen, sehr zum Besten des Staatsdienstes. Im Januar 1900 sagte ich in meiner jährlichen Botschaft:

„Durch die Fischbrutanlagen ist ein bedeutender Fortschritt in der Erzeugung von wertvollen Nahrungsmitteln und Angelfischen gemacht worden. Die Gesetze zum Schutz der Hirsche haben ihre Zunahme herbeigeführt. Da jedoch die Eisenbahnen immer näher an die Wildnis heranrücken, wird die Versuchung zu ungesetzlichem Jagen immer größer, und die Gefahr der Waldbrände nimmt zu. Sowohl unsere Gesetze als auch ihre Handhabung müssen noch weiter ausgebaut werden. Die Zahl der Wildhüter ist zu gering; es sollten mehr angestellt werden. Nur brauchbare Männer dürfen dazu ernannt werden, und ihr Verbleiben im Amt muß einzig und allein von dem Eifer, der Fähigkeit und Tüchtigkeit abhängen, mit denen sie ihren Pflichten obliegen. Die Wildhüter müssen Männer sein, die den Wald kennen, und sie sollten außerhalb des Waldes nichts zu tun haben: kurz, die Tätigkeit der Kommission muß vollkommen umgestaltet werden. Die Hilfsquellen und der Zustand des Waldes auf den Staatsländereien müssen sorgfältig erforscht werden. Es ist sicherlich nicht zuviel, wenn man erwartet, daß die Staatswälder ebensogut verwaltet werden wie die Waldungen auf privatem Grund und Boden in derselben Gegend. Das Maß der Verschiedenartigkeit an tüchtiger erfolgreicher Verwaltung muß zugleich, was die Art der Verwaltung der Staatswälder betrifft, das Maß für Lob und Tadel sein.

Die Frage des Waldschutzes ist für den Staat von äußerster Bedeutung. Die Adirondacks und Catskills sollen große Parks sein, die dauernd zum Wohl und zur Freude unseres Volkes erhalten werden. In neuester Zeit hat man viel zu ihrem Schutze getan, aber es bleibt noch viel zu tun. Die Gesetzesvorschriften betreffs der Sägemühlen sind mangelhaft und sollten so abgeändert werden, daß sie jede Verunreinigung der Ströme durch Farbstoffe, Sägemehl und Gerbrinde verbieten. Stauwerke sollten angelegt werden, aber nicht da, wo sie möglicherweise weite Strecken Wald vernichten würden, und nur nach sorgfältiger wissenschaftlicher Untersuchung der Wasserverhältnisse der Gegend. Die Leute in den Waldbezirken sehen selbst mehr und mehr ein, daß es nötig ist, die Bäume wie das Wild zu erhalten. Ein lebender Hirsch im Walde wird einer Örtlichkeit zehnmal soviel Geld einbringen wie das tote Wildbret. Holzdiebstahl auf Staatsländereien ist natürlich ein schwerer Frevel am ganzen Volk.

Anstrengender Sport im Freien, wie zum Beispiel das Jagen, ist an und für sich für den Nationalcharakter von nicht geringem Wert und sollte in jeder Weise gefördert werden. Männer, die in die Wildnis gehen, Männer, die sich an irgendeinem Sport mit Pferd und Büchse beteiligen, genießen einen Vorteil, den selbst die aufregendsten Wettspiele kaum gewähren können.

Noch ein weiterer unmittelbarerer und praktischerer Zweck springt in die Augen. Ein Urwald ist ein großer Schwamm, der das Regenwasser aufsaugt und destilliert. Wenn er vernichtet wird, so ist die Folge sehr leicht ein Wechsel von Überschwemmung und Dürre. Waldbrände machen das Land schließlich zur Wüste und sind ein Unglück für den ganzen Teil des Staates, der nach den die betroffenen Wälder durchfließenden Strömen entwässert. Man sollte sich alle Mühe geben, ihren zerstörenden Einfluß auf ein Mindestmaß einzuschränken. Wir müssen unser Forstsystem nach und nach auf wissenschaftlicher Grundlage entwickeln und pflegen. Wenn das geschehen ist, wird es möglich sein, überall ohne Schaden für die Wälder Nutzholz schlagen zu lassen — ja sogar mit offenbarem Nutzen für die Waldungen. Aber ehe nicht das Holzfällen in dieser Weise vorgenommen wird, nach rein wissenschaftlichen Grundsätzen, sowie nach den Grundsätzen peinlichster Ehrlichkeit dem Staate gegenüber, können wir es in den Staatswäldern überhaupt nicht dulden. Unzähmbare Gier bedeutet den Untergang der großen Wälder und das Versiegen der Stromschnellen.

Schließlich muß die Verwaltung der Staatsländereien so zentralisiert sein, daß sie uns instand setzt, endgültig eine verantwortliche Stelle zu haben für alles, was mit ihnen zusammenhängt, und das höchste Maß an Erfahrung und Einsicht bei ihrer Verwendung zu fordern.

Der Staat sollte es nicht gestatten, daß Fabriken innerhalb seines Machtbereichs Vogelbälge oder Vogelfedern zu Schmuckstücken oder Bekleidungsgegenständen verarbeiten. Gewöhnliche Vögel und besonders die Singvögel sollten streng geschützt werden. Vogelwild sollte nur soweit geschossen werden, wie die natürliche Vermehrung es zuläßt .... Man sollte es sich angelegen sein lassen, die Verwendung des Gefrierens und anderer für den Markt berechneten Methoden nicht zu fördern; sie nützen niemandem als dem reichen Schlemmer, der es sich leisten kann, für Leckerbissen einen hohen Preis zu zahlen. Diese Methoden zielen auf die Vernichtung des Wildbestandes ab, die sich am schwersten gerade an den Leuten rächen würde, deren Gier man wachgerufen hat, um seine Vernichtung herbeizuführen ....“

Ich reorganisierte die Kommission und stellte Austin Wadsworth an ihre Spitze.

II.

Die politische Lage im Jahre 1900.

Die Art, wie ich als Gouverneur vorzugehen pflegte, setzte ich in einem Brief vom 16. April 1900 an einen meiner Anhänger unter den unabhängigen Parteiführern, Norton Goddard, auseinander. Ich sagte dort unter anderm: „Niemand kann sagen, und am allerwenigsten die ‚Maschine‘ selbst, ob sie mich im nächsten Herbst wieder als Kandidaten aufstellen wird oder nicht. Wenn ich aus irgendeinem Grunde schwach

wäre, sei es aus guten oder schlechten Gründen, so wird die ‚Maschine' mich zweifellos zu Fall bringen, und ich glaube, ich bin nicht herzlos, wenn ich sage, daß sie darüber keinen tiefen Kummer empfinden würde. Es wäre sehr merkwürdig, wenn sie solchen Kummer empfände. Wenn bei uns z. B. Streiks ausbrächen, die zum Aufruhr ausarteten, so müßte ich natürlich die Ordnung aufrechterhalten und den Aufruhr unterdrücken. Anständige Bürger würden das verlangen, und selbstverständlich würde ich es ohne jede Rücksicht auf ihr Verlangen tun. Aber wenn es geschehen wäre, würden sie die ganze Sache vergessen, während sehr viele Arbeiter, ehrenwerte, aber unwissende und voreingenommene Leute, mir deshalb böse sein würden. Das könnte mich um die Kandidatur bringen. Ferner wollen die großen Korporationen mich zweifellos schlagen. Sie ziehen die Möglichkeit geschröpft zu werden der bestimmten Tatsache vor, daß ihnen nur erlaubt wird, was ihnen zusteht. Natürlich werden sie versuchen, mich auf ein ganz anderes Programm hin zu schlagen, und da sie sehr gescheite und skrupellose Leute sind, kann niemand sagen, daß es ihnen nicht gelingen wird .... Ich habe es versucht, mit der Organisation auszukommen; doch tat ich es nicht in der Erwartung, daß sie mich wieder aufstellen würde. Ich tat es, weil ich Handlungen haben wollte, und darin habe ich durchaus Erfolg gehabt. Ob Senator Platt und Herr Odell mich bei der Kandidatur im nächsten Herbst zu schlagen versuchen oder wirklich schlagen, ist sehr unwesentlich im Vergleich zu der Tatsache, daß ich während meiner zwei Jahre imstande gewesen bin, eine republikanische Mehrheit im Kongreß zu guter und ehrlicher Arbeit zu bewegen und jede Spaltung innerhalb der Partei zu verhindern. Die Aufgabe war recht schwer, weil ich mir einerseits immer die Tatsache klar vor Augen halten mußte, daß eine Spaltung immer noch besser wäre als Nachsicht mit schlechter Arbeit, und andererseits die Tatsache, daß die vollzogene Spaltung jede gute Arbeit durchaus unmöglich machen würde. Die Folge war, daß ich eine Spaltung vermieden habe, und daß das Ergebnis meiner beiden Jahre und der beiden Sessionen des Kongresses ein gewaltiger Aufschwung in der Verwaltung der Regierung und zugleich ein großer Fortschritt auf dem Gebiete der Gesetzgebung gewesen ist."

Um meine damalige Ansicht über die Lage zu zeigen, zitiere ich aus einem meiner Briefe an Joseph B. Bishop, der damals Herausgeber des „Handelsblattes" war; ich war mit ihm gegen Ende meiner Amtszeit in sehr enge Beziehungen getreten, und er sowie ein anderer alter Freund, Albert Shaw von der „Review of Reviews", kannte die Innenseite jeder Bewegung so gut wie ich. Der Brief, der das Datum des 11. April 1900 trägt, lautet folgendermaßen: „Soweit ich in Betracht komme, droht die Gefahr von den Korporationen. Die Horde der (einige Namen) und ihre Gesinnungsgenossen haben sich über das Steuergesetz sehr geärgert. Sie möchten mich ein für allemal aus der Politik heraus haben, aber für den Augenblick halten sie es für das beste, mich in die Vizepräsidentschaft

hineinzuschieben. Natürlich wird man mir wegen der Kümmernisse der Korporationen nicht offen Opposition machen; aber man wird beständig allerlei falsche Behauptungen aufstellen, und Männer wie (Namen einiger Zeitungsherausgeber) werden mich angreifen, nicht als den Feind der Korporationen, sondern als ihr Werkzeug! Es ist gar keine Frage, daß die Führer mich zu Fall bringen, wenn sie es können."

Ein Standpunkt, den ich als Gouverneur und als Präsident dauernd eingenommen habe, scheint mir das darzustellen, was ein wesentlicher Grundsatz in der gesetzgeberischen Arbeit Amerikas sein sollte. Ich weigerte mich hartnäckig, für irgendein Gesetz einzutreten, mochte es in der Theorie auch noch so wunderbar aussehen, wenn Grund zu der Annahme vorhanden war, daß es in der Praxis nicht durchgeführt werden würde. Ich habe mich immer zu der Ansicht bekannt, die Pelatiah Webster im Jahre 1783 auseinandersetzte — angeführt von Hannis Taylor in seiner „Genesis des Oberbundesgerichts" —: „Gesetze oder Verordnungen irgendwelcher Art (besonders wenn sie von erhabenen Körperschaften von hoher Würde und Bedeutung ausgehen), welche nicht ausgeführt werden, sind weit schlimmer als keine. Sie schwächen die Regierung, setzen sie der Verachtung aus, zerstören das Vertrauen aller Leute, der Eingeborenen wie der Fremden, auf die Regierung und geben sowohl Körperschaften als auch einzelne, die ihr vertraut haben, mancherlei verderblichen Enttäuschungen preis, denen sie entgangen wären, wenn ein solches Gesetz oder eine solche Verordnung nicht erlassen worden wäre." Dieser Grundsatz bezieht sich übrigens nicht nur auf ein internationales Gesetz, das nicht ausgeführt werden kann; er bezieht sich sogar in noch höherem Grade auf internationale Handlungen, wie z. B. einen allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag, der nicht aufrechterhalten werden kann und wird, und ganz besonders bezieht er sich auf Vorschläge, gerade in einer Zeit, wo wir unser feierliches Versprechen, begrenzte Schiedsgerichtsverträge auszuführen, die wir bereits abgeschlossen haben, nicht halten, solche allgemeine Schiedsgerichtsverträge einzugehen. Ein allgemeiner Schiedsgerichtsvertrag ist nur ein Versprechen; er stellt nur eine Ehrenschuld dar, und nichts stellt ein Volk oder einen einzelnen Menschen mehr bloß, als wenn er die Zurückweisung einer Schuld, die bezahlt werden kann und bezahlt werden sollte, dadurch bemäntelt, daß er rücksichtslos verspricht, eine neue und unsichere Schuld einzugehen, von der kein vernünftiger Mensch auch nur einen Augenblick annimmt, daß sie je bezahlt werden wird.

Anhang 4.

(Zu Kapitel 13.)

Der Sozialismus.

Mit Bezug auf das, was ich in diesem Kapitel über den Sozialismus gesagt habe, möchte ich besonders aufmerksam machen auf das vortreffliche Buch über „Marxismus gegen Sozialismus", das vor kurzem von Vladimir D. Simkhovitch veröffentlicht worden ist. Was ich hier und sonstwo nur kurz und allgemein nach der tatsächlichen Beobachtung der Tatsachen des mich umgebenden Lebens angedeutet habe, hat Professor Simkhovitch in seinem Buch mit scharfem, praktischem Verstande, mit tiefer Gelehrsamkeit und reicher Lebensphilosophie besprochen. Unreife Denker in den Vereinigten Staaten sowie ehrliche und verständige Leute, die nicht unreife Denker sind, die aber der Anblick des sie umgebenden Elends bedrückt und die nicht eingehend studiert haben, was anderswo getan worden ist, machen sich sehr leicht die Theorien der europäischen Sozialisten der marxistischen Schule zu eigen, die vor einem halben Jahrhundert aufkamen, und wissen nicht, daß der Gang der Ereignisse die in jenen Theorien enthaltenen Prophezeiungen so vollständig als falsch erwiesen hat, daß die Erfinder selbst sie haben fallen lassen. Mit ruhigem Humor macht Professor Simkhovitch hier und da eine Anspielung, die beweist, daß er diese ziemlich komische Eigentümlichkeit mancher unserer Landsleute vollkommen begreift, wenn er zum Beispiel sagt, „daß ein sozialistischer Staat, der den Farmer ausschließt, ein Begriff sei, der sich nur im Kopfe eines amerikanischen Sozialisten behaglich fühlen könne", oder wenn er von Marx und Engels als von Leuten spricht, „für die das Denken nicht eine belanglose fremde Tradition war". Allzu viele durchaus wohlmeinende Männer und Frauen im heutigen Amerika wiederholen und glauben — ganz wie die mittelalterlichen Scholasten zu ihrer Zeit ein feststehendes Dogma wiederholten und glaubten — mancherlei Annahmen und Ideen von Marx und andern, die, wie sich im Laufe der Zeit und durch Erfahrung herausgestellt hat, nicht einen Schimmer von Wert besitzen. Professor Simkhovitch verfügt sowohl über die Gabe der Zusammenfassung wie über die Gabe der klaren und logischen Darstellung, und es ist nicht möglich, in

Kürze eine Vorstellung von seinem vortrefflichen Werk zu geben. Jeder Sozialreformer, der Tatsachen kennen lernen will, sollte es studieren — gerade wie Sozialreformer John Graham Brooks' Buch „Der amerikanische Syndikalismus" studieren sollten. Aus Professor Simkhovitchs Buch sollten wir Amerikaner lernen, erstens das unreife Denken abzulegen; zweitens zu begreifen, daß der orthodoxe oder sogenannte wissenschaftliche oder rein ökonomische oder materialistische Sozialismus von der Art, wie Marx ihn predigte, eine beiseite geschobene Theorie ist; und drittens daß viele der Leute, die sich heutzutage Sozialisten nennen, in Wirklichkeit nur radikale Sozialreformer sind, mit denen gute Bürger in vielen Fragen in herzlichem Einvernehmen zusammen arbeiten können und sollten, und denen gute Bürger in vielen praktischen Fragen der Regierung sehr wohl folgen können.

Anhang 5.

(Zu Kapitel 14.)

Columbia; die beabsichtigte Botschaft an den Kongreß.

Die erste Niederschrift der Botschaft, die ich dem Kongreß hatte senden wollen, lautete folgendermaßen:

„Die Columbische Regierung hat es durch ihren hiesigen Vertreter sowie direkt im Verkehr mit unserm Vertreter in Columbien abgelehnt, sich mit uns zu einigen, und hat alle Maßregeln aufgeschoben, so daß es offenbar ist, daß sie beabsichtigt, uns übertriebene und ungehörige Bedingungen zu stellen. Das Kanalgesetz wurde natürlich unter der Voraussetzung angenommen, daß, welche Route auch immer gewählt werden würde, der Nutzen für den besonderen Teil des Isthmus, durch den er gehen würde, so groß sein würde, daß das Land, das diese Gegend beherrscht, mit Freuden den Bau des Kanals erleichtern würde. Wir können nicht daran denken, uns der Erpressung seitens einer Partei, die von dem Plane Nutzen hat, auszusetzen. Die ganze Arbeit, alle Kosten, das ganze Risiko müssen wir übernehmen, und wir müssen die technische Geschicklichkeit beweisen. Die Besitzer des Grundes und Bodens, durch den der Kanal gelegt werden soll, sind völlig außerstande, ihn zu bauen.

Aber das Interesse des internationalen Handels im allgemeinen und das Interesse unseres Vaterlandes verlangt, daß der Kanal ohne unnötige Verzögerung in Angriff genommen wird. Die Weigerung Columbiens, unserm aufrichtigen und ernsten Bemühen, zu einem Einvernehmen zu gelangen, zu entsprechen oder auf die vielen Zugeständnisse, die wir gemacht haben, Rücksicht zu nehmen, macht es meiner Ansicht nach notwendig, daß die Vereinigten Staaten sofort die eine oder andere der folgenden Maßregeln ergreifen: entweder sollten wir den Plan, den Panamakanal zu bauen, fallen lassen und sofort die Arbeit am Nicaraguakanal aufnehmen, oder wir sollten alle Rechte der französischen Gesellschaft aufkaufen und ohne weitere Unterhandlungen mit Columbien die Vollendung des Kanals betreiben, den die französische Kompanie begonnen hat. Nach meiner Empfindung liegt das letztere Verfahren im Interesse unseres Volkes, und

daher lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheit, damit Sie beschließen, was klug erscheint. Wenn es Ihrer Meinung nach besser ist, nichts derart zu unternehmen, so werde ich sogleich mit dem Nicaraguakanal beginnen.

Der Grund, weshalb ich für die oben bezeichnete Handlungsweise betreffs des Panamakanals eintrete, ist erstens das zuversichtliche Zeugnis der Sachverständigen, daß diese Route am leichtesten ausführbar sei, und zweitens die Unmöglichkeit, vom internationalen Standpunkt aus ein Verhalten zuzulassen, wie Columbien es uns gegenüber annehmen zu wollen scheint. Das Zeugnis der Sachverständigen bringt lebhaft zum Ausdruck nicht nur, daß die Panamaroute ausführbar ist, sondern auch, daß wir bei der Nicaraguaroute mancherlei unangenehme Überraschungen gewärtigen könnten, und daß es bei dieser letzteren Route weit schwieriger ist, den Erfolg mit einiger Sicherheit vorauszusagen. Was Columbiens Haltung anbetrifft, so ist sie völlig unverständlich, wenn man den Gedanken zugrunde legt, daß der Kanal auf der Basis gegenseitigen Vorteils für die, die ihn bauen, und für Columbien selbst gebaut werden soll. Wir wollen nichts weiter als die von der französischen Regierung begonnene Arbeit wieder aufnehmen und vollenden. Offenbar ist es Columbiens Pflicht, zu dieser Vollendung beizutragen. Es liegt uns sehr daran, zu einem Einvernehmen mit Columbien zu gelangen, in dem sehr gewissenhaft darauf Rücksicht genommen werden sollte, daß seine und unsere Interessen gewahrt werden. Aber wir können uns nicht damit einverstanden erklären, daß es die Ausführung des Werkes hindert, das sofort zu beginnen und durchzuführen so sehr in unserm Interesse liegt."

Kurz nachdem diese erste Niederschrift diktiert worden war, brach die Panamarevolution aus, und ich dachte nicht mehr daran, bis man gegen mich die Anschuldigung erhob, ich hätte die Revolution angeregt. Diese Beschuldigung ist widersinnig in den Augen eines jeden, der die tatsächlichen Verhältnisse in Panama kennt. Nur die Drohung, daß wir zugunsten Columbiens eingreifen würden, hatte die Revolution niedergehalten; sobald Columbiens eigenes Verhalten diese Drohung hinfällig machte, hörte jedes Hemmnis der verschiedenen revolutionären Bewegungen auf (es gab ihrer mindestens drei aus ganz verschiedenen Quellen); und da war ein Ausbruch unvermeidlich, denn die französische Gesellschaft wußte, daß all ihr Eigentum konfisziert werden würde, wenn Columbien seine Absichten durchsetzte, und die gesamte Bevölkerung Panamas fühlte, daß, wenn sich die Vereinigten Staaten aus Unwillen über die Erpressungen Columbiens Nicaragua zuwandten, sie, die Bewohner Panamas, zugrunde gerichtet wären. Da ich den Charakter der Leute, die damals an der Spitze der Columbischen Regierung standen, kannte, war ich über ihre Treulosigkeit nicht überrascht; aber mich überraschte ihre Torheit. Sie hatten anscheinend keine Vorstellung von der Macht Frankreichs oder der Macht der Vereinigten Staaten und glaubten, man würde ihnen gestatten, ungestraft

Freveltaten zu begehen, gerade wie Castro in Venezuela es getan hatte. Der Unterschied war nur, daß Columbien es in seiner Gewalt hatte, uns ernstlichen Schaden zuzufügen, wenn wir nicht zur Selbstverteidigung handelten, während Venezuela diese Gewalt nicht besaß. Columbiens Missetaten kamen daher auf sein eigenes Haupt. Damit wurde keine neue Lehre gegeben; es hätte schon jedem bekannt sein sollen, daß das Gemisch von Bosheit, Schwäche und Torheit nur selten der Strafe entgeht, und daß die Absicht unrecht zu tun, wenn sie sich mit der Unfähigkeit verbindet, die böse Absicht erfolgreich durchzuführen, sich stets und ständig gegen den Missetäter selbst kehrt.

Über die vollständige Geschichte der Erwerbung und des Baues des Kanals lese man „Das Panama-Tor“ (The Panama Gateway) von Joseph Bucklin Bishop (Scribner's Sons). Herr Bishop ist 8 Jahre lang Sekretär des Komitees gewesen und ist einer der tüchtigsten unter den vielen tüchtigen Männern gewesen, deren Arbeit auf dem Isthmus Amerika so viel verdankt.

Anhang 6.

(Zu Kapitel 15.)

I.

Die Trusts, das Volk und das ehrliche Spiel.

(Geschrieben, als Herrn Tafts Verwaltung einen Prozeß anstrengte, um den Stahltrust aufzulösen; einer der Gründe hierfür war die Erwerbung des Kohlen- und Eisentrusts in Tennessee durch den Stahltrust. Diese Maßregel wurde, als ich Präsident und Herr Taft ein Mitglied meines Kabinetts war, mit meinem Wissen ergriffen; damals protestierte er nie dagegen, vielmehr billigte er, soviel ich weiß, mein Vorgehen in diesem Falle wie im Falle des Harvester-Trusts und in allen ähnlichen Fällen.)

Der von der Regierung gegen den Stahltrust angestrengte Prozeß hat unserm Volk lebhaft die Notwendigkeit vor Augen geführt, unsere verwirrte Regierungspolitik gegenüber dem Geschäftsleben in Ordnung zu bringen. Als Präsident lenkte ich in Botschaften an den Kongreß wiederholt die Aufmerksamkeit jener Körperschaft wie auch des Publikums auf die Unzulänglichkeit des Antitrustgesetzes, das von selbst den Geschäftsverhältnissen nicht gerecht werden und dem Volke nicht sein Recht verschaffen könne, und ferner auf die Tatsache, daß es, wenn es nicht durch weitere Gesetze ergänzt würde, Unheil anrichten könne, ohne einen dementsprechenden Vorteil hervorzubringen. Ich empfahl so energisch als ich es vermochte, daß die Politik, die den Eisenbahnen gegenüber mit dem zwischenstaatlichen Handelsgesetz befolgt werde, von der Bundesregierung auch allen großen Geschäftsverbindungen gegenüber befolgt werden solle, und daß daher vor allen Dingen die Machtbefugnisse des Korporationsamtes bedeutend erweitert oder daß eine Regierungsbehörde oder Kommission geschaffen werden müßte mit Machtbefugnissen, die etwa denen der zwischenstaatlichen Handelskommission entsprächen, aber das gesamte Gebiet des zwischenstaatlichen Handelsverkehrs umfassen sollte — abgesehen vom Transportwesen, das durch Gesetz vom gewöhnlichen Handelsverkehr völlig getrennt gehalten werden muß, da es verboten ist, daß die Eisenbahn und der Handels-

betrieb demselben Eigentümer gehören. Schließlich bin ich auch immer der Meinung gewesen, daß es auch notwendig sein würde, der Bundesregierung volle Gewalt über die Organisation und Kapitalisation aller Geschäftsbetriebe zu geben, die sich mit dem zwischenstaatlichen Handel befassen.

Ein Mitglied meines Kabinetts, mit dem ich noch mehr als mit den verschiedenen Generalstaatsanwälten jede Einzelheit der Trustfrage besprach, war der einstige Minister des Innern, Herr James R. Garfield. Er schreibt mir über den gegen den Stahltrust angestrengten Prozeß folgendes:

„Vor dem Kongreßkomitee hat sich nichts ergeben, was mich zu glauben berechtigte, daß wir vom Richter Gary getäuscht wurden.

Dies ist meiner Meinung nach ein Fall, der deutlich den Unterschied zwischen zerstörendem Prozessieren und aufbauender Gesetzgebung beweist. Ich habe bisher noch keine volle Abschrift des Regierungsantrages vor Augen gehabt, aber unsere Zeitungen bringen nichts, was irgendwelchen ungehörigen oder unehrlichen Wettbewerb anzeigt, wie er sowohl im Falle des Petroleumtrusts wie auch des Tabaktrusts bestand. Wie ich höre, sind die Konkurrenten des Stahltrusts während der letzten 6 bis 7 Jahre ständig stärker geworden. Ferner hat der Prozentsatz des Geschäfts, das der Stahltrust ausführte, während jener Zeit abgenommen. Wie Sie sich erinnern werden, legte Richter Gary bei unserer ersten Zusammenkunft dar, daß es der Wunsch und die Absicht der Gesellschaft sei, sich dem Willen der Regierung zu unterwerfen; die Gesellschaft wollte durchaus dem Gesetz gehorchen, sowohl dem Geist wie dem Buchstaben nach. Während der Zeit, wo ich die Untersuchung leitete und wo wir in Washington waren, kenne ich keinen einzigen Fall, in dem der Stahltrust irgendeine gewünschte Auskunft verweigert hätte; im Gegenteil förderte er unsere Untersuchung auf jede mögliche Weise.

Die Stellung, die die Regierung jetzt einnimmt, ist geradezu vernichtend für den rechtmäßigen Geschäftsbetrieb, weil sie für einen umfangreichen Geschäftsbetrieb keine Verhaltungsmaßregel angibt. Es ist albern zu behaupten, daß die Gerichte solche Regeln aufstellen können. Die Gerichte können höchstens die einzelnen Handlungen, die zu ihrer Kenntnis gebracht werden, als gesetzlich oder ungesetzlich feststellen. Infolgedessen würde nach jahrelangem langweiligen Prozessieren noch keine unzweideutige Regel für das zukünftige Verhalten vorhanden sein. Dieses Verfahren hat es mit dem Plan, nicht mit dem Ergebnis zu tun und treibt die Geschäftsleute dazu, verschmitzte Pläne auszuarbeiten, deren jeder vor Gericht geprüft werden muß.

Ich habe noch keine bessere Methode gefunden, mit der Antitrustfrage fertig zu werden, als die, welche durch das Gesetz angegeben wurde, dem wir in den letzten Tagen Ihrer Verwaltung zustimmten. Jenes Gesetz sollte als Grundlage für weitere Gesetzgebung benutzt werden, und darauf könnte man weiterbauen, was mit Bezug auf die direkte

Beaufsichtigung durch die Bundesregierung entweder durch eine der zwischenstaatlichen Handelskommission ähnliche Kommission oder sonstwie angebracht erschiene."

Ehe ich mich der Sache selbst zuwende, möchte ich ein Wort über eine Seite des Regierungsprozesses gegen den Stahltrust sagen. Einer der Gründe für den Prozeß ist die Erwerbung des Kohlen- und Eisentrusts durch den Stahltrust, und nach Angabe der Regierungsbeamten, die den Prozeß führen, wird behauptet, daß ich mit Bezug auf diese Maßregel von den Vertretern des Stahltrusts irregeführt und daß mir die Tatsachen nicht genau oder zuverlässig dargestellt worden seien. Diese Behauptung trifft nicht zu. Ich glaubte damals, daß die Tatsachen in dem vorliegenden Falle so waren, wie sie mir seitens des Stahltrusts dargelegt wurden, und ich habe mich später davon überzeugt, daß dies richtig war. Ich glaubte damals, daß die Vertreter des Stahltrusts mir über den Wechsel, der in dem Prozentsatz des Geschäftsumfanges vor sich gehen würde, den die beabsichtigte Erwerbung dem Stahltrust geben würde, die Wahrheit sagten, und die weitere Untersuchung hat mich davon überzeugt, daß es der Fall war. Ich wurde nicht irregeführt. Die Vertreter des Stahltrusts sagten mir die Wahrheit darüber, welche Wirkung ihre Handlungsweise damals haben würde, und jede Behauptung, daß ich irregeführt worden sei oder daß die Vertreter des Stahltrusts mir über die Tatsachen nicht die volle Wahrheit gesagt hätten, widerstreitet selbst der Wahrheit. Im „Outlook" vom 19. August vorigen Jahres gab ich ausführlich den Bericht, den ich dem Untersuchungskomitee des Kongresses über diese Angelegenheit erstattet hatte. Dieser Bericht ist zutreffend, und ich bestätige von neuem alles, was ich darin gesagt habe, nicht nur über das, was sich ereignete, sondern auch darüber, daß ich von der Klugheit und Notwendigkeit meiner Handlungsweise überzeugt war — ja diese Handlungsweise war nicht nur klug und notwendig, sondern es wäre von jedem Standpunkt aus ein Unglück gewesen, wenn ich es unterlassen hätte, sie zu ergreifen. Auf Seite 137 des gedruckten Berichts über das Zeugnis vor der Kommission findet sich Richter Garys Darstellung der Zusammenkunft zwischen ihm, Herrn Frick und Herrn Root und mir. Diese Darstellung gibt die Tatsachen genau wieder. Es ist behauptet worden, der Kauf des Eigentums des Kohlen- und Eisentrusts von Tennessee durch den Stahltrust habe dem letzteren tatsächlich ein Monopol über die Eisengruben des Südens gegeben — das heißt über die Eisengruben südlich vom Potomac und Ohio. Nach meiner Kenntnis, die ich Grund habe für zuverlässig zu halten und die nicht leicht in Zweifel zu ziehen ist, besitzt von diesen Eisengruben im Süden der Stahltrust mit Einschluß des Eigentums, das er von dem Kohlen- und Eisentrust von Tennessee erworben hat, weniger als 20 Prozent — vielleicht nicht mehr als 16. Dieser Prozentsatz ist weit niedriger als der, den er an den Gruben am Oberen See besitzt, denn selbst nach Aufgabe der Hill-Pachtung wird er etwas mehr als

50 Prozent betragen. Nach meiner Ansicht und wenn, was ich für unmöglich halte, diese Zahlen nicht tatsächlich widerlegt werden können, hat die Erwerbung der Gruben des Kohlen- und Eisentrusts in Tennessee die Lage durchaus nicht insofern geändert, daß sie dem Stahltrust ein Monopol gab. Eine Aufstellung über den Prozentsatz der Produktion aller Arten von Fluß- und Gußstahl in den Vereinigten Staaten durch den Stahltrust und alle anderen Fabrikanten bietet sogar ein noch stärkeres Bild. Es wird noch stärker, als ich es in meinem Zeugnis vor dem Untersuchungskomitee zum Ausdruck brachte, denn ich war gewissenhaft darauf bedacht, Behauptungen aufzustellen, die, wenn sie überhaupt falsch waren, gegen meine eigene Stellung irrten. Aus den Produktionszahlen ergibt sich, daß im Jahre 1901 der Stahltrust etwa 66 Prozent der gesamten Produktion gegen etwas mehr als 34 Prozent aller anderen Fabrikanten produzierte. Dann nahm der Prozentsatz beständig ab, bis im Jahre 1906, dem Jahre vor der Erwerbung des Kohlen- und Eisentrusts, der Prozentsatz etwas weniger als 58 betrug. Trotz der Erwerbung jenes Trusts sank im folgenden Jahre 1907 der Prozentsatz um ein geringes, und dieses Sinken hielt an, bis im Jahre 1910 der Prozentsatz des Stahltrusts nur ein wenig mehr als 54 und der Prozentsatz aller anderen Stahlfabrikanten nur ein Bruchteil weniger als 46 beträgt. Von den $54\,{}^{3}/_{10}$ Prozent, die der Stahltrust produziert, kommen $1\,{}^{9}/_{10}$ Prozent auf den ehemaligen Kohlen- und Eisentrust von Tennessee. Mit andern Worten, diese Zahlen beweisen, daß die Erwerbung des Kohlen- und Eisentrusts die Lage nicht im geringsten änderte, und daß während der zehn Jahre, die die Erwerbung dieses Besitzes durch den Stahltrust einschließen, der Prozentsatz der gesamten Produktion seitens des Stahltrusts von fast 66 Prozent auf eine Kleinigkeit mehr als 54 Prozent zurückgegangen ist. Ich glaube nicht, daß man diese Zahlen erfolgreich bestreiten kann, und wenn dies nicht der Fall ist, so beweisen sie klar, daß die Erwerbung des Kohlen- und Eisentrusts nicht nur keine Änderung in dem Bestande des Stahltrusts herbeigeführt hat, sondern daß der Stahltrust während der zehn Jahre beständig an Monopolcharakter verloren und nicht gewonnen hat.

Soviel über die Tatsachen in diesem besonderen Falle. Nun zu dem allgemeinen Thema. Als meine Verwaltung begann, fand ich nicht nur, daß man das Antitrustgesetz nur wenig und das zwischenstaatliche Handelsgesetz kaum stärker in Anwendung gebracht hatte, sondern auch daß die Entscheidungen so verwirrt und die Gesetze selbst so unklar abgefaßt oder zum mindesten in so verschiedener Weise ausgelegt waren, daß die größten Geschäftsleute geneigt waren, beide Gesetze als leere Buchstaben zu behandeln. Die Reihe von Maßregeln, durch die es uns gelang, das zwischenstaatliche Handelsgesetz zu einem wirksamen und sehr nützlichen Werkzeug bei der Regelung des Transportes zu machen und die großen Eisenbahnen zur Redlichkeit anzuhalten, ohne ihnen unrecht zu tun — vielmehr sicherten wir sie geradezu gegen Unrecht —, braucht hier nicht aufgezählt zu werden.

Das Antitrustgesetz mußte ebenfalls angewendet werden, wie es nie zuvor angewendet worden war, einmal weil es Gesetz war, und zweitens weil es notwendig war, den Herren der größten Trusts im Lande die Überzeugung beizubringen, daß sie nicht über dem Gesetze standen und man ihnen dies auch nicht gestatten würde. Wo übrigens der Trust sich wirklich ungehörig benommen hat, dient das Gesetz als nützliche Handhabe, und in Fällen wie dem des Petroleum- und des Tabaktrusts bringt das Gesetz, wenn es wirksam angewendet wird, tatsächlich Gutes zustande.

Gegen die mächtigsten Trusts im Lande, die unserer Überzeugung nach offenbar und zweifellos das Antitrustgesetz verletzt hatten, wurden Prozesse angestrengt. Sie wurden sehr sorgfältig eingeleitet und nur, wenn wir uns unserer Tatsachen so sicher fühlten, daß wir des Erfolges so ziemlich gewiß sein konnten. In der Tat trugen wir in den meisten der wichtigen Prozesse den Sieg davon. Diese Prozesse mußten geführt werden, und viel Gutes wurde dadurch erreicht, denn nur sie brachten die großen Herren des Trustkapitals in Amerika zu der vollen Einsicht, daß sie die Diener und nicht die Herren des Volkes waren, daß sie dem Gesetz unterworfen waren und daß man nicht gestatten würde, daß sie sich selbst Gesetz waren. Die Trusts, gegen die wir einschritten, hatten nicht nur dadurch gesündigt, daß sie groß waren (das betrachteten wir an und für sich nicht als eine Sünde), sondern dadurch, daß sie sich eines ungehörigen Vorgehens gegen ihre Konkurrenten schuldig gemacht und sich ungehörige Vorteile von den Eisenbahnen verschafft hatten. Aber das Endergebnis hat bewiesen, daß das Antitrustgesetz nicht imstande ist, der Lage abzuhelfen, die sich infolge der modernen Geschäftsverhältnisse und des damit verbundenen gewaltigen Anwachsens in der geschäftlichen Verwendung ungeheurer Summen von Trustkapital ergeben hat. Wie ich schon sagte, war mir dies bereits klar, als ich Präsident war, und in meinen Mitteilungen an den Kongreß legte ich die Tatsachen wiederholt dar. Aber als ich diese Mitteilungen machte, gab es noch eine Menge von Leuten, die nicht glaubten, daß wir Erfolg haben würden in den Prozessen, die gegen den Petroleumtrust, den Tabaktrust und andere Korporationen eingeleitet worden waren, und es war unmöglich, dem Publikum in seiner Gesamtheit zu einer richtigen Erkenntnis der Lage zu verhelfen. Aufrichtige Eiferer, die der Meinung waren, daß alle Trusts vernichtet und die Verhältnisse des regellosen Wettbewerbs, wie er in alter Zeit bestand, wieder hergestellt werden könnten, unaufrichtige Politiker, die es besser wußten, aber sich den Anschein gaben, als ob sie glaubten, was sie nach der Meinung ihrer Wähler glauben sollten, schlaue Reaktionäre, die in den Gesetzbüchern Gesetze sehen wollten, die sie selbst für undurchführbar hielten, und die fast einmütigen Wallstreet-Leute oder die Vertreter der Hochfinanz, die damals mit gleicher Heftigkeit eine kluge und notwendige wie eine unkluge und ungeeignete Regelung des Geschäftsverkehrs bekämpften — sie alle eiferten gegen die Annahme einer gesunden, wirksamen und weitgreifenden Politik.

Es ist durchaus notwendig, daß die Leute, welche große Trusts von der Art des Petroleum- und des Tabaktrusts beherrschen, zu der Überzeugung gebracht werden, daß sie unter dem Gesetz stehen, gerade wie es notwendig war, daß dem Zuckertrust von Herrn Henry L. Stimson, dem Bundesanwalt in der Stadt New York, in drastischer Weise dieselbe Lehre erteilt wurde. Wenn man aber versucht, die ganze Frage nicht durch Verwaltungsmaßregeln seitens der Regierung, sondern durch eine Reihe von Prozessen in Angriff zu nehmen, und so eine dauernd befriedigende Lösung herbeiführen will, so ist das hoffnungslos. Ferner werden die Ergebnisse, die man erreichen will, nur in völlig ungenügender und unvollständiger Weise erreicht, wenn man alle großen Trusts, mögen sie sich gut oder schlecht benommen haben, in eine Anzahl kleiner Trusts auflöst, die, wie mit völliger Sicherheit anzunehmen ist, in großem Maße oder sogar vollständig unter denselben Einflüssen stehen werden. Ein solches Vorgehen ist hart und unheilvoll, wenn der Trust nichts weiter verbrochen hat, als daß er groß ist; wo dagegen, wie es beim Petroleum- und besonders beim Tabaktrust der Fall war, der Trust sich einer unmoralischen und antisozialen Handlungsweise schuldig gemacht hat, bedarf es weit kräftigerer und durchgreifenderer Maßregeln, als sie nach der kürzlich ergangenen Entscheidung des Oberbundesgerichts ergriffen worden sind. In dem Falle des Tabaktrusts z. B. läßt die Entscheidung des Bezirksgerichts, der die Vertreter der Regierung anscheinend zustimmen, tatsächlich alle Gesellschaften noch unter der Herrschaft der ursprünglichen 29 Angeklagten. Ein solches Ergebnis ist vom Standpunkt der Gerechtigkeit beklagenswert. Wenn die Entscheidung des Bezirksgerichts unangefochten bestehen bleibt, so bedeutet dies, daß der Tabaktrust nur gezwungen worden ist, die Kleider zu wechseln, daß keiner der wirklichen Missetäter eine Strafe erhalten hat, während, wie die New Yorker Times, eine trustfreundliche Zeitung, sagt, die Tabakgesellschaften in ihren neuen Kleidern ein behagliches und luxuriöses Leben führen und gegen gerichtliche Verfolgungen sicher sind.

Wenn man ein solches Ergebnis in Verbindung mit dem betrachtet, was das Oberbundesgericht von diesem Trust sagte, so ist der Ausdruck Rechtsbeugung sicherlich nicht zu stark dafür. Das Oberbundesgericht führte in seiner Entscheidung eine Sprache, die trotz der gewohnheitsmäßigen und strengen Zurückhaltung bei der Brandmarkung von Übeltaten doch ohne zu zögern den Tabaktrust wegen „moralischer Schädlichkeit" verurteilt und sagt, der Fall beweise eine „stets gegenwärtige Offenbarung . . . bewußten Unrechttuns" seitens des Trusts, dessen Geschichte „wimmle von Handlungen, die das Gesetz offenbar hatte verbieten wollen, . . . die anzeigten, daß von Anfang an die Absicht vorhanden gewesen war, den Tabakhandel völlig in die Gewalt zu bekommen, nicht durch die bloße Ausübung des gewöhnlichen Rechts auf Abmachungen und Handelsverkehr, sondern durch Methoden, die ersonnen waren, den Handel zu monopolisieren, indem man die Konkurrenz vernichtete; sie wurden rücksichtslos durchgeführt unter der Annahme,

daß der Erfolg sicher wäre, wenn man auf die Furcht oder Habgier der Konkurrenten spekulierte". Der Briefwechsel mehrerer Angestellten des Trusts, der zum Beweise vorgelegt wurde, zeigt, daß der Trust tatsächlich in haarsträubender Weise in verworfenen und gemeinen Geschäftsmethoden schwelgte — z. B. in dem „Versuch, in der Fabrik des Konkurrenten einen Streik zu erregen", oder in dem „Verschließen des Marktes" gegenüber einer unabhängigen Tabakfirma, indem man „die notwendigen Schritte ergriff, um ihr einen warmen Empfang zu bereiten" oder wenn man Importeure zu einem Abkommen über die Preise zwang, indem man „auf beliebig lange Zeit eine Demoralisierung des Geschäfts" veranlaßte und fortsetzte (ich zitiere nach den Briefen). Ein Trust, der sich eines solchen Benehmens schuldig macht, sollte durchaus aufgelöst werden, und der einzige Weg, die Wiederholung solcher Dinge zu verhindern, liegt in der strengen Beaufsichtigung durch die Regierung, nicht nur in Prozessen.

Das Antitrustgesetz ist der ganzen Lage nicht gewachsen, noch kann irgendeine Abänderung des Prinzips, nach dem das Antitrustgesetz geschaffen wurde, mit der ganzen Lage fertig werden. Tatsache ist, daß viele der Leute, die sich Fortschrittler genannt haben und die sich sicherlich dafür halten, in Wirklichkeit in dieser Hinsicht überhaupt keinen Fortschritt verkörpern, sondern eine Art aufrichtigen bäuerischen Torytums. Diese Leute halten es für möglich, durch Kräftigung des Antitrustgesetzes das Geschäftsleben zu den Konkurrenzverhältnissen, wie sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bestanden, zurückzuführen. Jeder derartige Versuch ist von vornherein zum Mißlingen verurteilt, und hätte er Erfolg, so wäre er im höchsten Grade schädlich. Der Geschäftsverkehr kann nicht erfolgreich in Übereinstimmung mit den Methoden und Theorien von vor 60 Jahren durchgeführt werden, wenn wir nicht den Dampf, die Elektrizität, die großen Städte, kurz nicht nur alle modernen Geschäfts- und Industrieverhältnisse, sondern auch alle modernen Errungenschaften unserer Zivilisation beseitigen. Der Versuch, die Konkurrenz auf den Standpunkt jener Zeit zurückzuschrauben und nur von dieser Zurückschraubung des Wettbewerbes das Heil zu erwarten, ist gerade so töricht, als ob wir zu den Steinschloßflinten von Washingtons Truppen als Ersatz für moderne Feuerwaffen zurückkehren wollten. Der Versuch, alle Trusts, gute oder böse, zu verhindern, muß fehlschlagen; wenn er gemacht wird, so bedeutet das nur, daß einige der schlimmsten Trusts nicht im Zaume gehalten und daß ehrliche Geschäfte behindert werden. Unser Ziel sollte nicht darin bestehen, den Geschäftsverkehr mit zu erdrosseln, wenn wir Trusts abwürgen, sondern die Trusts in einschneidender und wirksamer Weise zu regulieren, so daß wir den rechtmäßigen Geschäftsverkehr mit fördern, während wir die Interessen des gesamten Volkes vollkommen und durchgreifend stützen. Gegen alle solche Vermehrung der Regierungsaufsicht wird der Einwand erhoben, daß dies auf eine Art Sozialismus hinauskommen würde. Dieser Einwand ist alt, er deckt sich genau mit dem, der gegen die Schaffung der zwischen-

staatlichen Handelskommission und all der verschiedenen Kommissionen in den verschiedenen Staaten erhoben wurde, wie ich selbst vor dreißig Jahren gesehen habe, als ich Abgeordneter in Albany war und diese Fragen in Verbindung mit unserer Staatsregierung auftauchten. Auch kann ein einzelner Staat keine wirksamen Maßregeln ergreifen. Der Kongreß allein hat nach der Verfassung die Macht, wirksam und durchgreifend und überall den zwischenstaatlichen Handel zu regeln, und wo der Kongreß, wie er es sollte, Gesetze schafft, die der Nation die volle Gerichtsbarkeit auf dem ganzen Gebiete zusprechen, da wird jene Gerichtsbarkeit naturgemäß ein ausschließliches Recht — obwohl es eine müßige Erwartung ist, daß die Staaten sich mit der Untätigkeit seitens der Bundes- und der Staatsbehörden beruhigen, wenn der Kongreß nicht positiv und durchgreifend handelt. Dies gilt übrigens auch für die Behauptung, daß ein Zweig unserer Verwaltung sich die Rechte eines andern „anmaßt". Man behauptet, das Oberbundesgericht habe in diesen vor kurzem erfolgten Entscheidungen eine gesetzgebende Gewalt ausgeübt; das hat es auch getan und das mußte es tun, weil der Kongreß es offenbar verabsäumt hatte, seine Pflicht, Gesetze zu erlassen, zu erfüllen. Wenn das Oberbundesgericht einen Akt der Gesetzgebung als der Verfassung widersprechend als ungültig erklärt — es sei denn auf die klarsten Gründe hin —, so ist das eine Anmaßung von Gewalt; wenn ein solcher Akt in offenbar falschem Sinne ausgelegt wird, so ist das eine Anmaßung von Gewalt; aber wenn die gesetzgebende Körperschaft beständig ein Gebiet offen läßt, das vom Standpunkt des Volkes durchaus bearbeitet werden muß, so haftet dem oder den Beamten kein Makel an, wenn sie einschreiten, weil sie müssen, und wenn sie die notwendige Arbeit im Interesse des Volkes leisten. Der Makel haftet in solchen Fällen der Körperschaft an, die ihre Pflicht versäumt hat, und nicht der, die widerstrebend die Pflichtversäumnis gutmacht.

Vor einem Vierteljahrhundert sprach der Senator Cushman K. Davis, ein Staatsmann, der diesen Titel sehr wohl verdiente, ein Mann von höchstem Mute und von standhaftester Anhänglichkeit an die Prinzipien, die ein anspruchsvolles Pflichtgefühl aufgestellt hatte, ein unentwegter Anhänger der Demokratie, der von dem Pöbel ebensowenig einzuschüchtern war wie von den Plutokraten, und überdies ein Mann, der die kostbare Gabe der Phantasie besaß, eine Gabe, die für den Staatsmann ebenso wichtig ist wie für den Geschichtschreiber, in einer Ansprache bei der jährlichen Abgangsfeier in der Universität Michigan am 1. Juli 1886 folgendermaßen über die Trusts:

„Die Feudalherrschaft mit ihren Domänen, ihren steuerfreien Herren, ihren Vasallen, ihren Freiheiten und Privilegien, bekämpfte den emporstrebenden Geist der Menschheit und brach mit all ihrem Glanze zusammen. Ihr Geist schreitet noch heute über die Erde und wohnt noch heute in den Einrichtungen, in den großen Korporationen mit der Herrschaft über die Straßen, mit dem Besitz großer Landstriche, mit ihrer Macht Steuern zu

erheben, mit ihrer höhnischen Verachtung des Gesetzes, mit ihrer Zaubergabe, höchst begabte Leute in die goldene Sklaverei zu zwingen, mit ihrer Befleckung des Richtertalars und des Kleides des Senators, mit ihrer Anhäufung so gewaltiger Reichtümer auf einen einzigen Mann, daß Krösus dagegen als ein armer Schächer erscheint, mit ihren auserwählten bezahlten und geschickten Vasallen, die durch die Botschaft der Elektrizität zusammengerufen werden und auf den Schwingen des Dampfes herbeieilen. Wenn wir in den Ursprung der Feudalherrschaft und der modernen Korporationen eindringen — jener Dromios der Geschichte —, so finden wir, daß die erstere ihren Ursprung hatte im strengen Paternalsystem, das moderne Volkswissenschaftler verspotten, und daß die letzteren aus einer ungezügelten Freiheit des Handelns, des rücksichtslosen Vorgehens und der Entwicklung hervorgegangen sind, die sie als das echte Ideal der politischen Weisheit empfehlen. Laissez faire, sagt der Professor, wenn es oftmals ein Binden und Knebeln bedeutet, damit der Stärkste seinen Willen durchsetzen kann. Es ist eine Rechtfertigung für das Überleben des Passendsten — dafür, daß das stärkste Männchen durch einen Vernichtungsprozeß Besitz ergreift von der Herde. Wenn wir diesen Schlachtruf des politischen Kampfes prüfen, so finden wir, daß er auf der Vorstellung von dem göttlichen Recht des Eigentums beruht, sowie darauf, daß ältere oder begünstigtere oder flinkere oder reichere Männer oder Völker den Grundbesitz, die Naturkräfte, die Maschinen und alle Funktionen dessen, was wir als Zivilisation bezeichnen, von vornherein in Besitz nehmen. Manche dieser Leute, die wirklich groß sind, verfolgen diese Vorstellungen mit unentwegter Unerschrockenheit bis zum logischen Schluß."

Als Senator Davis sprach, hatten nur wenige Männer von großer Macht das Verständnis und die Sehergabe, die nötig sind, um die Drohung zu verstehen, die in dem Wachsen der Korporationen liegt; und die Männer, die das Übel wirklich sahen, kämpften blindlings, um es loszuwerden, nicht indem sie der neuen Lage mit neuen Methoden offen entgegentraten, sondern indem sie auf dem durchaus vergänglichen Versuch beharrten, zu vernichten, was die modernen Verhältnisse völlig unvermeidlich gemacht hatten. Senator Davis gab sich einer solchen Täuschung nicht hin. Er sah genau, daß es durchaus unmöglich war, zurückzukehren zu einem überlebten sozialen Standpunkt, und daß wir endgültig die Laissez-faire-Theorie in der Volkswirtschaft aufgeben und furchtlos für ein System der vermehrten Regierungsaufsicht eintreten müssen, ohne uns um das Geschrei der würdigen Leute zu kümmern, die so etwas als sozialistisch erklären. Er sah, daß es, um dem unvermeidlichen Anwachsen der Gewalt der Trusts, die durch die modernen Industrieverhältnisse hervorgerufen war, zu begegnen, notwendig sein würde, in gleicher Weise die Tätigkeit der höchsten Gewalt zu vermehren, die allein solche Trusts beaufsichtigen könnte. Wie man mit Recht gesagt hat, besteht der einzige Weg, mit einem Milliardentrust fertig zu werden, darin, daß man den Schutz einer Hundert-Milliarden-Regierung an-

ruft, d. h. den der Bundesregierung; denn die Regierung keines Einzelstaates ist stark genug, zugleich den Trusts Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und von ihnen Gerechtigkeit zu verlangen. In seiner wunderbaren Ansprache, die neu gedruckt und allgemein verbreitet werden sollte, sagte Senator Davis auch:

„Die Freiheit des Individuums ist durch den logischen Prozeß, der sie erhalten sollte, vernichtet worden. Wir sind zu einer politischen Vergötterung des Mammons gelangt. Das Laissez faire ist nicht durchaus zu tadeln. Es zeugte die moderne Demokratie und ermöglichte die moderne Republik; daran ist nicht zu zweifeln. Aber damit erreichte es den Höhepunkt seiner politischen Wohltätigkeit und begann sich dem Punkte zuzuneigen, wo die Extreme sich begegnen ... Auf die Aufforderung, das Volk in seiner Gesamtfähigkeit zur Regierung solle sein unveräußerliches Recht zur Selbstverteidigung ausüben, wird jedesmal gesagt, damit rühre man an die heiligen Rechte des Eigentums."

Der Senator fährt dann fort, wir hätten es jetzt mit einer Oligarchie des Reichtums zu tun, und die Regierung müsse so viel Kraft entfalten, um imstande zu sein, die Aufgabe zu erledigen.

Nur wenige werden die Tatsache bestreiten, daß die gegenwärtige Lage unbefriedigend ist und nicht auf eine dauernd befriedigende Grundlage gestellt werden kann, wenn wir nicht aufhören, im Dunklen zu tappen, und wenn wir uns nicht für eine feste Politik erklären, eine Politik, die Übeltaten deutlich kennzeichnet und bestraft, den Unbilligkeiten, welche im Namen des Geschäfts geschehen, ein Ziel setzt, aber das Geschäft durchaus mit Billigkeit behandelt. Wir verlangen, daß der Geschäftsbetrieb im großen dem Volke ehrliches Spiel gewährt; dafür müssen wir darauf bestehen, daß jeder, der Geschäfte im großen betreibt und ehrlich bestrebt ist, recht zu handeln, selbst ehrliches Spiel erhält; und die erste und wesentlichste Art des ehrlichen Spiels besteht darin, daß man ihn von vornherein voll aufklärt über das, was er gesetzmäßig und anständigerweise tun kann und was er nicht tun darf. Es ist abgeschmackt und noch schlimmer als das, wenn man den, der absichtlich die Gesetze verletzt, genau ebenso behandelt wie den, der bestrebt ist, dem Gesetz zu gehorchen, dessen einziges Verlangen darauf gerichtet ist, von einer zuständigen Regierungsbehörde zu erfahren, was gesetzlich erlaubt ist, und sich dann danach zu richten. Ferner ist es abgeschmackt, den Umfang eines Trusts an und für sich als ein Verbrechen zu behandeln. Wie Richter Hook in seiner Meinungsäußerung bei Gelegenheit des Petroleumtrustprozesses sagt: „Die Größe des Geschäfts allein stellt nicht ein Monopol dar ..., wenn das Genie und der Fleiß eines Mannes sich an den moralischen Maßstab halten, so haben sie noch immer volles Spiel, und was er erreicht, ist sein ... Erfolg und Größe des Geschäftes, der Lohn für anständige und ehrliche Bemühung (sind nicht verboten) ... (das Wohl des Volkes wird nur bedroht, wenn der Erfolg erreicht wird) durch unrechte oder ungesetzliche Methoden." Ihre Größe

kann eine Korporation zu einer möglichen Drohung für das Gemeinwesen machen und tut es meiner Ansicht nach auch; daher kann es — und sollte es meiner Meinung nach auch — für das Gemeinwesen notwendig werden, durch seine Verwaltungsbeamten (nicht nur durch die Richter) eine strenge Aufsicht über jede Korporation auszuüben, um darauf zu halten, daß sie nicht auf Abwege gerät; aber die Größe an und für sich ist kein Anzeichen für Übeltaten und sollte nicht in diesem Sinne betrachtet werden.

Jede übergroße Korporation, die ihre Stellung durch ungehörige Methoden und durch Beschränkung der Rechte anderer, durch entwürdigendes korruptes Verhalten, kurz durch reine Niederträchtigkeit und durch Freveltaten errungen hat, sollte nicht nur auseinandergerissen werden, sondern es sollte geradezu die Aufgabe einer Verwaltungsbehörde sein, durch beständige Überwachung darauf zu sehen, daß die einzelnen Teile nicht wieder zusammenkommen — es sei denn, daß sie unter so strenger Aufsicht ständen, daß das Gemeinwesen dadurch gegen jede Wiederholung ihres schlechten Verhaltens gesichert wäre; auch sollte man nie gestatten, daß die Teile so wieder zusammenkommen, solange sie unter dem Einfluß der ursprünglichen Missetäter stehen, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß man diesen Leuten vom Standpunkt des Volkes nicht die Macht anvertrauen kann, die mit der Leitung einer großen Korporation verbunden ist. Aber nichts von Bedeutung gewinnt man dadurch, daß man eine große zwischenstaatliche und internationale Organisation, die sich nichts weiter hat zuschulden kommen lassen als daß sie groß ist, in eine Anzahl kleiner Betriebe auseinanderreißt, ohne überhaupt einen Versuch zu machen, die Art und Weise, wie diese Betriebe in ihrer Gesamtheit ihr Geschäft betreiben sollen, zu regeln. Nichts gewinnt man dadurch, daß man das amerikanische Volk guter Waffen beraubt, mit denen man auf dem großen Felde der internationalen Konkurrenz kämpfen kann. Wer die Tage der unbeschränkten und ungeregelten Konkurrenz wieder zurückzuführen sucht, und wer glaubt, daß in dem bloßen Auseinanderreißen aller großen Korporationen, einfach weil sie groß sind, ein Allheilmittel für unsere industriellen und volkswirtschaftlichen Schäden zu finden ist, versucht nicht nur das Unmögliche, sondern etwas, das, wenn es überhaupt möglich wäre, nicht wünschenswert sein würde. Solche Leute handeln, wie wir handeln würden, wenn wir versuchten, den Mississippilauf zu versperren oder völlig zu hemmen. Der Versuch würde sicher ein Mißerfolg und ein Unglück sein; wir hätten das Unmögliche versucht und hätten so nichts oder noch weniger als nichts erreicht. Wenn wir aber längs des Flusses Dämme bauen und nicht versuchen, ihn zu versperren, sondern ihn zu regulieren, so können wir unser Ziel erreichen und durch unsere Handlungsweise unschätzbare Segnungen herbeiführen.

Unser Volk sollte endgültig das Verfahren beobachten, nicht die bloße Tatsache des Zusammenschlusses, sondern die Übel und Missetaten anzugreifen, die so häufig den Zusammenschluß begleiten. Die Tatsache, daß eine Kor-

poration sehr groß ist, ist Grund genug dafür, sie genau und eifersüchtig zu überwachen, weil ihre Größe sie instand setzt, Unheil anzurichten; aber sie sollte nur bestraft werden, wenn sie tatsächlich Unheil anrichtet; sie sollte nur soweit überwacht und beaufsichtigt werden, daß wir, das Volk, gegen dieses Unheilanrichten gesichert sind. Wir sollten nicht nach einer Politik des regellosen Wettbewerbs und der Vernichtung aller großen Korporationen, d. h. all der erfolgreichsten Geschäftsbetriebe des Landes, streben. Auch sollten wir nicht auf dem hoffnungslosen Verfahren beharren, zu versuchen, diese Betriebe nur durch Prozesse zu regeln, deren jeder mehrere Jahre dauert und deren Ergebnisse ungewiß sind. Wir sollten ein Verfahren der Überwachung, Beaufsichtigung und Regulierung dieser großen Korporationen annehmen, einer Regulierung, die wir, wenn es nötig ist, unerschrocken sogar so weit ausdehnen sollten, daß wir die Monopolpreise überwachen, gerade wie in Ausnahmefällen schon jetzt die Eisenbahntarife reguliert werden. Entweder sollte man das Korporationsamt beauftragen oder eine der zwischenstaatlichen Handelskommission ähnliche Regierungsbehörde schaffen, um diese Überwachung, diese behördliche Beaufsichtigung auszuüben. Wenn durch solche Überwachung einmal das unmoralische Geschäftsgebaren ausgerottet ist, wird die Konkurrenz dadurch wieder aufleben als ein gesunder Faktor, wenn auch nicht wie früher als ein allein genügender Faktor, um die allgemeine Geschäftslage gesund zu erhalten. Wo immer noch jetzt unmoralische Geschäftsmethoden herrschen — wie sie bei dem Petroleumtrust und beim Tabaktrust herrschten —, kann das Antitrustgesetz angerufen werden; und wo ein solcher Prozeß erfolgreich ist und die Gerichte erklären, daß eine Korporation einen monopolistischen Charakter besitzt, da sollte die betreffende Korporation völlig aufgelöst werden, und die Teile sollten nie wieder zusammenkommen, es sei denn unter Bedingungen und Umständen, die die Regierungsbehörde, der die Aufsicht obliegt, vorschreibt. Es lassen sich leicht Methoden ersinnen, durch die sich Korporationen, welche aufrichtig, anständig und ehrlich zu handeln wünschen, aus freien Stücken dieser durchgreifenden Regierungsaufsicht unterwerfen und sich dadurch von der Wirksamkeit des Antitrustgesetzes befreien können. Aber das Gesetz wird bestehen bleiben, damit man es gegen Missetäter anrufen kann, und unter solchen Umständen könnte es weit energischer und erfolgreicher angerufen werden als jetzt.

Es ist nicht notwendig, in einem Artikel wie dem vorliegenden den Versuch zu machen, einen solchen Plan im einzelnen auszuarbeiten. Sicherlich läßt er sich ausarbeiten. Übrigens muß meiner Meinung nach ein solcher Plan ausgearbeitet werden, sonst wird im Geschäftsleben weiter das Chaos herrschen. Vergehen, wie sie sich der Petroleumtrust und besonders der Tabaktrust zu schulden kommen ließen, sollten nicht nur bestraft werden, sondern sie sollten womöglich an der Person der Haupturheber und derer, die daraus Nutzen zogen, heimgesucht werden, und zwar weit strenger als jetzt. Aber die Strafe sollte nicht der einzige oder auch nur der Haupt-

zweck sein. Unser Ziel sollte eine Politik des Aufbauens, nicht des Zerstörens sein. Unser Ziel sollte nicht darin bestehen, die Leute zu strafen, die eine große Korporation erfolgreich gemacht haben, nur weil sie sie groß und erfolgreich gemacht haben, sondern darin, eine so durchgreifende Aufsicht und Überwachung auszuüben, daß ihre Geschäftsklugheit im Interesse des Volkes und nicht gegen die Interessen des Volkes verwendet wird. Schließlich bin ich der Ansicht, daß diese Aufsicht zweifellos direkt oder indirekt auf die Behandlung aller Fragen ausgedehnt werden sollte, die mit ihrem Verhalten gegen ihre Angestellten einschließlich der Löhne, der Arbeitszeit usw. zu tun haben. Vom Standpunkt der Direktoren, der Aktionäre und der Angestellten verträgt sich die richtige Behandlung einer Korporation nicht nur damit, daß man von ihr die wertvollsten Dienste für das Volk erhält, sondern wenn der Versuch in kluger Weise gemacht wird, so ist er für die Korporation wie für das Publikum eine Wohltat. Der Erfolg Wisconsins in der Behandlung der Korporationen innerhalb seines Gebietes — so daß ihnen Gerechtigkeit widerfuhr und sie dafür dem Publikum Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten — ist auffallend gewesen, und unser Volk sollte eine fortschrittliche, im wesentlichen der von Wisconsin ähnliche Politik annehmen, die man dort nicht nur theoretisch aufgestellt, sondern mit so offenbarem Erfolge in der Praxis angewendet hat.

Ich wiederhole also, es ist praktisch unmöglich, und wenn es möglich wäre, würde es unheilvoll und unerwünscht sein, wenn man versuchte, alle Trusts auseinanderzureißen, nur weil sie groß und erfolgreich sind, und das Geschäftsleben des Landes in die Verhältnisse der Mitte des 18. Jahrhunderts zurückzuführen, wo zwischen kleinen und großen Geschäftsbetrieben eine lebhafte und regellose Konkurrenz herrschte. Ein solcher Versuch bedeutet nicht Fortschritt, sondern einen unverständigen, wenn auch vielleicht durchaus wohlmeinenden Konservativismus. Überdies muß der Versuch, ein Gesetz nur durch Prozesse und Gerichtsentscheidungen zur Anwendung zu bringen, mit offenbarem Mißerfolg enden und inzwischen Verzögerungen und Unsicherheit mit sich bringen und auf scharfes Prozessieren einen Preis setzen. Ein solcher Versuch bietet für den Schuldigen keine angemessene Strafe und bringt dem Unschuldigen doch schweren Schaden. Außerdem verfehlt er durchaus, jene Öffentlichkeit herbeizuführen, die eins der besten Nebenprodukte der Aufsicht durch Regierungsbeamte bildet, die Öffentlichkeit, welche nicht nur an und für sich gut ist, sondern auch die Unterlagen für jede weitere Tätigkeit bietet, die etwa notwendig sein sollte. Wir müssen sofort und endgültig eine Politik aufstellen, die großen Korporationen gegenüber, welche sich anständig verhalten und keine Drohung bilden — abgesehen von der, die notwendigerweise in jeder sehr großen und sehr gut geleiteten Korporation vorhanden ist —, nicht nach ihrer Vernichtung, sondern nach ihrer Regulierung und Überwachung trachtet, so daß die Regierung sie in einer Weise beaufsichtigt, die die Interessen des gesamten Publikums einschließlich der Produzenten, der Konsumenten und Arbeiter

genügend sicherstellt. Diese Aufsicht sollte, wenn es nötig ist, in den äußersten Fällen so weit getrieben werden, daß auch Monopolpreise überwacht werden, wie es jetzt mit den Eisenbahntarifen geschieht, obwohl man diese Gewalt nicht anwenden sollte, wenn es sich vermeiden läßt. Das Gesetz sollte klar, unzweideutig und bestimmt sein, so daß ehrliche Leute nicht in die Lage kommen können, daß sie es unwissentlich verletzen; kurz, unser Ziel sollte darin bestehen, die großen Träger des modernen Geschäftsverkehrs nicht zu vernichten, sondern im Interesse des Volkes wirksam und durchgreifend zu regulieren und zu beaufsichtigen. Sie zu vernichten, heißt das allgemeine Wohl des Staates vernichten, und sie zu regeln und zu beaufsichtigen ist für das allgemeine Wohl durchaus notwendig. Der Wettbewerb wird ein sehr wichtiger Faktor bleiben, wenn wir einmal die ungehörigen Geschäftsmethoden, das verbrecherische Eingreifen in die Rechte anderer, beseitigt haben, das allein manche angeschwollenen Trusts instand setzte, ihre Konkurrenten zu zermalmen — und nebenher werden auch die „Konservativen" gut tun daran zu denken, daß diese ungehörigen und unbilligen Methoden, die große Finanzleute angewendet haben, mehr dazu beigetragen haben, die Unzufriedenheit des Volkes mit den besitzenden Klassen herbeizuführen, als alle Reden aller sozialistischen Redner des Landes zusammen.

Ich habe oben von der wundervollen Rede des Senators Davis gesprochen, die er vor einem Vierteljahrhundert gehalten hat. Senator Davis' einstiger Kollege, Frank B. Kellogg, der Regierungsanwalt, der so viel dazu beigetragen hat, um für die Regierung in ihren Prozessen mit den Trusts den Sieg zu gewinnen, hat vor kurzem vor dem Palimpsest-Klub in Omaha über dieses Thema eine ausgezeichnete Rede gehalten; Herr Prouty von der zwischenstaatlichen Handelskommission hat neulich in seiner Rede vor dem Klub der Kongregationalisten in Brooklyn die Sache von der aufbauenden Seite betrachtet; und in dem Protokoll der amerikanischen Rechtsanwaltsvereinigung für 1904 findet sich eine prächtige Darlegung über die Notwendigkeit einer durchgreifenden Bundesaufsicht über Korporationen, die in mehreren Staaten Handel treiben; der Verfasser ist Professor Horace L. Wilgus von der Universität Michigan. Die Bundesregierung beaufsichtigt die zwischenstaatlichen Eisenbahnen, und sie kann in ähnlicher Weise durch eine geeignete Behörde alle die industriellen Organisationen beaufsichtigen, die sich mit dem zwischenstaatlichen Handel befassen. Diese Aufsicht sollte nicht von den Gerichten, sondern von einer Verwaltungsbehörde ähnlich dem Korporationsamt oder der zwischenstaatlichen Handelskommission ausgeübt werden; denn die Gerichte können nicht gut auf die Dauer die vollziehende Gewalt und die Funktionen der Verwaltungsbehörden ausüben.

II.

Die Beaufsichtigung der Trusts und „Die neue Freiheit".

In seinem Buch „Die neue Freiheit" und in den Zeitschriftenartikeln, aus denen es besteht und die erschienen, unmittelbar nachdem er Präsident

geworden war, griff Herr Woodrow Wilson mich und die fortschrittliche Partei ohne jede Veranlassung an, und zwar in Verbindung mit dem, was nach seiner Behauptung die Politik jener Partei bezüglich der Trusts war, sowie wegen meiner Stellung zu den Trusts während meiner Präsidentschaft.

Es widerstrebt mir, zu Beginn seiner Verwaltung irgend etwas über Präsident Wilson zu sagen, wenn ich nicht lobend von ihm sprechen kann. Ich habe es seit der Wahl gewissenhaft vermieden, irgend etwas zu sagen oder zu tun, das selbst bei falscher Auslegung ihm das geringste Hindernis hätte in den Weg legen können. Es liegt im Interesse des Landes, daß er in seinem Amte Erfolg hat. Ich wünsche ihm von Herzen Erfolg, und ich werde herzlich gern jede seiner Maßregeln unterstützen, die nach meiner Meinung im Interesse des amerikanischen Volkes liegt. Wenn aber Herr Wilson innerhalb der ersten vierzehn Tage nach der Einführung in das Präsidentenamt sich zu einer öffentlichen falschen Darstellung dessen verleiten läßt, was ich gesagt habe und wofür ich eintrete, so zwingt er mich, seine Darlegungen richtigzustellen.

Herr Wilson beginnt seinen Artikel mit der Bemerkung, die fortschrittliche „Lehre sei, daß das Monopol unvermeidlich ist und daß das Volk der Vereinigten Staaten nichts anderes tun kann, als sich ihm zu unterwerfen". Diese Behauptung hat nicht die geringste tatsächliche Grundlage. Ich fordere ihn auf, einen Satz in dem Programm der Fortschrittspartei oder in irgendeiner meiner Reden aufzuweisen, der ihm recht gibt. Ich kann ihm eine ganze Reihe anführen, die ihm geradezu widersprechen. Wir haben nie über die Monopole die Behauptung aufgestellt, die er uns zuschreibt. Wir haben gesagt: „Die Korporation ist ein wesentlicher Teil des modernen Geschäftsbetriebs. Die Konzentration des modernen Geschäftsbetriebes ist in gewissem Grade sowohl unvermeidlich als auch für den nationalen und internationalen Erfolg im Geschäftsverkehr notwendig." Leugnet Herr Wilson dies? Mag er geradezu ja oder nein sagen. Es ist für einen Politiker, der auf einer falschen Behauptung ertappt wird, leicht, sich hinter ausweichenden rhetorischen Redensarten zu verstecken. Aber Herr Wilson ist Präsident der Vereinigten Staaten, und als solcher ist er verpflichtet zu klarer Aussprache über jeden Gegenstand von öffentlichem Interesse, den er selbst angeschnitten hat. Wenn er anderer Ansicht ist als wir, so mag er offen und logisch sein und dem Kongreß empfehlen, daß alle Trusts für ungesetzlich erklärt werden. Herrn Wilsons ganzer Angriff beruht hauptsächlich auf einer geschickten, aber ganz und gar nicht geistreichen Verwechslung dessen, was wir über das Monopol gesagt haben, das wir soweit als möglich zu beseitigen vorschlagen, mit dem, was wir von den großen Trusts gesagt haben, die wir zu regulieren vorschlagen; Herrn Wilsons eigene Vorschläge, die er nur unbestimmt formuliert, gehen dahin, die Vernichtung beider zu versuchen, und zwar in einer Weise, die keinem von beiden schaden würde. In unserm Programm gebrauchen wir das Wort Monopol nur einmal, und da sprechen wir davon als von

einem Mißbrauch der Gewalt und stellen es zusammen mit dem Verwässern von Aktien, unlauterem Wettbewerb und ungehörigen Privilegien. Leugnet Herr Wilson dies? Wenn er es tut, wo sprechen wir dann sonst seiner Behauptung nach vom Monopol in der Weise, wie er angibt? Sicherlich schuldet er dem Volk der Vereinigten Staaten eine offene Antwort auf diese Frage. In meiner Rede, mit der ich die Kandidatur annahm, sagte ich: „Wir begünstigen die Kräftigung des Sherman-Gesetzes dadurch, daß wir verbieten: Abmachungen, um Ländergebiete zu verteilen oder die Produktion zu beschränken; die Weigerung, an Kunden zu verkaufen, die bei Konkurrenten kaufen; in gewissen Gegenden unter dem Herstellungspreise zu verkaufen und zugleich an andern Orten höhere Preise zu halten; sich der Macht der Transportgesellschaften zu bedienen, um bestimmte Geschäftsbetriebe zu fördern oder zu schädigen, und alle andern ungehörigen Handelsmethoden.“ Das Programm verpflichtet uns, „für alle in gleicher Weise die amerikanischen Handelsstraßen zu schützen und offen zu halten“. Dies ist geradezu die Verneinung des Monopols. Wenn Herr Wilson nicht gerüstet ist, das Gegenteil zu beweisen, so ist er sicherlich als Ehrenmann verpflichtet, offen zuzugeben, daß er sich zu einer falschen Darstellung hat verleiten lassen, und sie richtigzustellen.

Herr Wilson sagt, während der letzten sechzehn Jahre habe die Nationalverwaltung tatsächlich unter der Herrschaft der Trusts gestanden, und die großen Geschäftsleute hätten bereits die Regierung in die Tasche gesteckt. Eine solche Behauptung könnte man vielleicht, als eine bloße Redensart, einem Kandidaten, der sich um ein Amt bewirbt, verzeihen — obwohl es eine Behauptung ist, wie ich selbst sie mir nie und unter keinen Umständen, auf der Rednerbühne oder im Privatgespräch, über einen Gegner gestattet habe, wenn ich nicht in der Lage war, sie mit klaren Tatsachen zu stützen. Aber der Angriff gewinnt noch an Ernst, wenn er absichtlich und kaltblütig von einem Manne erhoben wird, der gerade Präsident ist. Ich habe in diesem Bande meine Beziehungen zu den Trusts dargelegt. Ich fordere Herrn Wilson auf, irgend etwas von dem, was ich gesagt habe, zu widerlegen oder irgendwelche Trusts oder großen Geschäftsleute namhaft zu machen, die während meiner Präsidentschaft die Regierung beherrschten oder in irgendeiner Weise beaufsichtigten oder in die Tasche steckten. Er muß Einzelfälle anführen, wenn seine Worte nach ihrem vollen Wert aufgefaßt werden — und ich wage von vornherein zu behaupten, daß die Albernheit eines solchen Angriffs allen meinen Mitbürgern, Herrn Wilson nicht ausgenommen, offenkundig ist.

Herr Wilson sagt, die neue Partei sei gegründet worden „unter der Führung des Herrn Roosevelt, mit besonderer Unterstützung — ich erwähne das nicht mit satirischer Absicht, sondern nur, um die Tatsachen genau wiederzugeben — des Herrn George W. Perkins, des Gründers des Stahltrusts“. Ob Herr Wilson eine Satire beabsichtigte oder nicht, ist hier gleichgültig; aber ich mache ihn auf die Tatsache aufmerksam, daß es

ihm offensichtlich und auffällig mißlungen ist, „die Tatsachen genau wiederzugeben". Herr Perkins war nicht der Gründer des Stahltrusts, und als dieser organisiert wurde, hatte er keinerlei Beziehung zu ihm oder zu den Morgan-Leuten. Das ist wohl bekannt, und es ist immer und immer wieder vor Kongreßkomitees bezeugt worden, in denen Herrn Wilsons Freunde den Haupteinfluß ausübten; sie versuchten etwas gegen Herrn Perkins ausfindig zu machen. Wenn Herr Wilson nicht weiß, daß meine Angabe richtig ist, so sollte er es doch wissen, und es gibt keine Entschuldigung für ihn, wenn er eine solche falsche Behauptung aufstellt, wie er es getan hat, ohne auch nur den Schimmer eines Beweises dafür zu haben. Herr Perkins gehörte von Anfang an dem Harvester-Trust an, aber warum sagt Herr Wilson, während er auf diese Tatsache hinweist, nicht auch noch, daß er der einzige Mann in jenem Trust war, der mich unterstützte, und daß der Präsident des Trusts Herrn Wilson selbst auf das eifrigste unterstützt hat? Es ist unehrlich, wenn man versucht, diese Tatsachen zu verheimlichen und gewöhnliche Bürger darüber irrezuführen. Sowohl unter der Verwaltung des Herrn Taft wie der des Herrn Wilson hat man sich Herrn Perkins ganz besonders als Angriffsgegenstand erkoren, offenbar nicht, weil er dem Harvester- und dem Stahltrust angehörte, sondern weil er allein unter den führenden Männern der beiden Trusts unerschrocken die einzige Partei unterstützte, die wirklich eine Aussicht darauf bot, das Übel der Trusts in Schranken zu halten.

Herr Wilson behauptet, die Fortschrittler hätten „ein Programm, das den Monopolen durchaus angenehm sei".

Der deutliche und nicht mißzuverstehende Schluß, der aus diesem und ähnlichen Sätzen in seinem Artikel zu ziehen ist, und der Schluß, den man seiner Meinung nach offenbar ziehen soll, ist, daß die großen Trusts den fortschrittlichen Plan billigten und den fortschrittlichen Kandidaten unterstützten. Wenn Präsident Wilson nicht ganz genau weiß, daß dies nicht der Fall ist, so ist er das einzige vernünftige Wesen in den Vereinigten Staaten, das so unwissend ist. Jedermann weiß, daß die überwältigende Mehrzahl der Direktoren der großen Trusts ihn oder Herrn Taft unterstützten. Es ist ebenso wohlbekannt, daß bei den Trusts, die er erwähnt, dem Stahl- und dem Harvester-Trust, nur ein einziger Mann irgendwie an der Wahlkampagne der Fortschrittspartei teilnahm, und daß fast alle übrigen, etwa dreißig an Zahl, gegen uns waren und einige von ihnen, darunter der Präsident des Harvester-Trusts, offen und begeistert für Herrn Wilson selbst eintraten. Wenn er überhaupt die Zeitungen liest, muß er wissen, daß tatsächlich jeder Mann, der die großen Finanzinteressen des Landes vertrat, und ausnahmslos jede Zeitung, die unter dem Einfluß von Wall-Street oder State-Street stand, entweder ihn oder Herrn Taft tatkräftig unterstützte und durchaus bereit war, einen von beiden anzunehmen, wenn sie es nur verhindern konnten, daß die Fortschrittspartei zur Macht gelangte und ihr Programm verwirklichte.

Herr Wilson sagt von dem Trustgrundsatz in jenem Programm, daß er „das Monopol nirgends verurteile, es sei denn mit Worten". Woraus sonst sollte wohl ein Programm bestehen? Erwartet Herr Wilson, daß wir algebraische Zeichen benutzen? Diese Kritik ist ganz ebenso als wenn er sagte, die Verfassung oder die Unabhängigkeitserklärung enthalte nichts als Worte. Das fortschrittliche Programm enthielt Worte, und die Worte waren wunderbar geeignet, Gedanken, Sinn und Zweck auszudrücken. Herr Wilson sagt, schon vor langer Zeit hätte ich „die Trusts für uns in gute und schlechte eingeteilt", und er sagt weiter, daß ich „nur die schlechten gefürchtet hätte". Herr Wilson würde gut daran tun, genau anzuführen, was ich gesagt habe und wo ich es gesagt habe, denn ich bin in Verlegenheit und weiß nicht, auf welchen meiner Aussprüche er sich hier bezieht. Wenn er aber den meint, daß Trusts sich wohlverhalten und auch Schaden stiften können, so gibt er meinen Standpunkt richtig wieder. Ich bin der Meinung, daß ein Trust Schaden stiftet, wenn er seinen Vorteil sucht, indem er die Produktion beschränkt und dann gerade wegen der Knappheit der Produkte vom Volke hohe Preise erpreßt; er stiftet Schaden durch Fälschung, durch lügenhafte Annoncen und Ausbeutung, dadurch daß er Arbeiter durch Kinder ersetzt, durch Rabattgewährung und jede ungesetzliche oder ungehörige Art, Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, dadurch daß er sich ein Monopol zu sichern sucht, durch ungesetzliche oder unmoralische Behandlung seiner Konkurrenten, oder indem er in irgendeiner Form oder Gestalt die Moral verletzt, sei es gegen das Publikum, sei es gegen seine Angestellten oder gegen seine Konkurrenten. Jeder Trust, der in dieser Weise seinen Vorteil sucht, handelt schlecht; er ist in der Tat eine Verschwörung gegen das Volkswohl, die die Regierung mit allen Mitteln unterdrücken sollte. Wenn andererseits ein Trust seinen Vorteil nur dadurch sucht, daß er seine Produktion erhöht, indem er Unbrauchbares ausscheidet, seine Methoden verbessert, seine Nebenprodukte ausnutzt, bessere Maschinen einstellt, die Löhne erhöht, um sich tüchtigere Leute zu schaffen, den Grundsatz des Zusammenwirkens und des gegenseitigen Nutzens einführt, sich mit den Arbeitervereinigungen gut stellt, gegen die Unterbezahlung der Frauen und die Beschäftigung von Kindern einschreitet, mit einem Wort, indem er das Publikum und seine Konkurrenten gut und ehrlich behandelt, so benimmt sich ein solcher Trust anständig. Er ist ein Werkzeug der Zivilisation und trägt dazu bei, den Wohlstand zu erhöhen, indem er die Kosten des Haushalts so herabsetzt, daß er überall im Lande die Lebensverhältnisse bessert. Bestreitet Herr Wilson irgendeinen dieser Sätze? Wenn er es tut, so mag er unumwunden antworten. Es ist für das Land von höchster Wichtigkeit, daß sein Standpunkt in dieser Hinsicht klar und deutlich und nicht nur indirekt und andeutungsweise festgestellt wird. Ein großer Teil von Herrn Wilsons Artikel ist, obwohl er offenbar auf die fortschrittliche Partei gemünzt ist, so rhetorisch und unbestimmt, daß er keiner Antwort bedarf. Er behauptet jedoch im besonderen (unter

andern gleichfalls unbeweisbaren Dingen), die Fortschrittspartei sage, es sei „vergeblich, wenn man versuche, das Monopol zu verhindern"; sie wage die Trusts nur zu bitten, „freundlich" und „gnädig" zu sein! Es ist ein wenig schwer, bei der Achtung, die man bewahren möchte, wenn man von oder zu dem Präsidenten der Vereinigten Staaten spricht, auf eine so radikale, um nicht zu sagen unsinnige Verdrehung der Tatsachen zu antworten. Ich fordere den Präsidenten Wilson auf, einen einzigen Satz in unserm Programm oder in meinen Reden anzugeben, der für diese Behauptungen auch nur die leiseste Rechtfertigung bietet. Da er diese Angabe in einem Angriff auf mich gemacht hat, der durch nichts veranlaßt war, kann er sich nicht weigern, zu beweisen, daß sie wahr ist. Ich halte es für nötig, hier — wenn auch mit aller Achtung — darauf zu bestehen, daß ich um eine klare Angabe von Tatsachen, nicht um rhetorische Kunststücke bitte. Ich bitte ihn, wie es unter diesen Umständen mein Recht ist, genau die Worte anzuführen, die ihn berechtigen, uns diese Ansichten zuzuschreiben. Wenn er das nicht kann, so ist er sich selbst und dem Volke ein offenes Eingeständnis seinerseits schuldig. Ich zitiere nach dem fortschrittlichen Programm: „Hinter der sichtbaren Regierung sitzt auf dem Throne eine unsichtbare Regierung, die dem Volke keine Treue schuldet und keine Verantwortlichkeit anerkennt. Diese unsichtbare Regierung zu vernichten, den gottlosen Bund zwischen korruptem Geschäft und korrupter Politik zu lösen, ist heut die erste Aufgabe des Staatsmannes . . . Unser Land gehört dem Volke. Seine Hilfsquellen, sein Geschäftsleben, seine Gesetze, seine Einrichtungen sollten nutzbar gemacht, aufrechterhalten oder geändert werden, je nachdem es dem allgemeinen Interesse am förderlichsten ist." Dieser Satz ist klar. Wir sagen direkt, daß „das Volk" in jeder angemessen erscheinenden Weise das Geschäftsleben des Landes kontrollieren soll. Abermals fordere ich Herrn Wilson auf, irgendein Wort des Programms anzuführen, das seine gegenteiligen Darlegungen rechtfertigt. Kann er es nicht — und natürlich kann er es nicht, und er muß wissen, daß er es nicht kann — so wird er sicherlich nicht zögern, es offen einzugestehen.

Herr Wilson muß wissen, daß jedes Monopol in den Vereinigten Staaten die fortschrittliche Partei bekämpft. Wenn er diese Angabe in Zweifel zieht, so fordere ich ihn meinerseits auf (wie es mein gutes Recht ist), das Monopol zu nennen, das die fortschrittliche Partei unterstützte, mag es der Zuckertrust, der Stahltrust, der Harvester-Trust, der Petroleumtrust, der Tabaktrust oder irgendein anderer gewesen sein. Jeder vernünftige Mann im Lande weiß wohl, daß es nicht ein Wort der Rechtfertigung gibt, das sich mit Recht für Herrn Wilsons Behauptung anführen läßt, das fortschrittliche Programm sei den Monopolen angenehm gewesen. Unser Programm war das einzige, gegen das sie Einspruch erhoben, und sie unterstützten entweder Herrn Wilson oder Herrn Taft gegen mich, gleichgültig wer von beiden gewählt werden würde, wenn ich nur unterlag. Herr Wilson sagt, ich hätte meine „Idee über die Regulierung des Monopols

von den Herren bekommen, die den Stahltrust bilden". Behauptet Herr Wilson, daß Herr van Hise und Herr Croly ihre Ideen vom Stahltrust bekamen? Kennt Herr Wilson nicht die einfache Tatsache, daß die meisten modernen Nationalökonomen glauben, der unbeschränkte, ungeregelte Wettbewerb sei die Quelle der Übel, die, wie alle jetzt zugeben, beseitigt werden müsse, wenn diese unsere Zivilisation bestehen soll? Kennt er nicht die Tatsache, daß die sozialistische Partei sich schon lange gegen den unbeschränkten Wettbewerb ausgesprochen hat? Wenn man das Amt, das Herr Wilson bekleidet, achten will, so kann man diese seine Behauptung nicht mit dem rechten Namen nennen. Nun, die Ideen, die ich über die Beaufsichtigung und Regulierung des Wettbewerbs und des Zusammenschlusses im Interesse des Volkes vertreten habe, so daß das Volk Herr sein soll über beide, haben ein Vierteljahrhundert lang bei uns in der Luft gelegen. Ich war nur der erste Kandidat für die Präsidentschaft, der sie aufgriff. Es sind die fortschrittlichen Ideen, und fortschrittliche Geschäftsleute müssen schließlich auf sie kommen, denn ich glaube fest, daß schließlich alle klugen und ehrlichen Geschäftsleute, große wie kleine, unser Programm unterstützen werden. Wenn Herr Wilson sich ihnen widersetzt, so ist er der reine Apostel des Rückschritts. Er sagt, ich hätte meine „Ideen von den Herren bekommen, die den Stahltrust bilden". Das ist nicht wahr, aber ich will ihn dafür auf etwas hinweisen. Er selbst und Herr Taft waren es, die die Stimmen und das Geld jener selben Herren und derer vom Harvester-Trust bekamen.

Herr Wilson hat versprochen, alle Trusts zu vernichten. Das kann er nur auf gerichtlichem Wege. Wenn er gerichtlich vorgeht, kann er nur auf Erfolg hoffen, wenn er mein Vorgehen als Präzedenzfall nimmt. Tatsächlich ist das, was ich als Präsident getan habe, die Grundlage für jede Maßregel, die jetzt ergriffen wird oder ergriffen werden kann betreffs der Beaufsichtigung der Trusts oder der Unterdrückung von Monopolen. Die Entscheidungen, die in mehreren auf meine Veranlassung eingeleiteten Prozessen ergangen sind, bilden die Grundlage, auf der Herr Wilson jede Tätigkeit aufbauen muß, die er zur Unterdrückung des Monopols entfalten kann. Will Herr Wilson dies leugnen oder es irgendwie in Zweifel ziehen? Mit welchem Recht kann er meine Verwaltung als den Trusts angenehm hinstellen, da er doch weiß, daß er nicht ein einziges Versprechen, welches er gegeben hat, die Trusts zu bekämpfen, einlösen kann, wenn er sich nicht der Waffen bedient, deren die Bundesregierung beraubt gewesen war, ehe ich Präsident wurde, und die ihr während meiner Verwaltung und durch Prozesse, die ich einleitete, wiedergegeben wurden? Ohne mein Vorgehen könnte Herr Wilson jetzt keinen einzigen Prozeß gegen ein Monopol unternehmen oder durchführen, und wenn mein Vorgehen nicht gewesen wäre, und wenn infolgedessen nicht die Gerichtsentscheidungen ergangen wären, so würde der Kongreß außerdem nicht imstande sein, ein einziges Gesetz gegen das Monopol durchzubringen.

Herr Wilson wolle bedenken, daß die Männer, welche die Nördliche Hypothekengesellschaft gründeten und leiteten, auch die beherrschende Macht waren gerade in dem Stahltrust, der, wie Herr Wilson glauben machen möchte, mich unterstützte. Ich fordere Herrn Wilson auf, dies zu bestreiten, und doch wußte er genau, daß es mein erfolgreicher Prozeß gegen die Nördliche Hypothekengesellschaft war, der zuerst die Macht des Volkes über die Trusts wirksam zum Ausdruck brachte.

Nachdem ich Herrn Wilsons Buch gelesen habe, bin ich noch immer völlig im Dunkeln darüber, was er unter der „neuen Freiheit" versteht. Herr Wilson ist ein gebildeter und gelehrter Mann, ein Meister der Redekunst, und die Sätze im Buch sind gut ausgedrückte Behauptungen, die gewöhnlich eine Moral einschärfen, welche gesund, wenn auch unbestimmt und schlecht definiert ist. Herr Wilson macht manche Vorschläge (die schon längst von mir und von andern, die vor kurzem die Fortschrittspartei gegründet haben, dargelegt und ausgeführt worden sind), denen ich durchaus zustimme. Wo er z. B. für gehörige Öffentlichkeit des Geschäftsbetriebes eintritt, worin ich mit Herrn Wilson durchaus übereinstimme, drückt er sich folgendermaßen aus:

„Ihr wißt, daß in der Einsamkeit und Heimlichkeit die Versuchung lauert. Habt ihr das nicht erfahren? Ich habe es erfahren. Wir sind nie so schicklich in unserm Betragen, als wenn jeder genau sehen kann, was wir tun. Wenn ihr in einem fernen Teile der Welt weilt und glaubt, daß niemand von denen, die eine Meile in der Runde von eurer Heimat wohnen, in der Nähe sei, so gibt es Zeiten, wo ihr die gewöhnlichen Maßstäbe eures Verhaltens beiseite legt. Ihr sagt euch selbst: ‚Schön, ich will mich einmal austoben, niemand wird etwas davon erfahren.' Wenn ihr in der Sahara wäret, würdet ihr die Empfindung haben, daß ihr euch — nun sagen wir ein etwas lockeres Benehmen gestatten könntet; aber wenn ihr dann einen eurer Nachbarn euch auf einem Kamele entgegenkommen sähet, würdet ihr euch wieder anständig benehmen, bis er eurem Gesichtskreis entschwunden ist. Das Gefährlichste in der Welt ist, irgendwohin zu gelangen, wo euch niemand kennt. Ich rate euch, bei euren Nachbarn zu bleiben, dann bleibt ihr vielleicht vorm Gefängnis bewahrt. Dies ist der einzige Weg, wie manche von uns dem Gefängnis entgehen können."

Ich stimme durchaus nicht dem zu, was die Moral dieses Satzes zu sein scheint; sie besagt, daß man von jemandem allerlei unmoralische Dinge erwartet und sie ihm verzeiht, wenn er sie allein begeht und glaubt, daß er nicht entdeckt wird. Es ist sicher nicht nötig, auf richtiger Öffentlichkeit zu bestehen, um eine Moral von so niedrig materieller Art zu predigen.

Noch weit mehr von dem, was Herr Wilson sagt, verstehe ich nicht genau, und was ich verstehe, mißbillige ich. In nationalökonomischen Fragen ist die Politik, die er als einen Teil der neuen Freiheit vertritt, einfach die uralte „Freiheit", dem einzelnen starken Manne, unbehindert durch das Eingreifen der Allgemeinheit, das Recht zuzugestehen, über die Schwachen

und Hilflosen herzufallen. Die „neue Freiheit" in abstrakter Beziehung scheint die Freiheit der Großen zu sein, die Kleinen aufzufressen. In konkreter Beziehung möchte ich hinzufügen, daß Herrn Wilsons falsche Darlegungen dessen, was ich gesagt habe, anzudeuten scheinen, daß er die neue Freiheit als ein Freisein von jedem Zwange betrachtet, dem neunten Gebot zu gehorchen.

Aber schließlich sind meine Ansichten oder die Grundsätze der Fortschrittspartei jetzt von weit geringerer Bedeutung als die Absichten des Herrn Wilson. Diese sind in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Seine Reden und Schriften dienen nur dazu, sie noch mehr zu verdunkeln. Wenn diese Versuche, seine falsche Darstellung meiner Haltung gegen die Trusts zurückzuweisen, dazu führen sollten, seine eigene klarzumachen, so wird diese meine Untersuchung für das Land wirklich wertvolle Früchte getragen haben. Wenn Herr Wilson irgendeinen eigenen Plan hat, wie er mit den Trusts verfahren will, so besteht er darin, alle großen industriellen Organisationen zu unterdrücken — wahrscheinlich nach dem Grundsatz, den sein Staatssekretär vor vier Jahren ausgesprochen hat, daß jede Korporation, die mehr als einen bestimmten Prozentsatz einer bestimmten Ware hervorbringt (ich glaube, der bestimmte Betrag war 25 Prozent) unterdrückt werden sollte, ganz gleichgültig, was für wertvolle Dienste sie leistet. Die einfache Tatsache ist, daß ein solcher Plan wertlos ist; wenn er zur Ausführung gebracht würde, so würde er weit mehr schaden als nützen. Der Plan der Fortschrittler würde dem Volk die volle Aufsicht über die Trusts geben und sie in ausgezeichneter Weise hindern, Unheil zu stiften, während er zugleich jede industrielle Energie und Fähigkeit, die dazu beiträgt, den Wohlstand zu erhöhen, für das öffentliche Wohl nutzbar macht und sich im Einklang befindet mit dem Moralgesetz und dem Gesetz des Landes. Herrn Wilsons Plan würde schließlich den Trusts von Nutzen sein und niemandem als dem Volke dauernden Schaden bringen. Eine der Stahlkorporationen z. B., welche sich der schlimmsten Missetaten gegen ihre Angestellten schuldig gemacht hat, ist die Kohlen- und Eisengesellschaft in Colorado. Herrn Wilsons und Herrn Bryans Plan würde, wenn er glückte, nur bedeuten, daß vier solche Gesellschaften, die jeder Aufsicht entzogen wären, jeden großen Industriezweig des Landes monopolistisch ausbeuten dürften. Wenn man eine solche Leistung als die „neue Freiheit" hinstellt, so genügt das, um den Ausdruck verächtlich und lächerlich zu machen.

Präsident Wilson hat bestimmte Versprechen gegeben, und das Programm der Demokraten ebenfalls. Herr Wilson hat jetzt die Gewalt, und in beiden Häusern hat er eine demokratische Mehrheit. Er und das demokratische Programm haben versprochen, die Trusts zu vernichten, die Kosten der Lebenshaltung zu verringern und zugleich den Wohlstand des Farmers und des Arbeiters zu erhöhen — was natürlich bedeuten muß, daß der Verdienst des Farmers und der Lohn des Arbeiters erhöht werden soll. Er und seine Partei gewannen auf dieses Versprechen hin bei der Wahl.

Wir haben ein Recht zu erwarten, daß sie es halten werden. Wenn Herrn Wilsons Versprechungen etwas anderes sind als ganz leere Worte, ist er verpflichtet, seine wohltätigen Absichten in die Wirklichkeit umzusetzen, indem er alle Trusts und Korporationen auseinanderreißt, so daß der Wettbewerb genau auf denselben Standpunkt gestellt wird, den er vor fünfzig Jahren eingenommen hat. Wenn er das nicht meint, so meint er gar nichts. Etwas anderes kann er nicht tun, wenn er nicht beweisen will, daß sein Versprechen und die Ausführung desselben nicht miteinander übereinstimmen.

Herr Wilson sagt, „die Trusts seien jetzt unsere Herren, aber ihm liege nichts daran, in einem Lande, das als frei bezeichnet werde, unter Herren zu leben, selbst unter freundlichen". Gut, die Fortschrittler erheben Widerspruch dagegen, Herren zu haben, ob freundliche oder unfreundliche, und sie glauben nicht, daß eine „neue Freiheit", welche tatsächlich bedeuten würde, daß man vier Kohlen- und Eisengesellschaften in jedem Industriezweig tun ließe, was sie wollten, dem Lande zu besonderem Segen gereichen würde.

Die Fortschrittler haben ein klares und bestimmtes Programm, nach dem das Volk die Trusts beherrschen würde, statt daß die Trusts das Volk beherrschen, wie es nach Herrn Wilsons Meinung der Fall ist. Einstimmig haben die Trusts die Gegner dieses Programms, die Herren Taft und Wilson, unterstützt; sie fürchteten augenscheinlich unser Programm unendlich mehr als irgend etwas, das Herr Wilson androhte. Das Volk hat Herrn Wilsons Versicherungen Glauben geschenkt; nun mag er sein Versprechen halten. Wenn seine Worte einen Sinn haben, ist er verpflichtet, jeden Trust, jede große Korporation — vielleicht sogar jede kleine — in den Vereinigten Staaten niederzureißen — nicht nur die Bewegung zu machen, als ob er sie niederreißen wollte, sondern sie wirklich niederzureißen. Er ist verpflichtet gegen die von den Fortschrittlern vorgeschlagene Politik (der zufolge die großen Trusts gleichzeitig durch gesetzliche und Verwaltungstätigkeit wirksam beaufsichtigt und beherrscht werden sollten). Mag er dem Volke die Treue halten; mag er in Treuen versuchen, die Versprechen zu halten, die er so wiederholt gegeben hat. Ich glaube, daß sein Versprechen wertlos ist und nicht gehalten werden kann. Ich glaube, daß jeder Versuch, es aufrichtig zu halten und es ehrlich auszuführen, entweder überhaupt zu nichts oder zu einem Unglück führt. Aber was ich glaube, ist nicht von Bedeutung; Herr Wilson ist Präsident; seine Handlungen sind von Bedeutung. Er ist dem Volk der Vereinigten Staaten in Ehren verpflichtet, sein Versprechen zu halten, und nicht nur dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit alle großen Geschäftsbetriebe, alle Trusts, alle Korporationen jeder Art und Gestalt niederzureißen. Was er sagt, darauf kommt es in Zukunft wenig an; es kommt an auf das, was er tut, und darauf, wie das Ergebnis dessen, was er tut, mit den Versprechen und Prophezeiungen übereinstimmt, die er gab, als er noch nichts weiter zu tun hatte als zu reden, nicht zu handeln.

III.

Die Blaine-Kampagne.

In „Harper's House", geschrieben von J. Henry Harper, kommt die folgende Stelle vor: „Curtis kehrte in Begleitung des jungen Theodore Roosevelt von dem Konvent zurück, und auf der Fahrt nach New York besprachen sie eingehend die Lage und kamen zu dem Schluß, daß es sehr schwierig sein würde, Blaine dauernd zu unterstützen. Aber Roosevelt hatte darauf eine Besprechung mit dem Senator Lodge und trat schließlich auf die Seite Blaines. Curtis kam in unser Bureau und fand, daß wir einmütig gegen die Unterstützung Blaines waren; mit herzlicher Bereitwilligkeit richtete er seine Redaktionsgeschütze auf den ‚helmbuschgeschmückten Ritter' vom literarischen Ruf eines Mulligan. Sein Werk war so wirkungsvoll und todbringend wie irgendein Kampf, den er je im ‚Weekly' geführt hat." Diese Behauptung entbehrt jeder tatsächlichen Grundlage. Ich kehrte nicht in Begleitung des Herrn Curtis von dem Konvent zurück. Er reiste vom Konvent aus nach New York, während ich auf meine Farm in Norddakota ging. Eine Unterhaltung, wie die angegebene, hat zwischen mir und Herrn Curtis nie stattgefunden. Herr Curtis sagte in meiner Gegenwart zu einer Anzahl von Leuten, die sich damals in Chicago aufhielten: „Ihr jüngeren Leute könnt, wenn ihr es für richtig haltet, es ablehnen, Herrn Blaine zu unterstützen, aber ich bin ein zu alter Republikaner und bin zu lange mit der Partei verbunden gewesen, als daß ich jetzt mit ihr brechen sollte." Ich habe nicht nur nach dem Konvent niemals, sondern auch während des Konvents oder sonst niemals die Absicht gehegt, die mir an der angeführten Stelle zugeschrieben wird. Ich besprach die ganze Lage mit Herrn Lodge, ehe ich zum Konvent ging, und wir hatten beschlossen, Herrn Blaine ehrlich zu unterstützen, wenn er auf ehrliche Weise nominiert werden sollte.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus, Leipzig.

